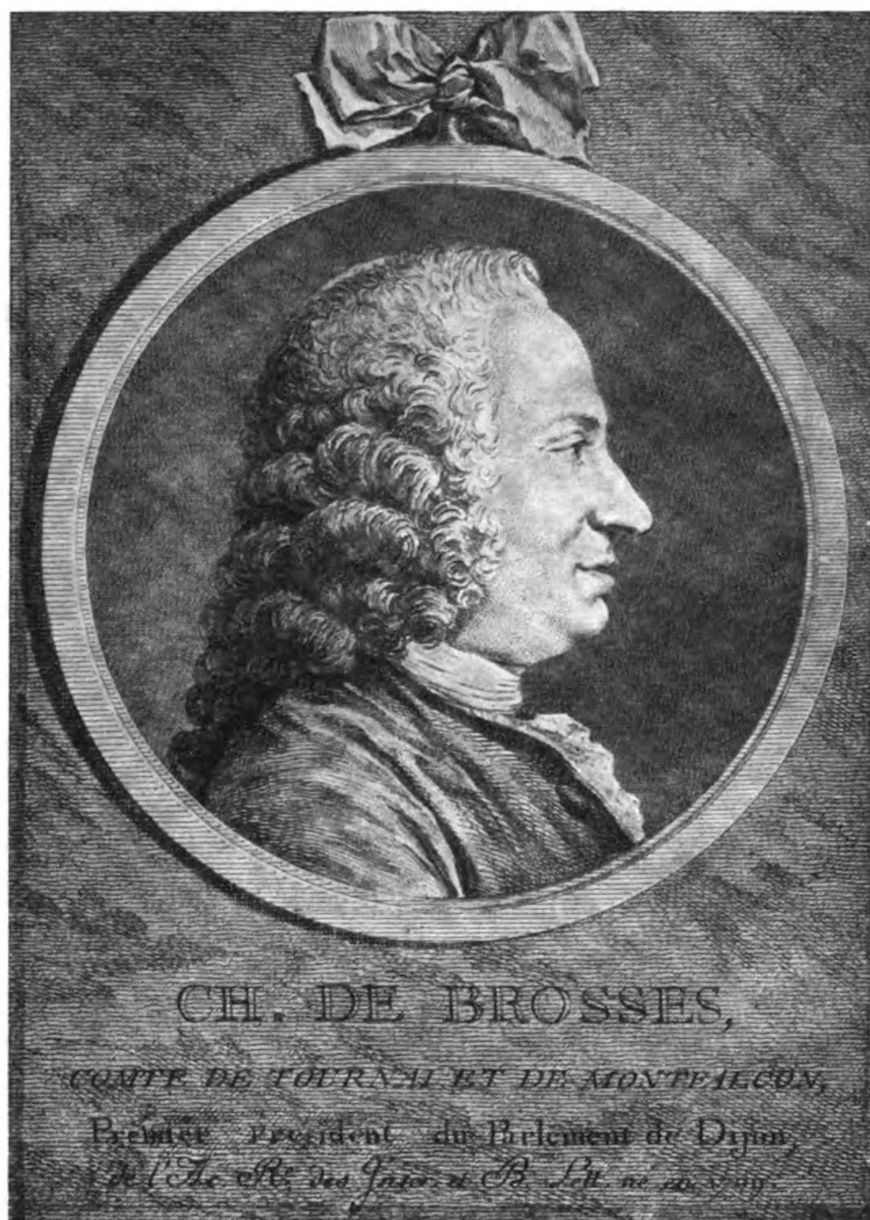
# DE BROSSES
# VERTRAULICHE BRIEFE

DE BROSSES / VERTRAULICHE BRIEFE AUS ITALIEN

ZWEITER BAND

MIT 33 BILDBEIGABEN


CH. DE BROSSES,
COMTE DE TOURNAI ET DE MONTFALCON,
Premier President du Parlement de Dijon,

(1)

DES PRÄSIDENTEN

# DE BROSSES

# VERTRAULICHE BRIEFE AUS ITALIEN

AN SEINE FREUNDE IN DIJON 1739–40

ÜBERSETZT VON

WERNER UND MAJA SCHWARTZKOPFF

ZWEITER BAND




A. Aveline Sculp

1 · 9 · 2 · 2

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

BUCHAUSSTATTUNG VON PAUL RENNER

## SECHSUNDDREISSIGSTER BRIEF

Rom, Oktober 1739.

An Herrn von Blancey und Herrn von Neuilly.

Ankunft in Rom. — Was es im ganzen für eine Stadt iſt. — Vom italieniſchen Prunk. — Auf dem Zollhaus.

Seid ihr denn ſamt und ſonders vom Teufel beſeſſen! Was verſteift ihr euch darauf, daß ich eingehend von Rom erzähle und tauſenderlei wiederkäue, was ihr und jedermann wißt! Ihr ſolltet euch mit dem begnügen, was ich kürzlich Neuilly in Bauſch und Bogen darüber geſchrieben habe. Aber meinetwegen. Ich ſchicke euch alſo mit jeder Poſt ein halb Dutzend Blätter, auf die ich für mich ſelbſt einige unverdaute Bemerkungen gekritzelt hatte, und will, was mir beim Überleſen noch einfällt, an den Rand ſchreiben. Aufbau und Zuſammenhang findet ihr nicht darin, ordnet das Geſchreibſel ſelbſt, wenn ihr Luſt habt. Auch das noch von mir zu erhoffen, wäre Vermeſſenheit. Wüßtet ihr, wie ſanft mich die Nichtstuerei hier im Bann hält! So ſchon tue ich euch weit mehr zuliebe, als ich mir ſelbſt zutraute, denn ich bin, mit Madame de Sevigné zu reden, auf dem Sprung, unters Bett zu ſchlüpfen, wenn ich mein Schreibzeug nur anſehe.

Beginnen wir alſo da capo. Am neunzehnten Oktober gegen Abend lag die vielgeliebte Stadt Rom, unſer Hauptziel, vor uns. Wiewohl die Peterskirche am tiefſten, ſumpfigſten Fleck der Stadt liegt, wird ihre Kuppel der außerordentlichen Höhe wegen zuerſt ſichtbar. Ehe wir auf dem Ponte Molle, ehedem »pons Milvius«, über den Tiber fuhren, ſpähten wir ängſtlich ihre Ufer ab, ob nicht vielleicht Cicero dort einige römiſche Prätoren verſteckt hätte, um uns Sendlingen des Gallierlandes die Vollmachten der Mitverſchworenen Katilinas abzunehmen. Die Indizien gegen Loppin waren erdrückend, er hat unſtreitig eine Verſchwörernaſe, ein Jemand meinte ſogar, ſie müſſe meinen Salluſt zieren.

Jenseits der Brücke durchquert man auf langer gerader Straße eine Vorstadt und kommt an das triumphbogenähnliche Stadttor, die »Porta del Popolo«. Wir Franzosen nennen es meist »Volkstor« (»Porte du Peuple«), sollten aber richtig »Pappeltor« (»du Peuplier«) sagen, denn es heißt del popolo, weil einmal ein Pappelwäldchen dort stand. Dies Tor ist die antike Porta Flaminia, und das Ende der Via Flaminia ist heute der lange Corso. Nach anderen freilich wäre es die Porta Flumentana, ich meine aber, daß die mehr im Innern am Tiber lag. Den Reisenden, der so zu Land ankommt, besticht wohl keine Stadt der Welt mehr als Rom. Das Pappeltor ist die Spitze eines dreieckigen Platzes, ein Brunnen mit einem Granitobelisken, der einst im Circus Maximus gestanden hat, ist sein Mittelpunkt. Die Dreieckbasis ist dem Eintretenden gegenüber durchbrochen und der Blick schweift in drei lange gerade Straßen, deren Ansätze durch die Säulenpforten zweier hübsch ganz gleich gebauter Kuppelkirchen getrennt sind und wie die Zehen einer Gänsepfote auseinanderlaufen. Die eine Außenstraße führt auf den spanischen Platz, die andere zum Tiberhafen, der »Ripetta«, die mittlere aber und längste läuft kerzengerade wie ein römisches I bis zum Palazzo San Marco, der fast im Mittelpunkt der Stadt liegt. Die Granitnadel auf der Piazza del Popolo ist die kleinere der beiden, die einst den Circus Maximus zierten, die nämlich, die erst König Sesostris gehörte und von Augustus nach Rom geschafft ward. Sixtus V. hat sie an dieser Stelle durch Fontana aufstellen lassen, und zwar so, daß sie für jede der drei Straßen der Gänsepfote einen weit sichtbaren Schluß gibt. Augenpunkte, Ausblicke auf sich auszeichnende Bauten und Anlagen auszusparen, versteht man in Rom ausgezeichnet, und diese Kunst tut nicht das wenigste dazu, daß die Stadt so durchseelt von Größe und Prunk wirkt. Und das versteht man in Paris kein bißchen. Nur von den Kais aus gibt es dort einmal einen Ausblick. Place Vendôme wie die Place Royale, die wunder-

bare Louvrefassade und das Gervasiustor — und die letzten beiden könnten mit dem Schönsten hier wetteifern — sind für Fernwirkungen so gut wie nicht vorhanden. Nichts ist geeigneter dem Einziehenden einen hohen Begriff von Rom zu geben, als dieser erste verblüffend schöne Anblick. Aber schauen Sie ja immer geradeaus, wenn Sie sich verleiten lassen und auch auf die Schenkel des Dreiecks einen Blick werfen, sehen Sie rechts ein paar riesige Heuspeicher, links die recht mäßige Marienkirche, nebst ein paar armseligen Privathäusern. So kommt's, daß die Piazza del Popolo, wieviel Schönes sie auch enthält, durchaus kein schöner Platz ist.

Aber solchen Ungereimtheiten werden Sie hier überall begegnen, das ist Gemeinfehler: entweder Palast oder Kate, und um ein herrliches Bauwerk stehen hundert elende Häuschen. Die paar großen Hauptstraßen, wundervoll lang und gerade und überdies fast stets durch einen schönen Ausblick geschlossen, scheinen für nichts anderes gut, als daß man sich aus einem Gewirr von Sackgassen, gewundenen Sträßlein, und häßlichen Plätzen glücklich hinausfindet.

Nichts ist leichter, als die Stadt obenhin zu kennen, nichts schwerer, als sich im einzelnen zurechtzufinden. Ich möchte fast glauben, daß man Rom noch seine Verbrennung durch die Gallier anmerkt, und daß beim Wiederaufbau jeder Bewohner sein Haus dahin gestellt hat, wo er just einen Platz leer fand. Wenn die alten Römer mit einem gewissen Recht ihre Häuser Inseln nannten (insulae), so verdienen viele ihrer Wohnhäuser die Bezeichnung noch heute, bei den meisten erscheint der Inselcharakter nur dadurch abgeschwächt, daß man den leeren Raum bis zum Nachbar mit kleinen Baulichkeiten bedeckte, ohne jedoch auf eine Straßenzeile Bedacht zu nehmen. Trotzdem wirkt die Stadt im ganzen wohlangelegt, weil um die Gäßchenviertel gerade Straßen herumführen, wo sich der Hauptverkehr abspielt.

Der Corso — die Mittelzehe obbesagter Gänsepfote — mißt nicht weniger als eine gute Meile von der Piazza San Marco

bis zur Piazza del Popolo, und eine zweite bis zur Milvischen Brücke. Er hat an vielen Stellen recht schöne Gebäude, ist aber im Verhältnis zu seiner Länge zu eng, und erhöhte Steige, die man zu beiden Seiten für Fußgänger daran anlegte, engen ihn noch mehr ein. Trotzdem werden hier im Karneval die Preisrennen für Pferde und die Maskenzüge gehalten, und bei der täglichen Promenade rollen hinauf und hinunter zwei endlose Schwänze Kutschen, eine hinter der anderen.

Ich kann diesen platten Brauch der Italiener, inmitten einer Stadt in der Kutsche spazieren zu fahren, wobei man vor Hitze und Staub zu ersticken meint, nicht ausstehen.

So schön aber diese Straße heute noch ist, wie tief ist sie von ihrer alten Pracht gesunken, wenn nämlich die Pläne und Beschreibungen der antiken Via Flaminia ein wahres Bild geben, wie sie zu Römerzeiten gewesen ist. Was kann man sich Prächtigeres, ja Überwältigenderes vorstellen, als die Doppelreihe Mausoleen, Riesenstandbilder und Obelisken, die einst die Straße ihrer ganzen Länge nach einfaßten, dann und wann unterbrochen von öffentlichen Plätzen und Säulenhallen! Ich argwöhne freilich ein bißchen, daß man uns nur das beschreibt, was bei den Herren Alten schön war. Von all den häßlichen Dingen, die doch wohl auch dagewesen sind, sprechen sie sicher kein Sterbenswörtchen.

Aber es wird nun Zeit, daß unsere Herrlichkeiten ihre Fahrt durch die Via del Babuino fortsetzen und vorerst einmal in einem Allerweltsgasthofe absteigen, bis wir einen Palazzo finden, würdig unsere Exzellenzen aufzunehmen.

Wir sind also im Monte d'Oro am spanischen Platze gelandet, dem besten und fast einzigen Gasthof für ankommende Fremde. Es gibt nämlich in der großen, fremdenreichen Stadt nur wenig Gasthäuser. Darum wohnt man für gewöhnlich dort nicht, sondern kehrt nur vorübergehend ein, bis man etwas findet, was die blumenreiche Sprache des Landes stolz »Palazzo« benamst, einfacher gesagt, eine möblierte Woh-

nung. In einigen Tagen werden wohl auch wir so weit sein, wenn uns der Wirt vom Monte d'Oro erst tüchtig das Fell über die Ohren gezogen hat. Aber bedauern Sie das einmal, wenn Sie seine Puddings gekostet haben. Mein Freund, das geht noch über die Rahmtörtchen des Bedreddin-Hassan, die doch in »Tausendundeine Nacht« eine so tiefe und schmerzvoll große Dankbarkeit auslösen. Wir haben eben einen kleinen Koch, der sie ganz wundervoll zubereitet. Unsere englischen Freunde, die wir damit regalierten, beteuern einstimmig, daß sie dies Gericht trotz seines Londoner Ursprungs weder im Parlament, noch selbst in Westminster so gut vorgesetzt bekommen hätten: »Nehmen Sie eine Menge Rindermark, etwas mehr in Milch geweichtes Brot, Frangipangewürz, Zimt und Korinthen. Formen Sie aus dem Ganzen ein Brot, schlagen es in eine Serviette und kochen es in tüchtig sprudelndem Wasser. Lassen Sie es dann in der Tortenform noch einmal backen, damit es Kruste bekommt,« — und essen Sie viel davon, wenn Sie einen guten Magen haben, das heißt soviel, wie Sainte-Palaye, der Schlecker. Dann geben Sie zu, daß Martialot ein Fant war, als er dies Zwischengericht nicht an den Anfang seines Cuisinier français gestellt hat. Für meinen Geschmack sind nur die Korinthen daran überflüssig, und wir haben ausgemacht, man sollte sie alle in eine Ecke des Kuchens verbannen, die Sainte-Palaye vorbehalten bleibt, und er schreibt dann um seinen Teil: »Non licet omnibus adire Corinthum.«

Nun wohnen wir also schon recht behaglich in einem Miethaus am spanischen Platz, gegenüber dem Brunnen della Barcaccia, zu Füßen und an der Treppe der Kirche Trinità dei monti, lateinisch: »ad saepta tributa« und »ad radices montis Pincii, sive collis hortulorum« (bei den Wahlschranken der Comitien, am Fuße des Pincischen Berges oder des Hügels der Gärtchen).

Mit andern Worten, mein Liebling: Falls der Ehrgeiz Sie einmal treiben sollte, sich um ein hohes Amt in der

römischen Republik zu bewerben, kann ich Sie kräftigst unterstützen, denn ich wohne genau an dem Fleck, wo die alten Römer abstimmten. Madama Peti, unsere ehrenwerte Hauswirtin, gibt uns reichlich, was wir bedürfen, ausgenommen Bettvorhänge, denn die gelten hierzulande als verwerflicher Luxus. Luxus, Himmeldonnerwetter! Auf die Lebensart der Leute hier bin ich nicht eingerichtet und bin so üppig, daß ich mir einen von grauer Serge leisten werde. Um die Wohnungen haben wir gelost, und die erlauchteste Nase unseres Vetters Loppin hat dabei die schönste ergattert.

Wir haben vier Kutschpferde, falb wie die Rosse der Apokalypse, die von zwei majestätischen Rosselenkern mit eckigen Umschlagperücken kutschiert werden und feierlichst zwei Mietkutschen, die weder teuer noch schön sind, durch die Stadt ziehen. In diesem Aufzug also können Sie, wann es Ihnen Spaß macht, vier französische Signori in voller Gala auf dem Corso kutschieren sehen. Von Stund an, sobald wir eingerichtet sind und mit der römischen Welt Fühlung haben, will ich mich auf die römischen Damen stürzen.

Ich hatte anfangs vor, um die Stadt ganz herum zu gehen, es wäre aber ein langer Spaziergang geworden: denn die Stadtmauer, die sich völlig aus der Zeit der römischen Kaiser erhalten hat, dürfte der Pariser nur wenig an Umfang nachgeben. Trotzdem ist es kaum zweifelhaft nach damaligen Volkszählungen, daß das antike Rom fünf- bis sechsmal soviel Einwohner hatte, wie heute das dichtbevölkerte Paris mit seinen hochaufgeführten Häusern. Nun ist nicht anzunehmen, daß die altrömischen Häuser noch viel höher gewesen seien. Aber dafür wimmelten damals die großen Paläste von Bediensteten, und in den Häusern der kleinen Leute müssen die Haushalte übereinander gepackt gewesen sein wie in Peking. Nach dem, was mir Père Fouquet erzählte, bewohnt nämlich dort eine Familie von zwölf Köpfen nur ein einziges, mittelgroßes Zimmer, alle schlafen auf einer Pritsche, in einer Reihe nebeneinander wie die

Stinte. Zweifellos hat man freilich auch bei der Bevölkerung Altroms die sehr ausgedehnten Vorstädte mitgerechnet. Heute dagegen könnte man Rom, im Verhältnis zu seiner Ausdehnung, fast verödet nennen. Bewohnt ist nur das Stück zwischen Tiber, Monte della Trinità, Monte Cavallo und Kapitol, also etwa ein Stadtdrittel, das zum guten Teil die vielen öffentlichen Bauten und große Privatpaläste einnehmen. Dazu tun Sie noch Trastevere und ein kleines Eck zwischen Sankt Peter und der Engelsburg. Im übrigen inmitten von Feldern, Gärten, sich weithin streckenden Gebäuden und Ruinen nur hie und da eine bewohnte Straße. Die Stadt mag alles in allem 150000 Bewohner haben. Die Paläste der hohen Herren sind fast ebenso menschenleer wie das übrige, denn sie haben keine fest angestellte Dienerschaft, sondern nur eine Menge Livreen in der Kleiderkammer, in die an Tagen, wo repräsentiert werden soll, gemietete Lakaien hineinschlüpfen.

Längs des Tibers gibt es keine Kais; denken Sie, welch Übelstand für solch wohlgezierte Stadt! Daher kommt es, daß die Viertel in der Nähe des Flusses, welche die lichtesten und luftigsten sein sollten, im Gegenteil am häßlichsten sind, besonders das Judenviertel ist eine Erzschweinerei. Kais wären die notwendigste Verbesserung und Verschönerung, die man der Stadt geben sollte. Ihre Anlage würde übrigens von dort, wo der Fluß eintritt, bis zum Ponte Sant' Angelo, wie man mir erzählte, nicht mehr gekostet haben, als die vollendete Ausschmückung von San Giovanni in Laterano. Ja, man hätte sogar geschwankt, für welches von beiden die Summe verwendet werden sollte, und sich schließlich für die Kirchenausschmückung entschieden. Sehr vernünftig gedacht! Was sagen Sie dazu? Trotzdem nahm man die Entscheidung hier beifällig auf, wo man am Kult und allem, was dazu gehört, mehr hängt, als an irgend etwas anderm. Ja, ja, das Volk ist völlig fromm, und doch darum nicht weiser. Es heißt auch, die Judenschaft hätte sich erboten, auf ihre Kosten

das Tiberbett zu säubern und auszutiefen, und bis zur Isola San Bartolomeo (das ist die Strecke, die es am nötigsten hätte) Kais zu bauen, unter der Bedingung, daß man ihnen alle dabei im Flusse gefundenen antiken Schätze und Raritäten überließe. Daß sie ungeheure Schätze gefunden hätten, ist sicher, ob sie aber zur Deckung ihrer Unkosten genügt hätten, bezweifle ich. Ihr Vorschlag ward abgelehnt in der Befürchtung, der aufgerührte Schlamm möchte die Pest in die Stadt bringen.

Wie Sie wissen, genießt der Tiber außerhalb seines Vaterlandes keines hohen Ansehens: ja man hält ihn nicht selten für einen kümmerlichen, gelben Gebirgsbach. Damit tut man ihm aber Unrecht. Wohl ist er so gelb oder noch gelber als irgendeine gelbe Schönheit des Reiches Bedschapur, hat aber doch immerhin die Breite unserer mittleren Ströme, ungefähr wie der Doubs vor der Mündung. Da er jedoch nicht lange vorher aus den Bergen kommt, ist er ziemlich reißend und tritt bei starken Regengüssen oder Schneefällen plötzlich über die Ufer. Dann ist er außer Rand und Band und benimmt sich wie ein rauflustiger Junge, wir haben ihn hier schon in seiner vollen Glorie gesehen. Man überquert ihn fast nur auf der Engelsbrücke und dem Ponte Sisto, die anderen Brücken sind baufällig oder wenig begangen. Die Engelsbrücke ist äußerst prächtig, denn sie hat eine weiße Marmorbalustrade, auf deren Sockelvorsprüngen zehn Engel, ebenfalls aus weißem Marmor, sämtliche Passionswerkzeuge in Händen halten. Meiner Treu, die Passionswerkzeuge wirken auf einer Brücke armselig. Engeln und Heiligen geht es in den Kirchen so gut, warum hat man sie nicht dort gelassen? Es sieht nicht aus, als ob es ihnen hier gefiele, zum mindesten wirken sie, als ob sie nicht hingehören.

Der Tiberhafen, genannt »Ripetta«, hat erst kürzlich durch Clemens XII. Ausbau und Schmuck erhalten, und die Ausführung ist nicht geglückt, wie man wünschen möchte. Das Ufergelände ward mit einer großen, in der Mitte sich ein-

bauchenden Steintreppe bekleidet, mit ein paar Springbrunnen geschmückt und einem kleinen Denkmal, über dem ein Stern schwebt. Der Stern deutet an, daß der jetzige Papst der Bauherr gewesen ist, dessen Geschlecht den Stern im Wappen führt. Man sieht nämlich hierzulande sehr eifrig darauf, Namen und Wappenschild auf jedem Gebäude, das man errichtet, anzubringen. Ja, wenn mehrere Standespersonen an ein und demselben beteiligt waren, trennt man sorglich, was jedem von ihnen angehört. Sicherlich spornt nichts den Wetteifer stärker an, als dieser Trieb, ein dauerndes Denkmal seiner selbst der Nachwelt zu hinterlassen. Es ist unglaublich, — wenn man's nicht mit Augen sähe, — was für Bauten Herrscher, Kardinäle und große Herren in solchem gegenseitigen Wetteifer für öffentliche und eigene Zwecke geschaffen haben. Darin gemahnen sie an die alten Römer; die Macht freilich, gleich Gewaltiges zu unternehmen, fehlt ihnen.

Wir Franzosen sagen oft, der Italiener sei kleinlich und geizig, wisse sein Geld nicht auf gute Art auszugeben und Ehre damit einzulegen, ja, er gebe niemandem auch nur ein Glas Wasser; nur bei uns hätten die großen Herren vornehmes Auftreten, eine üppige Tafel, glänzendes Fuhrwerk und Möbel, Schmuck, Juwelen und geschmackvollen Aufputz. Ich habe nun hier öfter die Möglichkeit, die Art, wie der Italiener Aufwand treibt, mit der unserer Nation zu vergleichen, und sage freiheraus: der italienische scheint weit reicher, edler, erfreulicher, nutzbringender und glänzender und läßt mehr Größe spüren. Was wir in Frankreich unter »etwas in der Gesellschaft vorstellen« und »ein großes Haus machen« verstehen, heißt kurz gesagt: großartig speisen. Ein reicher Mann, der bei uns repräsentieren will, hat viele Köche, viele Vor- und Zwischengerichte, geschmackvoll hergerichtetes Tafelobst, nebenbei gesagt ein Brauch, den wir erst aus Italien gelernt haben. Es muß so viel zu essen und zu trinken dastehen, daß es für die drei-

fache Zahl Gäste reichen würde. Er holt dann soviel Leute wie möglich zusammen, ohne daß er sich viel den Kopf zerbricht, ob sie zu seinen Freunden gehören oder ob es nette Leute sind, die die ganzen Gerichte verspeisen müssen. Ihm genügt schon zu zeigen, daß er die erlesenste Küche und die feinst angerichteten Speisen hat, und daß man in alle Welt verkündet, niemand wisse sich mit seinem Reichtum soviel Ehre zu machen. Bei solchem Geldausgeben lebt er in beständiger Hetze, hat wenig Freude, wenn nicht gar Verdruß, steckt trotz seines Reichtums stets in Schulden, ja, richtet sich nicht selten zugrunde und ist gewiß vergessen, sobald sein Essen verdaut ist.

All das tut der Italiener nicht. Hat er durch sparsames Leben eine große Geldsumme angesammelt, so tut er sich dadurch hervor, daß er einen öffentlichen Bau aufführt, der seinem Vaterlande zu Schmuck und Ehre gereicht und seinen Namen, seine Macht und Größe und seinen Geschmack dauernd auf die Nachwelt bringt. Ist diese Art Eitelkeit nicht weit verständiger und erreicht sie nicht ihren Zweck besser? Denn erstens, wenn man den Aufwand, wie billig, an der Ausgabe mißt, so ist er beim Italiener weit höher, außerdem gibt er den notwendigsten Gewerben viel mehr zu verdienen, als den Gewerben des Luxus, bei uns aber ist es genau umgekehrt. Und wenn man etwa an die eigene Freude beim Ausgeben selber denkt, ist es nicht ebenso ergötzlich, vor seinen Augen Werke emporwachsen zu sehen, die bleiben werden, als das, der Zurichtung einer Schmauserei zuzuschauen, von der bald kein Krümchen mehr da ist? Außerdem ist jenes befriedigender und vornehmer. Wenn man schließlich erwägt, welche Freude man anderen bereitet, ist es nicht ebensoviel wert, das Auge zu ergötzen als den Gaumen? Eine schöne kannelierte Säule kann es wohl mit einem zarten Haselhühnchen aufnehmen! Man betrachtet sie nicht nur einmal, sondern immer wieder, sie ist ein stets bereites Festmahl für die Heutigen und Kommenden, und jeder

Erdgeborene ist dazu geladen. Und unbestreitbar: je allgemeiner das Fest, desto angesehener ist der Gastgeber und desto höhere Ehre weiß er sich mit seinem Reichtum zu machen. — Ich meine, dicker Blancey, wiewohl Sie ein ganz schlimmes Leckermaul sind, gerade meine Stimme müßte in dieser Sache bei Ihnen etwas gelten, oder aber, Sie hätten schlangenzüngig gelogen, als Sie mir angesichts aller Gläubigen beim Ordensfest versichert haben, ich selber sei der allergrößte und unerhörteste Schlecker. Mit Ihnen aber, Neuilly, wiewohl Sie die Ehre dieses schlechten Rufes mit mir teilen, weiß ich mich hierin einer Ansicht.

Aus dieser gelehrten und tiefsinnigen Auseinandersetzung ziehe ich nun den Schluß, daß der Italiener nicht so ganz unrecht hat, über unsere Art Aufwand zu spötteln: »Che tutto se ne va nel cacatojo«, wie sie spöttisch sagen, und daß sie mit ebenso gutem Grund unsere großen Herren für Knicker halten, weil jene keine öffentlichen Bauten aufführen, wie wir ihnen vorwerfen, sie wüßten einem nichts vorzusetzen. Aber ist die Tafel an sich etwas sehr Erfreuliches? Gewiß doch, und wer wüßte das besser als ich? Sie ist täglich wieder ein Vergnügen und sogar eins der Hauptbindemittel der Gesellschaft. Vortrefflich, wenn man ohne viel Aufwand mit ein paar Freunden speist oder sonst mit Gästen, die zusammenstimmen, wie es bei uns Leute von Geschmack und einigem Wohlstand zu tun pflegen. Ja, ich tadele den Italiener, daß er nichts dergleichen zu tun weiß. Denn die nur wohlhabenden Leute sind nicht dazu da, öffentliche Bauten aufzuführen, sie also geht meine Rede nicht an, sondern nur Leute, die ihrem Wesen nach repräsentieren müssen. Und da behaupte ich eben: daß sie bei ihrem Aufwand für die Tafel weder an die Freude des Essens, noch an die der Gesellschaft denken, sondern nur an eine Schaustellung, zu der sie sich von Standes wegen verpflichtet fühlen, daß ihr Prunkstück recht übel gewählt ist, und daß sie für sich und andere besser täten, kleine Essen zu

geben und große Gebäude aufzuführen, schlichtes Fuhrwerk zu haben, dafür aber marmorne Statuen. Das behaupte ich, und Blancey mag dagegen sagen, was er Lust hat. Dixi!

Alle antiken und neuen Merkwürdigkeiten, von denen die Stadt wimmelt, abgerechnet, würde jedes der drei folgenden Dinge für sich allein eine Romreise lohnen: die Peterskirche — die Brunnen — und der Blick vom Janikulus.

Nun scheint zwar Rom schon durch seine Lage inmitten eines Halbkreises quellenreicher Berge dazu geschaffen, viele laufende Wasser zu haben. Aber diese Berge liegen doch immerhin noch vier bis neun Meilen entfernt, wieviel Kosten hat es gemacht, sie heranzuleiten! Die Wasserleitungen der alten Römer, ihre Abwässer, ihre Wasserkastelle sind Wunderwerke. Auf ihre teilweise Instandsetzung wurden in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten riesige Summen verwendet, was nebst einigen neuen Anschlüssen genügte, die Stadt mit schier unzähligen Schmuckbrunnen und Brünnchen auszustatten. Auf jedem freien Platz fast sprudelt einer, auf den Straßen, in Häusern und Gärten, überall begegnen Sie ihnen. Weil man mit Fleiß das Wasser zuerst an die höchsten Punkte geleitet hatte, war es bei dem unebenen Gelände und seinen bergigen Erhebungen leicht, sie zu mehren: die Brunnen auf der Höhe dienen gleichzeitig als Staubecken für die unteren. Ich kann mir für eine Stadt keine schönere Zierde denken, als diese vielen brausenden Quellen und rauschenden Brunnen, sie ergötzen mich fast noch mehr als die Bauten. Die großen Brunnen sind durchweg vornehm, die kleinen mehr anmutig, bisweilen auch geradezu neckisch, besonders in Gärten, wo man das aber auch wieder eher vertragen kann. Bei den großen finden Sie keine dünnen Strählchen, sondern Bergbäche, Flüsse, die nach allen Seiten ausbrechen. Die Wirkung der natürlichen Wasserfülle wird durch die Kunst verstärkt, mit der man seinen Fluß weitflächig ausbreitet.

Piazza del Popolo

Monte Pincio

Piazza di Spagna

Piazza Sotto la SS. Trinita de Monti

Strada Margut.

Strada del Corso

Strada del Corso

Piazza di Ceri

Piazza di Sciarra

Monte d'Oro

Piazza Borghese

Ripetta

DIE TIB

⟨2⟩

Von allem, was ich hier und anderswo gesehen habe, hat mich nichts auf den ersten Blick stärker gepackt als der Springbrunnen auf der Piazza Navona, wohl kein zweites Bauwerk der Art ist edler entworfen und prächtiger ausgeführt. Selbst der herrliche Stich danach, den Sie kennen, gibt nur ein mattes Abbild. Ja, er machte mir beim ersten Anblick mehr Eindruck als die Peterskirche, wenn es mir auch sonst nicht einfällt, beides einander gleichzusetzen, denn Sankt Peter ist das tausendste Mal überwältigender als das erste. Denken Sie nur, mitten auf dem Platz dieser Riesenblock zerklüfteter Felsen! An seinen Ecken lagern Donau, Nil, Ganges, der Rio la Plata als riesige Gestalten und schütten aus ihren Urnen wahre Sturzbäche. Schauen Sie, wie der Nil das Haupt verhüllt, — der schöne Löwe aus der Höhle schreitet und seinen Durst letzt, — das Pferd drüben, das trinkt, — die Schlangen, die kriechen, — die gischtenden Wasser, die von allen Seiten auf die Felsspitzen herabbrausen, — und darüber, so hoch das Auge reicht, der Obelisk aus Granit!

Trotz all dieser schönen Einzelzüge hat mich der Brunnen bei San Pietro in Montorio noch mehr gefreut, auch er ist verblüffend: Auf der Höhe des Janikulus ein Triumphbogen mit drei großen und zwei kleineren Triumphpforten, statt der Türen schließen sie breite Wasserflächen, die senkrecht in ein weites Becken rauschen. Ergötzt euch an dem neuen lieblichen Schauspiel, dreht euch aber auch mal nach der Stadt um. Gerade sinkt die Sonne über das Geschiebe der Kuppeln und Türme und blitzt über vergoldete Helmdächer, Giebel, Fassaden, Paläste, grüne Bäume und Springbrunnen. Ein Bild gibt das, damit kann sich keine Aussicht auf Paris messen, wiewohl dort die Umgebung als Schmuck hinzukommt, die von Natur lieblicher und mehr durch Kunst verschönt ist, als die Umgebung Roms.

Der Janikulus, auf dem wir stehen, ist einer der höchsten Hügel Roms geblieben, weil er ganz am Ende der Vorstadt jenseits des Tiber aufsteigt, in einem Stadtteil, der

keine Zerstörung und keinen Wiederaufbau erlebt hat. Einreißen und Neubauen hat in den bewohnten Vierteln der so oft niedergerissenen Stadt alle Täler derart aufgefüllt, daß man heutzutage »die Stadt der sieben Hügel« kaum mehr erkennen kann. Die sieben Berge oder richtiger die zwölf Hügel sind durch allmähliches Aufhöhen der Tiefen fast verschwunden, wobei freilich das Stadtgelände als Ganzes betrachtet noch recht uneben geblieben ist. Aber klar erkennbare Erhebungen zeigen gegenwärtig nur noch der Aventin, Mons Coelius, Palatin, Pincius und Janikulus in Trastevere.

Nur an ganz wenigen tiefgelegenen Punkten bemerkt man noch die frühere Stadtsohle mit dem antiken Pflaster aus breiten, flachen Steinplatten. Fast überall sonst findet sich, wenn man einen Bau fundamentieren will, unberührter Boden erst in beträchtlicher Tiefe, die ganze Oberschicht ist beweglicher Bauschutt, in den die Grundmauer gerade so tief hinabgeführt werden muß, wie sich der Bau über den Boden erheben soll. Dann hält er sich im Gleichgewicht, aber das macht natürlich das Bauen teuer.

Ihr möchtet nun, daß ich euch alle Gebäude, die man von hier oben wahrnimmt, eingehend beschriebe. Verehrteste, das ist Schnack. Ich sage euch, sag' euch nochmals, es ist unmöglich. Wißt ihr, womit ich meinen triumphalen Einzug in Rom begonnen habe? Ich landete auf dem Zollhause — das war ehemals die Curia Antoniana —, vergaffte mich flugs in die wundervolle antike Vorhalle von kannelierten Säulen und schimpfte auf die unverbesserlichen Schmutzfinken, die sie, um den Zöllnern eine Bleibe zu schaffen, mit einer schauderhaften Lehmwand zupappten. Unterdes durchstöberten die verdammten Zollwächter das Gepäck und entdeckten auf den Kissen meiner Postchaise den zweiten Band Misson: er ward stracks zum Frommen der heiligen Inquisition beschlagnahmt, und das war gerade der Band, der von Rom handelt. Damit ist also mein Leitesel futsch, und ihr begreift, daß ich

von nun an genau ſo wenig zu erzählen habe, wie der Kardinal, von dem die »Satire Menippée« plaudert:

Ihm fehlt das Buch, drin all ſein Wiſſen ſteht,
Verſtummen muß er drum, ſonſt ſo beredt,
Ihr Herren Abgeordneten, verzeiht dem Tropf:
In Rom ließ er mit ſeinem Buch den Kopf.

Da ich mir klar ward, daß ich ein ſo trefflich auf dem Index vermerktes Buch in keiner römiſchen Buchhandlung wieder kriegen würde, tat ich mein möglichſtes, die ſchurkiſchen Zöllner zu erweichen, ich bot ihnen ſogar die zwei anderen Bände Miſſon zum Tauſch an. Vergebliche Zungenübung!

»... Die Böſewichter
Sind, braucht man ſie, unnahbar wie ein Richter.«

Noch ſchlimmer ging's in der anderen Chaiſe, wo man Loppin ein Stück gepreßten Samt beſchlagnahmte, den er in Florenz kaufte, obendrein ward er noch von uns allen geſchimpft, daß er ihn den happigen Kerlen gezeigt hatte. Wer konnte freilich wiſſen, daß man juſt in dieſer Stadt, wo ſonſt kein Handwerker arbeitet, darauf verfallen war, eine Manufaktur für gepreßten Samt zu eröffnen und die Preßſamte aller anderen Städte zu verfemen! Loppin erhielt ſeinen Samt übrigens wieder, weil er ſich auf Unkenntnis der neuen Verordnung berief und den Beamten ein paar Zechinen in die Hand drückte, mein Miſſon aber iſt ewig verdammt. Wohl ſchlug mir Herr Bremont, Dominikanerpater und Mitglied der Inquiſition, vor, ihn durch die Allmacht des Heiligen Vaters dem Rachen Satans wieder zu entreißen: ich müſſe Seiner Heiligkeit nur ſagen, mein Biſchof habe mir beſondere Vollmacht gegeben, verbotene Bücher zu beſitzen. Ich mochte mich aber zu dem Schwindel nicht hergeben aus Angſt, wie weiland Ananias ſteif und tot umzufallen, wenn ich dem Nachfolger Chriſti ins Geſicht löge. Offen geſtanden hielt ich's nicht für der Mühe wert, dem Papſt davon zu ſprechen,

nahm alſo meine Zuflucht zu einer langen faden Beſchreibung Roms von Deſeine und hatte auch ſchon allerhand Bemerkungen an den Rand gekritzelt. Aber auch damit habt ihr nichts gewonnen, denn ich habe den erſten Band in einer Kirche vertrödelt. Nun ſagt Blancey ſicher wieder, ich verliere alles. Und ihr? Nur das Mundwerk habt ihr noch nie verloren.

## SIEBENUNDDREISSIGSTER BRIEF

An Herrn Abbé Cortois von Quincey.

⟨Rom, November-Dezember 1739.⟩

Geldweſen, Banknoten, Lotterie und dergleichen.

Wer ward überſchlaut wie der Fuchs, den die Henne fing? Ich, Ihr Diener. Ich hatte weiß Gott gehofft, man würde den Kreditbriefen des Herrn von Montmartel trauen und meine Taſchen mit Silber und Gold füllen. Da lehrte uns aber unſer Bankier, il signor conte Giraud etwas, was wir nicht wußten, nämlich, daß man in Rom, wo das Billettſyſtem ſchon ſeit undenklichen Zeiten blüht, faſt nicht mehr weiß, was bares Geld iſt. So hat unſer Großſchatzmeiſter ſtatt der erwarteten Julier nur Anweiſungen auf das Großleihhaus und die Bank zum Heiligen Geiſt aufgebracht. Die Scheine ſind zwar hier bar Geld wert, wir verlieren aber doch dabei, denn außerhalb Roms ſind ſie wertlos, und ich fürchte, die Herren Poſtmeiſter und dergleichen werden uns auf der Rückreiſe kaum ſtunden, bis wir mal wieder nach Italien kommen. Übrigens aber braucht man auch in Rom ſelbſt in tauſend Fällen Bargeld, weil die Scheine auf keinen geringeren Betrag als etwa zwanzig Taler nach unſerem Gelde lauten. Wir müſſen uns alſo anders helfen und haben vorerſt einmal Wechſelbriefe auf Neapel gezogen, deren Betrag wir baldigſt einziehen wollen. Wir reiſen deshalb ſchon bald

weiter. Die eingewechſelten Zechinen werden uns zum Teil als Taſchengeld dienen, den Hauptteil aber ſperren wir ſorgfältig zu unterſt in einen Koffer bis zur Abreiſe. Zu größeren Ausgaben haben wir für hier Bankſcheine genommen. Wohl ſieht es nun aus, als könne man im Beſitz dieſer Scheine, wie darauf geſchrieben ſteht, den Betrag einfach auf der Bank abheben. — Nur nicht zu zuverſichtlich, man ſchiebt Ihnen kleinere zu und bares Geld erhalten Sie nur als Gnadengroſchen. Das Mittel, ihnen Bargeld zu entpreſſen, wäre alſo, wenn man nur Billetts von zwanzig Talern wechſeln ließe, damit man ihnen aber auch auf dieſe Weiſe nicht an den Beutel kann, werden von den Spitzbuben nur ganz wenige Scheine auf den Betrag ausgegeben, und faſt alle kleineren lauten auf etwas mehr. Trotzdem genießt die Bank bis heute unbegrenztes Vertrauen.

Von hier hat Law die Idee zu ſeinem »Syſtem« bekommen, das uns in Frankreich ſolches Unheil gebracht hat. Es war, offen geſtanden, an ſich ſo ſchlecht nicht, wäre es nur in beſtimmten Grenzen damit geblieben. Denn es vervielfachte nicht nur das allgemeine Zirkulationsmittel, ſondern geſtaltete auch gleichzeitig den Geldverkehr bequemer und erleichterte den Handel. Nur durfte man nicht mit einem allzu unbedenklichen Fürſten zu tun haben und einer ſo leicht entzündlichen Bevölkerung, wie unſerer, die alles auf die Spitze treibt.

Law ſtarb in Venedig, und bei ſeinem Tode fand ſich von den Millionen, die ihm durch die Hände gegangen ſind, ein Nachlaß, der etwa 80 000 Taler wert war, faſt alles in Bildern und Möbeln, denn davon war er leidenſchaftlicher Liebhaber. Sein Teſtamentsvollſtrecker hat mir dies Faktum ſelbſt erzählt. Law lebte zuletzt von dem Gnadengehalt, das man ihm als ehemaligem Staatsminiſter zahlte. Ein verwegener Kopf, dem wenig daran lag, für ſich Reichtümer aufzuhäufen, mit dem einzigen Trieb, ſeine Ideen durchzuſetzen, in denen er freilich keine Grenzen gekannt hat. Die Italiener ſind viel

gemäßigter. Wie einmal etwas bei ihnen eingerichtet ist, so bleibt es lange. Aber auch hier hat sich mit der Zeit eines der Übel gezeigt, die uns geschadet haben. Man hat nämlich so viele Scheine ausgegeben, daß ihr Wert weit über die Summe des im Staate vorhandenen gemünzten Geldes hinausgeht, und das zwingt dann, um im Notfall gedeckt zu sein, zu großen Anleihen. So kam der Staat tief in Schulden, die beständig wachsen, wie das nicht zu vermeiden ist. Wohl möglich, daß es eines Tages einen großen Krach gibt. Bar Geld bekommt man in Rom fast keines mehr zu sehen, so selten ist es. Und dabei heißt es, man habe unter dem gegenwärtigen Papst das abscheulichste Mittel angewandt, um mehr zu bekommen, nämlich den Feingehalt verringert. Das genügt, um dem Ausland gegenüber alles in Verruf zu bringen. Hier klagt man bitter über die jämmerliche Finanzlage und daß unter diesem Pontifikat weniger gemünztes Geld als je vorhanden ist. Und dann stelle man sich vor, daß die Corsini, nun der Tod ihres Onkels naht, sein ganzes bißchen Bargeld nach ihrer Heimat Florenz schaffen. Das weiß man daher schon jetzt, daß beim nächsten Konklave ein Papst aus Rom, schlimmstenfalls einer aus dem Kirchenstaat gewählt wird, damit das Geld, das die Verwandten grapsen, im Land bleibt. Aber tun sie, was sie wollen, dem kranken Finanzwesen helfen sie kaum auf die Beine. Auch andere Unregelmäßigkeiten der Verwaltung wird man nicht abstellen, weil der Herrscher stets ein alter Mann ist, der rasch seinem Nachfolger Platz macht. Als Greis gewählt, kann er keinen weitschauenden Plan fassen und sinnt nur darauf, sein Pontifikat leidlich herumzubringen und inzwischen Ansehen und Vermögen seiner Familie zu mehren. Das nennt man dann Nepotismus. Er bringt also sein Schäfchen, ohne Rücksicht auf die, die nach ihm kommen, ins trockene. Ich hörte dieser Tage von Leuten, die es wissen müssen, daß die Schuldenlast der Apostolischen Kammer jetzt etwa 380 000 000 Livres nach unserem Geld beträgt. Eine völlige Tilgung der Schuld

kommt als fast unmöglich nicht in Frage, so begnügt man sich, die Zinsen zu zahlen, die, anfangs sechs Prozent, heute auf drei Prozent herabgesetzt sind. Die Deckung ist auf einzelne Provinzen des Kirchenstaates angewiesen und bisher stets pünktlich gezahlt worden. So gelten diese Schuldscheine für sehr gut, ja in Rom, weil Grund und Boden so wenig abwerfen, überhaupt als die beste Anlage.

Übel aber ist, daß die Hauptgläubiger des Papstes nicht seine Untertanen, sondern Genueser und Florentiner sind. So wandert alles kirchenstaatliche Geld zum Land hinaus oder besser, es kommt keins herein. Das Geld, das hereinkommen sollte, macht durch Quertreibereien der Zahler solchen Umweg, daß es schließlich Genuesern und Florentinern an den Fingern bleibt. Denn der Papst hat keine Bergwerke, keine Schiffe, keinen Handel zu Wasser und zu Lande und sehr wenig Manufakturen. Seine ganzen Einkünfte sind die Steuern, die er als weltlicher Souverän von seinen übrigens recht gering belasteten Untertanen erhebt, und das, was der Schacher, den er durch ganz Europa mit Adelsdiplomen treibt, abwirft. So einträglich, wie man gewöhnlich annimmt, ist das aber auch nicht. Denn vom Kardinal Tencin weiß ich, daß der Papst aus Frankreich in einem gewöhnlichen Jahr nur 5—600000 Francs bezieht. Die Gelder aus dem Ausland werden aber nur in Wechseln einbezahlt auf Bankiers in Ländern, die Geld haben. Die nun stecken wieder mit den Gläubigern des Kirchenstaates unter einer Decke und zahlen sie gleich aus. So geht auch dies Geld der Ehre verlustig, in Rom empfangen zu werden.

An zwei Stellen, im Großleihhaus (Berg der Gottseligkeit) und in der Bank zum Heiligen Geist, wird gezahlt. Ersteres besonders ist eine vorzüglich ersonnene Einrichtung, die Herrschern und Untertanen gleichen Nutzen bringt und ihnen manch schlechtes Geschäft erspart. Reich oder arm, wer Geld braucht, versetzt hier auf ein Jahr Möbel, Kleider, Silber und Schmuck und erhält dafür einen Empfangsschein.

Man läßt die Pfänder durch Sachverſtändige abſchätzen und das Leihhaus gibt Geld darauf zu zwei Prozent Zinſen bis faſt zum vollen Pfandwert, ich glaube bis zu vier Fünfteln. Bei Einlagen von über dreißig römiſchen Talern — das iſt mehr als fünfzig franzöſiſche — zahlt man das erſte Jahr keine Zinſen. Wird das Pfand im erſten Jahre nicht eingelöſt, ſo behält es die Bank noch ein zweites, dann verkauft ſie's. Das Leihhaus erhebt vom Erlös, was ihm geſchuldet wird: Kapital und Zinſen, ein etwaiger Überſchuß wird für den Eigentümer feſtgelegt, bis er kommt und ihn einfordert. In großen Magazinen liegen alle dieſe Dinge eng und wohlgeordnet beieinander und werden treulich verwaltet.

Selbſt die reichſten Leute Roms, die in völlig geordneten Verhältniſſen leben, laſſen ihre Einkünfte ſofort nach Eingang auf eine der beiden Banken bringen, um nicht ſelber die Gefahr und Mühe der Aufbewahrung zu haben, und ziehen Wechſel darauf, ſoweit ſie etwas zu zahlen haben. Die Bank zahlt gegebenenfalls ſogar mehr, als die Einlage beträgt, berechnet ſich aber für den Überſchuß Zinſen. Beide Banken haben viel von ihrem einſtigen Reichtum eingebüßt und längſt nicht mehr dieſelbe Menge »d'effettivo«, d. i. gemünztes Geld liegen. Der Geldrückhalt, der, wie ich hörte, noch vor einigen Jahren gewöhnlich 1 000 000 Taler betragen hat, beträgt heute rund 130 000 Taler. Im allgemeinen bezahlt und erhält man hier durchweg alles in Papier, italieniſch »Carta«. Trotzdem gelten beide Banken als ſicher. Ja, wenn der Papſt eine neue gründen wollte und die Zinszahlung auf eine noch unbelaſtete Provinz des Kirchenſtaats überſchriebe, würde man in kurzem zweifellos über 100 000 Taler als Grundſtock einzahlen. Wer heute ſolche Bankanteilſcheine verkauft, bekommt 128 Prozent, und ſie ſteigen immer noch. Merkwürdig, wie, je mehr das Einkommen ſinkt, der Kapitalwert zunimmt. Zweifellos iſt das in dem ſchlechten Zuſtand der Landgüter begründet, deren Verfall, weil es nichts Beſſeres gab, zum Ankauf dieſer Papiere

gezwungen hat. Papst Benedikt XIII. wollte die Verzinsung auf 2 Prozent herabsetzen, trotzdem fielen sie, als sich das herumsprach, nur auf 118.

Der gegenwärtige Papst hat, um mehr Geld zu bekommen, in seinem Staat eine Lotterie mit monatlicher Ziehung eingerichtet oder vielmehr eine Art komplizierten Biribis, denn sie gleicht dem genuesischen Spiel, von dem ich Ihnen schon, als ich dort war, ein Wort sagte. Ich fürchte, ich kann Ihnen das merkwürdige Spiel kaum mit wenig Worten erklären. Es besteht in der Ziehung von fünf Namen aus einem neunzig Namen enthaltenden Rade. »Einfach« spielen kann man auf zweierlei Art: erstens, man wettet auf einen Namen, wird er unter den fünf gezogen, so gewinnt man ungefähr 13 mal den Einsatz. Zweitens, man wettet, daß der gewählte Name an bestimmter Stelle, zum Beispiel als vierter herauskommt, dann gewinnt man ungefähr 70 mal den Einsatz. Das Doppelspiel geht ebenfalls auf zweierlei Art: erstens, man wettet, daß zwei gewählte Namen gezogen werden, dann gewinnt man etwas weniger als den 270 fachen Betrag, zweitens: daß von einer beliebigen Anzahl Namen, die man aussucht, zwei bei den fünfen herauskommen, dann gewinnt man auch 270 mal den Einsatz, muß aber so oft den Einsatz bezahlen, als sich die Zahl der gewählten Namen verschieden paaren läßt. Bei zehn Möglichkeiten zahlt man also 10 mal den Einsatz. Ebenso kann man »dreifach« auf zweierlei Art spielen und erhält dann 3430 mal den Einsatz: erstens, man wettet, daß drei Namen bei den fünf gezogenen als Gruppe herauskommen, zweitens, man wählt soviel Namen, als man will, und wettet, daß drei davon gezogen werden. Dann aber zahlt man so oft den Einsatz, als sich die Namen zu dritt ordnen lassen. Schließlich spielt man zwei- und dreifach, das ist am häufigsten: man wählt eine beliebige Zahl Namen. Kommen zwei heraus, gewinnt man Doppelspiel, kommen drei, das dreifache Spiel, und wenn man so spielt, zahlt man so oft den Einsatz, als sich die

Namen zu zweien und zu dreien zusammenstellen lassen. Das also wäre das sonderbare Spiel, das die Italiener soviel Geld kostet. Das heißt, so hat man es mir erklärt oder so viel habe ich nach großer Anstrengung davon begriffen. Man sieht leicht, daß es für die Spieler ungünstig ist, weit ungünstiger als unser »Pharao« und »Biribi«. Die Aussicht auf großen Gewinn lockt aber hier wie dort Leute aus allen Provinzen. Ich habe Ihnen nur abgerundete Gewinnzahlen genannt, nicht die genauen Beträge, weil ich sie nicht weiß. Es heißt, das Vermögen der römischen Spielbank wachse monatlich um mehr als 100 000 Taler. Daraus erzielt der Papst einen großen sicheren Gewinn, der obendrein in gemünztem Geld in die Kasse fließt. In eine öffentliche Bank getan, könnte es dem Mangel an barem Geld abhelfen. Das aber fällt der Apostolischen Kammer nicht ein, im Gegenteil schafft sie es selbst nach Toskana, Genua oder Neapel ins Ausland und streicht den Vorteil ein, der beim Umtausch gegen römische Scheine bezahlt wird.

Ehe ich das Thema Banken und Bankiers verlasse, will ich Ihnen ein höchst erfreuliches Erlebnis berichten, das ich mit dem Conte Giraud hatte. Er entschuldigte sich sehr, daß er uns nicht zum Essen einlade, was er nie zu tun pflege, und bat mich, einige Flaschen französischen Wein von ihm anzunehmen, um mich von den hiesigen Weinen ohne Feuer und Charakter zu erholen. Ich erlaubte das herzlich gern und fand daheim nette sechs Dutzend Flaschen Champagner, halb rot, halb weiß. Ein anständiges Geschenk, nicht! Ich werde den Bankier über die Maßen lieben, das heißt nur, wenn der Wein keinen Nachgeschmack hat und ich dem Posten nicht bei der Abrechnung begegne. Leute, die gerne geben, neigen leicht dazu, auch gern zu nehmen. Bis auf weiteres ist das immerhin ein kleiner Grundstock für den Haushalt und der war recht nötig, denn wir haben zwei durstige Kehlen als Zuwachs erhalten, woraus Sie ersehen mögen, daß unsere Landsleute diese Woche ankamen.

Am Dienstag, gerade als ich aufwachte, sagte mir ein Diener, er habe jemand von den Legouzleuten auf dem Platze gesehen. Eilig kleidete ich mich an und lief, sie im »Monte d'Oro« zu umarmen, wo sie zu später Nachtzeit abgestiegen waren. Migieu war schon unterwegs, Legouz lag noch im Bett. Wir fingen hundert Gespräche an und brachen sie ab, weil uns der Atem ausging. Ich beobachtete, daß die Neuangekommenen manchmal kleine Häkeleien haben, das ist leicht erklärlich: Eine Reise gleicht einer Ehe. Man sieht sich Tag und Nacht und, da einer den anderen zuletzt auskennt, tut man sich keinerlei Zwang an. Das gibt dann häufig eine kleine Reiberei, manchmal sogar wirkliche Mißstimmung. Wir vier machen auch keine Ausnahme, haben aber ein stillschweigendes Abkommen getroffen, uns eine Minute lang auszuschimpfen wie Rohrspatzen, nachher trägt es der Wind fort und in der nächsten Minute denkt man nicht mehr daran. Zwei französische Edelleute, die zur Zeit hier sind, gestehen ehrlich ein, daß sie sich jeden Morgen wie auf Verabredung in die Haare kriegen, und sind sich trotzdem darin einig, daß es noch besser so ist, als in der Fremde allein leben, sie haben wohl recht damit. —

Ich führte die beiden Neuen in unseren Palazzo, dann gaben Lacurne und ich jeder ein Zimmer ab und brachten so Legouz unter. Migieu — vor einem grauen Haupte sollst du aufstehn — hat nahebei Wohnung genommen, und den Haushalt führen wir gemeinsam. Heut sind wir also alle sechs unter einem Dache, dabei ein Troß Diener, soviel Reisewagen, daß man nicht weiß, wohin damit, außer drei Staatskutschen aus grauem Altertum, die als Wagenschuppen den spanischen Platz haben. Seit dem »Principe Blaisy« trat Ihre Vaterstadt nicht mit solchem Pomp in Rom auf, doch hoffe ich, werden wir's nicht wie er machen und jeder 50 000 Taler vertun, solange wir hier sind.

Übrigens, ihr Herren von der Kirche! Was fällt euch ein, die öffentliche Freiheit beschränken zu wollen einer viel

schlimmeren Zügellosigkeit zuliebe? Wir hatten uns angewöhnt, nach französischer Sitte des Nachts mit großen Fackeln hinten an den Kutschen zu fahren. Da ließ man uns wissen, »das sei hier nicht üblich, die römischen Bürger liebten solche nächtliche Festbeleuchtung nicht, die die Vorübergehenden manchmal in helleres Licht setze, als ihnen lieb sei, wir könnten uns üble Händel damit auf den Hals ziehen.«

Ich denke, der Wink kam von einem schamhaften Prälaten, schamhaft, weil er die Liebe zum Nächsten im geheimen übt. Es ist aber hart, sich im Winter auf der Straße so durchzutappen, in einer Stadt, wo Straßenlaternen fehlen. Wir müssen uns jetzt auf eine kleine beschränken, die an der Deichsel hängt. All die schlecht geschmierten Kutschen schleichen also, wie arme Seelen im Fegefeuer, ächzend und quiekend durch die Nacht, in diesem schauerlichen Aufzug. Und auch jetzt noch schreit es manchmal: »Volti la lanterna!« Das heißt: »Laterne weg! stört mich gefälligst nicht in meinen Verrichtungen!« Und jedermann kommt dem Befehl nach. Sagen Sie selbst, gibt es etwas Anmutvolleres als diese bürgerliche Freiheit unter dem Schirme des Heiligen Vaters? Leben Sie wohl, mein schönster Abbé, Ihrer Schwägerin und all den Ihren tausend liebe und gute Dinge. Mein Brief ist nicht neuesten Datums. Ich fand die erste Seite, die ich gleich nach der Ankunft geschrieben hatte, wieder und habe über dasselbe Kapitel fortgefahren. Geben Sie ihn an Neuilly weiter.

## ACHTUNDDREISSIGSTER BRIEF

An Herrn von Quintin.

Aufenthalt in Rom. Fortsetzung.

Rom, Dezember 1739.

Liebster Quintin!

Mit Ihnen beginne ich an der Stelle, die meinem Hause zunächst liegt, und gedenke fortzufahren, indem ich wie der

kleine Potot bald da, bald dort herumstreiche, denn wenn Sie nun einmal meine Aufzeichnungen haben wollen, so nehmen Sie sie auch in der Reihenfolge, wie ich sie zu Papier brachte, je nachdem ich dazu Muße hatte. Wie Sie wissen, bin ich am Fuße der Marmortreppe einquartiert, die zum Dreifaltigkeitsberg hinaufführt (Monte della Trinità) und gegenüber dem Brunnen della Barcaccia; er stellt einen kleinen See vor mit einer Barke darauf, und mitten aus der Barke sprudelt ein Wasserstrahl als Mast. Der Einfall ist neu und hübsch, wirkt aber, wie er ausgeführt ist, nur mäßig. Der Berg, der hier emporsteigt und auf dessen Höhe sich das Kloster der französischen Minimen der Dreifaltigkeit befindet, ist ganz mit weißem Marmor bekleidet in Gestalt der unstreitig größten und breitesten Treppe Europas. Sie ist durch acht Terrassen und Absätze oder Rasten unterbrochen, geziert durch baulichen Schmuck, Balustraden und lange Inschriften; Pflaster und sämtliche Verkleidungen sind Marmor. In die Stufen bringen vor- und zurücktretende Schweifungen und doppelte Aufgänge Abwechslung.

Leider ist das wunderbare Werk lotterig ausgeführt, es ist gerade fertig und bereits am Zerbröckeln. Die Kirche gehört den Franzosen, und da der Berg als dazu gehörig gilt, half Frankreich bei der Anlage kräftig mit, nachdem Kardinal Polignac sie durchsetzte. Er hat denn auch wirklich ein paar schöne Inschriften zum Dank bekommen. Aber auch unser jetziger Kardinal, damals noch Abbé Tencin, hätte sich gern mit steinernen Zungen lobpreisen lassen; er behauptet, er sei zu jener Zeit in Rom gewesen und habe mehr als sonst jemand für das Werk getan. Aber Polignac hat immer gesagt: »Nescio vos! Nichts da! Silentium von dem Tencin!« Ich zweifle nicht, daß dies eine der ersten Veranlassungen dafür gewesen ist, daß die beiden Kirchenfürsten heute schlecht aufeinander zu sprechen sind. Stellen Sie sich selbst vor, wie den Zwist der Bericht verschärft hat, den Kardinal Polignac an Herrn Chauvelin über Tencin

einschickte, und daß die beiden nach gemeinsamer Absprache seine Ernennung zum Kardinal hinausschoben. Daß sich die beiden Eminenzen recht von Herzen verabscheuen, ist sicher, und Tencin, wenigstens nach einigen Gesprächen, die ich mit ihm hatte, zu urteilen, macht auch kein Hehl daraus. Überhaupt müßte ich sehr irren, wenn bei diesem hochwürdigen Prälaten nicht eine Haupttriebfeder Haß ist, und gleichzeitig die, die zu verstecken er die meiste Not hat. Kardinal Polignac ist übrigens bei den Römern noch unvergessen, alles erkundigt sich bei mir nach seinem Befinden, man lobt ihn geflissentlich und freut sich, daß er zum bevorstehenden Konklave wieder nach Rom kommt.

Als Politiker mag er nicht allzuviel bedeuten, aber ein Mann von Geist und Verdienst ist er gewiß und dabei vornehm und leutselig.

Über der Fassade der Trinitatiskirche ist das französische Wappen, außerdem aber zeigt nur das Zifferblatt des einen ihrer beiden Türme die Stunden nach italienischer Art an, von Sonnenuntergang zu Sonnenuntergang, das des anderen zeigt französische Zeit, die vom Augenblick, wo die Sonne über der Mittagslinie steht, rechnet: die einzige Turmuhr in Rom mit dieser Einrichtung. Wie können die Italiener nur bei ihrer üblen Zeitrechnung bleiben, bei der jeder Tag und jede Tagesstunde verschieden lang wird, und die einzig für Reisende den winzigen Vorteil hat, daß man sofort weiß, wie viele Stunden im Hellen zur Reise bleiben? Man gewöhnt sich übrigens schnell an die eine wie die andere Art zu rechnen, und seit acht Monaten stellen wir unsere Taschenuhren nach denen des Landes. In der Kirche ist die berühmte »Kreuzabnahme« von Daniele da Volterra, die Poussin so hoch stellte, daß er sie für eines der vier besten Gemälde Roms hielt. Gut ist sie freilich, aber so hoch möchte ich sie bei aller Hochachtung vor Poussins Urteil kaum schätzen. Das Kloster liegt in guter Luft und hat schöne Aussicht, außerdem einen Garten, schönen Bibliotheksaal und recht brave

Mönche, die mehr wissen, als ihr Handwerk. Ich fand einen tüchtigen Mathematiker, Père Jacquier, darunter, der mit einem Kameraden an einem vierbändigen Kommentar in Quart über die Grundlehren der Newtonschen Philosophie arbeitet. Die ersten Bände werden eben in Genf gedruckt, und ich hörte über das Werk viel Gutes. Sie wissen, was Malebranche von Newton sagte, »er sei zu oberst auf den Turm geklettert und habe die Leiter nachgezogen«, Père Jacquier macht also nun eine neue Leiter, ihm nachzusteigen. Ich warf ihm scherzend Undankbarkeit vor, daß er die Newtonsche Methode der Wolffschen vorziehe, da sich dieser um die Minimen doch so verdient gemacht habe — durch seine Abhandlung: De Minimis et Maximis. Schlechter Witz!

Nahe der Trinità versäumen Sie nicht, in der Villa Medici einzusprechen. Sie finden hier: ein Haus, das ganz mit antiken Flachreliefs verkleidet ist, mit hübschem Vorgarten, einen Obelisken, der einst im Zirkus der Flora gestanden hat, und unter den paar netten Springbrunnen einen mit prächtigen Löwen, einen prächtigen Pyramidenberg, bedeckt von nach dem Lineal gepflanzten Bäumen und gekrönt von einem Kastellchen, Säulen und Marmorarbeiten in den Zimmern, und verschiedene antike Statuen drinnen und draußen.

Natürlich dürfen Sie auch Niobe und ihre Kinder nicht vergessen, eine ganze Historie von Phidias oder Praxiteles: ‹Gott verdamm mich, wenn ich noch weiß, von welchem der beiden›: Hochberühmt! aber es gibt schönere Antiken. Daß die mediceische Venus nicht mehr hier ist, werden Sie verschmerzen, denn die haben Sie bereits in Florenz gesehen, wohin sie vor einigen Jahren gebracht wurde. Sie zerbrach bei der Überführung — verdammte Tölpel! — Aber es war noch Glück dabei: sie ward so gut wieder eingerenkt, daß nichts mehr zu sehen ist. Nahe unserem Platze liegt auch der weitläufige Palazzo di Spagna. Hier wohnt unser Freund, Kardinal Aquaviva, von dem ich noch des öfteren zu sprechen habe.

Weiterhin die Kirche Andrea delle Fratte mit ihrer eigentümlichen Kuppel, halb Kuppel halb Glockenturm, von Borromini, der sich bizarrer Erfindungen nicht erwehren kann. Dann das Collegio de Propaganda Fide, wo Missionare für die Kannibalen gemästet werden. Zwei Franziskanerpatres in roter Tunke wären auch wahrlich ein guter Schmaus für sie, auch »Kapuziner im Topf« schmeckt wie Fuchs — wenn er ausgefroren ist, — nicht übel. In der Propaganda ist eine Bibliothek, eine Druckerei mit allen möglichen Lettern orientalischer Sprachen, auch kleine Chinesen gibt's da, die man zu Lockvögeln abrichtet, damit sie späterhin wieder andere ins Garn locken. Ich besuche hier manchmal den Prälaten Monti aus Bologna, Bruder unseres verblichenen blauen Bändchens, und recht oft unseren Landsmann Père Fouquet, mit dem ich mich endlos über China unterhalte. Monti ist erster Bibliothekar der Propaganda und wird bald Kardinal werden: ein gediegener Mann und in der orientalischen Literatur wohl zu Hause. Letzthin hatte ich mit ihm ein Gespräch über meine Vermutung, ob man nicht vielleicht in arabischen Handschriften noch einige Übersetzungen unserer verlorengegangenen Geschichtschreiber finden könnte. Er benahm mir aber diesbezüglich alle Hoffnung und meinte, die Araber hätten nur dann in ein griechisches oder lateinisches Buch die Nase gesteckt, wenn es sich auf ihre besonderen Fächer, das heißt: Astrologie, Medizin oder aristotelische Philosophie bezogen hätte, und nur diesem Interesse hätten wir arabische Übersetzungen des Almagestes von Ptolemäus und einige ähnliche Sachen zu danken. Mit der Geschichte fremder Völker hätten sie sich nie beschäftigt, seien auch auf diejenige von uns Europäern und darüber handelnde Bücher durchaus nicht neugierig, sondern begnügten sich, die Geschichte ihres Landes aus ihren eigenen, fabeldurchsetzten Büchern zu studieren.

Der von Longhi gebaute Palazzo Borghese ist gewiß einer von Roms schönsten Bauten: mit seiner Eingangs-


LEMENS XII ORSINUS
LORENTINUS PONT. MAX.
EATUS DIE XII. ULII MDCCXXX
Obijt die 6. February 1740.
Laurentius Philippus de Rubeis Calcographus Vaticanus Filius q. Dominici Hæredis Io. Iacobi form. Romæ ad T. S. M. de Pace cum Priv. S. P.

(3)

fassade auf einem kleinen viereckigen Platz liegend, hat er die längste und schönste Fassade an der Flanke und bildet eine Art unregelmäßiges Fünfeck, fast wie ein Klavizimbel. Der erste Hof ist ein Viereck und von vier mehrstöckigen Bauten gebildet, die sich in zwei übereinander liegenden offenen Gängen, Säulenhallen oder Loggien, wie Sie das nennen mögen, nach innen öffnen. Der unterste Säulengang ist dorisch, der darüberliegende ionisch und trägt eine Attika, die bis an das Dach reicht. Die obere Säulenhalle wird zwischen den Säulen durch ein Balustergeländer geschlossen und dient als rund herumlaufende Tribüne oder Galerie den Wohnräumen als Zugang. Die Zimmerfenster schauen auf den Gang, dadurch sind die Wohnräume etwas dunkel, aber besser geschützt vor der Sonne. In dieser prachtvollen Bauart mit zwei oder drei Säulenhallen übereinander werden Sie die meisten großen Paläste in Rom gebaut finden. Die unteren Räume sind eine lange Folge von Sälen und Galerien voller Bilder.

Durch ein recht artiges Kunststück brachte man es fertig, die Zimmerflucht noch länger scheinen zu lassen, als sie wirklich ist: das äußerste Zimmer nämlich, das auf den Tiber hinausliegt und sich in einer Fenstertüre öffnet, läßt auf eine Reihe Springbrunnen den Blick frei, die man am jenseitigen Tiberufer angelegt hat, und ein zierliches eigens dafür errichtetes Gebäude schließt die Aussicht. Wenn man vom entgegengesetzten Ende der Zimmerflucht darauf blickt, so wirkt das wunderhübsch, denn der ganze, weite Raum gehört scheinbar noch mit zur Wohnung.

In den Sälen sind Türverkleidungen und Tische aus Alabaster, ebenso die Springbrunnen mit wirklichen Wasserstrahlen, die in marmorne Becken fallen. Die Mitte der Wohnung erheitert ein Blumengärtchen mit vielen Springbrunnen. Die Kamine verdienen kaum Erwähnung, denn es sind nur rechteckige mit Marmor verkleidete Öffnungen, bei denen ein Aufwand, wie wir in Frankreich damit treiben, weder

gewünſcht noch geſchätzt wird. Das Bemerkenswerteſte im Palazzo Borgheſe ſind die vielen Bilder. Sie mögen dafür wie gewöhnlich den Geſamtbericht nachleſen, in dem ich die wichtigſten erwähnt habe. Dieſe weiten, prächtigen Räume ſind übrigens nur für die Fremden da und für die Herren des Hauſes unbewohnbar, denn es fehlt an Kammern, Bequemlichkeiten und allem Wohngerät. Davon iſt freilich auch in den oberen Geſchoſſen, in denen ſie wohnen, wenig zu merken. Verlangen Sie von den Leuten hier Prunk und Größe, ſoviel Sie wollen, aber erwarten Sie weder Geſchmack noch Behaglichkeit in dem, was der Tag fordert. Möbel und Einrichtung, die einmal für das Haus angeſchafft ſind, bleiben für alle Zeit die gleichen, die Pariſer Mode mag inzwiſchen hundertmal wechſeln. Selbſt auf ſchöne Wandbehänge wird kein Wert gelegt, der einzige Zimmerſchmuck ſind Gemälde, mit denen alle vier Wände von oben bis unten behängt ſind, ſo dicht eins neben dem anderen, daß das Auge mehr ermüdet als ergötzt wird. Recht viel wollen ſie haben, Gutes und Mittelmäßiges hängt nebeneinander, ſchlecht gerahmt, denn für Rahmen geben ſie ſo gut wie nichts aus. Ich denke da gerade an eine Galerie im Palazzo Giuſtiniani, die man nämlich allen Ernſtes nur mit Madonnen von Raffael hat füllen wollen. Es ſind auch wirklich ein paar hundert darin, aber auf ein gutes Original kommen dreißig ſchlechte Kopien.

Nicht weniger prächtig als in der Stadt wohnen die Borgheſe auf dem Lande, nahe der Porta del Popolo, wir wollen ſie gleich dort beſuchen. Ich halte ihr Landhaus und das der Doria Pamfili für die ſchönſten Roms, und zwar, ſowohl was Ausdehnung und Schönheit der Gärten angeht, als wegen der fabelhaften Köſtlichkeiten, die ſie enthalten. Die Villa Borgheſe wimmelt drinnen und draußen von antiken und neuen Statuen, der Garten hat lange Alleen, Beete, Wäldchen, Parks und Vogelhäuſer. In das Haus ſind antike Flachreliefs eingemauert. Drinnen Porphyrſäulen, Tiſche und

Vasen aus kostbarem Marmor, vielerlei Gemälde und eine Galerie, die wie die übrigen Räume mit unvergleichlichen Statuen gefüllt ist. Hier können Sie den »sterbenden Gladiator« betrachten, die Koryphäe aller Antiken. Bedenken Sie wohl, was das heißt. Denn wie hohe Schönheit man den neuzeitlichen Statuen, die in Rom, Florenz oder Versailles zu sehen sind, auch zugestehe: daß sie an die Vollendung der schönsten antiken, besonders der griechischen Statuen nicht heranreichen, ist keine Frage. Und der Gladiator gilt in den Augen vieler Kenner für die allervollkommenste, für mein Gefühl freilich wäre es der Laokoon. Aber die Kenner mögen wohl recht haben, behaupten sie doch, sogar dieser wunderbare Gladiator sei in den Abmessungen seiner verschiedenen Teile nicht ganz fehllos. Die Borghese fanden ihn zu Lebzeiten ihres Onkels, des Papstes Paul V., in den Ruinen von Anzio. — Dann sehen Sie hier den Hermaphroditen, eine zweite erstklassige Antike, die in den Gärten Sallusts gefunden wurde. Der Oberkörper ist wie bei einem Weibe, der Unterkörper wie bei einem jungen Manne gestaltet. Die Figur liegt so, daß man stets nur ein Geschlecht mit einem Blick bemerken kann, und zwar ruht sie auf einem Polster aus weißem Marmor, das Bernini gemacht hat. Eine seiner erstaunlichsten Arbeiten: für Sehen und Fühlen nicht mehr Marmor, sondern ein wirkliches Pfühl von weißem Fell oder verblichenem Atlas. In Arbeiten, die Weichheit und Zartheit erfordern, ist Bernini Meister, aber sein Empfindeln liegt weit ab von dem kühnen, großen und schlichten Empfinden der Antike. Darüber können Sie sich gerade hier in aller Bequemlichkeit klar werden, indem Sie einige seiner Glanzstücke mit den nicht weit davon aufgestellten Antiken vergleichen. — Weiter: der Faun mit dem kleinen Bacchus auf den Armen, der bettelnde Belisar, Seneka im Bade verröchelnd, eine Statue aus einem Basalt, der in Kieselschiefer hinüberspielt: er steht aufrecht in einem Zuber, die Knie wanken und der ganze Körper ist am Zusammenbrechen,

er ist alt, garstig, gerade so mit einem Wort, wie er auf dem häßlichen und unangenehmen Bilde im Du Tilliot aussieht. Oh! der greuliche Philosoph! Hier kann man wirklich mit La Chapelle sagen, daß der Bildhauer ihn echt gemacht hat:

»So schwarz, so kümmerlich, durchfurcht von Falten
Gleicht Meister Satan er weit mehr
Als Seneka, dem guten Alten.«

Im übrigen verweise ich Sie für die Antiken auf das Gesamtverzeichnis. Die feinsten modernen Stücke sind zwei berühmte Werke des Cavaliere Bernini: »David, der Goliath zum Kampf fordert« ist ansprechend und im Ausdruck kräftig, aber er zieht einen schiefen Mund und runzelt geziert die Brauen, was weder vornehm noch erfreulich für das Auge wirkt. Weit besser gefällt mir die Gruppe »Apollo und Daphne«, das heißt: Daphne, die sich in einen Lorbeerstrauch verwandelt, als Apollo dicht daran ist, sie zu erhaschen. Ihre Gestalt ist schlank und ganz nach vorn geworfen, und ihre Zehen, die eben steif und zu Wurzeln geworden sind, scheinen sie zurückzuhalten. Die Körperumrisse, die schön gestellten Köpfe und vor allem der Ausdruck: bei ihr Angst, bei ihm Bestürzung, — alles ist gleich wundervoll. Das Werk ist Bernini besonders geglückt und gehört zu den besten neuzeitlichen Arbeiten. Aber trotzdem erhalte ich, was ich weiter oben über den Künstler sagte, aufrecht.

Nach der Säule, die gemeinhin die »Antoninische« heißt, hat man einen netten viereckigen Platz getauft (Piazza Colonna), von dem man den großen Pfeiler bequem betrachtet, denn Pfeiler trifft eher zu, als Säule. Er steht auf ganz freigelegtem Sockel vorteilhafter als die Trajanssäule, doch wirkt jene höher. Wir schätzten sie alle so, und meinten, wir wären blöd und behext, als man uns einhellig versicherte, die Antoninussäule sei nach tausendmaliger Messung unbedingt um ein gut Stück höher. Erklären Sie mir, wie das zugeht. Durchaus nicht etwa, weil man die Trajanssäule, die auf

einem engeren Platze ſteht, von näher ſähe, denn beide ſind ſchon von weitem über alle Gebäude weg ſichtbar, und, ſo genau man weiß, daß die Antoninusſäule höher iſt, hält man immer wieder von nah und fern jene für die höhere. Freilich iſt ſie bei weitem nicht ſo ſchön und wertvoll wie die Trajansſäule. Ihre Flachbilder ſind nicht ſo hoch ausgearbeitet und weniger gut ſichtbar, außerdem aber iſt ſie auf einer Seite ganz geſchwärzt und verdorben. Wie man behauptet, haben ſie die Goten aus Erbitterung darüber, daß in den Bildereien ihre Niederlagen dargeſtellt waren, durch Feuer verunſtaltet, als ſie mit aller Anſtrengung nicht fertigbrachten, das Denkmal umzuwerfen. Mir iſt zwar unverſtändlich, warum die Barbaren, um dieſe Bildſteine in freier Luft und noch dazu an nur einer Seite zu verbrennen, ein ſo fabelhaftes Blutgerüſt hätten aufführen ſollen, und die Bilder nicht einfach rundherum mit Hammerſchlägen zerſtört haben. Nichtsdeſtoweniger ſcheint der Marmor wirklich durch Feuersglut verbrannt und verkalkt zu ſein. Die Siege Marc Aurels ſind dargeſtellt, nicht die des Antoninus Pius, und ich weiß nicht, weshalb man ſie die Antoniniſche getauft hat. Hinaufgeſtiegen bin ich in ihr nicht wie in der Trajansſäule, denn es hieß, die baufällige Treppe ſei ungangbar. Das Pfeilerungetüm beſteht aus nur achtundzwanzig Blöcken pariſchen Marmors. Weiteres von dieſen ſtaunenswerten Dingen will ich erzählen, wenn ich von der Trajansſäule zu reden habe. Auch die habe ich recht eingehend beſichtigt: Sie beſteht mit Kapitäl, Baſis und Schaft aus nur ſiebzehn Stücken. Große Männer waret ihr, ihr Römer, groß war euer Mut, und wunderbare Unternehmungen waren euch alltäglich!

Auf der Piazza Colonna ſteht ein hübſcher, kandelaberartiger Springbrunnen, an ihrer einen Seite liegt der ſchöne und geräumige Palazzo Chigi, reich an Statuen, Bildern, ſchönen Möbeln, Büchern und Handſchriften. Eine der beſten davon legte ich, immer für den bewußten Zweck, beiſeite. Die Bilder ſtammen, glaube ich, zum Teil von der Königin

von Schweden, außer allen denen, die der Herr Regent ankaufte. Von Statuen hebe ich hervor: Ciceros Tochter Tullia, — die Gruppe »Apollo schindet Marsyas« packt: er schwingt ein Messer und macht ein Gesicht, das keine süßen Feigen verspricht, und Marsyas hat eine Höllenangst. — Die berühmte Porphyrbüste des Caligula auf einer Säule von orientalischem Achat, ein sterbender Gladiator, und ein paar Venusse in Art der mediceischen. Eine ist gewiß nicht weniger schön als jene und heißt mit Recht Venus der Chigi.

Mit wenig Ausnahmen sind alle Venusse in Art einer dieser beiden gearbeitet, und das ist recht merkwürdig. Als wir kürzlich zwischen dem Pharao bei Fürstin Borghese darüber sprachen, schob ich die bei solchen Werken oft vorkommende Ähnlichkeit einfach auf das in jedem Gebiet auftretende Verlangen, sich nach einem berühmten Vorbilde zu richten. Cavaliere Marco Foscarini, venezianischer Gesandter, ein erstaunlich feuriger und gescheiter Kopf, ging im gleichen Grundgedanken weiter und meinte, die Alten hätten danach gestrebt, sich die zwitterhaften Gestalten ihrer Gottheiten unter einem fest umrissenen Bilde vorzustellen, und daher deren Abbilder durch gewisse, für wirklich gehaltene Ähnlichkeiten mit Statur und Gesicht dieser Götter eingegrenzt, gerade wie auch wir auf unseren Andachtsbildern Christus mit ganz bestimmter Gesichtsform oder Petrus fast stets kahlköpfig, kurzhaarig, mit meliertem krausem Kurzbart, in gelbem oder grünem Gewande usw. darstellen. Und hätte dann ein geschickter Bildhauer zuerst eine Venus oder Juppiterstatue fertiggebracht, die der allgemeinen Vorstellung entsprach, hätten alle gesagt: »Ja, das ist Juppiter, das ist Venus,« »er hat recht, sie sind es leibhaftig!« Von der Stunde an stand ihre Gesamterscheinung fest, und Künstler, die Erfolg wünschten, durften ihre Götterbilder nur noch nach dem allgemein gültigen Grundbilde gestalten. Wirklich sind Juppiter und Venus, die nie gelebt haben, heute an ihrer vermeintlichen Ähnlichkeit ebenso leicht zu kennen, wie

Augustus oder Marc Aurel, von denen wir zu ihren Lebzeiten geschlagene Medaillen besitzen.

Auf dem Platze daneben beim Monte Citorio liegt die wirkliche Antoninussäule, die schon vor einigen dreißig Jahren dort ausgegraben wurde. So Gott will, wird auch sie einmal wieder aufgestellt. Wirklich, man sollte das nicht mehr länger aufschieben, so versperrt sie nur die Straße, und zu sehen ist sie auch nicht, obwohl sie der Länge nach daliegt, hinter ihrem Schutzdach, in das man sie gegen Wetter und Lausbuben verkapselte. Ich schielte durch ein Loch hinein und erblickte Flachreliefs auf einer schönen Basis. Ob auch auf dem Pfeilerschaft welche sind, weiß ich nicht, man schätzt ihre Höhe auf sechs bis sieben Klafter*). Da haben Sie die Inschrift, die, wie man mir sagt, auf einer der Sockelseiten gegraben steht: DIVO ANTONINO AUGUSTO. PIO. ANTONINUS. AUGUSTUS. ET. L. VERUS AUGUSTUS. FILII.

Der Staatspalast vom Monte Citorio ist ein Bau von Bernini und Fontana — mit einer der schönsten und längsten Fassaden, die hier zu sehen sind. Nur hat ihr Aufriß einen Fehler, der mir mißfällt, aber mit Absicht gemacht scheint. Die zwei Flügel, die den vorgeschobenen Mittelbau begleiten, laufen ihm nicht gleich, sondern in einem Winkel von einigen Graden von ihm hinweg, das ist Künstelei und sagt dem Auge gar nichts. Dieser Palast ist das Burg-, oder wenn Sie wollen Oberlandgericht Roms. Hier wird in letzter Instanz verhandelt, ohne Berufung. Zu sehen ist im Innern außer Schreibstuben und Gerichtssälen nur die Wohnung des Herrn Furietti, die die zwei schönen Zentauren und das antike Mosaik enthält, von denen ich schon in einem früheren Briefe erzählt habe.

Auf das Teatro Capranica, in dem mich eine Loge für den ganzen Winter schweres Geld gekostet hat, bin ich nicht gut zu sprechen. Ich bin nur einmal hineingegangen zur ersten

*) Der Klafter (la toise) mißt sechs Schuh.

Aufführung der Merope, die weit über den angesetzten Tag verschoben wurde, und da habe ich an der Türe bezahlen müssen, denn Abonnements gelten nicht für Premieren. Ich saß schlecht, es war zum Ersticken voll, die Dekorationen waren unfertig und schlecht aufgehängt, so daß überall die nackten Wände hervorsahen. Ich hörte besoffene Geiger, schlechtgelernte Rollen, heisere Schauspieler, eine grauenhafte Merope und einen Polyphontes zum Verhauen. Am Tage drauf sperrte der Gouverneur Unternehmer, Stück und Schauspieler ein. In questo modo fù finita la commedia! Ich sah weder das Stück noch mein Geld wieder, denn das Geld für die Logen hatte der Unternehmer den Handwerkern verschrieben, die für ihn gearbeitet hatten. Nun folgerte der Gouverneur, wir könnten eher einen Bankerott aushalten, als sie, und haben so Arbeiter bezahlt, die wir nie beschäftigt haben. Weise geurteilt! Ein Schweizer Amtmann könnte keinen weiseren Spruch fällen. Daß ich nicht alles Geld für umsonst ausgegeben halte, verdanke ich nur Monticelli. Ihn zu hören war einige Dukaten wert. Er konnte auch seine Rolle und spielte und sang wie ein Engel. Seine Stimme, eine große, weiche, wundervoll geschmeidige Kopfstimme, ist eine italienische Berühmtheit.

Solange wir noch in diesem Viertel herumstreifen, müssen wir wohl auch etwas zur allgemeinen Erbauung tun und mal einen Abstecher in die Kirche machen, es ist gerade Gottesdienst und eine Unmasse Volks da. Wenn Sie die Leichenfeier und Aufbahrung des Kardinals Davia, ein recht artiges Schauspiel, sehen wollen, treten Sie mit mir ein in San Lorenzo in Lucina, das ist unser Sprengel, und ich war noch mit keinem Fuß drin. Aber Teufel, kaum bin ich drinnen, da stibitzt man mir eine Tabaksdose und zwei Schnupftücher. Aber, aber, Herr Pfarrer! wenn Sie die Kirchenpolizei nicht besser aufpassen lassen, werden Sie kein treues Pfarrkind an mir bekommen! Und unter uns, schöne Bilder haben Sie auch nicht, außer dem Christus von Guido

über dem Hauptaltar. Aber zum Ausgleich haben Sie einen großen Maler, nämlich Poussin, seine Grabschrift habe ich abgeschrieben:

> Parce piis lacrymis, vivit Pussinus in urna,
> Vivere qui dederat, nescius ipse mori.
> Hic tamen ipse silet, si vis audire loquentem,
> Mirum in tabulis vivit et eloquitur.

Wie hat der Ort sich verändert! Einst ein Lusthain, man spazierte darin und stieg kleinen Mädchen nach, heut eine Kirche, wo man den Gläubigen das Schnupftuch stiehlt!

Tut Ihnen der arme Davia nicht leid? Er war in seiner Körperschaft hochgeschätzt und einer der besten Köpfe des heiligen Kollegiums, man behauptet zwar, er sei Jansenist gewesen. Und Sie wissen ja von seiner Freundschaft mit Colbert, dem Bischof von Montpellier? Der hiesige Jansenismus ist freilich ganz was anderes als unserer. Doch davon ein andermal. Davia stand mit Clemens XII. beim letzten Konklave in der engeren Wahl für die Tiara, und man behauptet, ohne das Veto des Kardinals de Bissy wäre er gewählt worden. Der Papst, der immer weiter im Sterben liegt, sagte bei der Todesnachricht: »Zum zweiten Mal stehen wir im Wettkampf, das erste Mal siegte ich, dies zweite Mal hat es Gott gefallen, ihn vor mir zu rufen.« Lassen Sie uns, bitte, einen Augenblick bei mir vorgehen, denn ohne Tabak und Schnupftuch kann ich's nicht aushalten. Wir werfen dabei gleich einen Blick auf den Palazzo der Simonetti: eine alte, gutrömische Familie. Unser Freund Bonifaz VIII. ist ihr entsprossen. In jenen Zeitläuften hatten die römischen Ritter wenig Lebensart und nahmen sich Freiheiten heraus, die wir heute ein bißchen roh finden. Was sagen Sie beispielshalber zu Sciarra Colonna, der dem großen Kirchenfürsten eine Ohrfeige mit dem Eisenhandschuh hinhieb? Drum sind freilich heutzutage alle seine Nachkommen exkommuniziert, was jedoch nicht hindert, daß sie die größten

Herrn in Rom ſind. Der Palazzo Simonetti hat eine ſehr ausgedehnte vornehme Faſſade, leider in Ruſtika und obendrein keiner geſchmackvollen. Drinnen eine grandioſe Treppe und antike Statuen, darunter ein Marcellus. Etwas weiter oben in der Straße zeige ich Ihnen bei einem Privatmann eine antike Gruppe, ſogar verkäuflich, falls Sie ſie haben wollen. Sie ſtellt eine Frau dar, die einen Jüngling küßt, der ihre Haare gepackt hält. Die Köpfe fehlten. Der franzöſiſche Bildhauer Adam hat ſcharfſinnig vermutet, es ſei Caunus, der ſeine Schweſter Biblis, die ihn küſſen will, zurückſtößt. Er hat die Köpfe auf Grund dieſer Idee ergänzt und die Gruppe wirklich gut wiederhergeſtellt.

Nun wollen wir umdrehen und auf den Pantheonplatz zurück, er iſt häßlich und ſchmutzig. Dort hält man Markt um einen granitnen Obelisken, der früher einmal der Obelisk des Serapis war, und über einem Springbrunnen, der in ein prachtvolles Porphyrbecken fällt, aufgeſtellt iſt. Der Platz hat ſich im Lauf der Zeit über den alten Boden Roms gehoben, ſo daß der Tempel heute wie in die Erde eingegraben ausſieht. Das beeinträchtigt den erſten Eindruck, um ſo mehr, als der Tempel ſchon an ſich plump iſt. Auf einem Sockel von zehn bis zwölf Fuß Höhe würde er weit ſtattlicher wirken. Die wunderbare Vorhalle mit ſechzehn rieſigen Granitſäulen ganz aus einem Stück iſt weit ſchöner als der Tempel, deſſen Verhältniſſe ich nicht angenehm finde. Er iſt für ſeine Breite nicht hoch genug: Quer- und Höhendurchmeſſer ſind faſt die gleichen. Die Kuppel iſt faſt nur eine Art hohler Halbkugel, und man fürchtet unwillkürlich, daß einem die fabelhaft große Haube auf den Kopf fällt. Trotzdem muß er beträchtlich hoch ſein, denn die runde Öffnung inmitten der Wölbung, die dem Raum ſein einziges Licht und völlig genug gibt, hat, ſo klein ſie ſcheint, größeren Durchmeſſer als die Säulen lang ſind. Die ganze, weite Wölbung der Innenkuppel iſt in kleine Kaſſetten oder viereckig umrahmte Roſetten geteilt, die wie großes gleichförmiges Moſaik

wirken. Wenn die Kaſſetten ihre ſchönen Innenzierate noch hätten, würden ſie vielleicht das Gewölbe zierlicher fürs Auge erſcheinen laſſen. Im heutigen Zuſtande iſt's nur eine plumpe Rundkuppel aus halbrohen Steinen. Auf jeden Fall ſetzt die Wölbung zu früh über dem Erdgeſchoß an. Der innere Rundraum des Tempels aber, eingeteilt in acht Niſchen oder Kapellen, geſchmückt durch eine Reihe kannelierter, korinthiſcher Säulen iſt wundervoll. Die Säulen, vom koſtbarſten, farbigen Marmor der Alten und eben wieder aufpoliert, ſind ſehr hoch und tragen noch ein Gebälk mit Inſchriften. Trotzdem wiederhole ich: Der Tempel iſt zu niedrig, oder man hat ihm zu großen Umfang gegeben. Der Fußboden ſenkt ſich etwas nach innen zu und mündet in der Mitte in einen Schacht, der durch ein Bronzegitter verdeckt iſt. Hierhin fließt das Regenwaſſer ab, das durch die obere Öffnung des Gewölbes eindringt. Die alten Bronzetüren des Tempels ſind noch daran. Man hat auf Urban VIII. geſcholten, weil er die Bronzebalken der Vorhalle und andere Verkleidungen, die vom ſelben Metall waren, wegnehmen ließ. »Quod non fecere barbari, fecere Barberini.« Wie ſoll man ihm aber deshalb grollen, wenn man weiß, daß er den herrlichen Bronzebaldachin über dem Hauptaltar von Sankt Peter daraus machen ließ, der in ſeiner Art das ſchönſte Stück der Welt iſt!? Hier in der Vorhalle konnte man einſtmals auch den Sarkophag des Agrippa anſchauen: ein wundervolles, ſchlicht-edles Stück auf vier Füßen und mit ſeinem Deckel aus einem einzigen Block von einfarbigem Porphyr. Auch dies Stück iſt ganz ohnegleichen. Unſer Papſt Corſini hat ihn eben nach San Giovanni in Laterano ſchaffen laſſen, er ſoll ihm ſelber zum Grab dienen in ſeiner Kapelle, die er zur Zeit prächtig ſchmücken läßt. Ein wahrer Mord aber iſt's, daß man aus dem berühmten Tempel eine Kirche gemacht hat, man hätte ihn als Pantheon laſſen ſollen, was er war, und dann zwiſchen den Säulen im Inneren und denen der Vorhalle die ſchönſten antiken Statuen aufſtellen. Dann

hätte man die besterhaltenen, uns überkommenen Denkmale des Altertums hier vereinigt betrachten können. Jetzt sind nur die Büsten einiger berühmter Künstler darin aufgestellt, mein lieber Raffael und zwei seiner Schüler, Giovanni da Udine und Pierino del Vaga, Lanfranco, Taddeo Zuccaro, Annibale Carracci, Flaminio Vacca, der berühmte Algardi, Archangelo Corelli, usw. Die Büste dieses begabten Musikers ließ Kardinal Ottoboni erst vor kurzem aufstellen. Über Raffaels Büste ist das ausgezeichnete Distichon des Kardinals Bembo eingraviert:

»Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori.«

Und vielleicht kennen Sie auch nachfolgende Übertragung:

Questo è quel Raffael, cui vivo vinta
Esser temeò natura, e morto, estinta.

Die Übertragung halte ich für vollkommen, wenngleich ihr die Harmonie, die man im Original fühlt, abgeht. Und wie sehr übertreffen die prosodischen Verse die Barbarenwendungen unserer heutigen Sprachen! Die antike Fassade an der Curia Antoniana, der jetzigen Dogana, hat hohe korinthische Säulen, die ein treffliches korinthisches Kranzgesims tragen, und ist in meinen Augen mindestens so schön wie die Vorhalle des Pantheon. Eine Schande ist's, daß man nicht nur ihre beschädigte Kannelierung nicht wiederhergestellt hat, sondern, was noch abscheulicher ist, die Zwischenräume mit einem unwürdigen Lehmgemäuer ausfüllte und so das Freilebendige der erlesen schönen Säulen in den garstigen Bau klebte, statt sie frei und schlank stehen zu lassen. Diese Verkleisterung ist einfach empörend. Wie konnte ein Volk, dessen Geschmack unbestritten fein ist, eine solche Gemeinheit begehen oder zulassen! Aber freilich, wie hätte die schöne Säulenreihe den tempelschänderischen Händen dieser Zöllner entgehen sollen, scheuten sie doch weder mein Reisebuch, noch den Samt meines Vetters!

Die gleiche Eselei brachte man mit dem Vestatempel am Tiberufer fertig. Der war ein entzückendes, rundes Dingelchen, ganz offen, nur bestehend aus einer kleinen Kuppel, die von einer Ordnung aus zwanzig korinthischen kannelierten Säulen aus weißem Marmor getragen wurde. Um nun eine geschlossene Kapelle zu erhalten, hat man die Zwischenräume mit Backsteinen vermauert, und das Tempelchen erhielt den ethnologisch christlichen Namen einer Madonna del Sole. Ein paar Altertumskenner sind nämlich der Meinung, daß es ein Sonnentempel gewesen sei. Es lohnt nicht, darüber zu streiten, für mich, der ich handgreiflich bewiesen habe, daß Vesta nichts anderes ist, als der Vater des Feuers, orientalisch: Aph Esta, griechisch Helios, daß der Vestalenkult der Kult der Kabirengötter war, also der Sabeismus der Perser, die Feueranbeter waren. Stellen Sie sich vor, was er für ein entzückendes Ding sein würde, wenn man ihn uns, so wie er war, gelassen hätte — nur dies eine kleine Tempelchen — und man könnte ihn noch heute in seiner ganzen Anmut, völlig offen und freistehend erblicken: diese Säulenstellung, dies Kuppelchen und mittendrin ein schlichter Altar mit einer schimmernden Flamme. Und an ihn heran träten fünf oder sechs junge Vestalinnen in weißen Gewändern mit Rosenkränzen im Haar, hübscher als Amor, und reichten mit den Händen dem Altar ihr Bündel Aloeholz, wie es die biederen Guebern taten, ehrfürchtig zu ihm sprechend mit holder Verneigung: »Πῦρ δέσποτα ἔσθε!« (Feuer! Herr, iß!) Ach Gott, hätte man uns denn nicht in Rom ein klein bissel Heidentum für unser Vergnügen, ganz, ganz unter uns lassen können! Ich schwöre, wir würden es nicht mißbraucht haben!

Die Fontana Trevi aus der Acqua Vergine, mit ihrer Überfülle köstlichen Wassers, wird in Zukunft kein verwahrloster Dorfbrunnen bleiben, wie sie es bis heute gewesen ist. Man ist mächtig dabei, ihr einen schönen architektonischen Schmuck zu geben, und ein Drittel der ganzen Anlage ist

schon fertig, so gehört sie bald zu Roms schönsten Wassern. Dem Plane nach soll eine korinthische Ordnung aus zehn Pilastern und Halbsäulen eine zwei Stock hohe Verkleidung bilden. Sie ruht auf einem Unterbau von gewaltigen Quadern und wird von einem Architrav und einer Attika über dem Kranzgesims überragt werden. Das Gebäude, an das sich diese Verkleidung anlehnt, hat in jedem Stockwerk zwischen den Pilastern Fenster mit Steinbalkonen, umrahmt von Säulen und Giebelfeldern. Die Mitte, fast die Hälfte der Fassade einnehmend, springt mit vier Säulen mit ähnlicher Architektur vor, sie werden eine schöne Attikabekrönung bekommen mit Feldern für Inschriften und in einer Terrasse mit Balustergeländer abschließen, in dessen Mitte zwei Statuen die Wappen des Papstes emporhalten. Der Mittelbau wird die Fassade beträchtlich überragen. Jede der vier Säulen trägt einen Sockel mit Statue, die die drei Felder voneinander scheiden. Zwischen den Säulen sind drei Nischen, die beiden an den Seiten werden viereckig, viereckige Felder mit Flachreliefs schließen sie nach oben ab, und hinein kommen Statuen, die mittelste aber wird eine Halbkuppel, die auf vier niedrigeren Säulen ruht, und aus ihr heraus kommt ein riesiger Neptun gefahren im Muschelwagen, den Wasserrosse ziehen, zwei Tritonen lenken und stoßen in ihre Muschelhörner. Die Pferde jagen, sich hoch aufbäumend, über die Felsblöcke, die vor der Fassade getürmt liegen. Das Wasser kommt in großen Stößen aus den Felsen, überströmt sie und fließt dann wie in einen See in ein großes Becken, das sich halbrund vor den ganzen Bau breitet. Den kühnen Plan dazu hat Salvi entworfen, freilich den Bau unseres Bouchardon hätte ich noch lieber gesehen. In San Martino sah ich ein Modell davon: eine weitgedehnte, schlichte Säulenordnung von eigentümlicher und vornehmer Wirkung. Die Kirche San Vincenzo ed Athanasio nahebei hat eine korinthische Fassade und darüber eine römische Säulenordnung mit Statuen, Giebelfeldern, Reliefs und einer sehr

hohen Bekrönung, das Ganze wirkt überladen und eher üppig als vornehm.

Sehen Sie sich auch San Carlo auf dem Corso an, in korinthischer Bauart: schönes Schiff, schöne Fassade, schöner Fußboden, schöne Stuckarbeiten und Vergoldungen.

Und versäumen Sie ja nicht, in die Kirche della Concezione zu treten, die Kardinal Franz Barberini, ein Kapuziner, für die Mönche seines Ordens an der Piazza Barberini bauen ließ. Dort sehen Sie ein paar Bilder, unter anderen einen heiligen Michael, der den Dämon zu Boden schmettert, ein berühmtes Bild des Guido. Es ist fraglos wunderbar schön, reicht aber doch lange nicht an Raffaels Bild heran, das denselben Vorwurf behandelt. Man behauptet, Guido, der ja für die Barberini arbeitete, habe dem Teufel die Gesichtszüge Innocenz X., der ein Pamfili war, gegeben. Der war nämlich gegen die Barberini, die er im Pontifikat ablöste, übel vorgegangen. Sicher ist, daß der Satan den Bildern dieses Papstes ähnelt, der zwar häßlich, aber für den Teufel nicht häßlich genug ist. Daher fehlt dem Gesicht auch die Ausdruckskraft und Wucht, wie sie die Darstellung einer solchen Handlung verlangte. Das Antlitz des heiligen Michael ist völlig engelhaft, aber engelhaft im Sinne Guidos, und der ist stets mehr süß als gewaltig. O Gott! Wie göttlich engelhaft und gewaltig packend zugleich ist der heilige Michael zu Versailles! Guido hatte weit stärkere Begabung für das Anmutige als das Wuchtige. Was die Malerei angeht, so ist sein Bild besser als das zu Versailles, denn das ist stark verdorben.

Soll ich einem Hause Roms vor allen anderen den Vorzug geben, so wähle ich den Palazzo Barberini. Er übertrifft den Vatikan durch die Regelmäßigkeit seiner Anlage, steht dem Quirinal, den Villen Farnese und Altieri gleich an Ausdehnung, und gibt, was Einrichtung und Sammlungen von antiken und neuen Bildwerken angeht, den Villen Borghese, Giustiniani, Chigi, Colonna, Pamfili nichts nach.

Obendrein wirkt er von außen gesehen schöner und stattlicher als alle anderen. Schade, daß man den Fürsten von Palestrina zugrunde gerichtet hat, der ihn verwahrlosen läßt und unauffällig ein Stück nach dem anderen daraus verkauft. Wenn er dabei aber immer so gute Geschäfte macht, wie er mit mir hat machen wollen, was kein Vorwurf sein soll, so stehe ich ihm dafür gut, daß er bald wieder der reichste Herr in Europa sein wird. Denken Sie sich, ich finde, als ich eintrete, eine Kopie nach der berühmten Transfiguration von Raffael auf dem Boden liegen, von Carlo Napoletano, ebensogroß wie das Original, zwar etwas dunkel, im übrigen aber gut und genau gearbeitet. Gleich packte mich die Lust darauf, denn für solche Erwerbungen habe ich eine Schwäche. Um Originale von großen Meistern bemühe ich mich nicht und habe meine Gründe dazu, aus den Originalen der kleinen Meister mache ich mir wenig, sondern liebe vor allem Kopien der Bilder der Großen, die für mich erschwinglich sind. Nun sah ich die hier recht verwahrlost in einer Ecke, wußte auch vom mitteilsamen Charakter des Hausherrn und dachte gleich, ich wolle es mir aneignen und 7—800 Francs dafür geben. Da ich weiß, wie sehr man die Fremden in solchen Fällen bluten läßt, wenn man meint, daß sie es dazu haben, wollte ich nicht selbst als Käufer auftreten. Ich schicke also einen Maler aus der französischen Akademie hin, der sich vom Fürsten Palestrina die Erlaubnis ausbitten sollte, Studien danach zu malen, indem er vorgab, das Original der Transfiguration sei zu weit weg, hänge zu hoch und in schlechtem Licht, was alles stimmte. Zwei- oder dreimal kam er zum Zeichnen, tat dann, als ermüde ihn die Sache, und schlug dem Intendanten vor, ihm die Kopie abzukaufen, um sie jederzeit zur Verfügung zu haben. Der fordert — nichts für ungut — 7000 Zechinen. Denken Sie sich das Gesicht, was mein Mann zu dem Vorschlag gemacht hat, der schon an sich lächerlich war, und nun gar einem Maler gegenüber.



(4)

Aber sein Schreien, solche Forderung sei wahnsinnig, half ihm gar nichts, der Hausmeister ging nicht eine Zechine herunter, ja behauptete, seine Kopie sei schöner als das Original, und nur aus Not wolle man auf einen so blödsinnig niedrigen Preis eingehen, der Fürst hätte schon mehreremal höhere Angebote abgelehnt, ja sogar der König von Frankreich hätte die Kopie haben wollen. Wenn man aber das von irgendeiner Sache behauptet, so ist der Fall erledigt, höher können sich Übertreibung und Lob nicht versteigen. Mein kleiner Maler hat sich fürchterlich über den Erznarren geärgert, kam zu mir und berichtete achselzuckend über seinen fehlgeschlagenen Handel. Dies Pröbchen mag Ihnen zeigen, wie leicht es ist, hier Bilder einzukaufen. Die Engländer nur kaufen unaufhörlich, weil sie viel Geld haben. Man begaunert sie, verkauft ihnen Fälschungen und Kopien als Originale, aber trotzdem bekommen sie auch gute Sachen mit und erstehen für 100000 Francs Kunstwerke in einem wirklichen Wert von 10—12000 Talern, mit denen sie nach und nach ihre Heimat bevölkern. Übrigens war diese Kopie der Transfiguration nicht der einzige Kauf, den ich dort geplant hatte. Ich will Ihnen gleich noch von einem anderen, der noch vornehmer gewesen wäre, erzählen. In jenem Hof liegt nämlich ein kleiner Granitobelisk voll Hieroglyphen, in drei Stücken, verwahrlost, aber unschwer zu flicken. Er stammt aus dem Zirkus des Heliogabal, der auch Hippodrom des Aurelian heißt. Ich habe meinen Reisegefährten vorgeschlagen, unser ganzes Kränzchen solle ihn gemeinsam kaufen, und dann wollten wir ihn nach der französischen Kirche Saint-Louis schaffen und auf dem Platz davor aufstellen zum ewigen Angedenken an unseren Aufenthalt in Rom. Sie wollten der Kosten wegen nicht recht anbeißen, obwohl die nicht über 5—600 Louis auf uns sechs zusammen betragen hätten. Sie sehen, man kann sich gar nicht billiger in Stein verewigen. Ja, sogar die Inschriften für die vier Seiten des Sockels hatte ich schon entworfen

mit unſeren ſechs Namen nach dem Alphabet, wie ſie hier folgen:

I M. AURELIUS · ANTONINUS · AUG.
RADIUM · SOLIS · IN CIRCO METAM · POSUER.
VALER. AURELIANUS · IMPER.
REFICIUNDUM · CURAV.

II CLEMENTIS XII. PONT. MAX.
LUDOVICI · XV.
REG. CHRISTIANISS.
FELICIBUS · AUSPICIIS.

III QUEM · GOTHI · DESTRUXERE.
BURGUNDI · EREXERE.
OBELISCUM POSUERUNT.
DIVIONENSES SEX.

IV CAROLUS · DE · BROSSES.
EDMUNDUS · DE · LACURNE
BENIGNUS · LEGOUZ.
GERMANUS · LOPPIN.
ABRAHAM · DE · MIGIEU.
JOANN. DE SAINTE-PALAYE.
PATRICII · BURGUND.

Das iſt alles, was von dem famoſen Plan zur Ausführung gekommen iſt.

Aber Sie ſtehen immer noch vor der Tür des Palazzo Barberini, bitte, Herr Generalprokurator, belieben Sie einzutreten. Werfen Sie erſt einen Blick auf den Springbrunnen in der Mitte des Platzes, dann werden Ihnen die Räume des Inneren reichliche Augenweide für Ihre begehrlichen Blicke bieten. Hier finden Sie mehrere antike Gemälde, die in Salluſts Gärten gefunden wurden, einige davon nähern ſich

wirklich der Art des Correggio. Eine Unmasse moderner Bilder der besten Meister, zum Beispiel: Germanicus, von Poussin, büßende Magdalena, von Guido, die Spieler, von Caravaggio, vor allem aber die herrliche Decke, von Pietro da Cortona. Sie versinnbildlicht den Triumph von Papst Urban VIII., ist als Malerei vorzüglich und kann hinsichtlich Umfang, Erfindung, Gruppierung, reicher und großzügiger Ausführung mit jedem anderen großen Werk wetteifern. Betrachten Sie einmal ganz mit Muße das Porträt der Geliebten Raffaels, von ihm selbst, in einem mit Draht übergitterten Rahmen. Wundervoll und in Ausführung und Kolorit einfach vollendet. Die gute Dame hat recht regelmäßige Züge, braune Haut, schwarzes Haar und große schwarze Augen, die aber zu rund sind, auch sind sie trübe, spielen etwas ins Gelbliche und sind maurisch geschnitten. Also zwar eine recht regelmäßige Schönheit, aber die Tollheit, mich in den Diensten dieser marokkanischen Dame umzubringen, kriegte ich doch niemals fertig, wie es der übelberatene Raffael getan hat. Wer behauptet, daß es ihm an Farbigkeit fehle, sollte dies Bild studieren, und dann noch weiter sagen, Tizian oder Guido hätten je etwas so Kraftvolles und Vollendetes geschaffen oder die Seide mit mehr Glanz behandelt. Es hat bisweilen den Anschein, als vernachlässige er jenes Gebiet der Malerei, um keine Zeit damit zu verlieren und alle Kraft auf die Anordnung, die Reinheit der Zeichnung, und die schöne und weise Verteilung der Stellungen zu wenden, sowie auf edle Anmut und vollkommene Natürlichkeit im Ausdruck. Nun ist aber wohl zu beachten, daß Raffael als gewissenhafter Beobachter des Schicklichen bei den Evangelienstoffen, die er gewöhnlich behandelt, nur Figuren zuläßt, die edel aber schlicht in grobe Stoffe gekleidet sind und sich ängstlich hütet, seinem Pinsel etwas zu Reiches oder Glänzendes zu gestatten. Bei kleinen Vorwürfen aber, wo die Erfindung wenig Spielraum hat und nur die farbige Behandlung den Reiz gibt, wie z. B.

Bildnissen, zeigt er, was er auch darin leisten kann, und hat dann ebenso viel Süße wie irgendeiner der venezianischen oder lombardischen Schule. Was ich von diesem Bildnis sage, gilt auch von denen des Kardinal Borgia, des Machiavell, der Königin Johanna, der beiden Rechtsgelehrten und anderen mehr.

Unter den antiken Statuen beachten Sie besonders den sterbenden Adonis, die entschlummerte Venus, die Parze Atropos, den schönen Marmorlöwen, Hadrian, Trajan usw. Einzelheiten würden zu weit führen, lesen Sie darüber das Hauptverzeichnis. Unter modernen Werken beachten Sie die Latonagruppe, — Apollo und Diana, von Bernini, — mehrere Marmorbüsten der Barberini und Pamfili, von demselben. Unter anderen die einer Dame, mit einer mehrreihigen Spitzenkrause, hier ist der Marmor in der Tat zur Spitze geworden. Um das fertig zu bringen, war ebenso viel Geduld wie Zartheit der Hand nötig, ich weiß aber nicht, ob Sie billigen, daß ein großer Künstler seine Zeit an solchen Kram verliert. Solch kindische Meisterstückchen lassen auf kleinliche Eitelkeit schließen. Die große Wendeltreppe im Palast wird sehr bewundert, ist auch wirklich so schön, wie eine Treppe der Art überhaupt sein kann. Zur Zeit, wo sie gebaut wurde, machte man viele ihrer Zeichnung, denn damals waren sie sehr im Schwange. Mit noch besserem Grunde gefällt sie uns heute nicht sehr. Die Bücherei ist eine der schönsten Roms. Ihr großes Schiff gibt einem gleich einen großen Begriff, und man findet den, wenn man eingehender prüft, bestätigt. An Handschriften steht sie der Bibliothek der Minerva gleich und wird nur von der vatikanischen übertroffen.

Mit einem Wort, lieber Quintin, wollen Sie hier zu Ihrem Vergnügen mieten, so greifen Sie zu und nehmen Sie sich dies Haus, das rate ich Ihnen. Hier sind Sie nur ein paar Schritte vom Ludovisigarten, und wir gehen dann alle Abend zur Spaziergangszeit hin. Denken Sie, welche Wonne! Das

ſind nämlich die Gärten des Salluſt! Davon verlohnt ſich wohl zu ſprechen und ich will ſie auch in der Lebensgeſchichte meines alten Freundes, an der ich eben ſchreibe, rühmend erwähnen. Da man nicht aus der Stadt zu gehen braucht, um ihn zu erreichen, und er außerdem der weiteſt angelegte von den Gärten drinnen in der Stadt iſt, den bewohnten Vierteln am nächſten, und am wenigſten ſchlecht gehalten wird, ſo iſt er der beliebteſte Spazierweg. Er hat eine Menge Alleen, kleine Orangewäldchen, Zypreſſen, Waſſerbecken, Vaſen, Statuen und einen hier gefundenen Obelisken, der demnach der aus den ſalluſtianiſchen Gärten ſein muß. Dann zwei an ſich recht mäßige kleine Paläſte, drinnen aber ſind feine Sachen. Sehr wohl friſiert iſt alles nicht, aber der ländliche Anſtrich wirkt nicht übel.

Man muß nicht glauben, man fände hier Gärten wie in den Tuilerien, ja nicht einmal eine Gartenanlage wie die des Palais Royal dürfen Sie hier erwarten, obgleich der ſich auch nicht entfernt mit den Tuilerien vergleichen darf. Wir haben die Italiener in der Gartenkunſt, die ſie uns gelehrt haben, weit übertroffen. Die Tuilerien ſind in ihrer Art das Sankt Peter der Gartenkunſt, das heißt die vollendetſte Anlage in regelmäßigem Gelände, die man je gemacht hat. Freilich folgen die Italiener auch hierin ihrem Geſchmack und der Eigenart ihres Klimas: grünende Bäume, ja lieber Gras als Kies auf den Wegen, hohe, enge Laubengänge, die in dem heißen Lande ſtets Schatten geben, und anſcheinend iſt ihnen die Feuchtigkeit, die ſich beſtändig darin hält, nicht ſo unlieb wie uns. Weiter: große und kleine Springbrunnen die Menge, ein Volk Statuen, viele Hermen, Flachreliefs und Obelisken. In ſolcherlei ſchönem Gartenſchmuck, der den unſeren oft mangelt, kann man hier ſchwelgen. Um Pflege und Sauberkeit dagegen kümmern ſie ſich gar nicht, für Gärtner dürften ſie kaum viel ausgeben. Zweifellos wollen ſie ihren Gärten damit das Ländliche und Ungeſchniegelte erhalten, denn aus Sparſamkeit geſchieht es ganz gewiß nicht.

Der Winter ist übrigens auch für die hiesigen Gärten nicht günstig. Im Sommer werden sie wohl besser im Stand sein, vielleicht aber auch nicht, denn in diesem Klima ist, wenn es nicht grade regnet, jeder Tag so schön, daß man fast besser als im Sommer spazieren gehen kann. Ich behaupte also, daß auch von den unregelmäßigen Gärten, wie hier die meisten sind, kein einziger, selbst der Pamfiligarten, der der schönste ist, nicht ausgenommen, die Ländlichkeit von Saint-Cloud oder das Malerischanmutige von Marly erreicht.

Sobald ich wieder hier spazieren gehe, will ich von den Statuen des Gartens ein Verzeichnis machen, die schönsten sind Silen und Priapos. Unter den Flachreliefs erschienen mir einige vorzüglich. In beiden Häusern sind göttlich schöne Antiken: die berühmte Gruppe »Faustina und der Gladiator«, der sitzende Mars, Paetus, der sein Weib, das sich eben getötet hat, mit einer Hand stützt, mit der anderen sich selbst den Dolch in das Herz stößt, ein Genius, Marc Aurel, usw. All das haben Sie schon in Stichen oder Marmorkopien gesehen, und eines ist immer schöner als das andere. Aber nichts hat mich so erfreut, wie die berühmte Gruppe, »Papiria, die ihrem Sohne ein Senatsgeheimnis zu entlocken sucht«. Der Ausdruck gierigen Wissenwollens und ungeduldiger Gespanntheit bei der Frau ist unnachahmlich: der kleine Racker bindet ihr mit niedergeschlagenen Augen eine Lüge auf, und sieht mehr als duckmäuserisch dabei aus. Ich wollte, Sie sähen seine gespielte Einfalt, diesen Ausdruck abgefeimter Biederkeit, ganz entzückend! Faustina und der Gladiator zeigen griechischen Stil, Arria und Paetus, Papiria und ihr Sohn sind in römischem Stil gearbeitet. Alle drei aber gehören zum Besten vom Besten. Auch schöne neuere Bildhauerarbeiten sind dort: Arion, von Algardi, Pluto und Proserpina, von Bernini, usw. Als Freskomalerei ist der Plafond mit der Aurora auf ihrem Wagen ein schönes Werk des Guercino. Ich stelle sie mindestens so hoch als die berühmte Aurora von Guido. Die Verkürzungen sind

wundervoll, die Komposition ist schön und vornehm; der Farbton weit lebhafter, vielleicht allerdings ein wenig hart. In der einen Ecke gewahrt man eine Frau, die nach einer durchwachten Nacht erschöpft bei einer Lampe zusammensinkt, die angesichts des grauenden Tages nur noch mattes Licht ausstrahlt. Das schönste Fresko, ja das schönste Bild des Guercino, das ich kenne.

Beachten Sie beim Verlassen des Ludovisigartens die Umwallungsmauer des Zirkus der Flora, die Überreste des kleinen Tempels der Venus Sallustiana und einige andere Ruinen. Weiter vorn liegt der schöne, großzügige Terminibrunnen, der freilich dem alten, den Sixtus V. durch diesen ersetzte, an Eleganz nicht gleichkommt: Ein weites dreitoriges Portal, dessen Bogen korinthische Säulen trennen. Im Mittelbogen schlägt ein riesenhafter Moses auf den Felsen, und unter seinem Schlage sprudelt das Wasser in ein großes Granitbecken, die Seitenbogen schmücken wasserspeiende Löwen und Flachreliefs aus der hebräischen Geschichte.

Eben erlebte ich ein artiges Beispiel dafür, wie mächtig die zum Erhabenen verklärte Schönheit selbst auf die kunstunverständigsten Augen wirkt. Ich trat in die Kartäuserkirche mit dem treuen Pernet, der der unwissendste Mensch der Welt ist und so dumm, wie man ihn für solchen Versuch wünschen kann. Ich kann wohl mit Michael Montaigne von ihm sagen, daß der Abstand von Epaminondas zu meinem Kammerdiener größer ist, wie von meinem Kammerdiener zu meinem Reitpferd. Mit ihm also betrat ich die Kartäuserkirche und sah sofort: mein Mann war starr vor Bewunderung. Und dabei sind es doch nur Gewölbe aus Backstein und vier nackte Mauern, rein nichts, was einen grobschlächtigen Mann bestechen könnte. Ich gebe aber zu, diese vier Mauern scheinen mir an Schönheit Sankt Peter nicht nachzustehen: ein griechisches Kreuz aus vier mächtigen, ineinander mündenden Sälen mit riesig hohen Tonnengewölben, die an den Enden der Mitte zu von je zwei riesigen Säulen aus Granitmarmor

(in einem Stück) getragen werden. Da wo die vier Säle zusammenstoßen, bilden sie einen Chor in der Mitte der Vierung, die durch die hohen Säulen an den Ecken abgetrennt ist. Ich kann mir nichts Erhabeneres als diesen weiten, schlichten Raum vorstellen. Man spricht davon ihn auszuschmücken und wird ihn verderben. Höchstens ein antiker Altar dürfte in die Mitte oder eine Kolossalfigur auf einem Sockel, oder noch besser ein schönes Grabmal. Drei der Säle sind antik und gehörten einst den Thermen des Diokletian an. Sie standen schon ganz fertig da mit ihren Säulen und ließen den Plan entstehen, einen vierten zu bauen, das Kreuz zu vollenden und eine Kirche zu schaffen. Der letztgebaute ist der, durch den man heute eintritt. Michelangelo war der Erbauer, aber dieser Arm kommt den drei anderen nicht entfernt gleich, an deren Ende ich ebenfalls je ein prächtiges Grabmal aufgestellt wünschte. Zwei ganz hübsche kleinere sehen Sie in dem neugebauten Kreuzarm zu Seiten des Eingangs: das des Salvator Rosa und das des Carlo Maratta mit ihren Büsten und Porphyrurnen. Gottesdienst wird bisher noch nicht in dieser Kirche, sondern in einer Kapelle daneben gehalten. Die Kartäuser haben schöne Kreuzgänge mit sehenswerten Bogenlauben und Säulenhallen. Der berühmte Bianchini hat im Querschiff eine Mittagslinie in Marmor legen lassen.

Nahe dem Terminibrunnen zwei entzückende Kirchen: Santa Susanna und Santa Maria della Vittoria. Die erste ist außen schön verziert, aber noch viel prächtiger im Inneren, wirklich außerordentlich. Drinnen einige gute Fresken von Baldassare Croce und vom Bruder Pozzo. In der anderen steht Berninis berühmte Gruppe »die heilige Therese in Verzückung«. Der Engel will sie eben durchbohren. Sie trägt Karmeliterinnentracht und ist bewußtlos, mit halbgeöffneten Lippen und hinsterbenden, fast geschlossenen Augen zurückgesunken. Sie ist überwältigt, der Engel kommt an sie heran und droht ihr lachend und etwas spitzbübisch mit dem Pfeil. Der Ausdruck ist wundervoll, aber frei her-


Petrus Guerin de Tencin Archiepiscopus
Ebrodunensis, Gallus, S.R.E. Presbyter Cardinalis
creatus à SSmo. D.N. CLEMENTE PAPA XII in
Consistorio secreto, die 23. Februarij 1739.
Nicolaus Billy Sculp.
Romæ ex Calcographia jam de Rubeis, nunc R.C.A. apud Pedem Marmoreum.

aus, ein bißchen allzu lebendig für eine Kirche. Wenn das die himmlische Liebe ist, kenne ich sie auch. Davon sieht man schon hienieden in Fleisch und Blut manches Abbild.

Nun hat aber der Spaziergang für heute lang genug gedauert, und ich wünsche Ihnen gute Nacht, Herr von Quintin, das Papier ist auch zu Ende. Sie dürfen heimgehen, denn ich will jetzt »minchiate« bei Madame Bolognetti spielen, und Sie kennen dort keine Katze. Morgen geht's wieder an die Geschäfte. Da Sie so laufwütig sind, will ich Sie einmal anderswohin führen, das heißt, ich will Ihnen ein paar Blätter mit recht vielen Anmerkungen heraussuchen. Für einen kleinen Anfang ist's mit dem Heutigen genug.

Ma al fin del canto, io mi trovo esser giunto,
Si ch'io farò, con vostra grazia, punto.

## NEUNUNDDREISSIGSTER BRIEF

An die Herren von Tournay und von Neuilly.

Päpstliche Audienzen. — Besuch beim König von England und anderen.

Rom, Dezember 1739.

Soviel über unsere persönlichen Angelegenheiten. Und nun will ich über meinen hiesigen Aufenthalt fortfahren. Wie immer teilen Sie bitte Neuilly und unseren nächsten Bekannten den Brief mit.

Wir versäumten nicht, gleich nach unserer Ankunft Kardinal Tencin Besuch zu machen. Er war den Tag gerade vom Land hereingekommen wegen einer Audienz, die der Papst ihm bewilligt hatte, und reiste abends wieder ab. Wir trafen ihn, wie er sein Staatskleid anlegte: es ist von feuerfarbenem Moirée und ähnelt in Schleppkleid und Mantel der Ordenstracht der Kapuziner, nicht zu vergessen die Kapuze,

nur daß diese nicht spitz und auch nicht so lang ist, sondern fast wie bei unseren Damenmäntelchen und rund geschnitten. Außer solchen hochfeierlichen Anlässen geht der Kardinal gekleidet, wie Sie bei französischen Kardinälen sehen können, nämlich: einfach schwarz oder langes Amtskleid, ad libitum. Noch ein anderes Zeremoniengewand tragen sie in der Kirche, rot für gewöhnlich, violett in den Fasten, dazu nach altem Brauch, dem die meisten hiesigen Geistlichen folgen, den viereckigen Tricorno. Hiervon stammt auch das dreispitzige Hütchen, das die Jesuiten tragen, und nicht von der schlimmen Geschichte des Père Guignard, wie böswillige Feinde der Gesellschaft Jesu behauptet haben. Die Kardinäle setzen es nur auf, wenn sie in eine Kirche treten, denn dann nehmen sie ihren roten mit Goldspitzen verbrämten Hut ab.

Unser Kardinal empfing uns in jeder Beziehung höchst gnädig, bat uns, sein Haus und seine Tafel als die unsere anzusehen und fügte dann hinzu, er sei untröstlich, daß er wegen der Menge Leute, die er bei sich haben müsse, uns nicht einladen könne, bei ihm zu wohnen. Wir erzählten ihm, was wir hier vorhaben und wie wir uns eingerichtet. Er versprach, sich aller unserer Anliegen anzunehmen, hernach sagte er: »Das sind aber alles erst Ihre Geschäfte. Sagen Sie mir nun, was ich für Ihr Vergnügen tun kann.« Kurz, es gab keinen reizenderen Menschen. Schließlich erbot er sich, uns bei seiner heutigen Audienz dem Papst vorzustellen. Wir nahmen mit Freuden an, stiegen gleich mit ihm in seine Kutsche und fuhren zum Monte Cavallo. Während der Kardinal Audienz hatte, unterhielten wir uns mit dem feinen Altertumskenner Marchese Capponi, der päpstlicher Fourier ist und auswärtiges Mitglied unserer Akademie der schönen Wissenschaften. Nachdem so etwa eine halbe Stunde verstrichen war, führte man uns in das Gemach, in dem der Papst zu Bett lag. Er hat sich von der schweren Krankheit, die er vor einiger Zeit durchmachte, noch nicht erholt, und viel Aussicht ist bei seinem Alter und seiner Hinfälligkeit

nicht, daß er je ganz wieder hochkommt. So iſt es uns für den Augenblick und wahrſcheinlich auch für die Zukunft unterſagt, ihm den Pantoffel zu küſſen. Er hat aber noch eine ſtarke Stimme und ſieht gut aus. Freilich iſt er ſtockblind und wird überdies von einem ungeheueren Bruch recht beläſtigt, der in Herrn Minots Verzeichnis keinen geringen Schmuck bilden würde. Deshalb muß er ein Bruchband mit vierzehn bis fünfzehn Pfund Blei tragen, was ihm ſo läſtig iſt, daß er ſich angewöhnt hat, es mit zitteriger Hand hochzuheben. Das macht ſich bei einem heiligen Vater etwas lächerlich. Viel fehlte nicht, ſo wäre ich in höchſt unziemliches Gelächter herausgeplatzt und hätte meine ganze ſchöne Würde eingebüßt. Schon ſeit langem kümmert er ſich, offen geſagt, um gar nichts, denn ſehr bald nach ſeiner Erwählung iſt er erblindet. An ſeiner Statt leitet ſein Neffe Corſini, ein Mann unter Durchſchnitt, die Geſchäfte. Die Staatsſekretäre kommen freilich noch allmorgendlich an ſein Bett, berichten ihm von einigen ſchwebenden Sachen, und die wichtigſten muß er unterzeichnen. Dabei legt man ihm die Hand auf die Stelle des Schriftſtücks, wo er zeichnen ſoll.

Als wir dem Bette nahe kamen, knieten wir zur Ehrenbezeugung nieder. So verlangt die Hofvorſchrift, wenngleich dieſe Zeremonie für den heiligen Vater, der nichts davon ſieht, in den Wind getan iſt. Der Kardinal ſaß in einem niederen Lehnſtuhl und brachte recht geſchickt eine kleine Unterhaltung zwiſchen dem Papſt und uns zuſtande. Der Papſt ſprach mit großer Freundlichkeit und Güte zuerſt etwa eine Viertelſtunde lang italieniſch. Als dann der Kardinal etwas heuchleriſch zu ihm ſagte: »Beatissimo padre, questi cavalieri avrebbero gran gusto di sentir qualche parola francese dalla bocca di Sua Santità: sanno che parla la loro lingua con tutta perfezione.« »Nein, wahrhaftig,« entgegnete der Papſt klar und deutlich auf franzöſiſch, »ich werde mich wohl hüten. Weiß ich doch recht gut, wie die Franzoſen über Leute, die ihre Sprache radebrechen, ſpötteln.« Ich hätte ihm

faſt entgegnet: »Merken würde er ſicherlich nichts davon,« bemühte mich aber ſtatt des lieber, die Schmeicheleien des Kardinals zu übertrumpfen. Die Unterhaltung ging daraufhin wirklich einige Minuten lang auf Franzöſiſch weiter, wonach wir uns von Seiner Heiligkeit verabſchiedeten. Während meines Beſuchs machte ich die Beobachtung, daß ſein Zimmer äußerſt einfach ausgeſtattet iſt.

Ich will das Kapitel nicht abbrechen, ohne noch von dem zweiten Beſuch zu erzählen, den wir ihm nach Legouz' Ankunft gemacht haben. Hierbei gab es einen drolligen Zwiſchenfall. Erinnern Sie ſich noch an meine Abfahrt? Sie ſtanden dabei, wie mich Frau von Choiſeul allen Ernſtes bat, ich möchte ihr doch ein Knöchelchen aus dem Haupt des heiligen Petrus mitbringen, da ſie ihn ganz beſonders verehre. Ich hatte Kardinal Tencin davon erzählt. Als nun der Papſt wie das erſte Mal fragte, womit er uns gefällig ſein könne und ob wir ihn nicht um eine Gunſt bitten möchten, nickte mir der Kardinal lachend zu, mein Anliegen vorzutragen. Ich zauderte. »Nein, nein,« ſagte er, »es wird ihm Spaß machen.« Legouz, kecker als ich, nahm alſo wirklich das Wort: »Heiliger Vater, wenn ich es wagen dürfte, möchte ich Ihnen von einer nicht ſehr beſcheidenen Dame erzählen. Sie gab mir den Auftrag, Euch anzuflehen, Ihr möchtet ihr . . . doch bewilligen . . . oh, ſie will nichts Geringes . . . das Haupt des heiligen Petrus.« »Oh! Oh!« ſagte der Papſt und lachte: »Per questo non si può,«, und er fügte mit vollender Höflichkeit hinzu: »Es tut mir recht leid, einer Dame etwas verſagen zu müſſen. Verſichern Sie ihr bitte von mir, ich würde ihr jede Bitte, die zu gewähren in meiner Macht ſtand, erfüllt haben.« Als die erſte Audienz vorbei war, nahm uns der Kardinal gleich mit zu einem Beſuch beim Kardinalſtaatsſekretär Firrao, hierauf fuhren wir zu ihm zurück. Er entſchuldigte ſich, daß er uns nicht recht zu Tiſch bitten könne, da er in Rom gewiſſermaßen an der Luft ſitze und nur für dieſen einen Vormittag hier ſei. Wir

möchten aber trotzdem bleiben, wenn wir es wagen wollten. Daraufhin bekamen wir ein herrliches Mahl vorgesetzt.

Aus dem guten Essen in Rom mache ich mir viel, wie man ja stets den Wert der Güter besser schätzen lernt, wenn man sie entbehren muß. Mich packt alle Mal die Vaterlandsliebe, diese Haupttugend großer Seelen, wenn ich eine Flasche guten Burgunders erblicke, wiewohl ich selbst ihm nicht allzu eifrig zuspreche. Aber es ist doch angenehm, daß einem auch darin nicht jedes Übermaß versagt ist, ich mag mein Maßhalten lieber der Selbstbeherrschung als dem Muß verdanken. Der Kardinal läßt reichlich auftischen, und das lobe ich. Er macht ein großes Haus und hält offene Tafel. Kein einziger hoher Würdenträger tut das sonst in Rom außer ihm und unserem Botschafter, und deshalb ist es gut, daß wenigstens sie es sich gestatten. Man speist hier ausgezeichnet. Wildbret allerdings ist mäßig, aber alle gewöhnlichen Lebensmittel, Brot, Obst, Fleisch von Schlachtvieh, besonders Rindfleisch ist vorzüglich, von letzterem kann man gar nicht Gutes genug sagen. Soviel besser das Pariser Rindfleisch als das der Provinz ist, ebenso weit übertrifft das römische noch das Pariser. Gerichte von Fadennudeln, Vermicelli oder Maccaroni sind sehr beliebt. Über erstere sage ich weder Gutes noch Schlechtes, über letztere denke ich wie Harlekin: gut zubereitet, mit Milch oder Bouillon schmecken sie wie sehr gute Pastetenkruste. Unter den Kompotten gebe ich dem von Zedratfrüchten den Vorzug, bei dem die Früchte geviertelt und mit wenig Zucker wie leichtes Apfelkompott in Wasser gekocht sind. So zubereitet, finde ich, genießt man die Frische und das Aroma der herrlichen Frucht am meisten. Bei der Gelegenheit gleich ein Wörtchen vom italienischen Obst, das in Frankreich so gerühmt wird. Es ist weit hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben. Im Überfluß gibt es alle sogenannten »agrumi«, (das heißt Zitronen und ihre Abarten), welche die Genueser, die besonders viel davon haben, geradezu »üble Frucht« nennen. Wie oft hörte ich

dort sagen: »Gute Früchte wachsen bei uns überhaupt nicht.« Ich war damals höchst verwundert darüber, weil wir uns soviel aus allen Arten Zitronen und Apfelsinen machen. »Ja,« sagten sie mir, »schön zu sehen und gut zu riechen sind sie. Man kann sie aber doch nicht roh essen. Sind Birnen und Äpfel nicht viel besser!? Und Obst, das sich nicht roh essen läßt!? Eingemachtes und wohl mundende Getränke können auch die Länder daraus machen, wo es nicht wächst.« Man kann getrost behaupten, daß wir in Frankreich mehr Arten von Edelobst haben als die Italiener, ausgenommen Trauben, Feigen und Melonen, die weit besser als bei uns sind. Bologneser Weintrauben sind etwas unvergleichlich Gutes. Freilich gibt es auch in Paris Melonen und Feigen von ebenso feinem Geschmack wie die römischen. Hier aber sind solche vorzüglichen Früchte ganz alltäglich. Pflaumen oder Pfirsiche dagegen habe ich im ganzen vergangenen Herbst keine in Italien gegessen, die sich mit unseren hätten messen können.

Der Bericht von unserem ersten Besuch beim Kardinal ist lang, der über unseren ersten Besuch beim Botschafter könnte kurz sein. Er empfing uns kühl und gemessen. Zweimal darauf trafen wir ihn nicht zu Hause, beim viertenmal endlich ließ er uns sagen, wir möchten entschuldigen, er sei eben nicht zu sprechen, da er gerade den Kurier nach Frankreich abfertige, er bitte uns aber, um zwei Uhr wiederzukommen und bei ihm zu speisen. »Das ist aber mal ein ganz anderer Empfang«, werden Sie sagen. Der Unterschied ist noch heftiger, als Sie glauben. Denn von Tag zu Tag werden wir mit unserem Botschafter wärmer, und wird der Kardinal gegen uns kühler. Nicht etwa, daß er weniger höflich wäre, aber der leichte Ton — und das ist das, was am meisten gefällt und uns vor allem an ihm entzückt hatte, ist fort. Fast möchte man meinen, daß sich die beiden bei unserem ersten Besuche mit dem gerüstet hatten, was ihnen fehlte, Tencin mit Leutseligkeit, der Botschafter mit Zurückhaltung. Schritt für Schritt fällt

nun jeder in ſeine wahre Natur zurück. Der Botſchafter iſt Biedermann, milde, liebenswürdig und umgänglich. Sein ſtets ruhiges Geſicht läßt ihn zuerſt kühl ſcheinen, es vermenſchlicht ſich aber raſch, wenn er kurze Zeit auf Stelzen gegangen. Der Kardinal dagegen ſteckt voller Dünkel, iſt hart und hochmütig von Gemütsart, dabei aber gewandter Hofmann und von vollendeter Liebenswürdigkeit bei ſchönen Frauen. Die Herrſchaften vom heiligen Kolleg haben übrigens leicht etwas Dünkel, der gehört, ſcheint's, zum Korpsgeiſt. Ich kenne nur zwei, die ganz frei davon ſind, Lambertini und Paſſionei. Letzterer ſpottet oft mit mir über das majeſtätiſche Getue ſeiner Amtsbrüder, aus den meiſten von ihnen mache er ſich gar nichts. Er ſagte einmal: »Es ſind Ignoranten, toll vor Ehrgeiz, und haben nur den Gedanken, einmal ſelbſt Papſt zu werden. Von dieſer Ausſicht ſind ſie völlig verblendet, und faſt jeder einzelne ſchmeichelt ſich im Grund ſeines Herzens, gerade ihm müſſe es glücken. »Ich ſelber«, fuhr er fort, »denke nicht daran. Was ich wollte, habe ich erreicht und brauche niemandem dafür zu danken. Zweiunddreißig Jahre gab man mir alle möglichen Ämter und ſchließlich, als es ſich nicht mehr aufſchieben ließ, hat man mir den Hut verliehen. Einige meiner Amtsbrüder machen ſich darüber luſtig, daß ich mich ſo vertraulich und frei gebe. Ich aber lache über ihre Ignoranz, ihre Hochnäſigkeit und ihr Politiſieren.« Dagegen hat Paſſionei den Ehrgeiz, für einen Gelehrten zu gelten und unterſtreicht gefliſſentlich die Unwiſſenheit ſeiner Amtsbrüder. Recht hat er freilich, außer Querini und Lambertini iſt kaum ein Gelehrter darunter. Paſſionei ſähe fürs Leben gern, daß Präſident Bouhier Witwer würde und man ihn dann zum Kardinal machte. Ob aber wohl auch die Frau Präſident dieſem Plane, ihren Mann zu befördern, zuſtimmt?

Kardinal Paſſionei war durch einen Brief meines Freundes von meinem Kommen benachrichtigt. Es war ordentlich ſpaßhaft, wie weit ſich mir die Türen öffneten, als ich hin-

kam. Vor dem Namen des Präsidenten Bouhier knixt in seinem Haus alles.

Ich fand ihn auf dem Kanapee liegen, die Perücke auf der einen Seite, sein rotes Käppchen auf der anderen neben sich, und wollte mich auf einen Stuhl in der Nähe setzen, da sagte er: »Setzen Sie sich doch bitte aufs Kanapee, dort haben Sie es behaglicher.« Und als ich noch einige Komplimente machte, — »ach was, machen Sie doch keine Umstände, Sie verkennen mich, der Sekretär für die Breve ist kein solcher Tropf, wissen Sie«. Damit nahm er mich beim Rockkragen und nötigte mich aufs Kanapee. So fing meine Bekanntschaft mit ihm an. Seine Feinde behaupten, diese Freimütigkeit sei Schein, und seine Frömmigkeit (denn er ist ein sehr eifriger Katholik) sei nicht echt, und man dürfe ihm so wenig als einem guten Aushängeschild trauen. Ich bemerke nichts derart, auch hat mir niemand irgendeinen Beweis dafür erbringen können, ich nehme ihn, für was er sich gibt, und meine, daß er ein redlicher Mann ist. Wir sehen ihn häufig, denn er bewundert unsere sechsköpfige Karawane von Landsleuten. »Seit dem Einfall der Barbaren«, behauptet er, »hat es nicht so viele Burgunder auf einmal in Rom gegeben.« Seine wundervolle Bibliothek ist mir eine große Hilfe, ebenso wie diejenige Montis in der Propaganda, weniger zum Lesen, denn dazu bleibt mir wenig Zeit, aber zum Nachschlagen und um mich über irgendeinen Punkt des Altertums aufzuklären. Auch mit seinem Neffen, Monsignore Passionei, habe ich meine alte Schulbekanntschaft erneuert. Er ist, nachdem er den geistlichen Stand schon einmal aufgegeben hatte, nun doch wieder geistlich geworden, wohl mehr aus Vernunftgründen als aus Neigung. Er wird vorwärtskommen. Sein Gesicht ist noch immer hübsch, nur die Pocken haben es ein wenig entstellt, seit Sie ihn zuletzt sahen.

Aber weiter vom Botschafter! Er wurde liebenswürdig, als wir das erstemal bei ihm zu Tisch waren. Es ist ein geist-


DOMINICVS
PRESBYT·CARD·
PASSIONEVS A
SECRETIS BREVIVM
ÆTAT·SVÆ
ANNOR·LXXIX·
G·I·E·D·

(6)

voller Mann und vorzüglicher Unterhalter, der viel weiß und gesehen hat, und er erzählt gern und anmutig. Wer ihn sieht, hält ihn für bedeutend jünger, als er ist, und kein Mensch käme auf den Gedanken, daß er ein Bruder des alten Herzogs von Beauvilliers ist, Sohns des alten Paladins, der beim »Turnier der Prinzessin von Elis«, mit dem die Hochzeit Ludwigs XIV. gefeiert wurde, mitwirkte. Der liebe alte Herr, der sein ganzes Leben ein Ausbund von Verliebtheit gewesen war, machte noch, als er achtzig Jahre alt war, einer Hofdame seiner seligen Frau, einer Person von Stande freilich, schöne Augen. Sein gestrenger Sohn, der Herzog von Beauvilliers, fand den Handel sehr ärgerlich und ließ seinen Papa noch einmal verheiraten, um ihn zu entsündigen. Nicht ohne Grund hatte er sich einst Guido der Wilde genannt; in diesem hohen Alter zeugte er in seiner zweiten Heirat noch drei Kinder, die das Geschlecht vom Aussterben retteten, als die beiden erwachsenen Söhne Beauvilliers' plötzlich binnen acht Tagen an den Pocken starben. Unser Botschafter war damals gerade abgereist, um in den Malteserorden einzutreten; sein Bruder schickte einen Eilboten hinter ihm her, ließ ihn an den Hof zurückholen und verheiratete ihn mit einer Montlézun, der Tochter des Gouverneurs der Bastille; sie starb vor einigen Jahren in Rom, wo sie sehr beliebt war. Man sagt, seit ihrem Tode trage sich ihr Gatte mit dem Gedanken, noch Geistlicher zu werden, da er sich Hoffnung auf einen Kardinalshut mache.

Es ist nicht weiter erstaunlich, daß der Herzog Saint-Aignan in seinem Alter noch so blühend aussieht. Er lebt nur von frischen Eiern und einem saft- und kraftlosen Landweinchen von Genzano, das gelb aussieht und süß, fast fad schmeckt. Man muß schon so sanftmütig wie er sein, um sich daran zu gewöhnen. Da er Familie und einen vielköpfigen Haushalt in Rom hat, ist er in der Regel außerstande, so viele Gäste wie der Kardinal zu Tische zu haben, und seine Haushaltung macht einen weniger glänzenden und weniger

vornehmen Eindruck. Der Grund dafür iſt einfach. Der eine ſteht am Ende, iſt ſeit langen Jahren einer Lebensführung müde, die ihn ſehr im Vermögen zurückgebracht hat, und wünſcht nur noch, ſich leidlich herauszuziehen. Der andere aber iſt Anfänger, muß außerdem ſchon, um Einfluß zu gewinnen, glanzvoll auftreten. Denn das ſehe ich ſchon jetzt deutlich: die geheimen Geſchäfte des franzöſiſchen Hofes liegen mehr bei jenem als beim Botſchafter. Das ſetzt ihn in der öffentlichen Meinung herunter und verſtärkt ſeine Rücktrittsgelüſte. Wenn ich offen reden ſoll, ſo halte ich ihn wirklich für zu langſam und zaghaft für die hieſigen Verhältniſſe, er ſcheut ſich, irgend etwas mit ſeiner Perſon zu vertreten. Da verſteht es der Kardinal mit ſeiner ſcharfen, ſchneidigen Art beſſer, die Leute zu nehmen. Letzte Woche traf ich den Kardinal auf der großen Treppe des Vatikans in vertraulichem Geſpräch mit dem Papſtneffen. Sie waren ganz auf die Seite getreten, und es war geradezu eine Komödie für die Zuſchauer, das hochmütige Geſicht des einen und die gleichſam entſchuldigenden Geſten des andern zu beobachten.

Sein Sohn, der Abbé, hat ſich an ein kleines Mädel gehängt, die Tochter eines Goldſchmieds. Eines ſchönen Morgens, ohne einem Menſchen ein Wort zu ſagen, kommt er bei Kardinal Fleury um Niederlegung ſeiner Würden ein, entführt ſeine Geliebte in der Poſtkutſche und fährt weiter bis Florenz, wo ihn die Regierung auf Erſuchen des Geſandten verhaftete. Heute ſagt man ſchon, ſie ärgerten ſich, daß ſie ihn verhaftet haben, und ließen ihn gerne wieder laufen, wenn ſie nicht, wie die Sachen liegen, fürchten müßten, den franzöſiſchen Hof damit zu verſtimmen. Der Abbé vertritt ganz keck ſeine Tat und erinnert ſcherzend an das Beiſpiel ſeines Oheims, des Biſchofs von Beauvais. Ein Prozeß auf Nichtigſprechung dieſer Ehe iſt ſchon im Gange und der Fall ſcheint eigentlich durchaus nicht ſchwierig. Aber man hört doch verſchieden darüber urteilen. Ich

war, als die Entführung geschah, gerade in Bologna und habe einen ganzen Abend mit Kardinal Lambertini darüber gesprochen. Er erklärte rundweg, die Ehe sei gültig. Das überraschte mich um so mehr, als Lambertini sich im kanonischen Recht vorzüglich auskennt. Ich hielt ihm entgegen, daß, abgesehen davon, daß über Gesandte und ihre Angehörigen nach den Gesetzen ihres Landes geurteilt werde, diese Ehe mir für alle Länder nichtig erscheine, weil die stärksten Ehehindernisse nach kanonischem Recht, nämlich Entführung und Fehlen der elterlichen Einwilligung vorlägen. »Wohl wahr,« sagte er, »die Heirat gilt als Kontrakt und nach dem bürgerlichen Eherecht nicht: aber wenn mit Wollen und Wünschen der beiden Beteiligten das hochwürdige Sakrament einmal hinzugetreten ist, – denn das ist die Hauptbedingung, die die Religion fordert –, so wird die Vereinigung unlöslich. Menschenmacht kann keinen Knoten, der geheiligt worden ist, wieder aufknüpfen.« Meiner Meinung nach war der Kardinal diesmal zu tief in ultramontanen Anschauungen befangen, wiewohl er sonst weniger davon angesteckt ist als irgendein Italiener*).

Beim Diner bei unserem Gesandten traf ich zum ersten Male Marchese Crescenzi, den Bruder des Pariser Nuntius. Ein selten schöner Mann von uraltem Adel. Schon im zehnten Jahrhundert sind Vorfahren von ihm Tyrannen in Rom gewesen. Ich war entzückt, mit ihm anknüpfen zu können, und er war höflich genug, mir noch manche andere Bekanntschaft zu vermitteln. Er ist ein geistvoller Weltmann und war auf seinen Reisen an den meisten Höfen Europas. Sein

*) Die Ehe des Abbé von Saint-Aignan wurde später in Rom wirklich für ungültig erklärt, aber aus einem schwächeren Grunde als alle von mir genannten. Nämlich, weil sie nicht coram proprio parocho (vor dem eigenen Pfarrer) geschlossen sei. Der Hof von Frankreich hat, wie man sagt, die Niederlegung seiner Ämter nicht annehmen wollen. Was aus ihm geworden ist, weiß zurzeit niemand. Offenbar hält man ihn in irgendeinem Bußgefängnis gefangen. (Spätere Eintragung des Herrn de Brosses in das Sammelmanuskript der Lettres Familières.)

Bruder wird bald Kardinal, und wenn Sie auf Prophezeiungen etwas geben, auch noch Papst werden. Ob Sie es glauben, ist Ihre Sache. Im Volksmund geht jedenfalls die Sage, das Haus Crescenzi werde mit einem Papst aussterben, die zwei Brüder sind die letzten ihres Geschlechts, und der Marchese hat nur eine Tochter, die kleine Violante.

Die dritte Person von Stande, welche die französische Nation hier vertritt, ist Abbé Canillac, Graf von Lyon und Auditeur bei der Rota. Er wohnt prächtig und macht ein sehr anständiges Haus, ist überdies der Einzige in Rom, der seinen Dienstboten das unschickliche Trinkgeldnehmen verboten hat. Denn gehen Sie hier in ein Haus, welches Sie wollen, zum einfachen Antrittsbesuch, und am anderen Tag steht die ganze Dienerschaft vor Ihrer Türe und verlangt die buona mano, das heißt »Trinkgeld«. Und das tun nicht nur Italiener, sondern auch die Leute unseres Botschafters und Kardinals, ja sogar die päpstlichen. Wahrhaftig, diese Bettelei erschien mir bei einem Souverän von wahrhaft souveräner Unanständigkeit. Freilich sind sie zufrieden mit dem, was sie kriegen, und da man so oft angebettelt wird, ist die Freigebigkeit hierzuland ziemlich schwach entwickelt. Wir gaben beispielsweise alle miteinander der gesamten päpstlichen Dienerschaft zwei Louisdor, dem entsprechend bei den anderen, gemäß ihrer Zahl und ihrem Range. Sie begnügen sich aber nicht mit einem ersten Besuch, sondern an allen hohen Festen, ja bei jedem häuslichen Ereignis, es sei freudig oder traurig, kommen sie wieder. Wenn Ihr Liebchen Schnupfen gehabt hat, — Sie selbst wissen vielleicht gar nichts davon, es kümmert Sie auch nicht weiter, treten sie vor Ihrer Türe an und wollen sich mit Ihnen freuen, daß es wieder besser geht, kurz, sie freuen sich für Sie bei jedem Anlaß und sind die lustigsten Leute von der Welt — auf Ihre Kosten.

Ich schließe die Reihe unserer wichtigen Besuche mit dem, den wir beim König von England gemacht haben. Man be-

handelt ihn hier mit all der Rücksicht, die einer anerkannten gekrönten Majestät zukommt. Er bewohnt an der Piazza Santi Apostoli einen Palast, der zwar groß, aber nicht weiter schön ist. Päpstliche Truppen ziehen hier wie auf dem Monte Cavallo auf Wache und geleiten ihn, wenn er den Palast verläßt, was freilich nur selten vorkommt. Sein Hofstaat ist recht zahlreich, da noch ein paar große Herren seines Volks, die ihm treu blieben, bei ihm wohnen. Der vornehmste von diesen ist der Schotte Mylord Dumbar, ein gescheiter und angenehmer Mensch. Der König hat ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraut, obgleich Mylord Dumbar sich zur anglikanischen Religion bekennt: vielleicht ein politischer Schachzug! Der Prätendent ist nach seinem ganzen Aussehen leicht als Stuart kenntlich: groß und schlank, und sein Gesicht ähnelt den Bildern Jakobs II., seines verstorbenen Vaters, ja sogar seinem natürlichen Bruder, dem verstorbenen Marschall von Berwich. Nur sah dieser mehr traurig und streng aus, während der Prätendent traurig und läppisch aussieht. Seine Art sich zu geben entbehrt nicht der Würde. Ich sah noch keinen Fürsten mit soviel Anmut und Würde großen Cercle halten. Manchmal muß er das wohl oder übel tun, so zurückgezogen er im allgemeinen lebt, denn er hat weder das schickliche Alter, noch die Mittel mehr, einen Prunk zu entfalten, wie er eigentlich Fürsten zukommt. Da er aber begreiflicherweise wünscht, sich der Stadt, gegen die er so viele Verpflichtungen hat, erkenntlich zu erweisen, läßt er seine ganze Repräsentationsausgaben darin bestehen, daß er von Zeit zu Zeit den römischen Damen durch seine Söhne ein öffentliches Fest gibt, bei dem dann auch er selbst eine Stunde lang in Erscheinung tritt. Er ist übertrieben fromm und pflegt den ganzen Vormittag im Gebet am Grabe seiner Frau zu verbringen. Von seinen geistigen Fähigkeiten möchte ich nichts sagen, da ich ihn nicht genug kenne. Dem Anschein nach ist er nicht sehr bedeutend, doch ist sein Benehmen verständig und seiner Rangstellung entsprechend. Ich hatte recht

oft die Ehre, ihn zu ſehen: er erſcheint ſtets nur auf einen Augenblick, wenn er aus der Kirche kommt, und geht dann in ſein Arbeitszimmer, das er nur verläßt, um ſich zu Tafel zu ſetzen. Er ſpricht nicht viel, aber mit Sanftheit und Güte und zieht ſich raſch wieder zurück. Zu der kleinen Abendtafel der Prinzen erſcheint der König, der nicht zu Nacht ſpeiſt, niemals. Seine Hoftafel beſteht Mittag für Mittag aus elf Gedecken für ihn und die Zehn, die mit ihm ſpeiſen. Wenn römiſche oder auswärtige Edelleute ihm ihre Aufwartung machen, läßt er ſie gewöhnlich durch einen ſeiner Hausbeamten bitten, zur Tafel zu bleiben. Soviele die Einladung annehmen, ſoviele ſeines Gefolges eſſen an einer anderen Tafel. Ich ward jedes einzige Mal, das ich dort war, auch zu Tiſche gebeten. Da aber die Zahl derer, die er da behalten kann, beſchränkt iſt, ſo nehmen wir die Rückſicht, nie mehr als zwei auf einmal zu kommen. Seine Tafel iſt in keiner Weiſe üppig, aber doch anſtändig. Dieſe Mittageſſen ſind an ſich nicht danach angetan, heiter zu ſein, geht es doch einmal etwas vergnügt zu, ſo ſcheint ihm das ſehr zu gefallen. Die jungen Prinzen lieben ganz beſonders Legouz, ſeine heitere Laune freut ſie ungeheuer und mißfällt auch dem König durchaus nicht. Wenn er zu Tiſch geht, knieen ſeine beiden Söhne vor ihm nieder und erbitten ſeinen Segen. Mit ihnen ſpricht er meiſt engliſch, mit den anderen italieniſch und franzöſiſch. Die Flaſche, aus der man ihm einſchenkt, ſteht immer auf dem Tiſch unter Obhut eines ſeiner Hausbeamten. Es gehört zur Etikette, daß niemand zu trinken verlangt, bevor der König getrunken hat, ich glaubte einmal, ich bekäme den Pips, als er eines Tages vergaß, ſich rechtzeitig einſchenken zu laſſen. Der Fürſt wird kräftig von Frankreich unterſtützt, ebenſo von Spanien, beſonders aber von der Apoſtoliſchen Kammer. Von ihr muß er recht bedeutende Summen beziehen, denn ich hörte neulich, man ſei beim Konſiſtorium vorſtellig geworden, ihm die hohen Einkünfte des Herzogtums Urbino zu überlaſſen. Ludwig XIV.

hatte dem König Jakob 200000 Livres Stadthausrenten zugesichert und versprochen, diese Rente solle unter keinen Umständen verkürzt werden. Sie wurden ihm aber trotzdem in jüngster Zeit auf zweieinhalb Prozent herabgesetzt. Darauf ließ der Prätendent durch den Erzbischof von Embrun beim französischen Hofe Schritte tun, und dieser erlangte denn auch, daß sie wieder auf fünf Prozent heraufgesetzt wurde. Zum Dank dafür soll dann der Prätendent Tencin seine Ernennung zum Kardinal überreicht haben. Das wird wenigstens öffentlich behauptet, man munkelt sogar, der Kardinal habe noch 500000 Livres von seinem eigenen Gelde als Geschenk für den König von England draufgelegt. Ich selbst habe den Kardinal über dies Gerücht sich sehr gereizt äußern hören. »Man behauptet, ich hätte meinen Kardinalshut gekauft,« sagte er mal zu mir, »hätte ich auf die Art einen haben wollen, als ich zu Zeiten Coscias in Rom war, wäre mich das nicht so teuer gekommen, vielleicht nicht teuerer wie gewissen anderen Leuten.« Damit zielte er auf den Borghese, dessen Vater, wenn man dem Stadtgerede glaubt, 10000 römische Taler an Coscia zahlte, damit sein Sohn, der damals erst sechs- oder siebenundzwanzig Jahr war, den Hut erhielte.

Zweifellos bezieht übrigens der Prätendent auch von seinen heimlichen Anhängern in England beträchtliche Summen und verteilt dann selbst an seine Geschöpfe noch größere. Das ist wohl überhaupt sein bedeutendster Ausgabeposten, und der ist so wichtig, daß er ihm zuliebe alle anderen Ausgaben einschränkt. Denn natürlich ist es für ihn unmöglich, die Hoffnung aufzugeben, seine Krone in einem Lande wieder zu bekommen, in dem Umwälzungen so häufig sind, und bei einem Volke, das käuflicher ist, als irgendeins in Europa, bei allem Republikanerstolze, mit dem es sich brüstet. Ob diese Hoffnung wirklichen Grund hat, steht freilich auf einem anderen Blatt. Ich habe wenigstens Leute, die die

inneren Verhältnisse Englands kannten, stets urteilen hören, die Partei der Jakobiten sei nur noch ein Popanz, und alle darauf sich gründenden Hoffnungen würden zu Rauch werden. Im Charakter der englischen Nation liege es gewiß, den König, der sie gerade beherrscht, zu hassen, der sei, wer er wolle; das sei aber doch noch etwas ganz anderes als Anhänglichkeit und Liebe für die Stuarts. Natürlich seien es die im gegnerischen Lager, das heißt diejenigen, die sich vom Hofe erst kaufen lassen wollen, recht zufrieden, daß eine schwache Partei zugunsten des entthronten Hauses bestehen bleibt, gerade stark genug, um ihnen gelegentlich bei Erreichung ihrer Absichten zu helfen, aber außerstande, weiter zu gehen. Das sei auch der Grund, daß so viele die Partei heimlich unterstützen, nicht um sie zu stärken, sondern einzig um ihren gänzlichen Verfall zu hindern. Denn es würde ihnen schlecht passen, wenn das Haus Stuart verlöschen sollte, und sie nicht mehr die Möglichkeit hätten, das regierende Haus vielbedeutend darauf hinzuweisen. Etwas ehrlicher sind, versichert man, Jakobs Anhänger in Schottland, und Irland sei ihm im Grunde sehr ergeben. Doch Macht haben die Irländer nicht, sondern sind Sklaven des übrigen Volkes. Offen gesagt die richtige Haltung, besonders in religiösen Dingen, zu finden, ist für dies unglückliche Haus peinlich unbequem. Der Katholizismus wäre ein unüberwindliches Hindernis für seine Wiedereinsetzung und doch könnte es ihn nicht im Augenblick seiner Thronbesteigung mit Anstand vor ganz Europa aufgeben, falls die Dinge einmal wieder bis dahin gedeihen sollten. Und wenn etwa künftighin einer der Prinzen in der Lage, in der sie heute sind, zur anglikanischen Kirche überträte, würden ihn am Ende die katholischen Herrscher fallen lassen, und deren Hilfe kann er einfach nicht entbehren, unbedingt aber würde ihm der Papst die Unterstützung entziehen, der ihm zur Zeit den stärksten Halt gibt. Von den beiden Söhnen des Prätendenten ist der Älteste zwanzig, der Jüngere fünfzehn



⟨7⟩

Jahr alt. Sie wissen ja, daß man sie hier nur unter dem Namen des Prinzen von Wales und des Herzogs von York kennt. Alle beide haben das Familiengesicht und der Jüngere hat bis jetzt noch ein recht hübsches Knabenantlitz. Alle beide sind liebenswürdig, höflich und voll Anmut, haben einen Durchschnittsverstand, sind aber übrigens weniger gebildet, als sonst Prinzen in dem Alter sein dürfen. Der Jüngere ist in der Stadt hochbeliebt wegen seiner hübschen Gestalt und seiner anmutigen Art sich zu geben. Die Engländer — und Rom ist voll von ihnen — drängen sich auf alle Art dazu, sie zu sehen, wiewohl das englische Staatsgesetz ihnen bei Todesstrafe verbietet, den Palast der Stuarts zu betreten oder irgendwie sonst mit ihnen zu verkehren. Wir aber verkehren mit beiden Parteien, und so erkundigen sie sich gern bei uns, an welchen öffentlichen Plätzen sie die Prinzen sehen könnten, und bitten, mit uns zusammen dorthin gehen zu dürfen. Man merkt, daß sie besonders gern von dem Zweiten sprechen. Ich höre aber von denen, die sie gründlich kennen, daß der Ältere der Wertvollere ist und auch in seinem Kreise beliebter. Er habe Herzensgüte und viel Mut, empfinde tief seine Lage, und wenn er ihr nicht eines schönen Tages ein Ende machte: an Kühnheit dazu soll es ihm nicht fehlen. Man erzählte mir, daß man ihn, als er noch ganz jung war, zur Belagerung von Gaeta mitgenommen habe, während der Überfahrt wehte ihm sein Hut ins Wasser. Man wollte ihn wieder herausfischen. »Nein,« sagte er, »es lohnt wirklich nicht: ich muß schon eines Tages ihn mir selber wieder holen gehn, wenn die Dinge sich nicht ändern.« Da die Prinzen nie in eine Privatgesellschaft gehen, wo sich fast stets Engländer befinden, habe ich nicht beobachten können, welche Haltung man beiderseits gegeneinander einnehmen würde, zum Karneval aber wird sich das vielleicht machen. Unser Botschafter hat nämlich angekündigt, er werde den Maskenzug und die Rennen vom Palais de France aus ansehen und dort ein großes Fest geben, und hat bei Mylord

Stafford und einigen anderen angefragt, ob ſie nicht kommen wollten, doch wäre der König von England und ſeine Söhne auch da. Worauf ihm Stafford zur Antwort gab: »Der Name ſei ihm in Rom nicht bekannt, es ſei ihm aber ſtets eine Ehre, im Hauſe des Botſchafters zu ſein und allen Leuten, die Achtung verdienten, wo es auch ſei, mit pflichtſchuldiger Ehrfurcht zu begegnen.«

Die jungen Prinzen lieben Muſik leidenſchaftlich und muſizieren in der Vollendung. Der Ältere ſpielt trefflich Cello, der Jüngere ſingt mit ſeiner hübſchen Knabenſtimme italieniſche Arien mit feinem Ausdruck, einmal wöchentlich geben ſie ein erleſenes Konzert, wo die beſte Muſik von ganz Rom gemacht wird. Ich bin ſtets dazu da. Geſtern kam ich gerade hinein, während man das berühmte Konzert von Corelli, »la Notte di Natale«, ausführte. Ich ſagte, ich bedauere, nicht eher gekommen zu ſein, um es ganz zu hören. Als man damit zu Ende war und ein neues Stück beginnen wollte, ſagte der Prinz von Wales: »Nein, warten Sie, wir wollen das Konzert noch einmal von vorn ſpielen. Ich hörte eben Herrn de Broſſes ſagen, er würde recht gern das ganze Konzert hören.« Es macht mir Freude, Ihnen dieſen kleinen Zug zu berichten: er beweiſt feine Höflichkeit und Güte.

Von Engländern wimmelt es hier, wie ich ſchon ſagte: ſie geben viel Geld aus und ſind — wenigſtens, inſofern ſie das meiſte Geld ins Land bringen — die geſchätzteſte Nation bei den Römern. Denn im Grunde ihres Herzens ſind die Italiener durch das ganze Land eingenommen für die Deutſchen. Und ich mache die Beobachtung, daß allgemein geſprochen, keine Nation unbeliebter iſt, als unſere. Das kommt wohl daher, daß wir die ſchlechte Angewohnheit haben, überall mit lauter Stimme unſere Lebensart über die anderer Völker zu ſtellen, und rückſichtslos alles tadeln, was anders als bei uns gemacht wird. Das Geld, das die Engländer in Rom verausgaben, und daß ſie gewiſſermaßen zur Vollendung ihrer Erziehung hierher zu kommen pflegen,

nützt der Mehrzahl unter ihnen wenig. Es gibt gescheite Leute darunter, die lernen wollen, aber die meisten sind nicht so. Sie haben eine Mietskutsche angespannt auf dem spanischen Platz stehen, die den ganzen Tag auf sie wartet, und spielen unterdessen Billard oder verbringen den Tag mit einer ähnlichen schönen Beschäftigung. Ich kenne welche, die von Rom abreisen werden, nichts als Engländer gesehen haben und kaum wissen, wo das Kolosseum steht, andere freilich sind überall beschlagen. Wir verkehren und speisen häufig mit und bei einander. Sie suchen uns förmlich, besonders Legouz und mich, weil sie sehen, daß wir gern vergnügt sind, und geben ehrlich zu, daß sie nur mit uns zusammen mit wirklichem Genuß zu Abend speisen, während sie unter sich nichts tun, als essen und trinken. Ich bemerke ausdrücklich, daß wir niemals zusammen spielen, obwohl beide Nationen arge Spielratzen hier haben. Man nimmt sich schon notgedrungen in fremden Ländern zusammen, und Legouz stärker, als wir alle. Wollen Sie mir wohl glauben, daß keiner von uns seine Kasse besser in Ordnung hält oder wohlfeiler reist! Von Migieu kann ich das nicht melden, ihn kommt der Ausflug teuer, er spielt wie der Satan, wenn er einmal daran gerät, und ist so dickköpfig, als hätte er eine Wette gemacht, ob er oder das Glück länger standhält. Er kauft auch Raritäten aller Arten, wie Bronzen, Stiche, Handzeichnungen und geschnittene Steine, doch darum lobe ich ihn: man muß die Gelegenheit benutzen, wenn man herkommt, und einen Teil der Summe, die man auf die Reise wenden kann, für solche Einkäufe ansetzen. Ich verpasse alle Tage aus Sparsamkeit oder Geiz ein paar gute Gelegenheiten, und es wird mir später sehr leid tun, wenn ich einsehn muß, nun kann ich es mir nicht mehr leisten, weil das Geld zerronnen ist, ohne daß die Dinge mir bleiben. Immerhin hoffe ich, eine kleine Zahl Gemälde mitzubringen, außerdem Stiche und eine ziemliche Menge Bücher, besonders alte Ausgaben aus der Zeit der ersten Druckereien. Die

Lacurne geben viel Geld aus für geschnittene Steine und haben jetzt schon soviele Ringe, wie Herr Thibaudois. Migieu liebt schöne Sachen sehr und versteht etwas davon, er ist geistvoll, kenntnisreich und studiert mit Lust und Liebe. Wir hatten keinerlei Beziehungen zueinander, als er hierher kam, und werden jetzt Tag für Tag vertrauter. Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß Legouz und er sich nicht recht vertragen. Nun wir alle zusammen sind und drei Kutschen haben, fahren wir immer zwei und zwei: die beiden Brüder zusammen, Legouz hat sich zu Loppin geschlagen, und so kamen Migieu und ich zusammen. Bei den häufigen Ausfahrten lernten wir uns näher kennen. Er ist kühl und anfangs recht unzugänglich und wenig einnehmend, außerdem ein Dickkopf, aber sein Widerspruchsgeist zeigt sich nur in der Unterhaltung. Wenn es auf Taten ankommt, ist er gefällig. Er ist gutherzig, geradsinnig, freimütig und im höchsten Grade uneigennützig und vornehm, kurz: ein sehr achtenswerter Bursche!

## VIERZIGSTER BRIEF*)

An Herrn von Quintin.

Aufenthalt in Rom. Fortsetzung.

(Rom, den . . . 1739.)

Da habe ich's also schriftlich, Herr Generalstaatsanwalt, muß Ihnen den Cicerone machen und Sie Tag für Tag an die Hand nehmen und zum Maulaffenfeilhalten durch die Straßen Roms führen! Nehmen Sie dazu doch lieber Ficoroni, der ist vereidigter Bärenführer, wenn man sich nach dem Hof richtet, und bekommt für den Tag einen Dukaten. Freilich, wenn Sie es billiger wünschen, . . . ich lasse meine Zauberlaterne umsonst sehen. Signor Ficoroni gilt in Alter-

*) Brief XLI bei Colomb.

tümern als Kenner, hat allerlei darüber drucken lassen und spielt sich hier auf als . . . Mitglied unserer Akademie der schönen Wissenschaften. Damit kam er ja nun bei uns gerad an den Rechten. Denken Sie sich Sainte-Palayes schiefen Mund, als Ehren-Ficoroni sich so vorstellte. Wir schwiegen aber, und er behielt seinen Titel. Aufgeklärt hat er mich im übrigen nur darüber, daß er steinalt ist und taub wie ein Blechpott. Wäre er nur auch stumm! Die Art zeigt Altertümer mit dem Stöckchen und leiert in der gleichen Rimelreihe alles Aufgeschnappte herunter, was sie weiß und nicht weiß, just wie der Mönch in Saint-Denis vor dem Kirchenschatz. Ob man ihm zuhört, ob man weiter muß, Entkommen gibt's nicht. Meine Geduld war also rasch erschöpft, Herrgott noch einmal, ich will doch auch ein Wort reden, und ich beurlaubte ihn schon nach der ersten Sitzung. Seien Sie klug und machen Sie es mit mir gerad so. Daß er mich angesteckt hat, werden Sie gleich heute merken, wo ich Sie in die Stadtmitte stelle, auf die Piazza Santi Apostoli. Sie umgibt: 1) die gleichnamige Kirche mit einer mäßigen Vorhalle und auch innen kaum Sehenswertes enthaltend, 2) der Palazzo Colonna, 3) der Palast unseres Botschafters Herzogs von Saint-Aignan, 4) der Palazzo Odescalchi und 5) Palazzo Muti, in letzterem wohnt der König von England.

Der gewaltige, aber von außen unansehnliche Palazzo Colonna entschädigt im Innern durch eine wahre Prachttreppe, kostbare Möbel, ein Gewächshaus, vor allem aber durch die prächtige Galerie, die sogar die Versailler übertreffen dürfte, voller schöner Bilder. Sie ruht auf ungeheuren Marmorsäulen aus Giallo antico, die zwei Sälchen an beiden Enden abteilen. Die unseres Königs ist länger und reicher ausgeziert, die hier feierlicher und hat übrigens selbst in Rom nicht ihresgleichen. Das Deckengemälde verherrlicht die Siege des Don Juan d'Austria und des Herzogs Colonna, die in der Schlacht bei Lepanto die katholische Armada befehligten.

Die Wände ſchmücken koſtbare Gemälde: Landſchaften von Gaspard Pouſſin und Claude Lorrain, ein heiliger Franz von Guido Reni, eine Mater doloroſa mit einem Gewande von ſo lebhaftem Ultramarin, daß Lapislazuli nicht herrlicher glänzen kann, von Guercino. Ich war überraſcht, ſolche Farbenpracht bei einem Maler zu finden, der ſie ſonſt nicht zeigt. Faſt den Verſtand verloren aber hätte ich vor Wonne über ein kaum fünfzehn Zoll langes Bildchen von Correggio: drei, vier nackte Mädchen, ganz nach dem Leben, die zum Baden in einen Fluß ſteigen, einander naß ſpritzen und allerlei Streiche ſpielen. Auf dem Bildchen hat er eine Farbenfriſche, eine zierliche Grazie in den Stellungen, einfach zum Verlieben! Fürs Leben gern hätte ich das beſeſſen, war ganz allein und brauchte es nur in die Taſche zu ſtecken. Für den guten Connetable, der ſich nicht mehr draus macht, wie aus ſeinen Jan van Wert und fünfhundert wertvollere beſitzt, wär's gar nicht ſo arg geweſen, mir aber eine Erfüllung fürs Leben. Zum Henker meine Ehrlichkeit!

Die paar Antiken, die ich bemerkt habe, können Sie im Verzeichnis nachſehen. Außerdem ſchöne Teppiche. Drei Sklavenfiguren aus gelbem Sandelholz, einen Schrein mit Säulen von prismenförmig geſchliffenem Amethyſt, vergoldeten Statuen und muſiviſche Einlagen aus edelen Steinen tragend. — Ein Prunkbett mit Säulen aus grünem ägyptiſchen Marmor, deſſen vergoldete Lade wie eine Muſchel gebildet iſt und von vier Meerroſſen gezogen wird. Wenn es Frau Connetable je eingefallen iſt, in dem Gefährt als Venus über dieſem Kanal zu ſchwimmen, muß ſie die reine Araminta (aus den Menächmen) geweſen ſein. Mein guter Jeſus, was für eine Venus! »Meine Gnädigſte, wie ausnehmend gut Ihnen dieſe Verkleidung ſtand!« Ihr Gatte iſt ein Biedermann mit einem winzigen Köpfchen, und ſein Geiſt, ſcheint's, entſpricht dem, er würde ſich als Vulkan weniger gut machen, abgeſehen davon iſt er weder Hinkefuß noch Hahnrei. Ein anderer Palazzo Colonna ſteht an

der Piazza Sciarra, an welchem Sie über dem dorischen Portal einen sehr gerühmten Balkon finden, der von Michelangelo sein soll.

Unser Botschafter bewohnt einen großen Palast, gerad über seiner Mitte wird die Trajanssäule sichtbar, so daß es aussieht, als gehöre sie noch dazu und bilde einen Schmuck des Hofes. Als Kenner und Liebhaber der Künste und Wissenschaften hat er allerlei Rares darin gesammelt. Mir fielen auf: zwei Tische aus grünem Porphyr und die entzückende Statue eines Töchterchens des Augustus, Julia mit Knöchelchen spielend: es ist Nachbildung einer Antike und mindestens so gut wie das Original. In dem riesigen Saale dieses Palastes fand das große Fest statt, durch das der Botschafter den Fürsten Vaïni mit allem Prunk in die Ritterschaft des Heiligen-Geistordens einführte. Zwei, schwöre ich, waren dabei glückselig: der das Band verlieh, und der, der's bekam. Denn Herzog Saint-Aignan ist der Glücklichste der Erde, wenn er bei solch glänzender Gelegenheit prunken und viele Dukaten springen lassen darf. Er feiert mindestens so gern Feste, wie sein Vater, der Leiter der Turniere bei den »Spielen der Prinzessin von Elis«. Ich hörte ihn einmal wünschen, sein Staat möchte das Amt eines Generalfestordners schaffen und ihn damit betrauen. Und er versteht sich darauf, trifft seine Anordnungen mit erlesenem Geschmack und macht sich kein Kopfweh um die Kosten, wenn nur alles klappt und zusammengeht. Ich will's dem Großmogul ins Gesicht sagen, er soll ihm von seinem Haufen Geld ein bißchen abgeben. Er hatte schon einmal als Botschafter in Spanien seine Verhältnisse zerrüttet. Als er heimkam, blühte das »System«, und der Regent gab Law Auftrag, den Herzog zu sanieren. Der eine druckte, was er konnte, Bankscheine, und der andere bezahlte Schulden. Hier verpulvert er nun sein Geld zum zweitenmal im Amte, denn er macht wenig Hehl daraus, daß seine Lage zurzeit bedrängt, ja recht schwierig ist.

Von grünem Porphyr ſprach ich. Ich muß Ihnen dazu noch ſagen, daß es dreierlei Porphyr gibt: roten, grünen, ſchwarzen. Er iſt höchſt koſtbar, grüner und ſchwarzer ſogar äußerſt ſelten. Das Einzige, was ich meines Wiſſens an ſchwarzem Porphyr ſah, ſind zwei Säulen in Santa Maria della Navicella. Ein höchſt anmutiges Gefäß von feinſter Arbeit aus grünem Porphyr, nämlich eine antike Urne mit geſchweiften Henkeln, finden Sie in Frankreich im Arbeitszimmer des Kardinal Polignac. Der grüne wirkt recht hübſch, den anderen, beſonders roten und ſchwarzen, finde ich zu düſter. Seine Wertſchätzung verdankt er wohl überhaupt weniger ſeiner eigentümlichen Färbung als dem, daß er in großen Blöcken vorkommt, die ſehr hart und vollkommen ſchleifbar ſind. Ebenſo machte die ägyptiſchen und ſyriſchen Granite nur ihr maſſiges Vorkommen wertvoll, denn die ſind ſchmutzig und düſter, überdies trotz der Härte ſchlecht ſchleifbar. Und es ſcheint denn auch, daß die Alten ſich bei Granitſäulen begnügt haben, ſie nur aus dem Groben, wie unſere Hauſteinſäulen, herauszuhauen, indes ſie weiße und bunte Marmorſäulen ſorgfältigſt polierten, gelblicher und roter Granit zeigt dabei noch etwas ſtärkere Politur als grauer und ſchwarzer. Man findet noch wundervolle Porphyrblöcke aus alten Tagen mitten in den Straßen und Gärten liegen oder an Kreuzwegen als Prellſteine. Ich beobachtete, daß er trotz ſeiner Härte ſich der Länge nach ſpaltet und abblättert, dabei iſt er durch das Liegen an der Luft ſo hart geworden, daß kein Werkzeug mehr eindringt. Ich wollte für meinen Schreibtiſch im Arbeitszimmer ein ſchönes Porphyrſchreibzeug arbeiten laſſen, aber der ungeheuerliche Preis, den man für das Schneiden fordert, hat es mir verleidet. Selbſt im Augenblick, wo er aus dem Steinbruch kommt, iſt er nicht recht zu was anderem als zu Säulen und Platten verwendbar, Statuen oder Flachreliefs hätte man nie draus machen ſollen, denn wirklich vollendete Kunſtwerke ſind das niemals. Selbſt an der berühmten, mit Arabesken verzierten


CHARLES EDOUARD, FILS AINE DE JACQUES STUARD, NE A ROME, LE 31 Decembre 1720.

⟨8⟩

Porphyrwanne von Santa Costanza schätzt man nur die schwierige Arbeit.

Was Marmor heißt, ahnen wir in Frankreich kaum, nur wer hier war, weiß das. Denn hierzulande gibt's hunderterlei Marmor, nicht alle vollkommen schön, aber seinen Reiz hat jeder: gelber von Siena, weißer von Carrara, Alabaster, Breccia, Muschelmarmor oder Lumachella, graublauer Turchino, der gelb und braun gefleckte Griotto, grüner Cipollino, der schwarze, goldgeäderte Portor, und dazu die antiken Sorten. In solcher Mannigfaltigkeit an einem Werke verwendet, erstaunt er den Blick durch unerwarteten entzückenden Glanz, wie beispielsweise am Ludovisigrab, das ein gelber Stoffhimmel umgibt, der aus Marmor gemacht ist. Und welchen Reichtum bietet darin die berühmte Ignatiuskapelle, von der ich gleich reden will. In Frankreich verwenden wir außer dem bißchen schönen Pyrenäenmarmor meist die häßlichen Rances oder andere flandrische Marmorarten, die glanzlos, erdig oder nach Eisen hin gefärbt sind. Warum holen wir unseren Marmor nicht aus Italien, wo er nicht nur schöner ist, sondern auch wohlfeiler heranzuschaffen sein müßte, mindestens nach Burgund, wo er billig erst zur See, dann über Rhone und Saone reisen könnte. Da haben es die Römer genau umgekehrt gemacht. Ihnen war selbst ihr schöner, einheimischer Marmor nicht schön genug, sie holten sich noch schöneren vom Archipel, aus Syrien, Numidien und Ägypten. Welche Unsummen haben sie dafür ausgegeben! Denn alle ihre Bauten, die etwas vorstellen sollten, wie die Thermen, Tempel, Säulenhallen usw., ausgenommen nur das Ungetüm von Kolosseum, das ganz aus Travertin gebaut ist, sind entweder ganz Marmor oder mit dicken Marmorquadern verkleidet. Den ungeheueren Vorräten, die sie aufgestapelt, danken wir die Überbleibsel, die man heute neu verarbeitet, wobei besonders bei selten gewordenen Arten sehr schonsam verfahren wird, die man zersägt für eingelegte Arbeiten. Manche Arten sind im Glanz

oder in ihrer eigentümlichen Färbung ganz herrlich. So der orangenfarbene durchsichtige Phengit, der pentelische, der aussieht, als lägen Pfauenschweife darüber gespreitet, roter aus Numidien, schwarzer äthiopischer Basalt, von Wellenlinien durchzogener und blumiger Alabaster, der elfenbeinweiße, der antike gelbe, der grüne ägyptische, der grüne Porphyr, grüngelbschwarzer und grünschwarzweißer, der prachtvolle rotgelbschwarze aus Afrika, der groß- und kleingemusterte schwarzweiße der Alten, nicht zu reden von verschiedenen anderen seltenen Breccien, Jaspissen und Kristallen, die sich schon Edelsteinen nähern und nicht in großen Blöcken vorkommen. Solche Marmorarten heißen sämtlich »antico«, was bedeutet, daß nur bearbeitete Bruchstücke davon gefunden werden, die Brüche selbst sind verschollen. Ich schweige vom roten Porphyr, den verschiedenen Graniten und dem weißen Marmor aus Paros, deren Brüche noch bekannt sind, obwohl dort schon seit langem nicht mehr gebrochen wird. Daß das Römervolk solche Summen aufwandte, um die allerbesten Baustoffe heranzuschaffen, beweist so recht das Außerordentliche seines Charakters, der auch hier wie überall sonst nach dem Allerhöchsten strebend, sich weder Schwierigkeit noch Zeit verdrießen ließ, um seine Pläne auf eine noch höhere Vollendungsstufe zu bringen. Jedes andere als sie hätte sich mit den schönen, ja vortrefflichen Baustoffen begnügt, die zur Hand waren, sie aber verlangten den antiken gelben, weil er feuriger gelb ist als der sienesische, und den weißen aus Paros, der wie Zucker schimmert, statt des weißen von Carrara, der nur milchweiß ist. Ich sehe übrigens unter allen antiken und heute gebrochenen Marmorarten nicht eine, die die sizilischen Jaspisarten an Schönheit des Schliffs, Glanz, Feuer und Lebhaftigkeit der Farbe überträfe.

Man möchte meinen, die Trajanssäule sei nur aufgestellt, um den Anblick unseres Botschafterpalais zu verschönern. Sie steht hinter seiner Rückfront auf einem Platze, der ihrer nicht recht würdig, weil für ein Denkmal von solcher Höhe

viel zu klein ist, auch freilich nur das Mittelstück des Geländes darstellt, das einst das »Forum Trajani« gebildet hat. Zwei hübsche kleine Kuppelkirchen schmücken ihn. In der zur »Lieben Frau von Loretto« betrachten Sie die Statue der Heiligen Susanna, von Duquesnoy, weil sie eine der vier besten Statuen neuerer Zeit ist. Die zweite Kirche, die man gerade ganz zur Rundkirche umbaut, ist dem Namen Mariae geweiht. — Jammerschade, daß dieser herrliche Pfeiler so tief in der Erde steckt! Der Erdboden hat sich nämlich mit der Zeit so gehoben, daß er heute über den Oberteil des Sockels weggeht, und man hat um die Säule bis zur alten Erdsohle aufgegraben, um den Sockel wieder freizulegen und an die Tür zu gelangen, durch die man über eine Wendeltreppe im Säuleninneren bis oben hinauf steigt. Man muß also hinabsteigen, will man den Sockel betrachten, der mit seinem ganz wundervollen unteren Rundstab, als Girlande aus Eichen- oder Lorbeerblättern gebildet, ihr schönstes Stück ist. Die Säule ist Marmor von Paros und besteht aus übereinander gestellten, wie Mühlsteine geformten Blöcken, so breit und hoch, daß ein einziger das ganze Massiv des Säulenrunds ausfüllt: siebzehn Blöcke bilden den Schaft, vierundzwanzig, Basis und Kapitell inbegriffen, die ganze Säule, die dabei vierundzwanzig Klafter hoch ist. Die Fensterchen und Stufen der Schneckentreppe sind aus den einzelnen Blöcken ausgehauen. Die Säule endigt in eine runde, von einem Geländer umfriedigte Plattform, von wo man gemächlich die ganze Stadt samt Umgebung überschauen kann. An Stelle der Trajansstatue, die offenbar irgendwann zerbrach, hat man Sankt Peter hinauf gesetzt. Ich kann mir wenigstens sonst nicht vorstellen, warum Sixtus V. seinen Vorgänger Papst Gregor den Großen so hätte kränken sollen, daß er den guten heiligen Kaiser von seinem Platze weggetan, nachdem ihn Gregor mit soviel mühseligem Beten und Fasten der Hölle entrissen hatte, um im Paradies verständig mit ihm zu plaudern. Die Geschichte der Trajans-

kriege ist in Flachreliefs auf der Säule ausgehauen, aber mehr als Tatbericht denn als künstlerisches Denkmal. Die Zeichnung ist genau richtig, der Stil streng, Perspektive und Feinheit fehlen. Die Gestalten sind in dem Maße, wie sie sich vom Auge entfernen, größer gehalten, so daß alle Teile gleich leicht zu erkennen sind. Mit einem Wort, der Bildhauer scheint die Absicht gehabt zu haben, abgekürzte Annalen, die fließend lesbar seien, hinzusetzen, nicht die, diese Taten zu feiern, was einen ganz anderen Stil verlangt hätte. Ich mache diese Bemerkung, weil ich glaube, daß sie noch auf einige andere antike Bildwerke Anwendung finden kann, die man wohl zu Unrecht tadelt, weil man ihren Hauptzweck nicht erkannt hat. Der Sockel hingegen, geschmückt mit Trophäen aus Adlern und Girlanden, ist auch für den Künstler lehrreich, wie die Säule für den Geschichtsforscher. Die Flachreliefs sind gut erhalten bis auf die jammervollen Löcher, die man wie in alle antiken Gebäude hineingehauen hat, um die Kupferkeile herauszureißen. Das bedarf einer Erklärung. Die Römer brauchten zu ihren großen Bauten möglichst wenig Mörtel, sondern nahmen Quadern, die schwer genug waren, um durch ihr eigenes Gewicht festzuliegen. Die Schichten wurden genau übereinandergelegt und nur durch eine dünne Schicht Zement, der aus ungelöschtem Kalk und dem zu Pulver zermahlenen Stein selbst bestand, gebunden, um aber die Steinschichten noch stärker zu vereinigen, höhlten sie in den unteren Block ein kleines viereckiges Loch von ungefähr vier Zoll Tiefe, worin sie aus dem Oberblock einen viereckigen Bronzekeil einzapften, der gleichfalls vier Zoll im oberen Block festsitzt und ebenso weit ausspringend in den unteren eindringt. Die Steine, die sie so zu unlöslicher Vereinigung zusammenkuppelten, nannten sie dann Männchen und Weibchen. Wer hätte nicht gedacht, diese Bronzezäpfchen säßen sicher in den dicken Blöcken!? Aber als die Barbaren sie erst einmal entdeckt hatten, gingen sie an sämtliche antike Bauwerke und klaubten sie heraus,

wunderbarerweiſe ohne die Bauten zum Sturz zu bringen, dadurch, daß ſie die Steine an der Ober- und Unterfläche ſo weit anſchröpften, bis ſie an die Zäpfchen herankonnten, können Sie heute alle antiken Gebäude mit hunderten von Löchern geziert ſehen, alle für denſelben edlen Zweck. Man kann ſich kaum etwas Mühſeligeres und Unlohnenderes vorſtellen. Ob ſie die Zäpfchen für Gold hielten!? Aber nicht einmal das iſt wahrſcheinlich. Überflüſſig zu ſagen, welche Geduld dazu gehört hat, was für koſtſpielige Gerüſte man außen am Koloſſeum, an der Antonius- und Trajansſäule und all den anderen Gebäuden hat errichten müſſen, nur um einen winzigen Bronzekeil aus der Mitte eines Mühlſteins herauszuzerren. Bei Gott, kein menſchliches Beginnen iſt mir je ſo unbegreiflich und tollhäusleriſch vorgekommen, wie dieſes. Die Flachreliefs aber ſind garſtig dadurch entſtellt worden.

Ich weiß nicht, warum unſer Hof ſeinen hieſigen Botſchafter zwingt, eine teure Wohnung zu mieten, ſtatt ihn im Palais de France einzuquartieren, das der König am Korſo gekauft hat. Ich glaube, es gehörte den Mancini, ein herrlicher Bau, bei dem die Faſſade allein das Geld wert iſt, das er den König gekoſtet hat. Der König kaufte es für die aus einem Direktor und einer Anzahl Kunſtſchüler beſtehende Académie de France, die für die Ausbildung junger franzöſiſcher Künſtler in Rom, und zwar in Malerei, Bildhauerei und Architektur beſtimmt iſt. Eine ſchöne Stiftung Ludwigs XIV. und jedes großen Herrſchers würdig! Aber die Schüler bewohnen nur die Zwiſchenſtöcke, der Direktor ſitzt ziemlich großartig im zweiten, der erſte aber, mit prachtvollen, der Krone Frankreichs gehörenden Möbeln ausgeſtattet, ſteht unbewohnt und zwecklos da, nur zu beſtimmten Feierlichkeiten und den Feſten dienend, die der Botſchafter veranſtaltet. In den letzten Tagen des Karneval hält der Botſchafter darin ſein Kränzchen, weil dann die Masken den Korſo auf- und abſpazieren, und die Pferderennen, eine der

Hauptbeluſtigungen dieſer Zeit, hier ſtattfinden. Wenn man das Palais durch Hinzukauf eines anſtoßenden Hauſes vergrößerte, gäb es, meine ich, Raum genug, um den Botſchafter und Familie ſamt Akademieſchülern und Direktor aufzunehmen.

Unter dem jungen Volk der Akademie ſchien mir kein einziger wirkliches Maltalent zu haben, dagegen ſind unter den Schülern der Bildhauerklaſſe einige, die prächtig arbeiten und Großes verheißen. Um Modelle brauchen ſie nicht weit zu laufen. Auf der Treppe und im Gang vor den Staatszimmern hat man unmittelbar auf den Originalen gemachte Gipsabdrücke der berühmteſten Antiken aufgeſtellt. Es freut einen, ihrer ſo viele hier beieinander zu finden, wo man ſie gut betrachten und in aller Bequemlichkeit vergleichen kann. Es könnte überraſchen, daß ſolch bequeme, raſche und wenig koſtſpielige Art, Kopien nach Antiken zu bekommen, nicht mehr angewandt wird. Doch verlieren ſie trotz ihrer Genauigkeit ein Bedeutendes, denn ſie haben weder den Glanz noch Schliff, noch vor allem das Härtliche, das der Marmor ſogar fürs Auge hat, indes Gips ſtets wie Teig wirkt, und das macht mehr aus, als man denkt. Feinheiten des Ausdrucks und Reinheit des Umriſſes kommen bei hartem Marmor mit ſeinem weißen Schimmern unendlich beſſer zur Geltung als im teigigen Weiß des nach ihm gemachten Gipsguſſes, eine Beobachtung, die man übrigens ähnlich an den Statuen von Stein oder an Bronzen machen kann, die nie ſo gefällig wirken wie die von weißem Marmor. Fein iſt's aber doch, daß man echte Antiken in Gips ſo billig haben kann. Wenn ich eine Galerie beſäße, groß genug, um ſie unterzubringen, würde ich gleich ein Dutzend davon kaufen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ſie bei mir vielleicht zerbrochen ankommen, denn ſie ſind leicht zu flicken. In Zukunft wird es ſchwieriger werden, ſie zu bekommen, und wer jetzt Gußmodelle hat, ſoll ſie ſäuberlich aufheben. Es heißt nämlich, man wolle die Originale nicht mehr zu Abgüſſen benutzen

lassen, weil sich herausstelle, daß die Gipsmasse oder der Firnis den Marmor verflecke und trübe mache.

Hinter dem Palais de France liegt der Palazzo Odescalchi, ehemals Bracciano. Dort war ehedem eine Sammlung wundervoll erhaltener Tizians, Raffaels und Veroneses zu sehen, außerdem Kartons von Giulio Romano und ganz erstklassige Correggios. Das ist aber zum Glück alles nicht mehr da, sondern jetzt im Palais Royal in Frankreich. Alle Stücke, die aus dem Besitz der Königin Christine von Schweden stammten, hat der König den Chigi oder Odescalchi abgekauft. Doch sind auch heute noch einige gute Bilder dort, vor allem schöne Antiken: Der Faun, der eine Geiß trägt, Julius Caesar als Pontifex, die verwandelte Clythia, eine wundervolle Venus und anderes.

Neuerdings bauen sie hier am Palazzo Pamfili und versuchen dabei einen neuen Stil, bei dem sie Lilien und Hahnenköpfe als Schmuck verwenden, man findet das heute fein, es nähert sich aber meiner Meinung nach nicht nur der Gotik, sondern ist womöglich noch barbarischer. Ein schändlicher Anblick inmitten so vieler Bauten, die vornehm und schlicht im Geschmack sind! Rom, das heutzutage nicht einen Maler mehr aufweist, hat scheint's auch keinen Überfluß an guten Baumeistern. Warum etwas besser machen wollen als gut?! Ihr seid aber schon befriedigt, wenn ihr nur etwas anderes zuwege bringt! Auf die gleiche Art haben uns die Goten ihre kleinliche und gequälte Künstelei beschert. Dabei werfen aber die Italiener uns vor, wir verfielen in Modedingen wieder in die Gotik, unsere Kamine, goldnen Dosen, silbernen Tafelgeschirre seien verziert und verschnörkelt, als wüßten wir mit Einfachviereckig und Schlichtrund nichts mehr zu machen, und unser Ornament sei über alles Maß barock geworden. Wohl richtig, wäre aber in dieser Kleinkunst entschuldbar, vielleicht gar berechtigt, wenn man sich nur vor Übertreibung hütet. Die Lächerlichkeit und Verquertheit unserer ornamentierten Barockkartuschen will ich nicht in

Schutz nehmen. Der gotiſche Stil, kleinlich, niedlich, fein in der Ausarbeitung, hat für kleine Gegenſtände ſicherlich ſein Gutes, für große Dinge ſchickt er ſich niemals. Kleine Dinge machen es ja ſchon durch ihre Kleinheit leicht, ſie mit einem Blicke zu überſchauen, große aber müſſen uns darin durch Einfachheit in Linienführung und Geſtaltung unterſtützen. Die Schweiflinien unſerer Kamine wirken gefälliger als die der Italiener, die nur Viereckiges zu kennen ſcheinen. Anordnung, Ausſchmückung, Gliederung und bequeme Inneneinrichtung verſtehen wir durchweg beſſer wie die Italiener, im großen Wurf und dem prunkvollen Aufriß des Äußeren ihrer Paläſte ſind ſie uns über. Beide Richtungen vereint ſchüfen eine ideale Behauſung, bliebe zu wiſſen, ob ſie ſich nicht eben im Wege ſtehen. Denn die Außenarchitektur kann ſehr beengend auf die Innenteilung wirken. Der Künſtler müßte da zu vermitteln wiſſen, denn jedenfalls muß das Innere nachgeben. »Um ſchön zu ſein, muß ein Bau damit auf der Straße anfangen.« Von dieſer Forderung wird der Baumeiſter nie ablaſſen, und der Vorübergehende auch nicht. Sollte es aber für einen Bauherrn, der ſich das klar macht, nicht doch ein Mittelding geben zwiſchen der Sucht auf kleine Kabinettchen, an der wir kranken, und den unbewohnbaren Galerien der Italiener? Die Pamfili haben eine Menge ſchöner Bilder: die ſieben Sakramente von Pouſſin, ſo gut oder noch beſſer als die des Herrn Regenten, drei oder vier ſeiner berühmteſten Landſchaften, ein oder zwei ſehr ſeltene Werke von Schedone, Bildniſſe von Raffael und anderes mehr.

Wenn Sie jetzt auf die Piazza San-Marco hinaustreten, ſetzen Sie um Gottes willen keinen Fuß in den ſobenannten Palazzo, der iſt ein garſtiger alter Kaſten und völlig unwürdig, den Generalprokurator des Königs zu beherbergen, obwohl ſogar der franzöſiſche König darin gewohnt hat. Rom muß im fünfzehnten Jahrhundert noch ein rechtes Bauerndorf geweſen ſein, wenn man für Karl VII. keine ſchönere Wohnung fand, als er im Triumph einzog.

Dagegen dürfen Sie, wenn Sie hier glücklich vorbei sind, keinesfalls versäumen, dem kleinen entzückenden Palazzo d'Aste einen zärtlichen Blick zuzuwerfen, nicht nur seiner hübschen Fassade und seiner Balkone willen, sondern weil er die Ehre hat, das Töchterchen des besagten Carlo in sich zu schließen, eine sehr reizende kleine Dame Ricci, in die ich kräftigst verliebt bin. Wisset, daß sie in gerader Linie abstammt von Renaud d'Aste, daß ich das Gebet des Heiligen Julian auswendig lerne und die Zeit kaum erwarte, es mit Nutzen aufzusagen. Freilich ist mir da ein gewisser Don Borghese recht im Wege, hat stets seine Nase in ihren Haaren stecken, und eins ohne das andere ist überhaupt nie zu treffen. Auch müssen Sie in San-Romualdo das Bild des Andrea Sacchi ansehen, eine von Roms Berühmtheiten, das die Predigt des heiligen Romuald in einem köstlichen Apennintale darstellt.

Die Kirche al Gesù ist durchaus schön, innen und außen, freilich hat man im Inneren kaum für etwas anderes Auge als für die ganz wunderbare Ignatiuskapelle, die wirklich ein Meisterwerk prachtliebenden Geschmacks ist. Sie gehört zum Allerschönsten und Erfreulichsten, nirgendwo sonst gibt's eine so geglückte und vollendete Zusammenstellung aus verschiedenem Marmor. Es ist keine in sich abgeschlossene Seitenkapelle, sondern steht angelehnt an die Rückwand des linken Querarms. Durch diese Bauweise muß sie auf einige Vorteile, die ein geschlossener Bau gewährt hätte, verzichten, hat aber den Vorzug, offen daliegend den Blick zu überraschen, für sich.

Sie liegt also zwischen zwei Pfeilern des Querarms, denen kannelierte Pilaster — Giallo antico — auf Sockeln aus rotgelbschwarzer afrikanischer Breccia ruhend, vorgestellt sind, sie tragen über einer Unterschicht von Giallo verde antico einen Alabasterfries mit vergoldetem Bronzelaub, der von Bronzestatuen bekrönt wird. Der Fußboden ist mit verschiedenfarbigem Marmor getäfelt, die zum Altar führen-

den Stufen sind Porphyr, der Altartritt selbst in Teppichart gefelderter Marmor. Wundervoller antiker Granit, dem große schwarze und weiße Flecken übergepeitscht scheinen, bildet die erste am Fußboden aufsteigende Plinthe, auf ihr ruht eine zweite von Giallo antico, auf der dann wie nach Tischlerart gearbeitete Tafelfelder gewissermaßen als kleine Sockel aufsteigen. Diese Tafelfelder sind teils welliger Alabaster mit eingelassenen vergoldeten Flachreliefs, teils aus floridischem Achat, mit einem ausgezeichneten Kunstgriff zusammengesetzt: man hat nämlich die floridischen Kiesel, die das Blatt des Getäfels bilden, in vier Viertel zersägt und hierauf die Viertel in einer Fläche so zusammengelegt, daß die zufälligen Schichten des Steins sich zu einer Zeichnung vereinigen, die wie mit dem Pinsel gemacht scheint. Dies Getäfel, das mit einem kleinen antik schwarzweißen Sockel abschließt, trägt vier schwarzweiße Pilaster, und vor diesen erheben sich vier kannelierte Lapislazulisäulen, deren Bronzefüße, Kannelierung und bronzene komposite Kapitelle vergoldet sind. Zwischen dem Gebälk und dem Kranzgesims, beides Verde antico, läuft ein Lapisfries mit einer Arabeske von vergoldeter Bronze. Der Altar — Bronze vergoldet — ist als Grabmal gebildet, mit dem Leichnam des Heiligen. Darüber, in einer Nische von orientalischem Alabaster, von vergoldetem Laub umrankt, steht auf afrikanischem Marmorsockel die Silberstatue des heiligen Ignatius in Priesterkleidern aus vergoldetem Silber mit Edelsteinen. Rechts von den Säulen eine Gruppe aus weißem parischen Marmor, die Gestalt des Glaubens, einen Japaner bekehrend, links die Religion, die Ketzerei zu Boden schmetternd. Weiterhin zwei Altartischchen von geblümtem Alabaster. Die Rückwand verkleiden Blendtüren und Balkone aus dem gleichen Stein, untermischt mit Giallo und Verde antico, Flachreliefs, Sparrenköpfen von Bronze, Engelstatuen aus bruniertem Silber usw. Das Wunderwerk, das auf der Welt nicht seinesgleichen hat, ist von dem Jesuitenbruder Pozzo. Zwei

französische Bildhauer, Legros und Jean Theodon, machten die Statuen.

Die zweite Jesuitenkirche, Sant' Ignazio, noch größer und kaum weniger schön, ist nach Sankt Peter eine der geräumigsten Roms. Wie die erstbeschriebene ist sie nur dreischiffig, mit zwei Reihen Pfeilern, die von korinthischen Säulen umgeben sind. Die herrliche Pilasterfassade ist von Algardi. Die Gonzagakapelle, gebaut von Pozzo, hat gewundene Säulen aus Verde antico, um die ein Laubgewinde von vergoldeter Bronze geschlungen ist, eine vorzügliche Statue des Ludwig Gonzaga, von Legros, steht in der Mitte. An Stelle einer Kuppel, die nicht gebaut wurde, hat Bruder Pozzo auf eine Leinendecke die perspektivische Ansicht einer Innenkuppel mit Wasserfarben gemalt. Von dieser Arbeit hörten Sie sicherlich schon reden, sie ist in der Tat kühn, mit leichter Hand gemalt und verblüffend, leider sind die Farben, obwohl das Werk noch gar nicht alt ist, schon recht nachgebräunt. Ich glaube, als es noch frisch war, wirkte es ungleich besser.

Um fein bei der Gesellschaft Jesu zu bleiben, gehen wir zum Colleggio Romano. Ein Riesenbau und wirkt trotz ganz schlichter Bauart höchst stattlich. Die Galerie ist voll kurioser Dinge aus der alten Geschichte und Naturkunde, all das sammelte der Pater Kircher. Sie, lieber Quintin, fänden hier eine Menge Trödel, der gut zu dem in Ihrem Gartensaale passen würde. Was gäben Sie beispielsweise für den Besitz von zwei Mumien, die Pietro della Valle in Ägypten ausgraben ließ und bei seiner Rückkunft Pater Kircher zum Geschenk machte? Die größten und besterhaltenen, die bekannt sind. Ich schon empfand ein eigenes Vergnügen, sie zu betrachten. Aber wie groß wäre erst Ihre Freude, wenn Sie sie besäßen!! Machen Sie sich aber das Herz nicht schwer, die lieben Jesuiten heben sie Ihnen gut auf.

Nahe bei Gesù liegt mein geliebter Palazzo Altieri. Seine Außenfronten gehen auf zwei Straßen, er ist ungeheuer

lang, der Regel nach gebaut und prächtig. Das Innere ist hell, wohlräumig, schön ausgestattet und enthält eine vorzügliche Gemäldesammlung. Obwohl Sie hier kaum eine reichere und gewähltere zu sehen bekommen, übergehe ich sie vorerst, denn ich selbst sah sie erst einmal und da etwas flüchtig. Ich setzte nur eine kurze Bemerkung darüber in meine Agenda, als ich sie durchlief, und will sie ein zweites Mal mit Muße betrachten. Dann will ich Ihnen noch ein Wörtchen darüber sagen, ebenso von der Bücherei, den Antiken, und einem kostbaren Spiegel von Bergkristall in goldenem, mit Edelsteinen verzierten Rahmen, der Fremden als Hauptstück der Sammlung gezeigt wird.

Auch der Palazzo Strozzi enthält weite Gemächer und viele Bilder und Statuen, am meisten Bewunderung aber findet seine Sammlung geschnittener Steine, worunter zwei herrliche Kameen von Livia und Septimius Severus, und der berühmte Achatonyx, der als »Meduse der Strozzi« bekannt ist, er gilt mit Recht sowohl der Größe wie der ganz herrlichen Arbeit wegen als die schönste Kamee der Welt. Und gewiß ist diese Meduse von edelster Schönheit, aber versteinern würde sie wohl niemand, höchstens vor Bewunderung. Bei den Strozzi finden Sie noch manches derart: seltene Münzen, eigentümliche Edelsteine und Gemmen, von einem behaupten sie, es sei Diamant, ich habe es nicht recht glauben wollen, weiter: Meerpflanzen, Muscheln, naturwissenschaftliche Bücher und Bilder, Porzellan, Bruchstücke einer Statue aus Bergkristall und anderes. Nichts aber ergötzte mich mehr als folgende Kleinigkeit: ein längliches Quartbüchelchen, in welchem auf Velinpapier alle alten und modernen Marmorarten gemalt waren, sehr fleißig gearbeitet und wundervoll poliert, so daß jedes Blatt wie ein Stückchen wirklichen Marmors aussah. Das hübscheste, handlichste Marmormusterbüchelchen, das man sich vorstellen kann! Es lag unbeachtet auf einem Tisch im Dienerzimmer. Mir tut es leid, daß ich nicht darum bat, vielleicht hätte man es mir

überlassen. Denn man schien sich nichts draus zu machen, und mich hätte es riesig gefreut.

Der einzige Schmuck der kleinen Piazza Minerva ist ein dicker Marmorelefant auf einem Sockel, der genau in der Mitte steht und einen antiken mit Schriftzeichen bedeckten Obelisken von Granit auf dem Rücken trägt, dieser Obelisk ist der aus dem Tempel der Isis. Die Idee, ihn dem Elefanten auf den Rücken zu stellen, ist recht glücklich, ausgeführt wurde sie vom Cavaliere Bernini. Der Elefant wendet dem Kloster den Hintern zu, und es sieht aus, als würfe er den Rüssel gegen das Hinterteil, worüber man mir eine rechte Lausbuberei in zwei üblen lateinischen Versen ins Ohr sagte:

Stans elephas retro versa proboscide, dicit:
Dominici fratres, hic ego vos habeo.

Die Kirche, einst ein Minervatempel, wirkt von außen gar nicht, und im Inneren nur mäßig. Im einzelnen aber sieht man hier mehrere Merkwürdigkeiten, vor allem die Grabmäler der Kardinäle: Cazanata, Pimentelli, Alessandrino, der Päpste Urban VII., Paul IV., Leo X., Clemens VII., Benedikt XIII. Das des Letztgenannten kommt eben aus der Hand des Bildhauers und ist prächtiger als alle übrigen. Das Klöster der Ordensleute ist geräumig und schön. Die Herren Dominikaner sitzen nämlich in Rom obenan, so saure Gesichter auch die Jesuiten dazu machen. In ihren Händen liegt sowohl die Inquisition wie die Vogtei über die Inquisitionskammer. Ihr letzter General war der tüchtige und hochgeachtete Père Cloche, ein Franzose. Mit einem von ihnen, dem Père Bremond aus Besançon, habe ich Bekanntschaft geschlossen und mache ihm dann und wann einen kleinen Besuch. Er ist ein vernünftiger, milde denkender und besonnener Mann, spricht gut und wird in seinem Orden geschätzt. Da er schon Assistent des Generals ist, kann er wohl einmal General werden. Ich habe nur eine einzige verquere Idee bei ihm gefunden: Er ist nämlich ganz ehrlich überzeugt,

daß Benedikt XIII. Wunder getan hat, weil er Dominikaner war. Sein Neffe ist unser junger Bremond in der Akademie der Wissenschaften, wo er sich schon einen guten Namen gemacht hat.

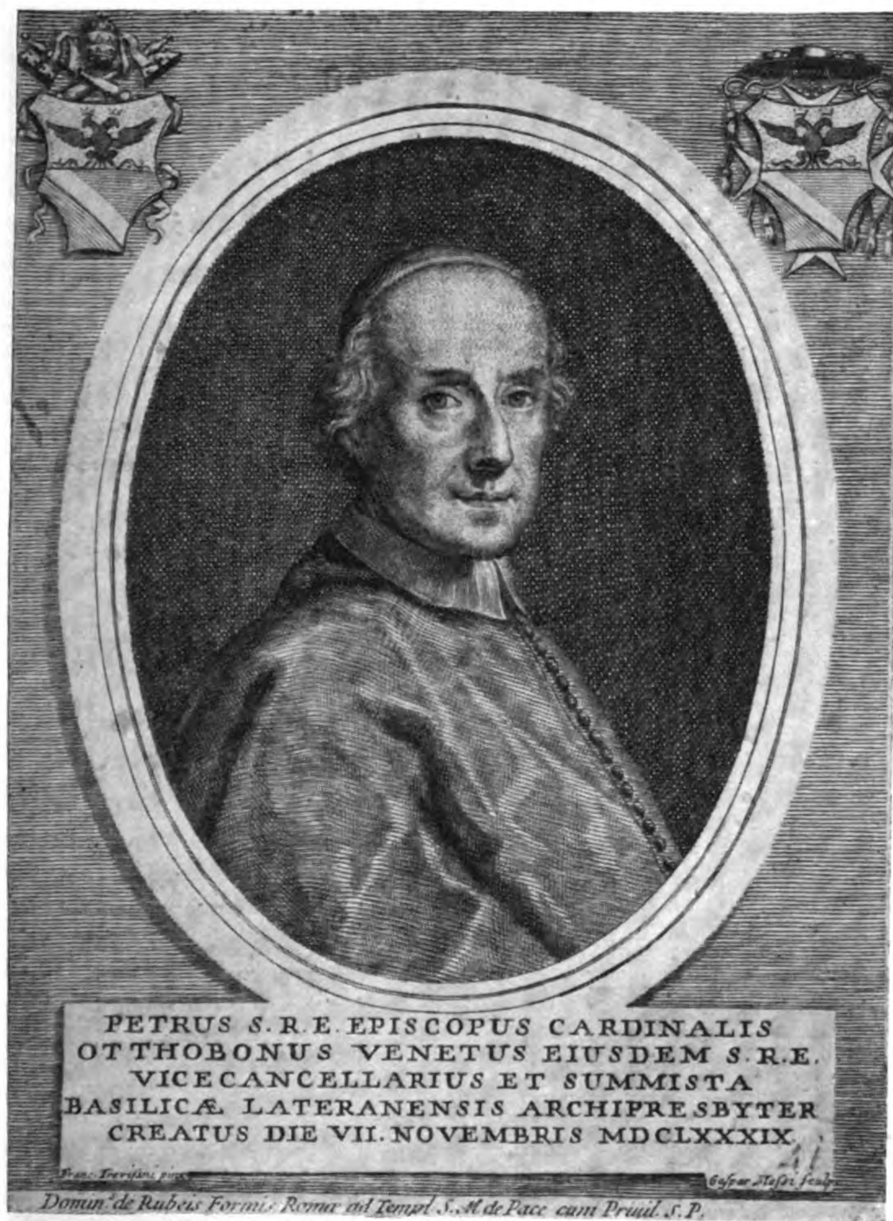
Die Minervabibliothek ist die schönste Roms. Ihr großer Büchersaal ist hell und behaglich, eine Galerie teilt sie wie die königliche Bibliothek zu Paris in zwei Stockwerke. Sie ist zugänglich und fast zu jeder Stunde voll von Studierenden. Ich fand vorzügliche Sallusthandschriften darin, die man jetzt für mich kollationiert. Man wird hier gut und zuvorkommend bedient.

Das ganze Viertel della Valle heißt nach unserem lieben Reisenden Pietro. Das erlauchte Geschlecht, dem er entstammte, ist heute erloschen, falls nicht auf Sizilien noch ein Zweig lebt, wie einige wissen wollen. Er selbst hinterließ vierzehn Kinder von der kleinen Mariaccia aus Babylon, die er heiratete, als er nach Rom zurückkam. Er mag sich wohl schon unterwegs die Zeit und den Schmerz um seine verblichene erlauchte Gemahlin Siti-Maani mit ihr vertrieben haben. Nahe der Kirche lag sein mit Skulpturen wohlgeschmücktes Haus, es gehört heute, soviel ich weiß, dem Hause Österreich. Die große schöne Kirche della Valle ist eine der schönsten Roms und wird Ihnen durch die herrliche Kuppel bekannt sein, in der Lanfranco al fresco das Paradies gemalt hat: kühn, wunderbar, leicht und luftig, urkräftige, wirklich riesenhafte Gestalten, die alle anderen »ultra Saromatas« in die Flucht schlagen! Das Ganze hat, von unten gesehen, prächtige Perspektive. Mindestens ebenso werden Sie mit der von Domenichino ausgemalten Chorkuppel zufrieden sein: völlig richtig in der Zeichnung, im Geschmack der Antike, mit einer Treffsicherheit, die der Strenge Poussins näher steht, als den mild anmutigen Reizen Raffaels.

In dem Stadtviertel finden Sie noch allerlei antike Reliquien: die Ruinen der Thermen des Agrippa, heute der

Arco della Ciambella (Bretzelbogen), die Bäder Neros, über denen Palazzo Madama und Palazzo Giustiniani gebaut sind. Der erstgenannte gehört dem Großherzog, ist zwar weniger geräumig als der andere, hat aber bessere Verhältnisse, und ich finde auch den Stil erfreulicher, dabei sieht der letztere trotz seiner Türrahmen von Verde antico innen ärmlich und unsauber aus. Es ist einfach unglaublich, welche Menge Antiken beim Bau des Palazzo Giustiniani in den neronischen Bädern gefunden wurden, man hat sie seither alle zusammen aufgestellt. Aber es steht Gut und Schlecht durcheinander, ohne Ordnung und Schönheitssinn auf den Fußboden einer großen, ganz schmucklosen Galerie hingeworfen, die mehr Speicher als Galerie ist. Dasselbe gilt von der Unmasse schlecht gerahmter Bilder, die eines am anderen in schlechtem Licht die dunklen Zimmerwände entlang hängen. Dabei ist unter viel Mittelmäßigem manch ausgezeichnet Schönes, z. B. gute Caravaggi, eine »Austreibung aus dem Tempel«, von Veronese, das »Kananäische Weib«, von Annibale Carracci, ein Bildnis Julius II., von Raffael, das »Salomonische Urteil«, von Poussin, meisterhaft in der Gruppierung und sehr durchgearbeitet im Kolorit. Ich halte es für das schönste der Sammlung, ja für eins der besten Staffeleibilder, die ich kenne. Das Bild ist so angeordnet, daß jeder Teil für sich gefällig wirkt, und doch das Ganze leicht vom Auge erfaßt wird. Die herrliche Perspektive führt das Auge tief in den Raum ein und wird vom Maler trefflich benutzt, die Beziehung der einzelnen Personen zu verdeutlichen und die Handlung klar herauszustellen. Diese Bildanordnungen Poussins sind vorzüglich, besonders dann, wenn sich die Historie, die er behandelt, im Inneren eines Gebäudes abspielt. Er verfährt stets mit einer Klarheit und Sauberkeit, die ich selbst bei den besten Werken erster Meister nicht immer antreffe. Sie setzen nämlich selten ihre Personen in richtiges Verhältnis zur Umgebung, in der sie sich bewegen, er aber läßt es sich nie verdrießen, einen ganzen

Saal zu malen und ſeine Figuren ſo niedrig zu halten, daß ſie im richtigen Verhältnis zur Höhe der Räumlichkeit ſtehen, in die er ſie geſetzt hat, gibt ſo dem Auge Ruhe, erleichtert ihm die Aufgabe, und das Ganze wirkt wahr und wirklich. Genau ſo urteilt hierüber Algarotti. Er ſagte eines Tages im Geſpräch, die Abmeſſungen, die Pouſſin gemeinhin ſeinen Geſtalten gäbe, ſeien die denkbar günſtigſten, und die Maler täten faſt ſtets gut, wenn ſie für ihre Bilder die gleichen wählten, da ſie dem Auge verſtatten, mit einem Blick die ganze Handlung des Bildes zu erfaſſen, er ſei der Meinung, die kluge Wahl des Formates ſeiner Figuren habe nicht wenig zum Erfolg ſeiner Bilder beigetragen. Deſſen bin ich ſicher, daß die Kunſt, ſeine Bilder anzulegen, die ſeinen Stil ſo weiſe durchdacht, kunſtmäßig, und voller Wiſſenſchaft wirken läßt, nicht der geringſte Ruhmestitel iſt, dem er die Bewunderung der Welt dankt. Wir haben noch einen franzöſiſchen Maler, Charles Alphonſe Dufresnoy, der das gleiche anſtrebt und ſich meinem Empfinden nach Pouſſins Malweiſe ziemlich nähert. Was aber ſoll man bei den Giuſtiniani zu dem närriſchen Einfall ſagen, einen ganzen großen Saal von oben bis unten und an allen vier Wänden mit raffaeliſchen Madonnen vollzuhängen! Ihr ſehr Ergebener hat nicht gezählt, wieviel hundert da waren. Selbſt wenn ſie alle wundervoll wären, müßte die Eintönigkeit ermüden. Aber auf ein Original dreißig unbedeutende Kopien und dann Peruginos, die ein bißchen Raffael ſpielen, was ihnen ſteht, wie unſerem Hund die Manſchetten! Unter den Statuen ſind die berühmteſten: Die »Dea Salus«, die »Diana von Epheſus«, »Meleager«, »Jupiter Pluvius«, »ein Flachrelief der Amaltheaſage«, — ein Weib, das dem Priapos gerade ein hartes Opfer gebracht hat, . . . nein, der Kerl kennt wirklich keine Schonung für das ſchwache Geſchlecht, und ſie fällt, als ſie von ihm geht, richtig in Ohnmacht, ich weiß nur nicht, ob aus Schmerz oder Sehnſucht. Dann die »Caprotina«, die ſchöne Cleopatra, — die berühmte Minerva, die bei den


PETRUS S.R.E. EPISCOPUS CARDINALIS
OTTHOBONUS VENETUS EIUSDEM S.R.E.
VICECANCELLARIUS ET SUMMISTA
BASILICÆ LATERANENSIS ARCHIPRESBYTER
CREATUS DIE VII. NOVEMBRIS MDCLXXXIX.
Domin. de Rubeis Formis Romæ ad Templ. S. M. de Pace cum Priuil. S. P.

Schachtarbeiten für das Minervakloster in ihrem ehemaligen Tempel gefunden wurde und von vielen unter die allerbesten antiken Statuen gezählt wird, dann Apollo, der die Haut des armen Teufels Marsyas, die er ihm eben über die Ohren gezogen hat, unter dem Arm hält, wie ein Oberkellner seine Serviette, die Haut des Gesichts macht noch immer ein Armensündergesicht und bewahrt den Ausdruck tödlichen Kummers über den blutigen Schimpf, den man ihm antat. Eine ganz eigene Ausdruckssprache, aber höchst geistvoll! Unter den neueren Skulpturen ist eine wundervolle Gruppe: Joseph von Arimathia mit Christi Leichnam, von Michelangelo. Wenn Sie das alles billig, so für 3—4000 Gulden haben wollen, ließe sich die Sache, glaube ich, machen. Der Fürst Giustiniani sieht aus, als sei ihm all sein Weizen verhagelt. Ich speiste gestern mit ihm beim König von England. Aber weder aus seinem Auftreten, noch nach der Art, wie man ihn empfing, würde ich auf fürstliche Durchlauchtigkeit geschlossen haben, geradeso wenig wie auf seine raffaelischen Jungfrauen.

Nun wollen wir aber nicht an unserer Kirche Saint-Louis, voller französischer Priester, vorbeischleichen, ohne für die Kardinäle d'Ossat, d'Angennes, de Foix, de la Bourdaisière und andere ein Requiem zu sprechen, die hier in pace ruhen: Draußen eine gute schlichte Fassade und Prellsteine aus Porphyr vor den Treppenstufen, drinnen Gemälde von Guido, Domenichino, Muziano usw. Von hier gehen wir noch einen Schritt weiter zur französischen Post und fragen, ob Briefe da sind. Der Hund von Kurier bost mich, er kommt nie zur Zeit, besonders dann nicht, wenn Mittwoch schlecht Wetter war. An dem Tage fährt er über Meer bis Viareggio, und wenn die Feluke einmal die Tour nicht fährt, hört man von dem Bummler erst an den griechischen Kalenden. Dabei ist ihm aber überhaupt verboten, über Meer zu kommen, eben aus Angst, das tückische Element möchte die Briefpost verzögern. Und der König zahlt ihm für den ganzen Weg an

der genuesischen Küste entlang die Post, über die Corniche, wo ich dazumal am Leben verzagen wollte. Trotzdem aber tut er nichts dergleichen, sackt das Geld ein und fährt billig auf einer Feluke. Letzte Woche verspätete sich der Taugenichts um volle neun Tage, d. h. erschien statt am Sonntag glücklich den Montag der darauf folgenden Woche. Ich trug mich mit Umsturzgedanken: Wege und Wetter waren scheußlich und diesmal hatte er nicht über Meer kommen können. Dafür aber hatte er den günstigen Augenblick benutzt, so viele Aufträge für seinen Nutzen zu übernehmen, daß er mit drei Postkaleschen und einem Planwagen, vollgestopft bis unters Verdeck, hier ankam, mit denen er in den Morästen der Lombardei und beim Übergang der Apenninen natürlich kaum mehr au schreien konnte. Ich meine, man sollte ihn fortjagen.

Das große Collegio della Sapienza ähnelt in seinen Einrichtungen dem, was man in Paris »Collège Royal« nennt, der Bau ist ein längliches, ziemlich weiträumiges Rechteck und wird von einem spiralförmig aufsteigenden Glockenturm überragt, der reich und höchst wunderlich mit Bildhauereien geschmückt ist, natürlich von Borromini. Das Innere umläuft eine zweistöckige Säulenhalle, das Collegio hat eine gute Bücherei und eine Menge Professoren.

Die Piazza Navona, ehemals »Circus agonalis Alexandri Severi«, wäre ein herrlicher Ort, wäre sie nur nicht so schmutzig. Aber da man Gemüsemarkt und so was auf ihm abhält, ist er schlimmer als unsere Place Maubert. Zuzugeben ist freilich, die Springbrunnen sind schon ein wenig besser. Fast die ganze eine Seite des langen schmalen Platzes — er hat die alte Rennbahnform behalten — wird von der Kirche Sant'Agnese und dem alten Palazzo Pamfili gebildet, und beide Gebäude sind einfach wundervoll. Den Palazzo bewohnte unser heutiger Papst Corsini, ehe er Papst wurde. Drinnen war ich noch nicht, das vielgepriesene Deckenbild von Pietro da Cortona lockt mich. Corsini war als Kar-

dinal einer der vornehmſten Großen Roms und was mehr heißt, einer der beſten Geiger Italiens. Wie gern würde ich nicht eine Corelliſonate von der Hand ſeiner Heiligkeit hören! Aber der arme Mann ſpielt nichts mehr, nur ausgeſpielt wird er bald haben . . . Von dem Hauptbrunnen der Piazza Navona mit dem hieroglyphenbedeckten Obelisken aus dem alten Circus agonalis ſprach ich, von dieſem ebenſo erhabenen wie erfreulichen Werk könnte ich hundert Jahre fortreden. Hier nur noch eine Bemerkung: häufig glückt es einem nicht, wiewohl man ſchon manches Werk von dem oder dem großen Meiſter ſah, ſich nun ſelber den gleichen hohen Begriff von ihm zu bilden, den alle Welt hat. So ging's mir bei Michelangelo und Bernini. Mehrere ihrer Werke hatten mich unbefriedigt gelaſſen, ja ließen mich fortwährend darüber nachdenken, worauf ſich denn nun eigentlich ihr großer Ruf gründe. Sieht man aber die Kuppel von Sankt Peter und den Navonabrunnen, ſo ruft man unwillkürlich: »Die öffentliche Meinung hatte recht, dieſe beiden Meiſter ſo turmhoch über alle anderen zu ſtellen!« Der Cavaliere Bernini war übrigens nicht dumm, ſich gerade hier für ein wirkliches Meiſterwerk anzuſtrengen, wenn die Geſchichte, die man davon erzählt, wahr iſt. Man hatte ihm, heißt es, ſämtliche Zeichnungen zur Peterskirche, die Pläne und Denkſchriften Michelangelos und Bramantes ausgehändigt, damit er weiterbauen und die Kirche aus dem griechiſchen wieder in das lateiniſche Kreuz überführen ſolle, mit einem Wort geſagt, Neues ſchaffen durfte er, ſoviel er wollte, nur an dem, was ſchon fertig ſtand, zu ändern, ja nur daran zu rühren, war ihm ausdrücklich verboten. Mein Bernini erkeckt ſich nun aber trotzdem und höhlt einen der vier weltberühmten Pfeiler aus, um eine kleine Treppe zur Tribüne emporzuführen. Sofort bekam die Kuppel einen Riß, und man mußte ſie durch einen eiſernen Reif zuſammenbinden. Das iſt kein Scherz, denn der Reif iſt noch heute da, und der Schaden iſt ſeitdem nicht ſchlimmer geworden. Nun fand

man aber zum Unglück für den armen Cavaliere in Michelangelos Aufzeichnungen, daß er bei Todesstrafe verboten hatte, jemals die vier massiven Stützpfeiler der Kuppel anzurühren, da er sich voll bewußt gewesen war, welch furchtbare Last er ihnen auflegte. Der Papst wollte Bernini hängen, und um sich vom hänfenen Halsband loszukaufen, ersann Bernini den Brunnen der Piazza Navona. Ausgeführt hat ihn dann Algardi, er, Raggi und einige andere machten die Bildwerke. Im Sommer verschließt man bisweilen die Abflüsse der Brunnenbecken, und wenn der Platz, dessen Boden sich wie eine Muschel ein wenig senkt, voll Wasser ist, fährt man in Kähnen darauf spazieren, schöne Damen fahren in Kutschen am äußersten Rand, indem sie, so gut es gehen will, an den Häusern lang patschen. Erlebt habe ich es nicht, vermute aber, daß ein großes Waschen vorhergeht, damit der Platz von dem Unrat frei wird, den ich jetzt darauf lagern sehe. Außer dem großen Mittelbrunnen sind noch zwei ebenfalls recht ansehnliche an beiden Enden des Platzes, einer mit Nymphen, ein zweiter mit Neptun und seinen Tritonen, dieser von Michelangelo, jener von Bernini, Flaminio Vacca, Leone da Sarzana, Silla da Milano und Taddeo Landini.

Nun, und was sagen Sie zu Sant'Agnese, ihrer Fassade, den Glockentürmen und der Kuppel, ihrer Eiform, der korinthischen Säulenarchitektur innen und außen, wie gefällt Ihnen der herrliche Fußboden von gefeldertem Marmor, die Stucks, Vergoldungen und Marmortäfelungen, die Bilder und Statuen? Ist's nicht wahr, etwas Prunkvolleres und Zierlicheres sieht man so leicht nicht wieder? Freilich zu tadeln gäbe es an der Architektur genug, denn sie ist mehr prächtig als kunstgerecht. Das gäbe Stoff für Gespräche, die aber nicht zu viel Gutem führen würden. Sie sind bälder fertig, wenn Sie einen Blick auf den Stich werfen: jeder Altar hat statt Gemäldes ein Flachrelief, was einen guten Gegensatz zu den Malereien bildet, die Ciro Ferri und sein Schüler

Corbellini in den Gewölbeflächen und der Kuppel ausführten, merkwürdigerweiſe verſchwommen und hart gleichzeitig. Im Fries lieſt man in großmächtigen Buchſtaben die Worte der Legende:

AGNES LOCUM PROSTIBULI INGRESSA ANGELUM DOMINI INVENIT BENE PRAEPARATUM.

Das zeigt Ihnen an, daß der heute hochehrbare Ort ehedem ein recht übler war, wo die böſen Heidenkaiſer die kleinen Mädchen hinſchickten, damit ſie für den chriſtlichen Glauben Pein litten. Was aus den Dingen werden kann: »Cent ans bannière, cent ans civière.« Das kleine Gemach, das zu der Verrichtung beſtimmt war, iſt in einer unterirdiſchen Kapelle der Kirche noch zu ſehen. Am Vorderteil des Altars erblickt man ein herrliches Flachrelief von Algardi, die heilige Agnes darſtellend, wie ſie zur Marter geführt wird. Das Geſchöpfchen iſt nackt wie meine Hand, ein vierzehn- bis fünfzehnjähriges junges Ding mit langem Haar, knoſpenden Brüſtchen und wundervollem, weich modelliertem Körper. Ein grober Huſarenkerl führt ſie, man ſieht's ihm an, wie er ſich freut, ſie mitleidslos zu mißhandeln. Wahrhaftig, ſie tut mir leid, das arme Kind iſt noch lange nicht im Alter für ſolche Mühſal. Und alſo geſchah es auch nicht, wie etwa Euer verdorbener Sinn möchte vermutet haben. Statt der vertierten Soldateska fand ſie drinnen einen jungen ſchönen Engel des Herrn, bene praeparatum, ſo daß man annehmen kann, daß nach ganz kurzer Zeit er und ſie ſich im Paradieſe glaubten. Schämen Sie ſich denn gar nicht, Herr Generalprokurator, Sie, der Sie von ſo gewichtigem Stand ſind, was für dummes Zeug Sie mich ſchwatzen machen!! Bewundern Sie lieber die unvergleichliche Schönheit des Flachreliefs, eines der berühmteſten aller neueren Werke: die Wildheit des Soldaten, die keuſche Verſchämtheit des jungen Mädchens. Es iſt kein Marmor mehr, ſondern weiches, zuckendes Fleiſch, das dem Druck des Fingers nachgibt.

Hinter Sant'Agnese auf der Piazza degli librai aber liegt eine arg verstümmelte antike Statue, die an Berühmtheit keiner anderen nachsteht: der Signore Pasquino. Seiner Zeit war er ein loser Schwätzer, nun sagt er schon lange Jahre kein Wort mehr, da er keine beißenden Gespräche mehr mit seinem Freund Marforio führen kann, der jetzt in einem Hofe des Kapitols liegt.

Ich komme gerad aus dem Palazzo della Cancelleria und der hat mich ebensowenig befriedigt wie unser Besuch beim Kardinal Ottoboni, Vizekanzler und Dechant des heiligen Kollegiums. Er empfing uns kühl, und wir hatten einige Liebenswürdigkeit erwartet, ist er doch seit langem der »Protektor« Frankreichs. Der Empfang war ein bißchen ministerhaft. Mich juckte es, ihm geradheraus zu seiner Beruhigung zu sagen, wir wollten weder Geschäfte machen, noch irgendwas geschenkt haben. Es ist ergötzlich, wie die Herren Kardinäle sich pomphaft »Beschützer der Kronen« titulieren lassen, unzweifelhaft in Nachahmung der alten Römer, bei denen die großen Geschlechter sich Protektoren gewisser eroberter Provinzen nannten. Hier aber liegt der Fall ganz anders, außerdem ist's von der römischen Republik bis zum heiligen Konsistorium immerhin etwas weit. Ottoboni, den sein Onkel schon als Siebzehn- oder Achtzehnjährigen zum Kardinal machte, seit lange schon Rangältester des heiligen Kollegiums, ist alt und zerrüttet. Auch sein sittlicher Ruf ist nicht der beste, er war zeitlebens ein Schweinigel und nahm dabei nicht mal auf die Wahrung des Anstandes nach außenhin Rücksicht. Musik und die Künste liebt er leidenschaftlich, und hat noch in diesem Jahr bei sich große Konzerte veranstaltet, in denen man unter anderem Motetten in Vulgärsprache aufführte, die ein venezianischer Nobile, der berühmte Komponist Benedetto Marcello, gesetzt hat. Diese Motetten, die recht berühmt sind, schienen mir altertümlich im Stil, ernst und schön im Ausdruck, von wundervoller Harmonie, aber nicht sehr melodiös. Der Kardinal hat bei

diesen Konzerten auch versucht, einige Aufzüge aus französischen Opern spielen zu lassen, womit er jedoch durchfiel. Abgesehen von dem Vorurteil, in dem hier die Eingeborenen gegen jede andere Musik als ihre eigene befangen sind, ist zuzugeben, daß unsere großen Opern nicht geschaffen sind, um außerhalb des Theaters ohne theatralische Aufmachung zu erscheinen, und noch weniger darf man sie in ein Land verpflanzen, wo unsere Sprache nicht heimisch genug und die Aufführung so ist, daß man vor Lachen sterben möchte, das heißt ungefähr so, wie wir bei uns italienische Musik singen. Er hat in seinem Hause für solches Musizieren und zu seinem Vergnügen ein Theater gebaut, das ihn viel Geld gekostet hat.

Der Bau der Cancelleria ist innen wie außen trübselig, die Gemächer erschienen mir finster. Das Hofinnere schmückt ein schöner antiker Säulengang und einige Statuen. Innen hängen gute Gemälde, Landschaften von Lucatelli und Bilder von Trevisani, dem einzigen guten Maler unserer Zeit, der noch am Leben ist, er ist aber schon uralt und hat längst aufgehört zu arbeiten, dann eine hübsch verzierte Galerie und eine ansehnliche Bibliothek, die zur Bibliothek der Königin Christine von Schweden gehörte, deren Hauptbestand heut im Vatikan ist. Der Vatikan erhielt damals die meisten Handschriften, die Cancelleria mindestens zwei Drittel der gedruckten Bücher. Nichtsdestoweniger findet man auch hier noch eine gute Zahl Handschriften, außerdem eine schöne Sammlung Medaillen und geschnittener Steine. Von der Königin Christine sind auch noch einige schöne Wandbehänge und andere schöne Einrichtungsstücke mehr dort. Nahebei sehen Sie sich die Kirche San Lorenzo in Damaso an, reich geschmückt, ja sogar überladen mit Malerei und Vergoldung, und Michelangelos Haus, das er selbst gebaut hat. Ein Besuch im Palazzo Altemps galt mehr einigen Antiken als Seiner Eminenz dem Kardinal Rezzonico, obwohl er ein netter und höflicher Mann ist. Besonders lockte uns

das weitgerühmte antike Flachrelief eines Bacchanals. Wahrhaftig, das iſt eine Antike erſter Klaſſe, man ſollte aber doch mit ſeinen Lobpreiſungen ein wenig zurückhalten, es iſt da eine Geiß mit einem Satyrn . . . Oh, oh, Herr Kardinal, »conveniunt satyris parum pudica protervis«. Ganz ehrlich, ein bißchen ſtark für Eurer Eminenz Vorzimmer!

Als wir Sant'Agoſtino ſtreiften, fiel mir unglückſeligerweiſe ein, an der Halteſchnur der Kutſche zu ziehen, um Legouz den weltberühmten Jeſaias von Raffael zu zeigen, der Michelangelo ſo herben Kummer gemacht hat. Denn daran bewies Raffael, daß er auch Michelangelos Stil, falls er ſeinen Zwecken entſprach, ſo gut wie Michelangelo ſelbſt zu meiſtern wußte. — Mein Einfall ward einem Pechvogel von Lakai, den Legouz in Dienſt hatte, zum Verhängnis. Er ſprang ab, nach unſeren Wünſchen zu fragen, und als er auf den Tritt ſtieg, gab der nach, er trat fehl und brach ſich hart an der Hüfte den Schenkel. Trotz erdenklicher Pflege, die wir ihm zuteil werden ließen, iſt der arme Burſche daran eingegangen. — Dieſen Jeſaias alſo, der eine höchſt kräftige Michelangelo nachſtrebende Hand zeigt, ſoll Raffael gemalt haben, nachdem ihm Bramante heimlich die Sixtiniſche Kapelle gezeigt hatte, die Michelangelo ebendamals ausmalte. Welch ein Genie muß der Menſch gehabt haben, daß er auf einen Blick ſieht, er muß die gotiſchſteife Malerei, die er von ſeinem Meiſter Perugino überkommen hatte, ändern, flugs begreift, was er alles von Michelangelos großem Stil anzunehmen hat, und wo jenes Übertreibungen und Wildheiten nach dem Vorbilde ſeiner vollkommenen Schönheit der Verbeſſerung bedürfen.

Die Anima- und die La Pace-Kirche werden beide Ihrer Schauluſt etwas bieten. Bei der Anima beachten Sie Portal und Faſſade. Ich zweifle, ob ſelbſt Borromini je etwas ſo Reiches und Wunderliches zugleich hingeſtellt hat, wie hier ein deutſcher Baumeiſter unter Benutzung eines Entwurfs von Bramante: eine halbkreisförmig ausſpringende Säulen-


CONSTELLATIO
CONIUNCTIO FELIX
Hieronymus Sperling del. et Sculps. Aug. Vind.

halle bedeckt von einer Halbkuppel. Darüber ragt, sich im Halbkreis einbauchend, eine zweite Säulenhalle, mannigfach belebt durch viele säulenverkleidete Einweichungen und Vorsprünge. Ein ausgesprochener Schmuckbau, weder antik noch gotisch und alles andere als schlicht-vornehm, wirkt aber prächtig.

In der La Pace-Kirche die berühmten Sibyllenfresken Raffaels, die mit ihrer wunderbar reinen Zeichnung neben dem Jesaias den Grund zu Raffaels Ruhm legten. Heute sind sie verdorben und verloschen, gerad wie die zwei Sibyllen gegenüber, die ein Timoteo della Vite kaum weniger trefflich gemalt hat. Ich erinnere mich nicht, von diesem Timoteo, der hier eine solche Probe seines Talents zurückließ, irgend etwas sonst gesehen zu haben.

Dann dürfen Sie keinesfalls das Musikoratorium versäumen, das heute abend die Oratorianer aufführen. Man singt hier Zwiegesänge und kleine geistliche Opern, verfaßt von Metastasio, vertont von Vinci, Text und Musik sind gleicherweise erfreulich. Für heute verkünden die Anschläge »Kain und Abel«. Der heilige Filippo Neri erfand, wie man erzählt, diese Operngattung, um uns die garstigen weltlichen Trauerspiele zu verleiden, wohl einsehend, daß wir ganz ohne Schauspiel nicht auskämen. Na ja, immerhin hat er uns ein Spiel neuer Art dazu geschenkt, für das ich ihm recht Dank weiß. Kommen Sie früh, denn jeder Augenblick, den Sie hier verweilen, lohnt sich: Publikum, Orchester, die Chöre, das Ordenshaus, Kirche und Kapelle, die Stuckarbeiten und Malereien, ebenso die Statuen, alles hier ist glänzend, hübsch und höchst geschmackvoll.

Bis das Oratorium beginnt, machen wir noch einen Gang in die Gegend des Palazzo Farnese. Dabei sehen Sie gleich in San Girolamo della Carità das gepriesene »Abendmahl« des heiligen Hieronymus von Domenichino, das Bild ist herzbewegend, und Poussin hat recht, wenn er es so ungemein schätzt. Andrea Sacchi stellte es noch über die »Transfiguration« Raffaels, aber sachte, sachte, Signore, das ist viel-

leicht ein bißchen zu ſtark! Man hat gerade eine Moſaikkopie des Bildes für die Peterskirche fertig.

Vorher aber betrachten Sie in Santo Spirito das Martyrium des heiligen Januarius, von Luca Giordano. Er weiß ein Bild aufzubauen und gefällt mir. Übergehen Sie auch nicht das Haus der Falconieri am Tiber, denn außer der hübſchen Dame des Hauſes finden Sie dort ausgezeichnete Gemälde: »Die Liebe von Venus und Adonis« in vier Gemälden, von Albani, bekannt als »die vier Elemente«, ſind darunter die berühmteſten.

Wenn wir auf die Piazza Farneſe kommen, werden die zwei ſchönen Girandolenſpringbrunnen Sie entzücken, die volle Waſſergarben in zwei rieſige Becken ſchütten, deren jedes aus einem einzigen Stück antiken Granits iſt. Dann ein Augenblickchen hinauf in das Häuschen der Pighini, den Meleager aus elfenbeinfarbenem Marmor zu ſehen, von dem Plinius berichtet. Der arme Burſch iſt einarmig, dem allgemeinen Urteil, das ihn unter die Antiken erſter Klaſſe zählt, kann ich kaum zuſtimmen, wenigſtens muß ich dann meine erſte Klaſſe ſchon etwas weit machen. Man hält die berühmte Statue nicht in Ehren, ſie liegt ungepflegt in einem kleinen Zimmer auf dem Boden. Der Beſitzer iſt nicht reich, und es täte ihm gut, ihn zu verkaufen. Zu ſeinem Unglück iſt aber in Rom die ewige Unveräußerlichkeit gewiſſer Stücke ſtipuliert, der Meleager gehört dazu, ſo kann ihn Pighini nicht loswerden, worüber er wütet.

Der berühmte Farneſepalaſt wirkt von außen wohl wuchtig und majeſtätiſch, hat aber dabei nichts Feſtliches oder anmutig Belebtes. Und doch iſt er von den berühmteſten Baumeiſtern gemeinſam erbaut, darunter Michelangelo, der das Kranzgeſims gemacht hat. Das iſt wohl auch das Schönſte daran. Ich werde ja freilich nie einräumen, daß ein Bau ohne Säulen vollkommen ſchön ſei, auch denkt man ſtets mit einiger Verbiſſenheit daran, daß die ſinnloſen Farneſe einen Teil des Koloſſeums zerſtört haben, das ihnen eine bequem daliegende

Menge Bauſtoffe billig lieferte. Muß man nicht vom Satan beſeſſen ſein, um ſo was zu vollführen! Wäre es nicht hundertmal beſſer, man hätte die gleiche Mühe und Arbeit angewandt, das Koloſſeum wieder inſtand zu ſetzen, wie man beim Amphitheater in Verona getan hat, und es gäbe keinen Palazzo Farneſe!? Den viereckigen Hof verſchönen koloſſale Statuen und pilaſterverzierte Säulenhallen, die ſich durch mehrere Geſchoſſe herumziehen. Ich nenne nur drei ganz erſtklaſſige Bildwerke, die ſämtlich in den Ruinen der Antoniana, den alten Caracallathermen gefunden wurden: den farneſiſchen Herkules, der ja allbekannt iſt, die Flora, durch die Vollendung ihres Faltenwurfs alle anderen Antiken übertreffend, beide durch einen neueren Bildhauer, Guglielmo della Porta herrlich wiederhergeſtellt. Hinten im Hof, unter einem Schuppendach das erſchütternde Gruppenwerk nach der Geſchichte der Dirke oder beſſer ihre ganze Geſchichte in einem rieſigen Marmorblock. Das Werk beſteht: aus der Geſtalt der Dirke, die Amphion und Zethus, um den Tod ihrer Mutter Antiope zu rächen, mit einem langen Seile an die Hörner eines wilden Stiers binden, und aus einer Frau mit Kind, die dem gräßlichen Vorgang zuſchaun. Insgeſamt ſechs große Figuren, die man auf eine Felsmaſſe geſtellt hat, ungerechnet das tierfigürliche und pflanzliche Beiwerk. Letzteres iſt recht elend, wie häufig bei den ſchönſten Antiken, wo eine erleſen ſchöne Hauptfigur ſich mit allerlei Armſeligkeit vereint findet. Als hätte der Meiſter das eigenhändig zu machen verſchmäht und einem talentloſen Schüler überlaſſen. Handlung, Ausdruck und Haltung zeigen Feuer und den hohen Stil der Griechen, die Ausführung hat etwas Grobes und Ungefälliges. Daß man die Gruppe den erſtklaſſigen Antiken zurechnet, dankt ſie vor allem ihrer Größe und den ungeheuren Schwierigkeiten der Ausführung. Der Block iſt trotz der weiten Reiſen, die er gemacht hat, völlig wohl erhalten. Er wurde in Rhodos von Apollonius und Tauriscus bearbeitet, Pollion ließ ihn, wie Plinius berichtet, nach Rom

schaffen, Caracalla in seinen Thermen aufstellen, und heute haben ihn die Farnese in ihrem Palazzo, wo er in einer Art Schuppen recht schlecht steht.

Möbel gibt's in den Wohnräumen dieses Palastes nicht mehr, nur die vier Wände mit einigen Bildern blieben und eine unendliche Menge Statuen. Ich hatte größte Mühe, einen Sallust herauszufinden, von dem ich zuverlässig wußte, daß er dort war, den aber zu meiner Verwunderung niemand im Palast kannte. Ich natürlich noch weniger, da ich den Mann nie lebend oder tot gesehen habe. So mußte ich erst eine Zeichnung der Büste aus Düsseldorf kommen lassen nach einer Kopie, die in der kurfürstlich pfälzischen Sammlung stehen sollte. Mit Hilfe dieser Zeichnung habe ich mein Original glücklich gefunden und werde eine vortreffliche Zeichnung danach heimbringen, deren Stich ich vor mein Werk setzen will.

Herrgott, habe ich eben einen Schreck bekommen! Ich öffnete arglos die Tür eines benachbarten Zimmers . . . Sie kennen doch den widerwärtigen Caracalla. Der hatte sich nahe der Türe aufgepflanzt und glotzte mir mit seiner Sträflingsphysiognomie ins Gesicht, so daß ich mit einem lächerlichen Schreck zurückprallte. Meiner Treu, Quintin, das ist die beste aller Büsten, sogar noch besser als der Julius Cäsar im Palazzo Casali und der Vitellius in Genua. Noch andere merkwürdige Büsten sind hier: Homer, Seneka, eine vortreffliche Vestalin u. a. Unter den Statuen die berühmte Venus mit den schönen Hinterbacken, ein Meisterwerk des Nackten, dann der Apollo aus Basalt, der den Arm über den Kopf legt, eine weitberühmte Antike, und ein Hermaphrodit. Was soll ich Ihnen noch nennen, denn ein Ende ist nicht zu finden. Übersehen Sie den antiken Plan vom alten Rom auf Marmor nicht, der im Tempel des Romulus gefunden ward, es fehlen aber viele Stücke.

Alle meine Lobsprüche auf die durch Annibale Carracci bemalte Galerie müssen weit hinter dem, was sie verdient,

zurückbleiben. Geschichten aus Ovids Verwandlungen sind hier al fresco auf Wände und Decke in verschieden großen Feldern gemalt, einige in grünem Camaïeu, um mehr Abwechselung zu geben, die meisten buntfarbig. Auch Agostino und Lodovico Carracci haben mitgearbeitet, das meiste freilich ist von der Hand des Annibale. Die Galerie ist als große Komposition eins der besten Werke, die je gemacht sind und kann sich, alles in allem genommen, sogar neben Raffaels großen Werken sehen lassen. Stil und Zeichnung stehen kaum hinter dem des Sanzio zurück, in Farbgebung und Wohlerhaltenheit aber sind sie ihnen weit über. Dazu die Annehmlichkeit, daß hier endlich einmal ergötzliche Gegenstände voller Heiterkeit gemalt sind statt der ewigen frommen Stoffe, die man in Italien übersatt kriegt. Mögen sie noch so vortrefflich behandelt sein, schließlich, wenn man gar nichts anderes mehr sieht, wird man ihrer müde.

Der Palazzo Spada, eine Art Rustikabau, besitzt die Pompejusstatue, die unter den Trümmern der Curia Pompeiana gefunden wurde, desselben Gebäudes, in dem einstmals der Senat zu der Sitzung zusammenkam, in welcher Cäsar erdolcht ward. Das ist insofern nicht ohne seltsamen Reiz, als wir dadurch gewiß sind, daß die Statue die gleiche ist, zu deren Füßen Cäsar nach dem Bericht der Geschichtsschreiber zusammenbrach. Es sind übrigens nur sehr wenige Statuen des Pompejus auf uns gekommen. Ich ließ die Büste gleich zweimal zeichnen, von vorn und von der Seite. Beide Zeichnungen sind wohlgetroffen, dabei einander völlig unähnlich. Ich zweifle, ob je irgendein anderer Kopf von vorn und im Profil gesehen sich so unähnlich war, wie dieser Kopf des Pompejus. Ebendort ist Guercinos schönes großes Bild »Tod der Dido«, und einige ausgezeichnete Malereien von Guido.

Auch Herzog Mattei hat in seiner Sammlung ein Werk, das einzig in der Welt dasteht, eine Büste Ciceros: Das einzige verbürgte Bildnis dieses bedeutenden Mannes. Der Name hat sich an der Basis vorgefunden. Die Nase ist neu,

ſtimmt aber zum ganzen Geſicht. Ich ließ auch den Cicero ſo genau als möglich nachzeichnen, da mich kein Stich davon befriedigte: ſie ſind der Büſte überhaupt nicht ähnlich. Sie glauben nicht, wie ſchwer es iſt, eine Statue mit dem Stift völlig gut abzubilden. Außerdem iſt es geradezu elend ſchwierig, hier einen guten Zeichner zu finden. Ich hatte gemeint, daß es in Rom von ſolchen Leuten wimmle. Weit gefehlt. Schon drei- oder viermal mußte ich für meine Sammlung antiker Porträtbüſten wechſeln, die ich für meine Salluſtausgabe nach den Originalen zeichnen laſſe. Nun aber bleiben Sie im Palazzo Mattei, und ſehen Sie in Ruhe alles an: eine gute Bibliothek, die ſchöne Galerie, die kuruliſchen Seſſel, die aus der Curia Hoſtilia ſtammen ſollen, und antike Flachreliefs und Skulpturen. Unter letzteren zwei aus dem Caſtrum Praetorium, das erſte Soldaten darſtellend, das zweite den bekränzten Ochſen, den man ihnen als Belohnung zu ſchenken pflegte. Damit ſetze ich Sie geziemend in Kenntnis, daß ich zum Umfallen müde bin.

Non più, signor, non più di questo canto,
Ch'io già son stanco, e vo posarmi al quanto.

〈Orlando.〉

## EINUNDVIERZIGSTER BRIEF *)

An Herrn Abbé von Quincey.

Die Inquiſition und päpſtliche Macht. — Die Neffenherrſchaft. — Die letzten Päpſte des Jahrhunderts. — Politiſches. — Weihnachtsabend. — Die päpſtlichen Gerichtshöfe.

〈Rom, . . . Dez. 1739.〉

Die Gedankenfreiheit in religiöſen Dingen, lieber Abbé, mitunter ſogar mündliche Offenherzigkeit darüber, blüht in

*) Lettre XLII bei Colomb.

Rom mindestens ebenso wie in irgendwelcher anderen Stadt, die ich kenne. Man braucht nicht meinen, der Inquisitionsgerichtshof sei so satanisch, wie er schwarz ist, ich wenigstens hörte von niemandem, der dort vorgeladen worden und etwas Unangenehmes erlebt hätte, oder gegen den mit Strenge verfahren wäre. Das Tribunal hat einen eigenen Palast nahe Sankt Peter, die Sitzungen aber werden in der Minerva gehalten. Zwölf Kardinäle und ein Kardinalsekretär nehmen teil, der Großpönitentiar hat den Vorsitz. Er hat dem Papst über die Fälle zu berichten, in denen man das päpstliche »Oracolo« zu hören wünscht. Außer den Kardinälen besteht die Kongregation noch aus mehreren Prälaten, einem päpstlichen Kommissarius, einem Beisitzer und mehreren theologischen Räten, unter letzteren stets drei Dominikaner und ein Franziskaner. Auch der Vogt des Inquisitionspalastes ist stets Dominikaner. Die beratenden Theologen bereiten mit dem Kommissär und dem Beisitzer das Material vor und erstatten den Kardinälen Bericht. Diese versammeln sich Mittwochs in der Minerva. Sie sind die einzigen, die Stimme haben, und entscheiden selbständig, außer wenn sie einen Fall für wichtig genug halten, um ihn am anderen Morgen dem Papst zu berichten. Man teilt ihm mit, wofür die Majorität ist, und er bestätigt ihre Entscheidung.

Jeder Versuch, die Richter dieses Tribunals zu beeinflussen, wird streng geahndet, ja, jeder Richter, an den sich jemand mit solchen Anliegen wenden würde, wäre verpflichtet, den Namen des, der den Versuch gemacht, der Kongregation anzugeben. Man sagt, niemand werde gefangengesetzt, bei dem nicht schon der volle Schuldbeweis erbracht sei, und Delinquenten, die sich selbst bezichtigen, würden stets freigesprochen. Das Geheimnis bleibt unverbrüchlich gewahrt, deshalb kommen hier alle Sachen zur Verhandlung, wenn sie nur irgendwie in Beziehung zum Dogma stehen, deren Geheimbleiben erwünscht ist. Auch der Prozeß des Kardinal de Noailles ward hier verhandelt. Hierhin kommen auch

die Streitsachen, an denen das Parlament von Paris beteiligt ist.

Höchst merkwürdig spricht man in Rom über unseren politischen und religiösen Jansenismus und dem bald hohen, bald geringen Begriff, den wir von der päpstlichen Macht haben. Ich muß Ihnen, da wir gerad mal bei dem Kapitel sind, ein Gespräch im Auszug mitteilen, das ich kürzlich mit einem sehr geistvollen und kenntnisreichen Manne hatte. »Ihr Franzosen«, sagte er, »seid sonderbar. Kein zweites katholisches Volk legt so seine Mißachtung für die Autorität des Papstes an den Tag, und kein zweites schreibt ihm dabei höhere Autorität zu, wenn es sie gerade braucht. Wenn ihr beim römischen Hof um eine Verfügung eingekommen seid, die dieser niemals aus freien Stücken erlassen hätte, kann man euch einwenden, was man will, dann hebt ihr die Macht des Stellvertreters Christi in den Himmel. Man muß euer Gesuch auf der Stelle erledigen. Was vermöchte der Papst nicht!? Das ist ‚furia francese'. Ist aber die Verfügung ergangen, so bringt ihr sie in Frankreich vor die Parlamente, die uns tausendfach beschimpfen. Und doch sind wir, wenn die Sache einmal Lärm gemacht hat, einfach ehrenhalber verpflichtet, irgendwie aufrechtzuerhalten, was wir gesagt haben. Wäre es nicht eure Sache zu wissen, ob das, was ihr von uns haben wollt, euren Staatsgesetzen entspricht oder nicht!? Und zur gleichen Zeit, wo ihr dem, was von der päpstlichen Autorität in geistlichen Dingen ausgeht, jede Achtung verweigert, zollt ihr wohl in gleicher Sache eurem Könige und Klerus ganz schrankenlose Ehrerbietung. Die kommen bei uns um Verurteilungen ein, für Dinge, zu denen wir geschwiegen hätten. Sind sie aber ausgesprochen, macht ihr uns verantwortlich, gebt uns schuld, die Urheber eurer Zwiste zu sein, deren einzige Ursache ihr selbst seid. Ihr seid schuld! Macht, daß man nicht Sachen von uns fordert, über deren Nutzen ihr euch noch nicht eins seid. Oder aber, sind sie heraus, und ihr seid nicht einverstanden, so laßt sie nicht veröffentlichen.


INNOCENTIVS XIII DE COMITIBVS
ROMANVS PON= TIFEX MAXIMVS
CREATVS DIE VIII MAIJ
MDCC= XXI.
Dominicus de Rossi Hæres Io. Iacobi formis Romæ ad Templ. S. M. de Pace cum Priuil. Sum. Pont.

‹11›

Nehmt euch an den Deutschen ein Beispiel. Sie übergehen mit Stillschweigen, was wir ihnen schicken, wenn es ihnen nicht paßt. Wie war's dort mit der Legende für Gregor VII.? Der verstorbene Papst Benedikt XIII. war ein guter Kerl, sehr fromm, sehr schwach und sehr töricht, und kannte auf der Welt kein größeres Vergnügen, als neue Heilige zu schaffen. Man schlug ihm Gregor VII. vor, was er sofort aufgriff. Der neue Heilige mußte nun auch im Breviarium sein Gebet haben. Zwei Ablesegebete gab es, die schon vor alters, als er selig gesprochen ward, verfaßt waren. Man wählte ohne langes Prüfen das der Benediktiner, die über sein Leben und seine Taten für besser unterrichtet galten, weil Gregor Benediktiner gewesen war. Unglücklicherweise war es nun gerade dasjenige, in dem die bewußten verletzenden Dinge gegen die Könige vorkommen. Das neue Gebet ward ausgesandt, soweit die katholischen Länder reichten. Der Kaiser aber, den die Sache persönlich am nächsten anging, untersagte, nachdem man ihn vom Inhalt unterrichtet hatte, allen deutschen Bischöfen, die Absingung zu erlauben. Sein Befehl ward ausgeführt, nicht ein einziger erhob Einspruch. In Rom erfuhr man von diesem Erlaß des Kaisers nichts oder gab sich wenigstens den Anschein. In Frankreich dagegen schlug das französische Parlament Lärm, was zur Folge hatte, daß sich auch der römische Hof rührte, denn der Papst kann doch nicht stumm bleiben, wenn er etwas, was von ihm ausgeht, verdammen sieht und zwar vom ersten Gerichtshof eines Königreichs. Glaubt doch nur nicht immer, eure Prälaten und Jesuiten seien unsere Sendlinge, oder wir wüßten ihnen besonderen Dank für Schritte, die zum Vorteil unseres Hofs scheinen. Von der törichten Behauptung ganz zu schweigen, daß ein Kardinalshut für sie bereit liege. Möglich, daß sie ihre Umtriebe in der Absicht machen, aus Charakteranlage sowohl, wie um das Ansehen ihrer Körperschaft zu heben, jeder Stand hat naturgemäß diesen Wunsch. Wenn sie aber dann zu uns kommen und für solche angebliche Dienste Lohn

heischen, wissen wir ihnen sehr wohl zu antworten: ‚Wer bat euch darum?‘ Ganz im Gegenteil möchte ich behaupten, daß sie damit vielmehr nach der Gunst eures eigenen Hofs haschen. Haben nicht eure Kardinäle Rohan und Bissy ihre Würde durch das Vorschlagsrecht Ludwigs XIV. erhalten? Was die anderen französischen Kardinäle anlangt, so ist keiner darunter, der seine Ernennung nicht irgendeiner Krone verdankte. Und ohne den König von England hätte anscheinend auch das Konzil von Embrun dem eben Ernannten*) nur wenig geholfen. Zieht daraus bitte den Schluß, daß die Hitzköpfe, über die ihr euch beschwert, von Rom durchaus nicht begünstigt werden. Ja, wenn ihr diese unruhigen Geister bestrafen wolltet, sobald sie sich Freiheiten, die ihr für staatsgefährlich haltet, herausnehmen, Rom würde gewiß nichts dagegen sagen. Die Franzosen«, fuhr er fort, »spotten gern über die Dispense des Papstes, obwohl ihm doch in Sachen der Kirchenzucht niemand seine Befugnisse bestreiten kann. Man wirft ihm aber vor, daß er diese Dispense zuweilen bis auf göttliche Glaubenssätze, z. B. die Unlöslichkeit der Ehe ausdehne. Hütet euch ja, den Vorwurf unbedacht auszusprechen, und denkt daran, daß euer regierendes Haus sein Dasein einem solchen Dispense dankt. Man darf manchen Dingen nicht gar zu sehr auf den Grund sehen und sollte auch ein fadenscheiniges Mäntelchen nicht verschmähen, das ihre Erscheinung ein wenig hebt. Es ist zweckmäßig, ja notwendig, eine Gewalt in der Welt bestehen zu lassen, die unter Umständen bestimmte strikte Verbindlichkeiten zu lösen Macht hat, deren unlösliche Geltung furchtbare Übelstände im Gefolge hätte. Unbedingt war die kinderlos bleibende Ehe Heinrichs IV. mit Margarete von Valois solcher Art, wenn man den elenden Zustand erwägt, in den Frankreich sich in einem ähnlichen Fall hatte sinken sehen. Man hätte England viele Greuel ersparen können, wenn man in Rom rechtzeitig nachsichtiger gegen Heinrich VIII. gewesen wäre.

*) Kardinal von Tencin.

Und wäre es nicht ein Glück, wenn der Kaiser sich von seiner Frau schiede und von einer anderen Gemahlin Nachkommen hinterließe? Es ist nicht schwer vorauszusehen, daß das Verlöschen des Hauses Österreich vielleicht einen Weltbrand zur Folge hat. Von manch anderem Fall der Art dürfte das gleiche gelten.« Soweit unser Gespräch, dessen Inhalt einer ausführlichen Wiedergabe wert schien. Daß bei dem strittigen Gebet für Gregor VII. keine ausgesprochene Absicht des Papstes vorlag, ist richtig, denn es wurde gar nicht zur Zeit der Heiligsprechung verfaßt, sondern war alt, lag längst fertig und wurde schon auf Sizilien von den Mönchen seines Ordens gebetet. Der Fehler war nur, daß man es zu leichtfertig ohne genaue Prüfung seines Inhalts übernahm. Und, was die Jesuiten anlangt, so habe ich nicht bemerkt, daß sie mehr als andere Orden in Rom gälten, trotz ihres vierten Gelübdes, in dem sie unverbrüchlichen Gehorsam gegen den Papst geloben.

Der römische Klerus hat auch Jansenisten, selbst unter den Kardinälen zählt man einige, sie sind freilich etwas anderer Art als unsere. Der italienische Jansenismus fragt nicht, ob die fünf oder die hundertundeins Glaubenssätze von den Jansenisten aufgestellt worden, und ob sie richtig oder falsch sind, auch nichts nach dem Geschwätz von der gratia efficax und gratia sufficiens, sondern nur danach, ob der Papst, wenn er ex cathedra spricht, unfehlbar ist oder nicht.

Ich bemerke hier durchweg, daß die Hitzigkeit der Franzosen nebst ihrer Angewohnheit, laut allem, was bei ihnen geschieht, vor dem, was man anderswo tut, den Vorzug zu geben, sie, vor allem in der Fremde, unbeliebter macht, als irgendeine andere Nation. Es heißt geradezu, mit uns sei nicht auszukommen, wir wollten überall Meister sein und sprächen stets herrisch. Der hinterhältige italienische Volkscharakter stimmt schlecht zu unserer unbedachten Keckheit. Die Italiener behaupten, unser allgemeines Kennzeichen sei, daß wir reden wollten, selbst wenn es uns nützlicher wäre,

den Mund zu halten. Es fehlte uns gänzlich das von ihnen hochgeſchätzte kühle Blut oder »flemma«. Sie geben aber zu, daß wir, wenn dieſe Kaltblütigkeit zu unſeren anderen guten Eigenſchaften hinzukäme, mehr taugten als die anderen. Das iſt richtig, aber auch das iſt wahr, daß eine der Haupturſachen für den Haß der anderen Frankreichs Macht iſt. Sie bewirkt, daß man es fürchten und zugleich als europäiſche Vormacht achten muß, und das ſtachelt Neid und Eiferſucht gegen alles, was franzöſiſch iſt, auf.

Ich gehe von Obigem zum Nepotismus über, von dem ſich, wie Sie ſelbſt wiſſen, nicht viel mehr ſagen läßt. Seine Vorrechte ſind, mit dem verglichen, was sie vorzeiten waren, ſehr in Verfall geraten. Einſtmals konnte der Papſt nicht nur alle Ämter der päpſtlichen Kammer, ſowie die auswärtigen Lehen, die unter ihm an den Staat zurückfielen, ſeinen Nepoten zuwenden, ſondern pflegte ſogar Staatsbeſitzungen in ſogenannte Lehen zu zertrümmern. Von ſolchen früheren Mißbräuchen des Nepotismus und der Ausplünderung der päpſtlichen Kammer ſtammt vor allem der Reichtum der Aldobrandini, Borgheſe, Pamfili, Barberini und anderer. Bei ſolchem Verfahren mußten natürlich die Nachfolger verarmen. Man machte deshalb plötzlich Schluß damit, ich glaube, es war Pius V., der die Vorrechte der Nepoten aufhob. Wollte der Papſt heute ſeine Macht ſo mißbrauchen, würden ſeine Nachfolger ſein Werk bald zerſtören, und er würde außerdem ſeine Familie ſchwerer Verfolgung ausſetzen. Es iſt aber doch noch ein gutes Geſchäft, Papſtneffe zu ſein. Abgeſehen vom Fürſtentitel, der kaum je ausbleibt, und fetten Pfründen, verfügen ſie, ſolange der Onkel lebt, über alles und ſchalten auch mit den Einkünften und Staatspapieren. Sie ſind gewitzt genug, ihren Vorteil aufs beſte wahrzunehmen, und wenn ſie ſehen, daß es mit dem Onkel zu Ende geht, verſäumen ſie nicht, ſich zur rechten Zeit gegen künftige Unterſuchungen zu ſichern. Ein ſicheres Mittel iſt, die Finanzverwalter zu Kardinälen zu machen, weil dieſe

Würde von der Pflicht befreit, Rechnung abzulegen. So kann auch heute noch die Regierung eines einzigen Papstes seine Familie reich machen. Als Ganzes betrachtet genügt es, daß man die ärgsten Mißbräuche des Nepotismus abschaffte, die Untersuchung allzu weit zu treiben wäre unpolitisch.

»Alteri ne feceris, quod tibi non vis fieri.«

Schließlich freut sich jeder, daß auch er einmal an die Reihe kommt. Der Fürst Corsini ist ein großer Grundherr und hoher Würdenträger, er ist von Hause aus reich, abgesehen von der Rangerhöhung, die ihm die Erhebung seines Onkels brachte. Heute ist er Statthalter von Sizilien und war, sowie Clemens VII. Papst wurde, zum Oberstallmeister des damaligen Don Carlos ernannt worden. Daß der Papst damals von Piacenza und Parma schwieg, deren Vergabung eigentlich der Stellvertreter Christi beansprucht, ließ argwöhnen, der Papst opfere hier das Kroninteresse dem seines Neffen. Dieser Neffe gilt als sehr tüchtig, der andere, der Kardinal ist ein gutmütiger Tropf. Daß alle Geschäfte unter seiner Leitung stehen, ist kein Grund, seine Befähigung zu schätzen, da die Verwaltung erzschlecht ist. So wird das Ansehen, das er heute genießt, seinen Onkel kaum überleben, es sei denn, daß ihm die vielen von seinem Onkel ernannten Kardinäle die Bestimmung des Papstnachfolgers in die Hand gäben. Der regierende Papst, siebenundachtzig oder achtundachtzig Jahr alt und seit Regierungsantritt erblindet, ist ein schwacher Herrscher, heute nur noch ein Sterbender und außerstande, das Bett zu verlassen. In der Mannesblüte freilich muß er ein sehr angesehener Herr gewesen sein, hochachtbar durch Abstammung, echte Vornehmheit und geistige Bedeutung. Als Kardinal war er der prachtliebendste Herr Roms und übertraf alle Amtsbrüder durch sein glanzvolles Auftreten. »Je mehr ich stieg,« soll er einmal gesagt haben, »um so mehr kam ich herunter. Ich war ein reicher Abt, ein wohlhabender Prälat und ein armer Kardinal und bin als Papst rui-

niert.« Daß er seine Geschäfte nicht besser führen kann, soll ihn tief bekümmern, und er arbeitet trotz seiner Schwäche noch heute, soviel er kann. Kardinal Passionei, der Sekretär für die Breve, geht, wie er mir erzählte, mehrmals in der Woche zwischen sechs und sieben Uhr früh zu ihm, um ihm die Gesuche und laufenden Geschäfte zu unterbreiten. Wenn der Papst entschieden hat, schreibt man an den Rand »Annuit sanctissimus« und legt ihm die Hand an die Stelle, wo er unterzeichnet. Sie verstehen schon, daß er auch auf die Art nur hört, was er hören soll. Eines Tages war Passionei bei ihm, als seine Neffen eine Botschaft schickten, die ihm offenbar mißfiel. Es war zu merken, wie er mit sich kämpfte, schließlich rief er barsch wie gewöhnlich: »Gut! sie sollen tun, was sie wollen, sie herrschen ja gradsogut wie ich.« Was soll schließlich ein greiser Herrscher tun, der sich weder vom Flecke rühren, noch irgend etwas mit eigenen Augen sehen kann? An manchem Mißbrauch trägt die grundlasterhafte Regierungsform mehr schuld als die Person des Regierenden. Clemens X. ward von seinen Neffen zur Besichtigung ihres neuen Palastes, des stolzen Palazzo Altieri, eingeladen. Er ließ sich in der Sänfte hintragen, sobald er aber den großen prachtvollen Bau von fern sah, kehrte er betrübt um, sprach kein Wort und ist bald darauf gestorben.

Nach der Art, wie man über Benedikt XIII. spricht, waren zu seiner Zeit die Zustände noch übler. Wer ihn persönlich kannte, beurteilt ihn ganz anders, als wir in Frankreich zu tun pflegen. Voltaire hat es ja bekanntlich fertiggebracht, ihn in der Henriade heiligzusprechen,

»Des Ursins de nos jours a mérité des temples.«

und sein Orden wird allen Ernstes vermögen, ihn in Rom heiligsprechen zu lassen, obwohl das Publikum ihm jetzt den Advokaten des Teufels macht. Es ist wahr, daß er sehr fromm war. Aber seine ganze Frömmigkeit war mönchisch und bestand im »Oremus«-Leiern. Père

Cloche, der General der Dominikaner, der ihn gekannt hat, verglich ihn mit einem Jagdhorn, leer, hart und gewunden. (»Il cardinale Orsini è come il corno di caccia, duro, torto è vuoto.«) Er war ein linkischer Starrkopf, ohne Auftreten noch Würde und ganz aus widerstreitenden Eigenschaften zusammengesetzt. Bei aller Linkischkeit war er nicht ohne Verstand. Er kniete aus Demut in seinem Arbeitszimmer hin, wenn er an seinen General schrieb, war aber dabei von unerträglichem Dünkel auf seine Abstammung besessen. Als er in Benevent Bischof war, zog er unablässig gegen die Greuel in Rom los, um dann hinzuzufügen, »aber solche Unordnungen wagen sich hier nicht heraus, wo ein Mann meines Namens am Ruder sitzt«. Er ging, als er Papst geworden, zu Fuß ins Kloster, ließ sich von einem Klosterbruder geißeln und betete die sieben Bußpsalmen, ließ aber gleichzeitig Coscia mit allen geistlichen Dingen öffentlich Simonie treiben und erwiderte kühl, als man ihm das schändliche Treiben dieses Elenden nachwies: »Ach, das hat doch nichts zu sagen.« (»Ah! che questo è niente!«) Nichts hat ihn von seiner Voreingenommenheit für jenen Menschen heilen können. Eines Tages hatte ihm der Spitzbube stecken lassen, er habe sich mit Dirnen in sein Zimmer eingeschlossen (was ihm oft genug passierte). Der Papst läuft im höchsten Mönchszorn hin und erblickt Coscia zu Füßen eines Kreuzes ausgestreckt, kehrt in seine Gemächer zurück und weint vor Rührung. In seinem Sprengel Benevent hatte er die Perücken verboten, man hinterbrachte ihm, Abt Entieri, ein Florentiner (der mir die Sache selbst erzählt hat), trüge eine. Sofort ließ er ihn durch seinen Großalmosenier in den Bann tun. Ein Kirchenbann in Italien ist nun kein Vergnügen, Entieri macht also bei ihm Besuch, der Kardinal denkt nicht mehr an die Sache und nimmt ihn wohl auf. Als er mit ihm in die Messe gehen will, erklärt der Abt, er dürfe nicht, weil er im Bann sei, erzählt den Hergang und setzt hinzu, er gehöre nicht zum Beneventer

Sprengel, und das Verbot gelte alſo für ihn nicht.« »Richtig,« ſagt der Kardinal. »Wer hat Euch exkommuniziert?« »Ihr Almoſenier!« »Was!« ſagt er, »ſo ein Racker! Ihr gehört nicht zum Sprengel? was hat er mir das nicht geſagt? Man exkommuniziere den Mann!« und läßt ſeinen Almoſenier exkommunizieren. Wenn ich Ihnen alles erzählen wollte, was ich über ihn gehört habe, würde ich nicht fertig. Kurz, ein guter Kloſterbruder, aber als Pontifex kläglich. Er hatte einen ſo vortrefflichen Geſchmack, daß man ihn nur mit Mühe verhindert hat, Raffaels große Malereien im Vatikan zu übertünchen, um einen Sudler aus Benevent ein Marienleben darüber malen zu laſſen. Das war aber anſcheinend kein Hemmnis dafür, daß er ſchon bei Lebzeiten Wunder getan hat. Wenigſtens höre ich den Dominikanerpater Bremont, der ſonſt ein vernünftiger Mann iſt, im guten Glauben ſchwören, er habe ihn welche tun ſehen. So ſehr iſt man in allen Ständen für den Rock, den man trägt, eingenommen. Denn Pater Bremont iſt geiſtvoll, vernünftig und verſtändig wie irgendwer ſonſt. Aber . . . — er ſchreibt eine Lebensgeſchichte des guten Benedikt, man verliebt ſich in ſeinen Gegenſtand, und außerdem, meinen Sie, es ſei eine Kleinigkeit, einen Heiligen mehr in der Minerva zu haben, noch dazu einen, der Papſt geweſen iſt, und das in einer Zeit, wo die Heiligen rar werden? Im Konklave, in dem er gewählt ward, hatte man kaum an ihn gedacht. Das Klerikerſtückchen hat Olivieri auf dem Gewiſſen. Die Kardinäle konnten ſich nicht einigen, da hielt ihnen Orſini eines Tages eine ſehr gefühlvolle Predigt über die Schmach der Intrigen. Da ſagte Olivieri: »Aber nehmen wir doch dieſen braven Mönch, er hat einen großen Namen, keine Laſter, iſt fromm und einfach. Ihn werden wir nach Herzensluſt regieren.« Einer wandte ein: »Was tun wir aber mit Coscia, der ihn an der Naſe herumführt?« »Ach was,« ſagte Olivieri, »Coscia iſt ein lumpiger kleiner Abt und froh, ſich mit einer Pfründe von 1500 Taler Rente davonzumachen.« Nachher


CLEMENS XI. ALBANVS VRBINAS
PONTIFEX MAXIMVS
CREATVS DIE XXIII. NOVEMBRIS M.DCC.

⟨12⟩

hatte man Olivieri gut zureden, ihn unter dieser Bedingung herauszubringen. Benedikt XIII. ließ sich gewaltig bitten, die Tiara, die er aus Demut zurückwies, anzunehmen. Er starb am Abend des Fastnachtsdienstags. Als man seinen Tod in der Oper verkündete, ließ man sofort den Vorhang fallen. Das Volk aber schrie: »Nun müssen wir Coscia ausräuchern« und strömte aus dem Theater. Sie hätten den Schurken in Stücke gerissen, hätte er sich nicht sofort durch eine Hintertüre geflüchtet. Sein ganzes Haus wurde geplündert.

Sein Vorgänger dagegen, Innocenz XIII., aus dem Hause Conti, einem der vier großen Geschlechter Roms: Orsini, Colonna, Conti, Savelli, wiewohl die Crescenzi, Altieri, Giustiniani und andere, die sich nicht für weniger halten, diese Bevorzugung ungerne machen hören, war der beste Herrscher, von dem man heute noch in Rom spricht. Die Römer sind in seinem Lob unermüdlich und bedauern seine kurze Regierungszeit, die nur dreißig Monate währte. Es heißt, unter seiner Herrschaft habe alles angefangen, ins Geleise zu kommen. Überall herrschte Überfluß, die Ordnung im Staat war musterhaft, und Große wie Volk waren gleicherweise befriedigt. Er brachte auch die Stadt Comacchio an den heiligen Stuhl zurück, zu deren Wiederherausgabe man die Deutschen, seit sie sie einmal hatten, nicht hatte bewegen können. Er hat nur zwei Kardinäle ernannt, Alessandro und den Taugenichts Dubois. Dubois' Ernennung soll ihn, als er dessen Nichtsnutzigkeit auf die Spur kam, so gereut haben, daß der Kummer darüber seinen Tod um vieles beschleunigte. Wahr ist, daß er bei seinem Tode mehrere Hüte leer ließ, deren Neuverleihung er stets mit den Worten verweigerte: »Ich habe schon mehr ernannt, als ich durfte.« Für seine Familie tat er nichts Erwähnenswertes.

Clemens XI. gilt als unfähig, und seiner langen Regierung gibt man die Schuld an der Verschlechterung der römischen Politik, deren Verfall die Römer ausnahmslos zugeben. Ihnen zu sagen, worin und warum diese Schuld bestehen soll, bin

ich nicht genug unterrichtet. Ich erinnere mich nur auf eine Anekdote, die mir Kardinal Lambertini in Bologna erzählt hat: Clemens klagte eines Tages über die vielen ärgerlichen Dinge, die sich unter seinem Pontifikat ereigneten. Lambertini fragte hierauf, ob es die Streitigkeiten in Frankreich wegen der Bulla Unigenitus seien, die ihn so bekümmerten. »Nicht doch,« sagte der Papst, »das nicht, aber die deutschen Truppen, die den Kirchenstaat verwüsten. Wenn in Frankreich der Glauben verloren geht, werden tausend Apostel kommen und ihn wiederherstellen. Wenn aber die Soldateska unser Land einmal verwüstet haben wird, können alle Apostel der Welt auch nicht einen Kohlkopf zur Wiederkunft veranlassen.« Wenn er selbst kein guter Politiker gewesen ist, so hinterließ er dafür einen Neffen, der sich verteufelt auf Politik versteht, Annibale Albani, den Kämmerling. Das ist ein ganzer Mann und ein furchtbarer, der leibhaftige Satan ist, glaube ich, in seinem Höllenreich nicht gefürchteter, als der hier in Rom ist.

Wiewohl man gewöhnlich der Ungeschicklichkeit Clemens XI. die Schuld am Niedergange der römischen Politik beimißt, wäre es vielleicht gescheiter, sich einmal nach einer etwas entfernteren Ursache dafür umzusehen! Wenn das Ansehen des Pontifex mit jedem Tage mehr abnimmt, so liegt dies doch wohl auch daran, daß die Gesinnung, die das Papsttum einst entstehen ließ, von Tag zu Tag dahinschwindet. Ich will nicht von Zeiten reden, wo die Päpste Könige, mit denen sie in Krieg lagen, in den Kirchenbann taten, ihre Untertanen von ihrem Treueide lossprachen, und sich bei jeder Gelegenheit auf die beiden Schlüssel Petri, den einen für Geistliches, den anderen für Weltliches, beriefen, als sie Friedrich II. den Fuß auf den Nacken setzten, oder sich feierlich einen Globus bringen ließen, auf dem sie mittelst einer gezogenen Linie die Länder der armen Indianer an die Könige von Portugal und Frankreich austeilten. Ich spreche von Zeiten, die näher liegen. Betrachten wir einmal den Unter-

schied in dieser Hinsicht zwischen der Regierungszeit Heinrichs IV. und unserer. Heute gilt das Sprichwort: »Man soll dem Heiligen Vater die Füße küssen, aber die Hände binden«, und dabei scheint man's mit der zweiten Vorschrift gewissenhafter zu nehmen als mit der ersten. Trotz alledem aber wird ein geschickter Papst immer imstande sein, sich zu einer gesuchten Person zu machen und eine große Rolle in Europa zu spielen kraft der Eigenart seiner auf steten Frieden hinzielenden Stellung, durch peinlich innegehaltene Unparteilichkeit gegen die Fürsten, deren gemeinsamen Vater er sich nennen läßt, durch seine Prunkentfaltung, auch als weltlicher Herr, denn er ist wahrlich ein mächtiger Fürst, und was wäre er erst, würde diese Macht besser verwaltet! Durch seinen Vorrang, den ihm kein Mensch streitig macht, und der in Verhandlungen allen Streitereien über Rang und Zeremoniell Einhalt tut, die oft Wichtiges verschleppen oder ganz versäumen lassen, und zu guter Letzt durch die uralte Ehrfurcht der Völker vor seinem Namen, auf die er sich heute sicherer als je stützen könnte, nun er nicht mehr in Gefahr kommt, sie zu mißbrauchen. Hierdurch dürfte sich der Papst als Sachwalter des gesamten Europa betrachten und seinen Hof zum Allgemeinsitz aller Unterhandlungen, zum allen gemeinsamen Mittelpunkt machen, wo alle Mächte unter seiner Vermittlung und der Macht seines Ansehens ihre gegenseitigen Beziehungen regeln könnten. Niemand würde ihm diesen Anspruch weigern, selbst die Mehrzahl der protestantischen Fürsten nicht, die ihn heutzutage durchaus nicht mehr so hassen, wie vor zwei Jahrhunderten. Hat er also auf der einen Seite verloren, so kann er diesen Verlust auf der anderen wieder einbringen, indem er im eigensten Interesse jeden Krieg zu verhindern sucht und die Fürsten friedlich gegeneinander stimmt. Denn ist der Krieg einmal ausgebrochen, so wird er stets eine recht böse Rolle spielen, denn er kann sich weder zu einer Partei schlagen, noch von seinem Staatsgebiet die Bedrängnis fernhalten. Und es kann in

Europa gar keinen Zwist geben, bei dem nicht Italien als erstes ins Feuer käme. Dann aber sitzt der Kirchenstaat trotz seiner Neutralität höchst übel zwischen die Kriegführenden eingeklemmt. Jeder versieht sich, wo er kann, und der, dem es gehört, hat die Kosten. Man braucht nur anzusehen, wie es den Herren von Bologna beim letzten Streit zwischen Frankreich und der Krone von Österreich ergangen ist. Das alles aber sind Rosen und Nelken im Vergleich zu dem, was geschehen dürfte, wenn man das Haus Österreich mit dem Tode des Kaisers erlöschen sieht. Da ist eine Farnese*) auf der Welt, mit der werden die Sachen nicht sanft gehen, und dann wehe den guten Leutchen, die um sich herum die Lombardei, Toskana und Neapel haben. Wohl könnte der Papst feste Plätze und genug Truppen zur eigenen Verteidigung halten. Aber wie würden ihn die verteidigen?! Päpstliche Truppen bleiben stets päpstliche Truppen. Was läßt sich mit Soldaten, die nie im Kriege waren, anfangen!? So kann sein Ziel einzig das sein, ewigen Frieden zu haben, und die Macht, den Frieden zu erhalten.

Das Tribunal von Monte-Citorio ist sozusagen das römische Amtsgericht. Dort werden alle Sachen im ersten Rechtsgang vorgebracht, und daher kommt auch sein Name »Mons Citatorius«. Monsignori sind seine Verweser. Das Tribunal der Rota entspricht etwa unserem Parlament, hier entscheidet man in letzter Instanz alle Prozesse, die um weltliche Interessen von Geistlichen aller papistischen Länder gegeneinander geführt werden, mit Ausnahme Frankreichs. Trotzdem aber ist an der Rota ein französischer Beisitzer, da ein Prozeß vorkommen könnte, in dem ein Franzose als Kläger gegen einen Fremden auftritt, der der Gerichtsbarkeit der Rota untersteht. Und in diesem Fall gilt allgemein

*) Elisabeth Farnese, Nichte des Herzogs von Parma, zweite Gemahlin Philipps V. Man hat von dieser Prinzessin gesagt, sie habe die Kühnheit einer Spartiatin, die Halsstarrigkeit eines Engländers, die Verschlagenheit eines Italieners und die Lebhaftigkeit der Franzosen.

der Satz: »Actor sequitur forum rei.« Die Auditoren oder Räte sind zwölf an der Zahl: ein Franzose, ein Deutscher, zwei Spanier, drei Römer, ein Bolognese, ein Ferrarese, ein Mailänder, ein Florentiner, ein Venezianer. Daß ein Neapolitaner dabei ist, hat man mir nicht gesagt, ich muß doch fragen, warum nicht! Ihre Art zu urteilen ist von der unseren ganz verschieden. Von den zwölf Auditoren urteilen bei einem Prozeß immer nur vier mit, und zwar wechseln sie ab, nach einer Reihenfolge, die sie zusammen abmachen. Ein fünfter erstattet Bericht und beteiligt sich nicht an der Abstimmung. Am ersten Tage reicht die eine Partei ihre Klageschrift ein, am Tage darauf die andere die Erwiderung, am dritten Tage wird Bericht erstattet und das Urteil gesprochen. Damit ist die Sache aber nicht vorbei. Dies erste Urteil ist nur eine begründete Gerichtsentscheidung und die Parteien können gegen die Entscheidungsgründe Beschwerde erheben. Darauf erfolgt dann ein neues begründetes Urteil von seiten der Richter und neue Beschwerden von seiten der Parteien. Endlich beim dritten Male das Endurteil, endgültig, wenn nicht die verurteilte Partei die Revision des Prozesses durch den Papst selbst auf der Segnatura im Gnadenweg durchsetzt.

Die drei römischen Conservatori sind eine Art Schöffen oder Ratsherren und werden aus der Körperschaft der römischen Adligen gewählt. Sie halten ihre Sitzungen in einem Saale des römischen Kapitols, ihr Staatskleid ist ein rotes Wams und darüber ein vorn offener mit Goldmoiré verzierter Talar.

Ich würde mir Skrupeln machen, lieber Abbé, wenn ich diesen Brief schlösse, ohne für Sie noch etwas über die römischen Zeremonien hinzuzufügen. Hier einige Einzelheiten über den üblichen Gottesdienst bei den letztvergangenen Festen. Am Weihnachtsabend gab der Papst nach altem Brauch einen herrlichen Schmaus für die Eminenzen, die der Mitternachtsmesse beizuwohnen hatten. Der Abend wurde

durch ein starkbesetztes Konzert und ein Musikoratorium in der Sala Regia eingeleitet, nach welchem ein glänzender Nachtimbiß gereicht wurde, den man, nach dem wenigstens, was Herr Abbé von Perigny erzählt, ganz gut auch ein vorzügliches Nachtessen hätte nennen können. Auf einer langen, ziemlich schmalen Tafel hatte man eine Reihe Aufsätze oder Schaugerichte, Blumen oder Früchte, die allerliebst aus Gefrorenem gemacht waren, aufgestellt, eingefaßt von zwei weiteren Reihen großer wirklicher oder imitierter Gerichte, Salate, Gemüse, Konfitüren, Kompotte usw. Dies Ganze war gewissermaßen zur Schau und zur ständigen Bedienung: Das war der glänzende Imbiß. Nun folgt das gute Nachtessen. Ein Großküchenmeister, des Advents wegen in violetter Soutane, stand am einen Tischende und teilte hier die Gerichte aus, und niedere Küchenlakaien, nicht weniger veilchenblau als er, trugen Gericht auf Gericht und nie mehr als eines gleichzeitig auf. Während man das eine verzehrte, zerlegte er ein zweites und teilte es in Portionen, die herumgereicht wurden. Die Art, ein großes Mahl zu servieren, ist bequem und geräuschlos. Fast alle Gerichte, die auf die Suppe folgten, waren sehr schöne Seefische. Bei diesem Imbiß war nur ungefähr ein Dutzend Kardinäle zugegen. Ich nebst einer großen Menge anderer Gaffer war mit dabei als Zuschauer. Lord Stafford und ich unterhielten uns mit den Kardinälen Aquaviva und Tencin. Als letzterer neben sich Kardinal Guadagni erblickte, der ein guter Mönch und bigotter Karmeliter ist, und ihn mit einer richtigen Sulpicianermiene in aller Demut einen Stör verschlingen und wie einen Tempelherrn dazu saufen sah, drehte er sich nach seiner Seite um und sagte, indem er sein bleiches Gesicht betrachtete, in heuchlerisch mitleidigem Tone: »Sind Ihro Gnaden unwohl, Sie essen ja gar nicht.« Nach dem Abendessen zogen die Kardinäle, nachdem sie ihre Kirchengewänder angelegt hatten, in die Sistina, wo Kardinal Passionei, der nicht zum Essen hatte kommen wollen, die Pontifikalmette und

Messe zelebrierte, dabei beständig mit bloßem Kopf und frisch geschoren, ohne Perücke oder Mütze trotz der Jahreszeit. Was den armen Guadagni anlangt, so hatte er wohl soviel — gefastet, daß ihm schon während der Mette übel wurde, sie mußten ihn hinaustragen. Ich hörte hinter mir, wie jemand von den Leuten sagte: »Ach Gott, seht den heiligen Mann, wie ihn die harten Fasten und Kasteiungen mitgenommen haben.« Unser Kardinal Tencin hielt am Weihnachtstage in Sankt Peter Pontifikalamt. Sehr löblich! Auch in Santa Maria Maggiore war während der Festtage große Feier. Ich habe beobachtet, daß, wenn in einer Kirche Fest ist, der Titularkardinal gewissermaßen den Wirt macht und sich in die letzte Reihe stellt.

## ZWEIUNDVIERZIGSTER BRIEF*)

### Aufenthalt in Rom. Fortsetzung.

Nun will ich Sie aber nicht länger hinhalten. Heute geht's nach Sankt Peter. Ließe ich Sie aber nicht besser allein gehen? Eigentlich schrieb ich an Neuilly schon genug darüber. Woher nehme ich den Mut, eine kurzweilige Beschreibung von alledem auf die Beine zu bringen, was dies fabelhafte Bauwerk einschließt? Die Beschreibungen, die man davon verfaßt hat, würden mit ihren vielen Bänden eine kleine Bibliothek füllen. Das ist noch schlimmer als die großherzogliche Galerie. Aber mutig, stürzen wir uns auf einen Augenblick in dies abgründigste aller Wunder, die menschliche Kunst schuf. Ich müßte mich ja schämen, wenn ich Ihnen so viele minderwertige Dinge geschildert hätte und von diesem kein Wort sagte. Dorthin könnten Sie tagtäglich gehen, solange Sie leben, und brauchten nicht fürchten, daß Ihnen je der Stoff zum Schauen ausginge. Sie würden jedesmal Neues finden. Man wird dieses Baues nie überdrüssig, ja man

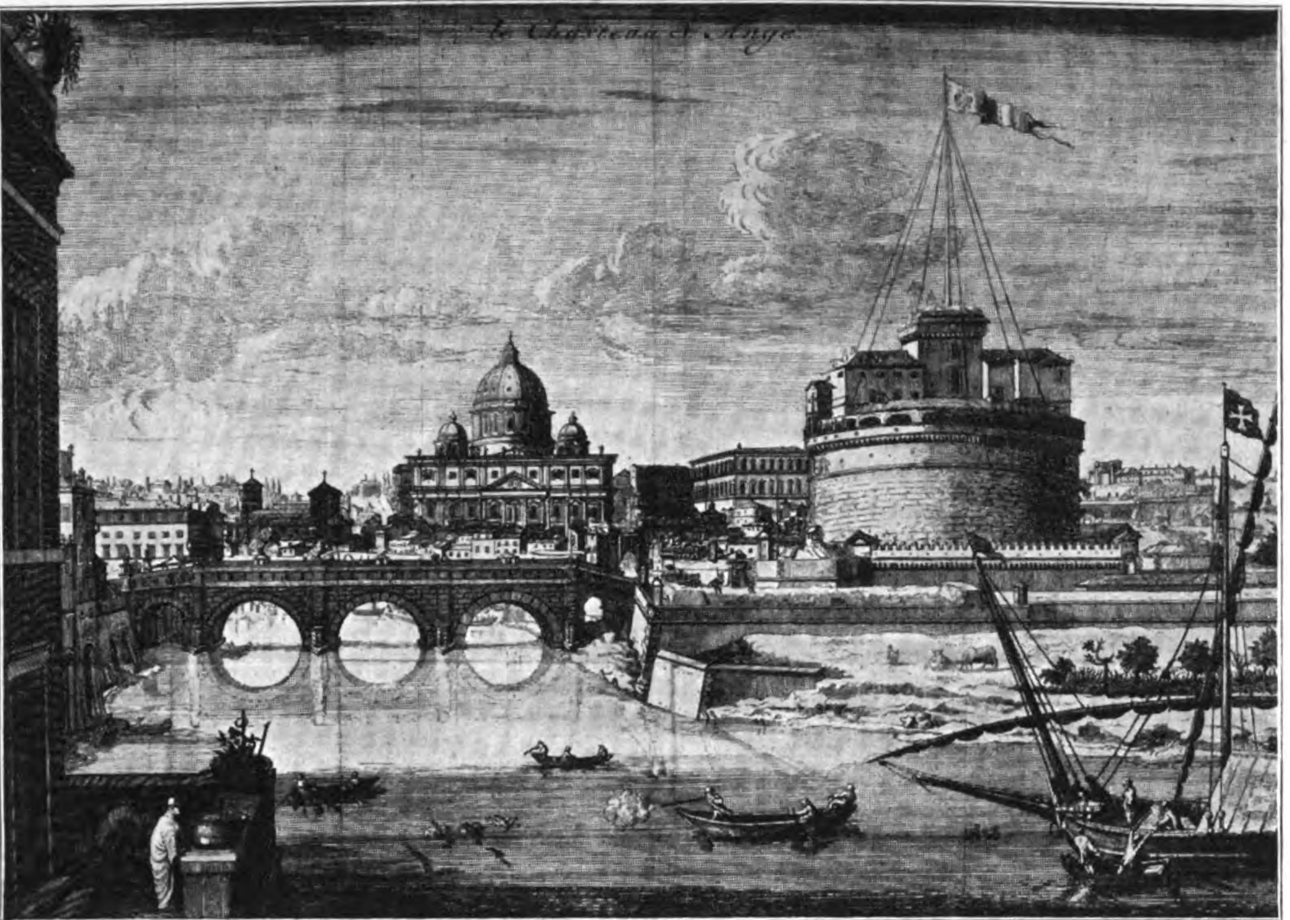
*) Lettre XLIII bei Colomb.

kommt erſt nach einigen Beſuchen zum vollen Genuß. Freilich rate ich, nur an Tagen hinzugehen, wo der Himmel ſonnig und klar iſt, dunkles Wetter tut ihm ſtark Abbruch, wie wohl freilich jedem anderen Gebäude auch.

Der kürzeſte Weg vom ſpaniſchen Platz nach Sankt Peter, auf dem auch ich meinen erſten Einzug in dieſen Rieſenbau hielt, gibt von der Stadt Rom keinen hohen Begriff. Man kommt durch lange häßlich gebaute Straßen, erſt an der Engelsbrücke fühlt man ſich wieder römiſch. Von der Brücke, ihrem Geländer, den zehn Marmorſtatuen habe ich andernorts ſchon erzählt, ebenſo von der Engelsburg, dem unförmlichen Rumpf von Hadrians herrlichem Grabmal. Sie wiſſen, daß es heute das Kaſtell von Rom iſt. Mich jedenfalls freut ſie, wenn ich ſie mit ihren fünf Baſteien vor mir ſehe, weit weniger, als wenn ich ſie mir ſo vorſtelle, wie ſie vor alters mal geweſen iſt: ein in drei Stöcken aufſteigender Rundturm, umkränzt von offenen Hallen mit ſchönen Säulen und Statuen. Der böſe Papſt Alexander VI. ließ ſie durch einen langen rohen Gang mit dem Vatikan verbinden, um bei einer Überrumpelung des Vatikans in die Feſte zu flüchten. Vergeudete Mühe heute, wo die Päpſte nicht mehr im Vatikan wohnen, auch werden ſie von ihren Untertanen geachtet und einhellig von allen Fürſten Europas ehrfurchtsvoll behandelt. Denn ſeitdem ſie ſich weiſe darauf beſchränken, die ihnen nach außen zuſtehende Macht und eine milde Herrſchaft im Inneren auszuüben, haben ſie weder Volksaufſtände noch Feindſeligkeiten fremder Mächte zu fürchten. Wenn der Gang gerader und breiter wäre, hätte man hier eine ideale Galerie für Antiken.

Sind wir über die Engelsbrücke hinüber, ſo ſteht Sankt Peter mit ſeiner ganzen Faſſade zum Greifen nah vor uns, und man glaubt's kaum, daß es noch ſo weit iſt und eine ſolche Fläche, die man anfangs gar nicht bemerkt hat, dazwiſchen liegt.

Dies ganze Gelände, Baugrund und Umgelände der


le Chateau St. Ange

Peterskirche trug einst das Grabmal Scipios, den neronischen Zirkus und einen Apollotempel. Seit der Zeit der alten latinischen Völker sprach man hier Orakel. »Vaticinium, ubi vates canebant.« Und heute erteilt man hier berühmtere Orakelsprüche als jemals, so daß also der Ort seit Urzeit zum »Vatikan« vorbestimmt scheint. Geben Sie aufs bäldeste Ihre Befehle, Herr Staatsanwalt, daß hier freigelegt wird, indem man die häßlichen Häuschen, die die Via di Borgo Vecchio von der Via Transpontina trennen, niederreißt. Man könnte eine schöne Baumallee pflanzen oder auch, wenn es auf Kosten nicht ankommt, eine Säulenhalle errichten. Irgendwie jedenfalls muß die viereckige Fläche verschönt werden, so ist sie ein garstiger Schwanz für den Rundplatz vor der Kirche, den vielleicht herrlichsten Platz des Erdballs, denn ich bezweifle, daß der Almeydan in Ispahan, den ich nicht gesehen habe und nie sehen werde, schöner ist. Sicherlich kann weder der Markusplatz noch unser Vendôme- und Bellecourtplatz sich damit vergleichen. Dieser runde Platz wird gebildet: 1) von zwei halbkreisförmigen Hallen, bestehend aus je vier Reihen dorischer Säulen, überdacht von einer Terrasse, die eine Balustrade abschließt und an jedem Säulenauslauf eine Statue schmückt. Den herrlichen Säulengang, eine der schönsten Schöpfungen der neueren Baukunst, ließ Alexander VII. durch Bernini bauen. Kutschen können in den Gängen zwischen den Säulenreihen hindurchfahren, 2) durch gerade Galerien, die die Säulenhallen zur Fassade des Tempels überleiten, die den Platz abschließt. Inmitten steht der von Fontana aufgerichtete Obelisk aus dem Zirkus Neros. Die zwei schäumenden Springbrunnen rechts und links davon kann ich nie genug bewundern und schildern. Den Obelisken aber, der an sich recht schön ist und kaum besser aufgestellt sein könnte, möchte ich lieber weghaben, denn er stört den Blick auf die Fassade.

Tausend Leute haben schon den Bau gemessen, aber kaum zwei von ihnen kommen zum gleichen Ergebnis. Nach die-

sen Messungen steht soviel fest, daß die Kirche nicht viel weniger als sechshundert Fuß lang, mehr als vierhundert Fuß breit und bis unter das Gewölbe der Schiffe etwa hundertundfünfzig Fuß hoch ist.

Alle berühmten Baumeister von Rom und Florenz gaben hier zwei Jahrhunderte lang all ihr Wissen und Können. Bramante und Vignola taten das meiste am Inneren, Lorenzetto an den äußeren Verkleidungen, die außerordentlich schön sind, der schönste Teil aber ist die Kuppel, Michelangelos Meisterstück, ausgeführt von Giacomo della Porta und Fontana. Am wenigsten bedeutend ist die Fassade von Carlo Maderna. Zwar ist auch sie nicht unschön, aber das übrige übertrifft sie. Hier hätte man Besseres schaffen können, etwa in Art der Curia Antoniana, des Pantheons oder der schönen Tempel mit kannelierten Säulen, wie Vitruv sie angibt. Sie besteht aus einer korinthischen Säulenordnung von fabelhafter Größe, denn sie schließt zwei übereinanderliegende Hallen in sich, die Tore und Arkaden der untersten sind aus violetter Breccia. Diese korinthische Ordnung trägt ein Architravgebälk mit Giebel und als Attika eine dritte Halle, die nach außen durch Pilaster gegliedert und von dreizehn kolossalen Standbildern, Christus mit den zwölf Aposteln, bekrönt wird. Aber was muß ich Ihnen das alles hersagen, da Sie es ja auf dem Stich unter Augen haben können! Diese Riesenstatuen stehen so hoch, daß ihre grobe Arbeit — einige Faltenbahnen ihrer Gewänder sind aus Backstein aufgemauert — von unten recht gut wirkt.

Ehe man in die Kirche selbst kommt, betritt man ein Atrium oder große Vorhalle. Zwei saalartige Räume schließen sie ab, im rechten ein Reiterstandbild Konstantins, rechts außerdem die vermauerte Tür, die in jedem Jubiläumsjahr feierlich geöffnet wird und von den vier anderen garstig absticht. Die Mitteltür ist mit Flachreliefs geschmückte Bronze. Über dieser Halle die sehr prächtige zweite, mit Fenstern, Außensäulen und Balustrade, eine Riesengalerie, in der man

beim Konklave die Holzhäuschen für die Kardinäle aufbaut. Hier möchte ich die antike Statuensammlung aufstellen, gälte nicht der Satz: »Non sunt miscenda sacra profanis.« Was die dritte, in der Attika liegende Halle einschließt, weiß ich nicht, da ich noch nicht drin war.

Wie gesagt, der erste Anblick von Sankt Peter verblüfft nicht im mindesten, weil hier alles an seinem Fleck steht in wunderbarem Zusammenklang. Das aber ist gerad das Erstaunliche. Gotische Spitzgewölbe z. B. oder kühne Bogen mit sehr weiter ovaler Spannung würden weit stärker überraschen. Hier aber schauen Sie, schauen immer wieder, und jedesmal wird Sie der Bau mehr befriedigen. Betrachten Sie einmal einen verzierten Teil auf seine Größe hin, so werden Sie auf das Ganze schließen und die Kunst bewundern, kraft der die ungeheuren Teile durchaus nicht riesig wirken, obwohl sie unmittelbar vor Augen stehen. Zu dem französischen Bildhauer Slodtz, der vor einigen Wochen die Statue des heiligen Bruno in einer der Pfeilernischen hatte aufstellen lassen, sagte ich gelegentlich: »Der Engel, der dem Heiligen die Mitra darbietet, ist aber mal klein und elend.« »Sie haben recht,« erwiderte er, »jetzt erkenne ich es auch, aber die Kirche täuscht so! Und dabei habe ich das Kind doch schon elf Fuß hoch gemacht.«

Das Hauptschiff öffnet sich rechts und links in nur vier Bögen, abgeteilt durch fünf Pfeiler, und über der Kuppe jedes Bogens sitzen zwei große Statuen. Jeder Pfeiler ist mit zwei kannelierten Pilastern verkleidet, die eine Nische voneinander scheidet. Die Nischen sind zur Aufnahme von Riesenstandbildern der Ordensstifter bestimmt, ohne Rücksicht auf die frühere oder spätere Gründung der Orden. Was zuerst fertig war, kam in die ersten Nischen. Die Dominikaner, die Minoriten, die Karthäuser ließen ihre verehrungswürdigen Stifter bereits aufstellen. Die meisten Nischen aber stehen noch leer und warten. Die Pfeilerverkleidungen sind nur bei einigen Marmor, bei den meisten

Stuck und mit höchst geschmackvollen Ornamenten und Flachreliefs bedeckt. In den Seitenschiffen bildet jede durch zwei der großen Pfeiler bezeichnete Abteilung eine Kapelle für sich, mit eigenen Säulen und einer Kuppel. Andere Kapellen, die abgeschlossen sind, bilden je ein zweites Nebenschiff, das von innen gesehen, nicht mehr zur Kirche zu gehören scheint. In einer dieser Kapellen amtieren die Domherren, der große Chor wird nur an Pontifikaltagen benutzt. Die Grabdenkmäler, die sich meist an die großen Pfeiler der Nebenschiffe anlehnen, sind überaus prächtig und geschmackvoll, besonders das Gregors XIII., der Gräfin Mathilde, der Königin Christine, Leos XI., Innocenz XI., Pauls III. und Urbans VIII. im Grunde des Chorabschlusses. Der Fußboden ist farbenschöner, eingelegter Marmor, die Gewölbe Goldmosaik und Stuck. Die Wölbung der Kuppel unter der Laterne ist etwas mehr als ein Halbkreis und biegt sich ein wenig zum Ausgangspunkte zurück, ein Eindruck, den manche tadeln, andere loben. Die riesigen Mittelpfeiler, welche die Kuppel tragen, sind ebenfalls mit kannelierten Pilastern verkleidet, die an den vorspringenden Ecken doppelt gesetzt sind. Diese Pfeiler sind nach dem Hochaltar zu schräg abgeschnitten und tragen auf gewundenen Säulen Balkon und Baldachin, darunter, in einer durch Geländer abgeschlossenen Nische, ein gewaltiges Standbild auf Sockel. Hinter diesen Standbildern sind die Treppen zur Unterkirche. Auch hinter dem Hauptaltar führt eine Treppe nach unten. In den Zwickeln über dem korinthischen Kranzgesims und unterhalb der Kuppel sind die vier Evangelisten in Mosaikbildern dargestellt. Darüber beginnt ohne Absatz die Bildung der Trommel mit einem Rundfries, auf dem die Worte:

»TU ES PETRUS ET SUPER HANC PETRAM AEDIFICABO ECCLESIAM MEAM.«

in Mosaik auf Goldgrund geschrieben stehen. Sie sind von unten leicht zu lesen, denn die Buchstaben sind vierundein-

halben Fuß hoch. Die Kuppel ſetzt über dem Fries an mit einer großen kompoſiten Pilaſterordnung, mit Sockeln, Architraven und Attika. Hier beginnt die hohe Haube, die viel ſchöner iſt und viel beſſere Verhältniſſe hat als die des Pantheons. Sie iſt mit Stuckarbeiten und Moſaikgemälden ausgeziert und öffnet ſich in den Grundkreis einer kleinen Laterne, deren oberer Teil die Spitze trägt, die, den Gipfel des Baues bildend, mit der großen Kupferkugel abſchließt, auf der ſich ein Kreuz erhebt. Ich war wunderſam überraſcht, als ich oben über der Kuppel ſtand und ſah, daß dies kleine Häubchen rings von ſechzehn gewaltigen Fenſteröffnungen durchbrochen iſt, durch welche man in den Grund der Kirche wie in einen tiefen Abgrund hinabſchaut. Den Hochaltar umgibt hinten eine Baluſtrade aus Marmor mit vergoldeter Bronze, in ihr ſtecken eine Menge ſilberner Lampen, die nicht ſchön wirken. Ich ſagte »hinten«, denn der Hochaltar ſteht nach altem Brauch mit ſeiner Stirnſeite zum Chorabſchluß, ſo daß der Papſt, wenn er hier die Meſſe zelebriert, den Mitfeiernden das Geſicht zukehrt. Diesmal beſtimmte der Papſt Kardinal Tencin, ihn am erſten Weihnachtstage beim Hochamt zu vertreten. Er machte ſeine Sache gut und zu allgemeiner Zufriedenheit, ſang ſein Latein herrlich, wobei er italieniſch ausſprach: miki dominous . . . Der berühmte Baldachin über dem Hochaltar, mit gewundenen Säulen, Statuen und ausgezackten Baldachinbehängen, ganz aus Bronze, hat meine Lobſprüche nicht nötig, ſeine Vortrefflichkeit iſt bekannt, er iſt der ſchönſte Bronzeguß der Erde. Nicht weniger Preis verdient die Kathedra Petri, die die vier Kirchenväter emporhalten, und der Heilige Geiſt darüber, in einer Strahlenglorie umſchwebt von Engeln, ebenfalls ganz aus Bronze und von fabelhafter Größe. Angelehnt an die Rückwand des Tempels wirkt ſie ganz wunderbar, beſonders bei Sonnenuntergang, wenn das Abendlicht durch die Scheiben fällt und die durch gelben Bergkriſtall ausgefüllten Lücken der goldenen Glorie durchſonnt. Von

den erlesen schönen Grabmalen rechts und links neben der Kathedra im Chorende des Tempels müssen Sie die Stiche ansehen, wie ich überhaupt wünschte, Sie könnten gleich einmal auf das hübsche Abbild, das Pamini vom Inneren Sankt Peters für Kardinal Polignac gemalt hat, einen Blick werfen. Es ist in seiner Treue und seinem duftigen Kolorit sowohl wie in Perspektive und Verteilung der Lichter vortrefflich. Für Bauten nämlich und perspektivische Arbeiten überhaupt findet man auch heute noch in Rom Maler, die sich auf dies Sondergebiet verstehen.

Eine Malgattung aber hat man in diesem Jahrhundert weiter entwickelt, als je vorher, das Mosaikgemälde. Da Sie darüber weitläufig unterrichtet sein wollen, will ich dem Gegenstand einen besonderen Brief opfern. Man hat den sehr lobenswerten Beschluß gefaßt, alle Tafelbilder aus dieser Kirche, wo sie durch die natürliche Feuchtigkeit des Standbodens zu verderben drohten, wegzunehmen, und ersetzt sie durch prächtige Mosaikkopien der besten Bilder von ersten Meistern. Denn man hat sich nur dann daran gebunden, das fortgenommene Original durch seine Kopie zu ersetzen, wenn es wirklich lohnte. Solche sind zum Beispiel »Der heilige Petrus, auf den Wassern schreitend«, von Lanfranco, die wunderbare »Petronilla«, im Grunde des Querschiffes rechter Hand, von Guercino. An Stelle mittelmäßiger Originale aber kommen nun Mosaikkopien nach den berühmtesten Originalen, die sonstwo in der Welt sind. So wird später einmal hier nichts sein, was diesen Platz nicht verdiente, und man kann etwa zwanzig der berühmtesten Gemälde vereinen. Zur Zeit wird in den nahen Mosaiksälen an der »Transfiguration« Raffaels und dem Abendmahl des heiligen Hieronymus, von Domenichino, gearbeitet. Ob man die fortgenommenen Bilder oder die, die neu aufgestellt werden sollen, betrachtet, immer wieder muß man über ihren ungeheuren Umfang staunen, — denn sie sind doch schließlich nichts als einfache Altarbilder, — und man bekommt,

für mein Gefühl, in diesen Hallen einen stärkeren Begriff von der Größe der Kirche, als in der Kirche selbst.

Wenn Sie die beiden Kreuzarme, die großen Metropolitankirchen gleichen, betrachtet haben, wollen wir wieder in das linke Seitenschiff zurück, dessen Besichtigung uns etwas kürzer wie das rechte beansprucht, da es weniger Schmuck hat. Dieser Teil der Kirche ist im Innern noch unvollendet. Die Handwerker arbeiten noch daran, aber wie mir schien, recht langweilig. An dieser Seite finden Sie auch die Treppe, durch die man in die Kuppel hinaufsteigt, und die Zellen für die Büßer, die zum Heil ihrer Seelen und zur Vergebung der Sünden Marmor mahlen. Ein Spaziergang über die Dächer ist außerordentlich ergötzlich. Abgesehen von der freien Luft und der schönen Aussicht, findet man hier Statuen, große und kleine Wohnungen, Kuppeln, Säulengänge usw. Dann schlüpft man hinein zwischen die beiden Hauben der großen Kuppel, eine Kuppel kann nämlich nicht gut in der Form sein, wenn sie nicht zwei Hauben hat, denn die äußere Krümmung darf der inneren nicht gleich sein. Die Treppe windet sich um die Innenhaube herum, eine sehr steile Stelle des Anstiegs ist die, wo man die Krümmung unter den Füßen hat und mit rückgebogenem Körper gehen und an Handstützen emporklimmen muß. Über der Kuppel kommt man in die Laterne. Dann schlängelt man sich wie in eine Büchse in eine Hohlsäule, die eine recht unerfreuliche Treppe einschließt. Von diesem Punkt aus steigt man über eine ganz gerade Eisenleiter in die Kugel oder den Knauf und sieht von hier, wie Sancho Pansa, die Erde groß wie eine Erbse und Menschen wie herumflatternde Eichenblättchen. Man erzählte mir, vor zwei Jahren habe ein Erdbeben ihn gleichsam im Takt hin und her geschwenkt, als gerade zwei spanische Mönche darin waren. Für Erdbebenbeobachtungen kann man nirgends besser untergebracht sein als in diesem Knaufe, wegen der Wirkung des Riesenhebels, an dessen Ende er festsitzt. Der eine der armen Mönche ist auf

der Stelle vor Schreck gestorben. Ich weiß nicht, wie viele Kompagnien Fußvolk nach den Herren Reisebeschreibern in die Kugel hineingehen. Freilich könnte man eine Menge Menschen darin anhäufen, wenn man sie wie Kornsäcke übereinander schichtet. Sonst aber können nur wenig Menschen gleichzeitig hinein, außer sie setzten sich rittlings auf die Eisenstangen, die sie in allen Richtungen hindurchziehen, um ihr Festigkeit zu geben. Zum Aufrechtstehen gewährt ihre Rundung nur für wenige Raum.

Ehe Sie die Kuppel verlassen, sollten Sie auf den Gesimsvorsprüngen einmal um sie herum wandern. Geländer für Schwindlige sind freilich nicht da, weshalb diese hier auch nicht zu gehen pflegen. Beweisstück Lacurne, der fast verrückt ward, als er mich mit höchst vergnügtem Gesicht hier oben spazieren sah. Übrigens brauchte ich nicht zu fürchten, daß ich meine wertvolle Person unklug einer Gefahr aussetzte, denn ich wußte, daß nichts dabei war. Abgesehen davon, daß ich mich immer mit einer Hand gegen das Gebäude stützte, hätte ich selbst vor Schreck nicht hinunterfallen können, da das Gesims weiter hinausspringt, als ich lang bin.

Der Vatikan ist eine endlose Wirrnis von Höfen und Baulichkeiten, unter welchen der Haupt- oder »Laubenhof« ⟨Cortile delle Loggie di San Damaso⟩ vollendet schön ist. Er wird von drei Bauten gebildet, die über dem Erdgeschoß drei Stockwerke mit Lauben oder mit geländer- und säulengeschmückten Tribünen tragen. An den anderen Höfen verdient nichts Erwähnung.

Man weiß nicht recht, wo der Eingang ist, da der Vatikan weder Vorderfassade noch Portal hat. Aber man konnte in der Tat nichts derart anbringen, da die Säulenhalle des Platzes den ganzen Raum einnahm, und sie wiegt alle Fassaden und Portale der Welt auf. So geht man, um in die Höfe zu kommen, die Säulenhalle entlang, und will man in die Wohnräume, steigt man geradeswegs die Treppe empor, die in die Cappella Sistina hinaufführt. Diese Räume


L'Eglise d. S. Pierre.

ſind unbewohnt und haben daher auch keine Einrichtung. Im Hauptgemach wäre dergleichen ſchwer unterzubringen, weil alle vier Wände, Gewölbe, Fenſterbrüſtungen, Bekrönungen, faſt allerorten bis hinab auf den Fußboden, von Raffael und ſeinen Schülern bemalt ſind. Das ſind alſo die ſo hochgeprieſenen Gemälde, zweifellos die ſchönſten der Erde, hätten ſie nicht durch Verwahrloſung, Feuchtigkeit des Baugrunds und einige Unglücksfälle gelitten. Am ſchwerſten hat ſie die Barbarei der deutſchen Soldaten des Connetable von Bourbon geſchädigt, damals, als ſie Rom im Sturme genommen hatten; ſie errichteten in dieſen Räumen ihre Hauptwache und brannten, da kein Kamin da war, mitten in den Sälen offene Wachtfeuer. Der Rauch und Feuchtigkeit, die das Feuer aus den Wänden zog, haben die unvergleichlichen Fresken verdorben. Der Raum, in dem »die Schule von Athen« iſt, litt am meiſten.

Jeder Gemäldeliebhaber läuft natürlich ſchleunigſt an dieſen Ort der Wonnen. Der erſte Eindruck enttäuſcht aber. Die Zimmerflucht an ſich iſt unſchön, halb gotiſch und ſchlecht belichtet. Überall winklige Gewölbe mit kleinen Fenſteröffnungen, die durch elend düſtere, bleigerahmte Butzenſcheibchen verſchloſſen ſind. Der Überfluß an Malerei wirkt eintönig. Um die großen Bilder herum ſind kleine; das raubt jede Klarheit und gibt dem Auge keine Ruhe. Und überall ſind welche, ſelbſt an den dafür ungünſtigen Stellen, in ganz wunderlichen Formen und in der ſchlechteſten Beleuchtung, wie z. B. über und unter den Fenſtern. Die Bilder ſind ſo geſchwärzt, daß von der Farbgebung faſt nichts mehr zu ſehen iſt. Dadurch iſt auch ihre Perſpektive unwirkſam geworden. Kurz, der erſte Eindruck iſt höchſt unerfreulich. Ich kam hierher, und der Kopf brannte mir, durchdrungen wie ich war, vom Werte dieſes Fürſten der Maler. Und doch mußte auch ich im erſten Augenblick rufen: Raffael, ubi es? Aber nach dieſem erſten Augenblick, wenn man von den Unbilden, die ſein Werk erlitt und für die er nichts kann,

absieht, findet man Raffael, und zwar den größten, der sich denken läßt. Die »Schlacht Konstantins« gegen den Tyrannen Maxentius auf dem Ponte Molle (der milvischen Brücke) steht an der Spitze der Wandmalereien höchster Klasse, etwa wie die »Transfiguration« in San Pietro di Montorio, oder, wenn man will, Correggios »Heilige Nacht« (in Modena) an der Spitze der Tafelbilder. So vollendet ist hier eine unendliche Fülle von Figuren gezeichnet, so kraftvoll und mannigfaltig sind ihre Stellungen. Welch Feuer in Komposition und Durchführung, welche Erfindung ward in diesem Werk lebendig! Man muß ihr schon den ersten Platz einräumen, selbst vor seiner Geschichtenfolge von »Amor und Psyche«, der »Galathea«, dem »Borgobrand« und Veroneses »Hochzeit zu Kana«. Höchstens die Decke in der Galeria Farnese von Annibale Carracci und die im Palazzo Barberini könnten vielleicht mit der Konstantinsschlacht wetteifern. Sie ward früher als die drei letztgenannten gemalt und ganz von Giulio Romano ausgeführt, unter Leitung Raffaels, der nur erfand und die Zeichnungen lieferte. Ob die Farbe je schön war, bezweifle ich. Das Bild hat fast gar kein Helldunkel, aber das ist ganz in der Ordnung, da die Handlung auf freiem Feld spielt, wo sich das Licht überallhin ergießt und keine Schattenmassen bildet. Unser Lebrun hat mit vollen Händen daraus geschöpft, als er seine Schlacht bei Arbela malte, und viele, viele andere taten desgleichen, denn es dient bei allen derartigen Stoffen als Vorbild.

Die »Schule von Athen« ist höchst beachtenswert durch Kenntnisreichtum, Erfindung, schöne Anordnung und treffliche Perspektive, wiewohl man letztere in ihrer einstigen Schönheit nur mehr ahnen kann. Das Bild hat noch etwas von der Trockenheit der Frühmanier, ist auch ganz gewiß keins seiner vollkommensten, und doch macht vielleicht kein zweites seinem Schöpfer mehr Ehre. In Stil und Durchdachtheit ist es wundervoll, jeder Philosoph läßt durch Ausdruck und Gebärde den Charakter seiner Lehre und Lieb-

lingsmeinungen erkennen. Michelangelo hatte nur Vorbilder für das Schreckliche und Gewaltige gegeben, Leonardo einige Köpfe und kleinere Sachen, die schlechthin vollendet waren, alles sonst war kleinlich, steif und barbarisch. So war die »Schule von Athen« das erste Werk, in dem ein geistig bedeutender Stoff mit Vornehmheit und wissenschaftlicher Kenntnis gestaltet an den Tag trat.

In der »Messe von Bolsena« und der »Disputation über das Sakrament« wird die Feinheit und Mannigfaltigkeit der Kopfstellungen hoch gepriesen. Manche Kenner geben ihnen beiden vor allen anderen den Vorrang. Ich wage zu äußern, daß ich sie nicht am meisten liebe und die köpfereiche Bischofsversammlung mit ihren hohen spitzen Mitren, und die bogenförmigen lichtumstrahlten Himmelserscheinungen darüber etwas eintönig und wenig erfreulich finde. Ich will gern zugeben, daß beide vornehm und richtig im Stil sind, und daß die Messe im Kolorit alle anderen übertrifft.

Welche Ausdruckskraft dagegen in der Vision Attilas, dem Petrus und Paulus aus der Luft mit ihren Schwertern drohen, als er, um Rom zu verwüsten, anrückt! Welch Glanz, welche Schönheit des Gegenspiels von Hell und Dunkel in »Sankt Peter«, den der Engel aus dem Kerker führt! Wie hat er hier verstanden, verschiedene Helligkeiten zu paaren und Licht in Dunkel abzustufen! Und wie in Wahrheit engelhaft ist der leuchtende, ganz durchsichtige Engel! Vor dem Kerker ist ein schwarzes Eisengitter gemalt, das die innere Helle überschneidet und noch heller erstrahlen läßt, eine ganz unglaubliche Wirkung! Wäre das Bild größer komponiert und ohne die verschrobene Umrißform, die der Ort dem Maler aufzwang, gäbe ich ihm die Palme. Welch leidenschaftliche Handlung und Kraft bei »Heliodor«, der mit Ruten gepeitscht aus dem Tempel Jerusalems gehetzt wird, dessen Schatz er entführt hat! Welch kühner Einfall, diese anachronistische Einführung Julius II., der gleichzeitig triumphierend in den Tempel zurückkehrt,

d. h. den Besitz der Kirchengüter wieder antritt, die seine Feinde hatten rauben wollen! Unter allen Gemälden des Vatikans ist doch dies mein liebstes. Nichts Stärkeres hat Raffael je geschaffen als diesen Reiter und das Roß, das Heliodor unter die Hufe tritt, die flügellosen Engel, die in menschlicher Gestalt auf ihn herabstoßen und ganz dicht am Boden hinstreifen, ohne ihn zu berühren. Das Bild würde ich über alles stellen, wäre nicht die Ausführung anderer Teile im Vergleich dazu etwas frostig.

Alles ist Handlung und Aufruhr beim »Brand des Borgo«, ein starker Wind, der alle Dinge vor sich herzutreiben scheint, vermehrt noch die Verwirrung und Bestürzung. Jeder Teil ist vollendet rein in der Zeichnung, betrachten Sie nur die wassertragende Frau und den Greis, der sich splitternackt durch ein Fenster rettet. Mit einem Wort, ein Meisterwerk in jeder Hinsicht!

Aber Raffael verdient nicht nur wegen seiner bis ins kleinste durchdachten Gliederung aller Teile Bewunderung, sondern auch wegen des Sinnes, den er dem Ganzen zu geben wußte, wie er zum Beispiel in einem Raum die vier Hauptwissenschaften: Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Poesie gemalt hat. Die »Disputa« und die »Schule von Athen« stellen die zwei ersten dar, die beiden anderen »Gregor und Justinian«, der eine die Dekretalien, der andere seinen Kodex herausgebend, und der »Parnaß«. Übrigens werden diese vier Stücke, die er zuerst gemalt hat, von denen der anderen Räume noch übertroffen. Die Schüler unserer französischen Akademie haben Erlaubnis, die großen raffaelischen Bilder auf Flor durchzupausen, da man für den König in den Gobelinwerkstätten Wandteppiche danach weben will. Ich sehe ihnen manchmal zu und bin, offen gesagt, mit ihrer Arbeit recht unzufrieden, ja, ich finde nichts gut daran als den treuen Umriß. Trotzdem aber die Umrisse richtig sind, da sie ja durchpausen, ist von der Leidenschaft und dem kühnen Zug der Urbilder kein Deut mehr

zu finden. Sie entstellen sie obendrein durch eine ganz verdammt gipsige Farbtönung nach französischem Ungeschmack, die noch schlechter ist als die der Originale, die schon nicht allzugut, (das Kolorit ist das Schwächste daran) durch die Jahre und mannigfache Unbilden gelitten hat. Sie wissen, wie man genaue Kopien auf Flor macht, indem man über das Original Gaze spannt und auf ihr den Umrissen nachgeht. Später werden sie dann auf vorher eigens behandelte Leinwand übertragen. Der Papst erlaubt das nur selten, wäre es nicht für unseren König, hätte man es kaum geduldet. Der Gedanke, die schönen Malereien auf Teppiche zu übersetzen, wäre wundervoll, wenn man sie durch die lebhaften Farben unserer Gobelinwollen höbe, wenn man sie aber in der Weberei ebenso glanzlos macht, wie die Kopien, die man von hier als Vorlage schicken will, so wird die Ausführung Raffael wenig Ehre machen. Alle unsere Franzosen sind so schlechte Koloristen! Das beste wäre, man baute eigene Säle, und ließe darin Mosaikkopien mit ihrem eigentümlichen Farbenschmelz aufstellen. Billig käme das nicht, wäre aber der Prachtliebe unseres Königs würdig, der so Kopien der ersten Gemälde der Welt erhielte, die selbst die Originale überträfen.

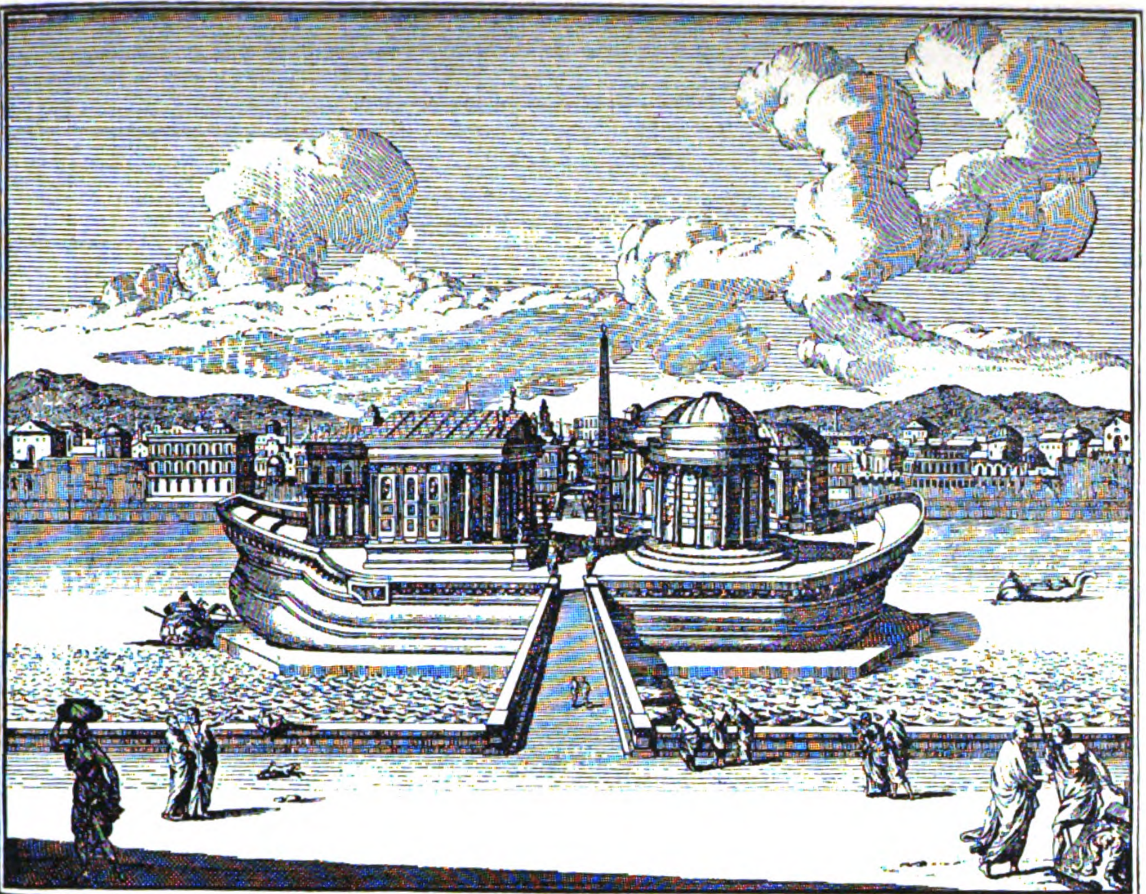
Ich nehme zuversichtlich an, daß sie die Originale übertreffen würden, aus folgenden Gründen: 1) Die Mosaikkopien zeichnen sich dadurch aus, daß sie ihre Urbilder getreulich mit der ganzen Kraft und allen Schönheiten wiedergeben, wie ich leicht beurteilen konnte, als ich letzthin die »Petronilla« von Guercino und die danach gearbeitete Kopie verglich, die dem Urbild nichts nachgibt, und dasselbe sage ich von der »Kommunion des heiligen Hieronymus«, die sie jetzt auf dem Stapel haben. Da sie beide zum Besten vom Besten gehören, kann man erwarten, daß die Arbeiter Raffael nicht minder gut herausbrächten, 2) ist es beim Kopieren leicht, sich durch die den Künstlern vertrauten Mittel der Korrektheit der Zeichnung und genauen Richtigkeit der Um-

risse zu versichern, wiewohl zuzugeben ist, daß man die glühende Lebendigkeit des ersten Meisterstriches nicht erreichen wird, die nur der Geschwindigkeit, mit der die Hand dem denkenden Geist folgt, zu danken ist. 3) Erfindung, Komposition, Gruppierung und Charaktergestaltung, diese wichtigsten Teile der Malerei, durch die Raffaels Genie alle anderen überflügelt, wird man auf der Glasmosaik wie auf dem Gemälde finden: selbst im Stil wird es sich nicht zu sehr unterscheiden, höchstens hat es nicht ganz dieselbe Anmut. 4) Das Kolorit wird sogar besser sein, einmal durch den natürlichen Farbglanz der Mosaik, zweitens, weil man es ganz leicht verbessern kann, ohne die vom Maler gegebenen Farben irgendwie zu ändern, denn man kann dieselben Farben, die er matt und erdig hinsetzte, lebhaft und feurig verwenden. Die Feuchtigkeit in Sankt Peter hatte die schönen Farben der »Petronilla« verdorben; sie wurden wieder wunderschön im Mosaik. Und das Kolorit der Malereien im Vatikan ist heute schon erloschen, vielleicht war es selbst in der ersten Frische nur mäßig. Von allen Teilen der Malerei macht die Farbe am raschesten auf das Auge Eindruck und wirkt auf die Menge am stärksten, für die ein mißfarbiges Bild einfach scheußlich ist; sie zieht sogar das Auge derer als erstes an, die sie mit Recht für zweitwichtig halten und Komposition und Zeichnung noch höher stellen: Ein gutes Bild mit schlechten Farben ist wie ein gutes Buch ohne Ausstattung. Erleben wir es nicht heute in Frankreich, wie die holländischen und flämischen Bilder, deren einziges Verdienst in der Farbe und feinen Ausführung liegt, beliebt werden und zu ungeheuren Preisen hinaufschnellen? Dabei behandeln sie nur Kleinlichkeiten und Gemeines, oder Erhabenes kleinlich. Ihr gerühmtes Kolorit ist Edelsteinkolorit, dessen Leuchtkraft weit über die Natur hinausgeht, und ihre feine Ausführung steht mit der Luftperspektive nicht in Einklang. Dies Kolorit wird aber bei uns aus demselben Geschmack heraus Mode, aus dem alle Welt unseren glänzend geschriebenen

und mit neuartigen Wörtern aufgeputzten Büchelchen nachläuft. Sie müssen nämlich keine Angst haben, daß diese kuriosen Sammler der flämischen Schule die Werke Van Dycks oder des großen Rubens suchen, bei denen wirklich Kolorit ist. Nein, die Werke des Mieris, Teniers, Gerhard Dow sind die hochgeschätzten, die sie um jeden Preis kaufen. Wofür ich übrigens dem Himmel von Herzen danke, denn vielleicht lassen sie die Tizians so im Preis sinken, daß ich sie für 100 Taler kaufen kann. Sollte nicht vielleicht die außergewöhnliche Plattheit der Farbe unserer französischen Maler dabei mitgewirkt haben, daß wir auf einmal mit unserem Geschmack in das ihm genau Entgegengesetzte verfallen? Wie schade, daß sie dies Gebiet der Malerei nicht meistern gelernt haben, sie, die mit so tiefem Verständnis und hellem Geist am Werk sind! Welche Italiener komponieren und gruppieren besser als Lebrun, Jouvenet, Boulogne und Bourdon? Wenn sie wie die Venezianer oder Lombarden malten, würde ich zu behaupten wagen, daß sie ihnen mindestens gleichkommen. Und wenn es Lesueur, unser französischer Raffael, erreichen sollte, so gut zu malen, wie er erfindet und zeichnet, ist er dann nicht ebensogut der göttliche Lesueur wie jener der göttliche Raffael!? Ich behaupte also, um auf den Vorschlag, den ich mich zu machen unterfing, zurückzukommen, daß man unserer Lieblingskunst keinen größeren Dienst erweisen könnte, als wenn man den Wunderwerken des Vatikan lebhafte Farben, das einzige, was ihnen fehlt, durch das Mosaik geben würde, aber der Hauptgewinn, der ihnen aus meinem Vorschlage erwüchse, wäre der, daß sie aus den finsteren gewölbten Räumen herauskämen und den Bilderkram um sich herum loswürden, worin sie förmlich ertrinken, dann, in günstiger Beleuchtung, würden sie erst in all dem Glanz erscheinen, den sie verdienen. Die unregelmäßigen Umrißformen, die einige von ihnen jetzt haben, dürften sie auch nicht behalten. Das versteht sich, nur die besten Stücke sollte man derart ausführen,

— denn nicht alle, ſelbſt die von Raffaels Hand gemalten Stücke nicht, ſind gleich erleſen, — und dieſe, ſoweit tunlich, in eine viereckige oder nach oben abgerundete Form überführen, indem man gewiſſe Teile abſchneidet oder abtrennt, und dann anderswo aufſtellt. Manch ausgezeichnetes Bild, das jetzt über ein Fenſter und um es herum gemalt iſt, hätte oberhalb und ſeitlich einer Türe zu kommen. Das wäre einmal eine Prachtentfaltung, die einem machtvollen Könige wie dem unſeren wohl anſtände, wenn er eigens einen umfänglichen Galeriebau errichten ließe und hier in Moſaikkopien die trefflichſten Freskobilder, die ſich an Wänden oder Decken in Italien befinden, vereinte, ſchön geordnet, in guter Beleuchtung und inmitten einer prunkvollen Architektur. Dieſem Bau gegenüber errichte ich in einem Augenplinken mit meinem Feenſtäbchen einen zweiten und bringe darin die nach den Originalen gemachten Abgüſſe der berühmteſten Statuen unter. Meinen Sie, daß man etwas Ehrenvolleres für die Künſte ſowohl wie für ihren Beſchützer erſinnen könnte?! Und meinen Sie nicht auch, daß die Wißbegier der Fremden, die hier alle Hauptſachen, die ſie ſonſt unter hohen Koſten da und dort ſuchen müßten, zuſammenfänden, dem Staat die für ſolche Denkmäler aufgewendeten Koſten dreifach erſetzen würde!! Teilen Sie bitte dieſen Plan den Manen des großen Colbert mit einem Gruß von mir mit!

Auch das »Jüngſte Gericht« Michelangelos gehört in die großen Freskenbilder erſter Klaſſe, das berühmte Werk, und vielleicht mehr noch die Geſtalten des Frieſes, die in allen nur denkbaren gewaltſamen Stellungen die Decke tragen, iſt eine wahre Raſerei in Anatomien. Es ſind Propheten und Sibyllen von unglaublicher Wucht und Kunſtmäßigkeit der Zeichnung. Es iſt in der Malerei Michelangelos vollkommenſtes Werk, ja offen geſtanden, habe ich außer dieſem kein wahrhaft vollkommenes von ihm geſehen. Er war, ſagen wir es derb, ein ſchlechter aber gewaltiger Zeichner. Wir



*Insula instar Navis, cum Templo Æsculapij. etc: à Roma.* XLI

verdanken dieſem Kraftgenie, daß er den kleinlichen gotiſchen Stil verbannt hat, und müſſen ihm den Ruhm laſſen, die anderen zur ſchönen Natur zurückgeführt zu haben, die er ſelbſt übertrieben hat. Die Figuren des Frieſes reißen mit ihren wuchtigen Verkürzungen die Einbildungskraft über ſich ſelbſt hinaus, wie das Erhabene des großen Corneille. In ſeiner Gattung iſt das ſchlechthin unübertrefflich. Auch das Bild vom jüngſten Gericht gelang ihm, weil in dieſem Vorwurf an ſich etwas Verworrenes liegt, ſo daß alſo hier die Unordnung am Platz iſt, und dann, weil er verſtanden hat, eine Farbſtimmung des Ungelöſten, einen mißfarbigen Allgemeinton zu erzeugen, der unbeſtimmt, halb bläulich, halb rötlich flimmert und ſich für die Miſchung der Elemente bei dem Umſturz aller Dinge wohl eignet. Der paſſendſte Stoff, den ein erhabener, wilder Geiſt wie der Michelangelos, ſeinem Charakter gemäß wählen konnte. Das ganze Bild iſt ein ungeheueres Getöſe und gefällt weniger, als es erſchüttert, wie ein ſolcher Stoff das erfordert. Die Paoliniſche Kapelle iſt ebenfalls von Michelangelo ausgemalt, iſt aber ſo ſchwarz und verräuchert, daß man nichts Rechtes mehr davon ſehen kann.

Beſſer auf unſere Rechnung kommen wir bei Raffaels Loggien. Er hat ihre Wölbung in jedem Abteil entweder ſelbſt bemalt oder durch Schüler mit Darſtellungen aus dem Alten und Neuen Teſtament bemalen laſſen. Alle dieſe Bilder, die oft nachgeſtochen wurden, ſind Ihnen längſt bekannt, man kann ſie gar nicht genug ſtudieren. Es ſind ſehr viele, aber nicht alle gleichwertig, wenn auch recht viel ſchöne dabei ſind. Die erſten Stücke der Schöpfungsgeſchichte malte Raffael ſelbſt, ſo vollendet in der Zeichnung, daß man die Bilder der anderen Meiſter nach ihnen kaum mehr genießen kann: Die Erſchaffung der Welt, Adam und Eva, die Jakobsleiter gehören zu den beſten. Die Arabesken der Loggien ſind anmutig und höchſt ergötzlich. Giovanni da Udine führte ſie im Auftrag und unter Leitung ſeines Leh-

rers Raffael aus, der den Stil der Antike auf diesem Gebiet sorgfältig in den »sette sale« der Titusthermen studierte.

Über die Vatikanische Bibliothek, die ich noch später bespreche, sage ich hier nichts, nicht vergessen aber wollen wir die Galerie mit geographischen Karten, in der man alle Provinzen Italiens in Blau und Gold, in sehr großem Maßstab und, wie man mir sagt, sehr genau als Fresko gemalt hat. Ich habe mich dieser Karten mit Nutzen bedient, um die Genauigkeit meines Plans der Umgebung von Pistoja nachzuprüfen, wo Katilinas Heer von Petrejus geschlagen ward. Die Galerie führt zu einem neu angelegten Bau hinüber, den der selige Benedikt XIII., seines Zeichens ein braver Mönch, in öder Gegend hinter dem Vatikan bauen ließ, um als Klausner dort zu leben. Die Mauern dieser Räume sind sehr sauber mit trojanischem Weiß gestrichen, und an Strohstühlen ist kein Mangel. Aber das ist nichts für einen so verzärtelten Besucher, wie Sie sind.

Wir wollen zurück in den Belvederehof. Wir betreten einen Säulengang, dessen eines Ende die Brunnennische schmückt, über deren Becken die antike Statue der Kleopatra gelagert ist. Von dort gelangt man in den achteckigen Hof des Belvedere, er ist klein und häßlich, seine Arkaden sind durch große rotgestrichene Holztore verschlossen, und so gleicht er fast einem Wagenschuppen. Öffnen Sie aber nur, dann finden Sie statt der Kutschen in jedem ein antikes Standbild, und was für welche! Meiner Treu, den Apollo, Antinous, den Torso, Laokoon, Hercules Commodus, die Venus Pudica, Venus und Cupido, den Faun, der einen Knaben auf dem Arm hält, der früher Saturn, der sein Kind verschlingen will, getauft war. Ihnen den Wert dieser Statuen zu preisen, hieße wiederholen, was das Weltall schon von ihnen gesagt hat: Der Antinous und der Apollo sind die Meisterstücke des sinnlich gefälligen Stils. Der Torso genoß vor allen anderen Michelangelos Freundschaft. Doch möge man diese drei loben, soviel man Lust hat, ebenso wie den

ſterbenden Gallier, den borgheſiſchen Fechter, die Venus der Medici, den Herkules Farneſe, den tanzenden Faun, oder irgendeine Antike ſonſt: ſie alle müſſen, nach meinem Gefühl, kommen und ſich vor Laokoon, dem Herrn und Könige aller Statuen, neigen: Die ſchöne dreifigurige Gruppe ſtammt von drei griechiſchen Meiſtern, deren Namen auf dem Sockel geſchrieben ſtehen: Athenodor, Polydor und Hageſander. Man hat das Werk aus den Titusthermen hervorgeholt, ein Arm fehlt, Michelangelo hat verſucht, ihn in Marmor zu ergänzen. Durch einen glücklichen Zufall hatte er es dabei inſofern leicht, als er für den urſprünglichen Umriß dieſes Armes ein Vorbild wiederfand. Wir beſitzen nämlich die Abbildung der ganzen Gruppe auf der Rückſeite einer Medaille. Trotzdem hat er ſein Vorhaben aufgegeben, nachdem er ihn aus dem Gröbſten heraus behauen hatte, und der Stein liegt noch zu Füßen der Gruppe. Bernini war kühner und hat ihn wenigſtens in Terracotta ausgeführt. Freilich, was iſt das im Vergleich zur Antike? man zuckt die Achſeln.

Wenn es möglich iſt, Sie von dem Wunderwerk wieder wegzubringen, das gerade ſo ſchlecht wie ſeine Genoſſen im Verſchlag ſteht, machen wir noch einen kleinen Gang in den hübſchen Belvederegarten mit ſeinen vielen Springbrunnen. Die Hauptfontäne nahe dem Eingangstor iſt zwar ein bißchen ſpielerig, aber doch höchſt eigenartig und luſtig. Sie iſt eine Galeaſſe, aus der zweihundert Schiffsgeſchütze herausragen, hat Maſten, Rahen und Wimpel, und das ganze Takelzeug wird von feinen Waſſerſtrahlen gebildet. Die Kanonen entſenden Waſſergüſſe. Das Schiff ſteht in einem Becken vor einem großen Felſen, der über und über von ſtürzenden Waſſern beſtrömt wird. In dieſem Garten beläßt man auch, ich weiß nicht warum, die bronzenen Pfauen und den Pinienzapfen, die das Mauſoleum Hadriani gekrönt haben.

Die Barberini haben in dieſem Stadtteil noch einen ande-

ren Garten mit einem großen Landhaus, doch begnüge ich mich jetzt damit, es Ihnen von weitem zu zeigen, wie ich Ihnen am Tiberufer schon das große Hospital Santo-Spirito zeigte, dessen Hochaltar aus kostbarem Marmor, samt Arzeneikammer und Krankensälen eine Besichtigung wert ist, die beiden Weingärten, in denen wir unseren Gang beschließen können, gehören den Farnese und den Cesi, auch hier finden Sie antike Statuen.

Wenn wir nachmittags auch noch durch das Trastevere schlendern, haben wir in diesem Stadtteil alles gesehen.

Die Isola San-Bartolomeo, heute so groß etwa wie unsere Ile de Notre-Dame, hat noch kein übermäßiges Alter, da sie erst seit zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahrhunderten auf der Welt ist. Ihre Bildung begann, wie Sie wissen, als das römische Volk die Getreidegarben, die König Tarquinius auf seinen Gütern geerntet, hier in den Tiber warf, wo sie auf einer Untiefe festhakten und liegen blieben. Ich denke mir, die lange Insel bot zur Römerzeit einen überaus prächtigen Anblick, als sie noch ringsherum eine ausgebauchte Hausteinmauer einfaßte, die ihr Form und Aussehen eines großen Schiffes lieh, mit viereckigem Heck und spitzem Schnabel. Welch großes und richtiges Gefühl spricht sich darin aus, eine Flußinsel inmitten einer Stadt auf die Art herzurichten! Ein Obelisk war der Mast, und der Äskulaptempel bildete mit seiner Kuppel das Kastell auf dem Heck. Heute ist er die Kirche San-Bartolomeo mit Kuppel und einem Sakramentshaus mit Porphyrsäulen.

Weiterhin, wenn wir die Insel verlassen haben, kommen wir nach Santa-Cecilia mit dem prächtigen Grabmal der Heiligen, das mit Kostbarkeiten und Juwelen über und über bedeckt ist, in einer in der Mitte angebrachten Nische erblicken Sie die noch kostbarere Statue, ein Werk Madernas, und eine der vier besten Statuen der Jetztzeit. Sie liegt der Länge nach hingestreckt, der Kopf ist abgehauen, und wieder an seine Stelle gefügt, und zwar so vortrefflich, daß

man nur von ganz nahe wahrnimmt, daß er vom Leib getrennt ist. Ich sah in dieser Kirche eine schöne Kopie der heiligen Cäcilie von Raffael, die Guido nach dem berühmten Bild in Bologna gemacht hat. So schön auch die Kopie ist, um so mehr mußte ich Raffael bewundern, dessen Original weit schöner ist. Wir hörten neulich in dieser Kirche gute Musik, komponiert von einem spanischen Edelmann Diego, der uns die beste Motette zu hören gab, die ich im Lauf dieses Jahres in Italien gehört habe, besonders die Chöre waren hinreißend. Ich wollte die Motette kaufen, der Kauz aber verlangte dafür 500 Livres. Es ist hier elend schwierig, wo Musik nicht gestochen und gedruckt wird, die erste Abschrift, die man von einem Musikstück macht, zu erhalten. Auch der Geiger Pascalini spielt hier wundervoll in einem Konzert, wenn nicht der beste Geiger Italiens, ist er doch sicherlich der, den ich am besten habe spielen hören. Bevor Sie die Kirche verlassen, beachten Sie die schöngeformte antike Urne, die im Hof steht.

In San-Francesco a Ripa ist das Bild der drei Marien von Annibale Carracci, in San-Crysogono, einst »Templum Fortunae Plebeiae«, zwei Reihen antiker Säulen. . . . Bei Santa-Maria in Trastevere, vordem Taberna Meritoria, das heißt Invalidenspittel, steht auf dem Platz eine große Fontäne, eine prächtige Vorhalle von dicken Granitsäulen vor der Kirche und ähnliche Säulen im Inneren: eins der schönsten Gebäude Roms. Unter der Vorhalle ein antikes Mosaik aus natürlichen Steinen, und einige gute neuere Malereien in der Kirche. Ich berühre das alles nur flüchtig, um Sie desto schneller zum Genuß der wunderschönen Aussicht vom Janikulus auf das kuppelreiche Rom zu geleiten. Der Blick allein verlohnt eine Reise nach Italien, denn außerdem haben Sie noch den Blick auf die Aquädukte der Aqua Alsietina und den unglaublich schönen Prachtbrunnen Pauls V., den ich Ihnen schon schilderte. Das ist aber noch nicht alles, denn zwei Schritte davon finden Sie die berühmte »Transfigu-

ration« von Raffael, die der Kunstkenner als das schönste Tafelbild der Welt preist. Sie hängt wieder mal sehr schlecht gerade gegen das Licht in San-Pietro in Montorio, und wenn ich die Ehre hätte, Papst zu sein, würde es nicht zwei Minuten mehr dort bleiben. Das gefeierte Werk wurde, als Raffael gestorben war, an seiner Leiche ausgestellt, und ließ die Anwesenden in Tränen zerfließen, da dadurch allen vor Augen trat, was sie mit dem in blühender Manneskraft hingerafften Meister verloren hatten. Es ist von vollendeter Reinheit der Zeichnung, die Stellungen sind wundervoll, alles atmet Seele, Leben und Handlung in dem unteren Teil, der das von bösen Geistern geplagte Kind darstellt, das Vater und Mutter den Aposteln zuführen. Das können Sie auf den schönen Stichen betrachten, die danach gemacht sind, aber was Sie nirgends sehen können, und was man nie wirklich nachzubilden vermocht hat, um einen guten Begriff davon zu geben, ist der Oberteil, der Christi Verklärung zwischen Moses und Elias darstellt. Die Hoheit der Gestalt Jesu Christi, der seiner andersartigen Natur nach gerade so natürlich zum Himmel emporsteigt, wie die anderen Körper auf die Erde hinab, dem Erdmittelpunkt zustreben, der himmlische Ausdruck seines Antlitzes sind Dinge, die ein Selbstschauen verlangen und keine Beschreibung. Welche Kraft liegt auch in der Haltung der zwei Propheten, die mit ihm aufschweben. Dieser Teil übertrifft den anderen noch weit, so schön der an sich ist. Die Lichter oben im Bilde müssen, als sie frisch waren, äußerst wohl gewirkt haben. Im Laufe der Zeit sind sie grau geworden. Es ist ein schwerer Verlust für uns, daß Raffaels Bilder heut so dunkel geworden sind, die Farben bräunten nach, die verschiedenfarbigen Schatten wurden fast gleich schwarz, und Abschattierungen und Schlaglichter verloren ihre Kraft. Dadurch hat bei allen seinen Bildern grade der erste Eindruck sehr gelitten. Ohne Fehler ist das Bild übrigens nicht, denn es hat eine Doppelhandlung. Und obgleich das der dargestellten Geschichte ent-

spricht, wirkt diese Doppeltheit nicht gefällig, es ist freilich wahr, daß Raffael sie auf das sinnreichste zu retten sucht, indem er beide Handlungen durch den Apostel verknüpft, der sich zum Vater des kranken Kindes gewandt hat und auf den verklärten Christus mit dem Finger weist. Er scheint ihm zu sagen: »An den da müßt ihr euch wenden, wenn ihr eures Kindes Heilung erbitten wollt.« Der Berg Tabor erscheint nur als Hügel und ist dem Vordergrund zu nahe gerückt. Aber vielleicht tat Raffael das, um die Gestalt Christi und die beiden Propheten nicht zu klein werden zu lassen, und nicht die Haupthandlung in zu große Ferne zu rücken. Wie dem auch sei, ich pflege das Bild in zwei Abteilungen anzusehen und schiebe irgendwas vor, was bald die eine, bald die andere Partie zudeckt. Mir deucht, jede für sich allein ist schöner, als beide zusammen, besonders der Oberteil ist erhaben und voll tiefer Wunder. Man möchte mutmaßen, daß Raffael anfangs sein Bild nur aus dem einen Teile bestehen lassen wollte, es dann aber zu kahl fand, und später die Idee faßte, es durch eine zweite Handlung zu bereichern. Wenigstens ist im Vatikan ein vorzüglicher Karton zur Verklärung von seiner Hand, der nur den unteren Teil zeigt. Als hätte er diesen erst nach dem ersten Entwurf noch hinzu erdacht. Und gewißlich ist dieser Unterteil so schön, gewaltig und so vollkommen in der Zeichnung, daß wir, wiewohl er zugegebenermaßen die Bildeinheit stört, es sehr beklagen würden, wenn dieser »schöne Mangel« dem Bild fehlte. Oder möchten Sie einer vollkommeneren Anordnung zuliebe auch nur die eine Gestalt der knienden Mutter missen, ohne all der anderen ebenso unbezahlbaren zu gedenken? Man kann häufig bei Fehlern, die sich große Genies wie Molière, Corneille, Raffael leisten, die Bemerkung machen, daß sie zwar der Vollkommenheit ihres Werkes etwas Abbruch tun, trotzdem aber seinen Wert steigern. Mit Recht sagt man, nicht die Mängel einer Komposition machen sie schlecht, sondern das Fehlen von Schönheiten.

Es ſind hier noch verſchiedene Stoffe aus dem Leben Jeſu auf die Rückwand einer Kapelle in Fresko gemalt, von einem Nebenbuhler Raffaels, einem gewiſſen Sebaſtiano del Piombo. Das muß ein drolliger Kauz geweſen ſein, daß er ſein Werk neben das Raffaels zu ſtellen wagte, trotzdem ihm Michelangelo bei der Zeichnung geholfen hat. Denn Fra Sebaſtiano meiſtert wohl die markigſte und weichſte Farbgebung, die man ſich denken kann, aber das iſt auch alles. Auch Michelangelo ſelbſt hat hier einiges gemalt. Kurz, die kleine Kirche iſt höchſt ſehenswert. Die ſchöne Marmorbaluſtrade von Giallo antico ſtammt aus den Gärten meines Freundes Salluſt. Der kleine Kuppeltempel nahe der Kirche, von Bramante, über dem Platz, wo nach der Überlieferung Petrus gekreuzigt wurde, iſt recht ſchön. Nahe beim Montorio iſt auch die Academia degli Arcadi und ihr Sitzungsſaal, den ich noch nicht geſehen habe.

Sie ſind mit einer Glückshaube auf die Welt gekommen, Herr Staatsanwalt, gleich ſollen Sie noch mehr Raffael ſehen, und zwar vom allerſchönſten. Der hier iſt meine ganz beſondere Liebe, mehr noch als der Vatikan, mehr als der Montorio. Ich meine die kleine Villa Farneſina an der Lungara. Herr Galiani, Geſandter des Königs von Neapel, der darin wohnt, hätte ſoviel Geiſt und Verdienſt, wie er beſitzt, gar nicht nötig, um der Ehre meiner häufigen Beſuche teilhaftig zu werden. Hat er doch in zweien ſeiner Säle die Pſyche und die Galathea. Raffael begann mit dem Saal der Galathea, der nach hinten zu liegt, und malte hier die Decke und einen Fries mit ſpielenden Kindern und Arabesken. Schön zum Tollwerden! Ganz Rom ſprach von weiter nichts als dieſem zauberhaften Frieſe. Michelangelo ſah ihn ſich in Raffaels Abweſenheit an, ſagte nichts, und als er auf einer Palette noch ein wenig Schwärze fand, warf er mit ein paar Dutzend Pinſelſtrichen das Geſicht eines jungen freudeſtrahlenden Mannes auf die Wand und ging weg. Als Raffael wiederkam und den ungeheueren Kopf ſah,

rief er sofort: »Michelangelo war hier, was hat er gesagt?« »Gar nichts,« sagten seine Schüler, »er hat den Kopf gemalt und ist dann wieder gegangen.« »Ich verstehe,« sagte Raffael, »er hat recht, meine Figuren sind zu klein; ich muß das beim Rest der Arbeit besser machen.« Darauf malte er die Wände des Saales noch einmal, und Sie können noch sehen, daß er aus Ehrfurcht vor Michelangelo an den schwarzen Kopf nicht gerührt, sondern um ihn herum gemalt hat; man ist höchst überrascht von der drolligen Wirkung, die der große, nicht hergehörige Kopf an der Wand tut, der übrigens prächtig gemacht ist. Der Triumph der über die Wogen ziehenden Galathea ist ein unschätzbares Stück, das einige Kenner für sein schönstes Bild halten. Es ist ganz von seiner Hand. Zum Saal daneben gab er nur Plan, Anordnung und Zeichnungen, Giulio Romano hat ihn ausgeführt. Ich persönlich schätze diesen Saal über alles. Die Bildvorwürfe der Geschichte der Psyche sind hier in zehn oder zwölf Bildern gestaltet, an der zweiteiligen, durch einen Balken abgeteilten Decke sowohl wie in den Zwickeln des Frieses. Das eine Deckenbild behandelt die Beratung der Götter, ob Psyche in den Kreis des himmlischen Hofes aufgenommen werden soll, das andere das Hochzeitsmahl für Psyche und Amor. Zwischendurch schlingen sich Blumengewinde und schweben Amoretten und Vögel, die einander necken. Der Entwurf aller dieser Stücke ist schlechthin vollendet. Merkur ganz nackt, nur sein Hütchen auf dem Kopf und seinen Schlangenstab in der Hand, schwebt dem Beschauer gegenüber von einem Zwickel herab und bringt die Befehle Jupiters auf die Erde. Ich nenne gerade diese Gestalt, weil ich sie für die vollkommenste halte, die Raffael je erdacht hat. Was für Gestalten sind ferner: Ganymed, der Jupiter halbkniend die Schale reicht, die drei Grazien, die Wohlgerüche streuen, die schelmisch blickende Sphinx und die Venus mit ihrem Taubenwagen! Wie geistvoll sind die drei Gesichter der göttlichen Brüder, Jupiter, Neptun und Pluto gegeben, die

in ihren Gesichtern nicht einen gleichen Zug haben und sich doch so ähnlich sind wie ein Tropfen Wasser dem anderen! Die Farbgebung in diesen Geschichten ist schlecht, rotbräunlich und ganz verdorben. Carlo Maratta sollte die Farben auffrischen, wagte es aber nicht und strich nur den Hintergrund der Bilder mit einem harten leuchtenden Ultramarin an, der sie zwar hervortreten läßt, aber die an sich harten Farbtöne Giulio Romanos noch härter macht. Den beiden großen Darstellungen an der Decke gab Raffael einen Rahmen in Gestalt einer Teppichborte, die scheinbar von Nägeln an der Mauer gehalten wird. Er kannte sich nämlich sehr gut und wußte, daß er in der Kunst, Figuren an einer Decke so zu verkürzen, daß sie wie in freier Luft stehend wirken, nicht vollkommen sei, tatsächlich ist er darin von später lebenden Malern wie Correggio oder Lanfranco übertroffen worden. Die »Geschichte der Psyche« und die »Transfiguration«, die er gleichzeitig malte, wurden seine letzten Werke. Der Besitzer des Hauses hatte, um dem Maler gefällig zu sein, auch seinem Liebchen eine Wohnung eingeräumt und der üppige junge Mann ging so heftig ins Zeug, daß er zu meinem großen Kummer am Karfreitag, einem wahren Unglückstage, verschied. Ach Gott! Vielleicht hätte er gar nichts mehr gemalt! Kardinal Bibbiena wollte ihm seine Nichte und Erbin zur Frau geben, der Papst wollte ihn gar zum Kardinal machen. Lebt wohl, Pinsel und Palette! Ich weiß nicht, ob Raffael in diesem Palazzo starb, den er, wie es scheint, damals bewohnte, oder in seinem eigenen Hause, das noch an der Straße der Coronari nicht weit vom Theater Tordinona und der Engelsbrücke gezeigt wird.

Und nun verlangt die Höflichkeit, daß wir dem Prinzen Corsini, dem Papstneffen, Besuch machen. Sie treffen ihn nicht zu Hause, denn er weilt in seinem Vizekönigreich Sizilien. Dagegen werden Sie seine Gattin finden und seine Tochter, die mit dem Bruder unseres Freundes, des Abbé Niccolini, vermählt ist. Die Corsini leben in einem recht

abgelegenen Stadtteil. Herrlich! Solange der Herr Onkel lebt, kommt man auch hierher, um ihnen den Hof zu machen, aber, wenn der nun bald stirbt, wird ihnen wohl nichts übrig bleiben, als entweder in eine andere Wohnung zu ziehen oder für sich allein zu sitzen. Albani sagte vor einigen Tagen, die Papstneffen stürben zweimal, das zweitemal wie alle anderen, das erstemal beim Tod ihres Onkels. Die Aufmerksamkeit, die Sie den Corsini mit Ihrem Besuch erweisen, wird durch den Anblick seiner Gemälde von Correggio und Albani belohnt werden. Etwas weiterhin kommen wir in den Palazzo Salviati, ich will Sie nicht lange darin aufhalten, denn seine Hauptbilder sind, wie man mir sagte, zum Connetable Colonna gebracht worden, dessen Frau eine Salviati ist.

Und nun wollen wir unseren Weg nach gutem alten Brauch mit einem Gang in die Villa Pamfili beschließen, die, wie auch Sie zugestehen werden, die schönste, bestgepflanzte und bestgehaltene aller großen Gartenanlagen Roms ist. Die Fassade des Palazzo ist von oben bis unten mit antiken Flachreliefs bedeckt, die Algardi in sehr gefälliger Anordnung hier anbrachte. Er ist groß, wohnlich und geschmückt mit schönen Bildern und Statuen, ein schöner Baumgang bildet die Auffahrt. Die Gärten ziehen sich weithin, sind schön grün und besser gehalten als irgendeiner der Umgegend, Grotten und hübsche Brunnen in Hülle und Fülle. Wenn wir unseren Nachmittag angenehm zwischen Gemälden, Marmortischen, Flachreliefs und Bildsäulen verbringen wollen, ist auch daran kein Mangel: Das berühmte Bacchanale von Giulio Romano, verschiedene schöne Stücke von Algardi, an Antiken eine kostbare Büste des Nerva, das vortreffliche Flachrelief von Andromeda und Perseus, die Kybele aus dem Zirkus, und manche andere, von denen ich aber nicht spreche, denn für heute habe ich schon zu viel gesprochen.

Che troppo e lungo ormai, signore, è il canto,
Et forse ch' anco l'ascoltar vi grava,
Si ch' io differirò l'istoria mia.
In altro tempo che più grata sia.

## DREIUNDVIERZIGSTER BRIEF*)

An Frau Cortois von Quincey.

Frauen. — Geselligkeit. — Was man spricht.

⟨Rom, den . . . .⟩

Die römischen Damen, über die Sie etwas hören wollen, liebe Freundin, stehen in anderen Städten Italiens nicht im Ruf, schön zu sein. Ja, sie waren mir als häßlich und unsauber angekündigt. Ich finde aber, man tut ihnen Unrecht. Wenn auch beim Adel die Rasse nicht so schön ist wie in Venedig, so kommen mir doch die römischen Frauen mindestens ebenso schön vor wie die irgendeiner anderen Stadt Italiens. Fürstin Borghese, die Herzogin von Caserta, die Damen Piccolomini, Petroni, Ricci, Sampieri, Falconieri und einige andere würden überall schön heißen. Anders steht es, nach dem wenigen, was ich beobachtet habe, um die Frauen des niederen Volkes. Auch so vornehm aussehende und geschäftsverständige Kurtisanen, wie die venezianischen, sowie Theaterschätzchen, gibt's in Rom nicht. Die Kirche ist nämlich sittsam und läßt in Frauenrollen nur hübsche Bürschchen in Mädchenkleidern auftreten, denen teuflische Kesselflicker durch ein arges Mittelchen Flötenstimmen verschafft haben. Mit Hüften, rundem Hinterteil, weiblicher Brust und vollem rundlichem Hals kann man sie wirklich für Mädchen halten, und es wird behauptet, daß Leute vom Lande sich bisweilen jusqu'au dernier point täuschen. Das ist aber eine alte Verleumdung, der ich nicht glaube. Ich mache im Gegenteil die

*) Lettre XLIV bei Colomb.

Wahrnehmung, daß die biederen Römer recht wackere Verehrer des schönen Geschlechts sind: Jeder hat seine Jede. Alle Tage erscheinen sie in den Gesellschaften zu gleicher Zeit, oder so kurz nacheinander, daß, wenn man Nummer eins eintreten sah, mit Sicherheit zu wetten ist, wer als Nummer zwei folgen wird. Wir nennen das: »einen abgekarteten Stich«. Diese Taubenpärchen verteilen sich nun zwei und zwei durch die Räume, und girren so lange in aller Behaglichkeit, bis sie Lust zu einem Spielchen anwandelt: Quadrille, Drei-Sieben, Stopa, oder die Minchiate, die eine Art Tarock ist, besonders letztgenanntes ist das Spiel des Tages. Es ist höchst merkwürdig durch seine vielen sonderbaren Bildkarten und die Art, wie es gespielt wird. Ich sah alle Welt mit großem Eifer dabei, und da wir Fremden doch die meiste Zeit in den großen Gesellschaften nichts Rechtes anzufangen wissen, bekam ich Lust, mich in seine Geheimnisse, die auf den ersten Blick noch verwickelter erscheinen, wie die Mysterien der Bona Dea, einweihen zu lassen, es ist aber nicht so schlimm damit. Nach dem bißchen, was ich bisher von dem Spiel begreife, in dem ich mich zur Zeit ziemlich häufig und zwar auf Unkosten meines Partners übe, scheint es leicht erlernbar, gut zu spielen freilich recht schwierig. Es ist wirklich schön, mindestens so geistvoll und abwechselungsreich wie Reversi, unser schönstes in Frankreich gepflegtes Spiel, und noch handlungsreicher. Dafür hat es freilich die schöne Einfachheit unseres Spiels nicht, sondern ist höchst verwickelt. Ich habe wohl Lust, es mit heimzubringen, die Schwierigkeit besteht nur darin, diese Schiffsladung von Karten mitzunehmen. Es wird zu viert gespielt, zwei gegen zwei, die Partner sitzen wie bei einer Quadrille einander gegenüber. Es sind siebenundneunzig Karten, die doppelt so groß und dick sind, wie unsere, nämlich: sechsundfünfzig von den gewöhnlichen Farben, denn die Italiener haben nicht drei Bilder wie wir, sondern vier, ferner vierzig sonderbare Bilder mit Zahlen, dazu den Narren oder »matto«, der Null gilt, und

den Wert der anderen vervielfacht. Die Bilder heißen: Sonne, Mond, Papst, Teufel, Gehenkter, Marktschreier, Posaunen des Jüngsten Gerichts, und andere sonderbare Bezeichnungen mehr. Einige haben Eigenwert, der bei den Bildern verschieden ist, andere keinen. Aber die höhere Zahl, die nichts gilt, sticht trotzdem die niedere, die soundso viel Punkte Wert hat. Der Witz besteht darin, mindestens drei aufeinander folgende Nummern im Spiel zu haben, die etwas gelten, und die man zu Anfang als Terzen, oder wie sie es nennen, als »verzicola«, melden kann, um sie beim Ausspielen entweder zurückzubehalten oder sich derjenigen, die der Gegner hat, zu bemächtigen, für das Schlußspiel, wo die »verzicola« nochmals gezählt wird. Bei dem allen spielt dann noch eine Menge interessanter Faktoren mit. Das Zählen nach dem Spiel dauert lange, das Spiel selbst gleichfalls, denn es wird gespielt, bis keine Karten mehr da sind, und wird zunehmend schwieriger, je mehr die Karten abnehmen, was das wahre Kennzeichen eines schönen Spiels ist. So spielt man auch nur drei Runden oder zwölf Spiele, und wechselt bei jeder Runde Platz und Gegenüber, um das Glück wechseln zu machen. Die Hauptkunst des Spiels schien mir bei der fünften Farbe zu liegen, die stets Trumpf ist, — die anderen sind nur die notwendige Füllung, — und in der Art, wie man zwischen seine Gegner gesetzt ist, die immer merken, worauf man hinaus will. Das Spiel ward in Siena von Michelangelo erfunden, um — so wird wenigstens behauptet — Kindern jede Art von Berechnung und Abschätzung zu lehren. Es ist auch wirklich ein fortwährendes Rechnen. In Rom muß das Spiel erst zur Zeit Innocenz X., Pamfili aufgekommen sein, denn der Papst in den Minchiate gleicht dem Bilde dieses großen Papstes wie ein Wassertropfen dem andern. Das Spiel übernimmt einen nicht, wird auch nicht sehr hoch gespielt, manchmal der Strich einen Gulden, meistens aber nur ein Kopfstück oder Testone, das sind ungefähr drei Sechsgroschner. Dazu kommt aber, daß hierzu-

lande nie die Karten bezahlt werden. Denn man hat zwar, wie ich vermelden muß, elfenbeinerne Spielmarken und Spielstriche aus Pappe, aber selbst in den vornehmsten Häusern nur ein einziges Spiel Karten, das man nie wechselt, selbst wenn es zerstochen ist. Die Karten sind, um weniger schmutzig auszusehen, auf den Rückseiten in allerlei Mustern bunt gefärbt. Es ist eine wahre Komödie, sieht man die Damen diese Oktavblätter zum Mischen gegen den Leib halten, und hört dabei ihrem Gewelsch zu, das ich mindestens ebenso belustigend finde, wie das Spiel selber. Alle Welt hier, Männer wie Frauen, sind wie erpicht darauf. Es ist aber auch wirklich hübsch, das einzige Spiel, finde ich, das Züge vom Schach hat, insofern auch hier die Karten wie die Schachsteine ganz verschiedenen Wert haben, und man gegen sie alle einen unaufhörlichen Krieg führt, denn bald ist die wichtig, und im nächsten Augenblick eine andere. Neulich trat Legouz, dem die Zunge überhaupt manchmal ausrutscht, an Madama Bentivoglio heran und machte ihr ein Kompliment, wie gut sie mit den »minchie« zu hantieren wisse. Er wollte »minchiate« sagen, das andere Wort ist ein scherzhafter Ausdruck und bedeutet das, was die jungen Burschen im Theater, von denen ich eben sprach, nicht haben. Stürmisches Gelächter erhob sich in der ganzen Gesellschaft. Sie kennen ihn ja, wissen also, daß ihn so was nicht weiter anficht.

Diese Gesellschaften finden nach einer gewissen, abgemachten Folge, an bestimmten Tagen bald bei der, bald bei jener Dame statt, also gerade wie bei uns in den Städten. Es sind eine Menge Leute da, die Beleuchtung ist glanzvoll, und alles hat einen vornehmen Anstrich. Sonst sind sie nicht sehr erfreulich, besonders nicht für die Fremden, da die Gäste eigentlich nur auf ihr Schätzchen oder ein Spiel mit ihren Kameraden erpicht sind, und sich nicht viel um sie kümmern. Die Dame des Hauses, die um so aufmerksamer sein sollte, versteht schlecht die Wirtin zu machen und überläßt es jedem, sich zu unterhalten, so gut er es fertig bringt. So bleiben die,

die das Pärchenspiel nur wenig oder gar nicht mitmachen, in Grüppchen zusammen und verhandeln über Regen, schön Wetter, oder andere wenig interessante Neuigkeiten, oder schleichen kiebitzend von Spieltisch zu Spieltisch, alle diese Vergnügungen sind besonders für uns wenig ergötzlich, denn um zu plaudern beherrschen wir die Sprache nicht genügend, und sind auch über das, wovon man gerade spricht, nicht auf dem laufenden. So kommt's, daß ich in die große Gesellschaft zu Madame Bolognetti nur selten gehe, dafür um so öfter zu Madame Patrizzi und zur Baronin Piccolomini. Letztgenannte ist, wiewohl schon in mittleren Jahren, noch sehr schön, sehr anmutig, äußerst zuvorkommend und erschöpft sich in Liebenswürdigkeit gegen uns Franzosen. Die andere, die Frau des Generalpostmeisters, ist reich, läßt gern etwas draufgehen und weiß besser ein Haus zu machen, als die anderen, an ihren geselligen Abenden gibt es manchmal sogar ein Nachtessen. Das ist hier noch selten, die Sitte hat sich erst seit kurzem in drei oder vier Häusern eingebürgert.

Im übrigen sind die für jedes Haus feststehenden Gesellschaftstage recht bequem für die Fremden. Man weiß jeden Tag der Woche, wo man hingehen und seinen Abend verbringen kann, kommt gegen acht oder neun Uhr abends zusammen und bleibt bis elf Uhr oder Mitternacht, das ist dann für sie die Zeit zum Nachtessen. Viele freilich tun dies überhaupt nicht, und wer den Brauch hat, nimmt doch im allgemeinen nur einen leichten Imbiß, bei längerem Hiersein würden wohl auch wir es uns abgewöhnen, in diesem Klima genügt eine Mahlzeit.

Leute, die einen gewissen Rang haben, können leicht in vierzehn Tagen überall vorgestellt sein und mit den führenden Persönlichkeiten der Gesellschaft bekannt werden. In der Hinsicht nehmen die Römer den Fremden ausgezeichnet auf, sie öffnen ihre Häuser und sind auch weiterhin liebenswürdig im Verkehr, nach dem, was ich bis jetzt erlebt habe. Die

# IL NVOVO ET PIACEVOLE GIVOCO DEL BIRIBISSE

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| SO LE 1 | ZAN NI 2 | LIBRO 3 | BVFALA 4 | TAVOLIERE 5 | MATTA CINO 6 | LVNA |
| SPAZZA CAMINO 8 | CALDARA 9 | FONT ANA 10 | MONDO 11 | 12 LEONE | SOFIETTO 13 | PIGNATTA 14 |
| OCCHIALI 15 | TODESCO 16 | TRAPPOLA 17 | LENTE RNA 18 | BRACHIERE 19 | CARCIOFO 20 | CANDE LIERO 21 |
| SERENA 22 | FIASCO 23 | OSTARIA 24 | STELLA 25 | GALERA 26 | BVZZICO OLIO 27 | L'OR BO 28 |
| CALAMARO 29 | ASTR OLOGO 30 | BICCHIERE 31 | CVPIDO 32 | CORE 33 | RVFI ANA 34 | BOTTE 35 |
| CIOVETTA 36 | CAMPANA 37 | PONTE 38 | FORTVNA 39 | TORRE 40 | LVCERNA 41 | BARBARO 42 |

*Volendo giocare a questo gioco si prende questa carta et si tagliano li 42 bolettini piccolini che stanno a basso et icartocciati uno per uno si mettino tutti in un cappello, il quale terra in mano quello che fa il gioco gli altri poi che giocaranno mettino un quatrino o piu per uno nella carta grande sopra quella figura che li parera e poi uno di loro caui dal detto cappello un bolettino, et spiegatolo che sara si ueda se confronta con alcuna di quelle figure sopra quella la quale e stato posto il denaro: et se nō confrōta con alcuna di quelle chi fara il gioco, tirera a se tutti li dinari posti. Ma se confronta con alcuna presi tutti li dinari del gioco paghera a quello che si afronto la figura 4. baiochi rimettendo il bolettino nel cappello. Auertendo che chi fa il gioco sempre lo deue tenere finche una uolta perde nel qual caso lo deue renunciare al compagnio che li sta alla mano Dimodo che tocchi a tutti una uolta per uno a fare il gioco. et possano giocare quante persone uogliano*

*In Roma con licentia di Superiori* *Si stampano apresso Gio. Iacomo Rossi alla Pace*



Herrschaften, die man einmal in solcher Gesellschaft traf, trifft man hier immer von neuem: sie hängen an ihrer Gewohnheit. So wirkt die Stadt trotz ihrer Größe nicht eigentlich als Hauptstadt. Man lebt hier recht einförmig, und das Leben ähnelt mehr dem unserer großen Provinzstädte als dem Pariser mit seinem stets wechselndem Getümmel. Das Durcheinander, der beständige Wechsel der Gesellschaft entsteht ja eben durch die Unmenge Menschen, die in Paris wohnen. Alle Welt lebt hier zusammen, aber man kennt sich nicht näher, und keiner schiert sich um den andern. Nun hat zwar die Ringmauer Roms einen gewaltigen Umfang, aber bewohnt wird von dem Stadtgebiet nur etwa ein Drittel. Man sieht einander täglich, kennt alle Schliche, und kann tatsächlich keinen Fuß aus- oder einsetzen, ohne daß die Klatschmäuler über einen herfallen, alles ist Stoff fürs Wochenblättchen. Dabei aber dürfen Sie tun, was Sie lustig sind. Laßt sie reden, und sie lassen euch machen, und ich weiß nicht, alles wohl überlegt, ob es in Europa eine angenehmere Stadt gibt, selbst Paris nicht ausgenommen.

Am häufigsten besuchen wir das Haus der Fürstin Borghese, der Schwester des Connetable Colonna, gleichzeitig Haupttreffpunkt aller Engländer, die hier in großer Zahl leben und fast alle sehr reich sind. Ihr Haus und das der Santa Croce sind wohl die ansehnlichsten. Die Fürstin ist liebenswürdig, munter und geistreich, ein bißchen verliebter Natur und hübsch gewachsen. Auch ihr Herr Gemahl ist wie seine beiden Brüder, der Kardinal und Don Paolo, ein recht hübscher Mann, letztere freilich sind fast noch hübscher. Die Borghese sind eine schöne Rasse, wie bei uns die Rohan. Ganz so verbindlich wie seine Gattin ist besagter edler Herr freilich nicht, die er das ein bißchen sehr findet, weswegen er oft ein Gesicht zieht, was indes weder bessert noch schlimmert. Ich meinerseits weiß der hohen Dame recht Dank, daß sie sich den Cavaliere Foscarini, den hiesigen venezianischen

Gesandten erobert hat, einen wahren Feuergeist, und bin jedesmal glücklich, wenn es mir gelingt, ihn zu einem Gespräch zu angeln. Das Leiden ist nur, daß ich den Genuß nicht oft habe, denn er ist eine Spielratze und vom Pharaotisch nicht wegzubringen. Aus Verdruß darüber, oder weil ich sonst nichts anzufangen weiß, setze ich mich dann dazu und verliere mein Geld wie ein großer Herr. Das borghesische Pharao kostet mich jetzt schon 200 Zechinen, die ich in Florenz beim »Trente et quarante« gewonnen hatte. Dabei werde ich es aber allem Anschein nach nun bewenden lassen. Was Migieu hier zusetzt, der mit der Dickköpfigkeit einer alten Mauleselin seinem Pech trotzt, möchte ich nicht pachten. Das Pharao hier wird gewaltig hoch, höchst wunderlich und von den verschiedenen Spielern ganz ungleichmäßig gespielt, mit Zwölfsousstücken spielen die einen, mit 20 Zechinen die andern. Foscarini setzt 1000 Bajocchi, das heißt Soldi auf eine Karte, 4 spanische Pistolen auf eine andere, einen Scudo auf eine dritte, dabei spricht er ohne Atemholen und ist beständig in Bewegung. Vergebens will der Bankhalter die Sache klarlegen. »Lieber alter Herr, lassen Sie mich nur machen,« es ist die reine Komödie! Der Bankhalter verliert den Kopf, wenn aber Rechnung gemacht wird, streicht er alles ein. Der verfluchte Kerl schimpft sich Boccapaduli, wir aber nennen ihn aus Haß für sein Gewerbe und seine gierigen Finger »Bocca Paludi«, das ist Sumpfmaul, und er ist tatsächlich ein bodenloser Schlund, in dem alles verschwindet. Alle Wetter, das Geschäft muß ihm den Winter über ein schönes Geld bringen. Und dabei könnte man ihn betrügen, soviel man wollte, und er könnte es nicht hindern. Nie gab es eine sonderbarere Art, Pharao zu spielen, und dabei scheint es, wiewohl außerordentlich hoch gespielt wird, ohne das Wortgeklingel Foscarinis das leidenschaftsloseste der Welt. Man sieht dabei keinen Kreuzer, denn Metall ist hier, wo man nur Papier hat, nicht gebräuchlich, wie ich Ihnen schon erklärt habe. Der Kartenabzieher legt eine Brieftasche mit

Bankscheinen auf den Tisch, jeder Spieler setzt und reißt von vor ihm liegenden Karten Stücke ab, um zu bezeichnen, was er gewinnt oder verliert. Liegen die Stückchen mit der Bildseite nach oben, heißt das Gewinn, liegen sie mit der weißen Seite oben, bezeichnen sie die Spielzahl, die er verloren hat. Man tut nichts weiter, als hinlegen, wieder wegnehmen, zu- und aufdecken. Wenn man aufsteht, um fortzugehen, sagt man zum Bankhalter: »Mein Herr, Sie schulden mir soundso viel,« oder: »ich schulde Ihnen soundso viel.« Man bezahlt nicht, das ist nicht üblich, weil niemand annimmt, daß man Scheine bei sich in der Tasche hat. Das erstemal, wenn man wieder ins Haus kommt, wird ausbezahlt. Nun stellen Sie sich das Durcheinander dieser kleinen Bank vor, besonders, wenn ein und derselbe drei Kartenhäufchen vor sich liegen hat: für Soldi, Talerstücke und Portugaleser. Ich habe den Bankhalter gefragt, wie er sich bei so vielen Schuldnern auf einmal stände, die erst beim Wiedersehen zahlen und wohl manchmal auch auf Nimmerwiedersehen verschwänden, denn hier im Haus wimmelt es fast jederzeit von Fremden. Er gab mir zur Antwort, er habe fast nie verloren, man sei beim Spiel sehr ehrlich — und in der Tat hört man von Gaunereien dabei wenig. Er habe sich angewöhnt, den ganzen Wirrwarr zu überwachen, und nur einmal sei ihm ein falscher Satz von 700 Zechinen vorgekommen, den er aber, um der Fürstin Borghese keinen Verdruß zu machen, ohne ein Wort zu sagen, bezahlt habe. Der Lump hatte natürlich Angst, sich, wenn es zu einem derartigen Krach käme, mißliebig zu machen, und aus einem Haus, in dem er so gut auf seine Rechnung kommt, entlassen zu werden. Wie die Wirte ihre Rechnung finden, weiß ich nicht, ruinieren jedenfalls können sie sich bei diesen Gesellschaften nicht. Der Teufel soll mich holen, wenn ich dort schon jemandem auch nur ein Glas Wasser habe reichen sehen. Dafür nehmen sie freilich in der schönen Jahreszeit, wie man erzählt, viele ihrer Bekannten mit nach Mondra-

gone in ihr Landhaus, oder laden sie nach dort ein, und das kommt sie teuer. Wir werden bald eine Hochzeit in dieser Familie mitmachen. Die »zitella« Borghese vermählt sich in wenigen Tagen mit dem kaiserlichen Prinzen von Francavilla, der sie nach Neapel mitnimmt. Ein großer Schmerz für die Engländer, denn Stafford und der kleine Cook stolzieren in einem fort räderschlagend um sie her wie Pfauhähne.

»Et sequitur leviter filia matris iter.«

Diese Bosheit setze ich in Latein hin, denn sie ist nur für Ihren Gatten, der Sinn dafür hat.

Sie werden nun, wenn Sie das lesen, fragen: »Aber man spricht doch bei uns soviel von der italienischen Eifersucht?« Meiner Seel', ich habe nichts davon bemerkt. Wie Sie schon meinen früheren Briefen entnehmen konnten, müssen wir wohl dies Vorurteil ablegen. Sind doch die Nonnen schon daran, Klage zu führen, weil sie fast keine Kundschaft mehr finden. Nur noch in Neapel glaubte ich Äußerungen von Eifersucht wahrzunehmen: es sieht aus, als habe man sie vor sich hergejagt und dann an der äußersten Spitze des Landes in die Ecke gedrückt. Aber Neapel hat überhaupt mehr spanische als italienische Sitten. Anderswo haben die Frauen allem Anschein nach in Liebessachen recht freie Hand. Bei diesem Punkt möchte ich zwei Bemerkungen nicht unterdrücken, die eine, daß die Frauen, wie sie sich in der Öffentlichkeit geben, weit mehr unehrbar als frech wirken, nun nennen wir aber unehrbar oder nicht wohlanständig alles, was unserer Sitte zuwiderläuft, und das ist es natürlich dann nicht, wenn es ihrer Landessitte entspricht, zweitens, wenn die Ehemänner in dem Punkt nicht sehr heikel sind, so sind dafür wenigstens die Liebhaber von einer Beständigkeit, daß sie sich zu hundertfach unbequemern Aufpassern entwickeln, als die Gatten. Tag und Nacht findet man sie um sie aufgepflanzt, um, meine ich, einem Dritten, der hier sein Glück

machen möchte, den Weg zu verlegen. Die widerwärtige Brut der Cicisbei ist mit den Frauen zehnmal mehr verheiratet als die Gatten. Ein Beispiel: Ich gebärde mich hier als Liebhaber einer kleinen Madama Ricci, eines unglaublich hübschen, niedlichen Persönchens. Hat sie aber nicht stets einen gewissen Don Paul Borghese da, der ihr so nah auf den Leib rückt, daß kein Faden mehr zwischen den beiden hindurch kann! Ich sagte vorhin, dieser Don Paolo Borghese sei ein hübscher Mensch, ich widerrufe: er ist erzhäßlich. Lacurne hat sich an den Triumphwagen der Madama Bentivoglio, einer Bologneserin, spannen lassen, sie ist liebenswürdig und heiter, und ihr Gatte wäre der beste Mensch von der Welt, dafür besitzt die Dame aber einen Vetter, den großen Marchese Bevilaqua, der den armen Lacurne beständig in Schach hält: Eins ohne das Andere kriegt man nie zu sehen. Lacurne und ich sehen sie nie erscheinen, ohne uns auf die Lippen zu beißen, weil wir an eine Stelle der Briefe der Madame de Sévigné denken, wo sie sagt: »Und nun kommt die gute Dugué Bagnol und der große Marquis La Trousse.« Legouz hat's verschmitzter angefangen, er hat sich an die Vergine Patrizzi gemacht, die eben den Comte Montorio geheiratet hat und recht häßlich ist, darum hat sie noch keinen Liebhaber.

Und nun noch eine dritte Bemerkung, nämlich, daß ein Mann und eine Frau, die sich einmal erwählt haben, aneinander festhalten. Liebeshändel währen hier zwanzig Jahre, einen auf den andern folgen zu lassen ist unerhört. So feiert hier die Beständigkeit, oder wenn Sie lieber wollen, die Gewohnheit, Triumphe. Natürlich nicht ohne Ausnahme. Ganz allgemein aber wird die Gefallwut unserer französischen Damen, von denen einige ihren Ruhm darein setzen, die Männer zu reizen und einen großen Schwarm von Verehrern hinter sich herzuziehen, als Gipfel der Unanständigkeit und Sittenlosigkeit angesehen. Eine derartige Handlungsweise würden wahrscheinlich auch die Gatten durch-

aus nicht zulassen, während sie sich mit recht gutem Anstand darein finden, daß ihre Frau einen Liebhaber wählt, vorausgesetzt, daß sie an dem einen festhält. So haben sie eigentlich eher zwei Gatten, als Liebhaber; denn ganz ähnlich gilt es für den Liebhaber als Unehrenhaftigkeit, die nicht oft vorkommt, wenn er seine Geliebte im Stich läßt. Überdies hört man sagen, mit diesen Gefolgsmännern oder Cicisbei habe es gar nichts auf sich, ihr beständiges Ausharren sei nichts weiter als ein Brauch äußerer Höflichkeit und mache auf weitergehende Vertraulichkeiten keinen Anspruch; man müsse schon von Natur böse oder durch die französischen Bräuche verdorben sein, um irgend etwas darüber hinaus zu mutmaßen.

Forse era ver, ma pure non credibile
A chi del senno suo fosse signore.

Ach liebe Freundin, da entschlüpft mir schon wieder etwas in fremder Zunge. Verzeihen Sie die Angewohnheit, »perchè ho spesse volte più d'una lingua in bocca.« Aber so oder so, glauben Sie eins oder das andere, ich verlasse mich durchaus auf Ihr feines Verständnis.

Da muß ich Ihnen einen hübschen Auftritt erzählen, über den wir wenige Tage nach Legouz' Ankunft herzlich gelacht haben, als er mit den Leuten im Hause noch nicht ganz Bescheid wußte. Wir waren zu acht oder zehn bei Madama Borghese und plauderten um ihr Bett sitzend, denn sie lag gerade im Kindbett. Man forschte uns über die Frauen der Stadt aus, wie wir sie fänden und welche am meisten nach unserem Geschmack wären. Ich pries natürlich Madama Ricci, hatte übrigens, nebenbei gesagt, mit meinem Geschmack kein Glück bei der Gesellschaft, denn »sie sei nur hübsch«, nach hiesigen Begriffen aber besteht die Schönheit nur in der Regelmäßigkeit und den guten Verhältnissen der Hauptgesichtsteile. Für das, was wir in unserer Sprache eine »hübsche Frau« nennen, haben sie nicht einmal einen Ausdruck. Immer-

hin gab man zu, daß sie fast allen unseren Landsleuten ausnehmend gefalle, »sie sei eben eine französische Schönheit«. Hierauf begann Legouz: »Was mich angeht, so stimme ich für die Vergine Patrizzi: sie ist zwar nicht hübsch, recht braun, mager, außerdem pockennarbig, allein mir gefällt sie, jung, heiter, geistvoll, sanften Gemüts, wie sie ist, besser als jede andere. Ihr schlanker Wuchs bezaubert mich und ihre kleinen schwarzen durchdringenden Augen gehen mir zu Herzen. Sie ist mein Liebchen. Ihren Gatten, den edlen Herrn von Montorio, kenne ich nicht, aber ich will ihn oft besuchen und soviel um ihn herumtänzeln, daß er schon ein arger Griesgram sein müßte, wenn er mich nicht zweimal die Woche zum Essen lüde.« Alles biß sich auf die Lippen, um nicht loszulachen. Ich wollte ihm schon beim ersten Wort in die Rede fallen, denn denken Sie sich bitte, der Gatte war anwesend und saß neben dem Bette, aber Madama Borghese, neben der ich saß, hielt mich kräftig am Arm zurück. Ernsthaft nahm Montorio das Wort: »Ja, was wollen Sie, bester Herr, ich bin nicht mit ihr betrogen worden. Häßlich hat Gott sie geschaffen, häßlich habe ich sie genommen, und häßlich behalte ich sie. Daß sich jemand in sie verlieben könnte, hätte ich kaum gedacht, höre aber mit Vergnügen, daß ein Mann von Geist und Geschmack, der so weit herkommt, sie nach seinem Herzen findet und gar Schöneren vorzieht. Um Ihnen nun zu zeigen, daß wir weder so griesgrämig sind, wie man glaubt, noch so unnahbar, erweisen Sie mir doch die Ehre, morgen bei mir zu speisen.« Selbst der kecke Legouz war anfangs ein wenig fassungslos, doch hatte er sich bald wieder erholt, alles begann nun gegenseitig darüber zu spaßen, und er hat tatsächlich erreicht, daß er ziemlich häufig bei Montorio zu Tisch ist. Sie begreifen im übrigen, daß alle unsere Verliebtheiten nicht tiefer Natur sind. Madama Montorio ist zwar nicht hübsch, aber sehr reizend und scheint sehr anhänglich an ihren Gatten.

Die hiesigen Damen legen kein Rot auf und putzen sich

wenig, ihre Haartracht ist nicht sehr kunstvoll, daß man ihnen in anderen Städten Mangel an Sauberkeit vorwirft, rührt daher, daß sie durchweg etwas fettiges Haar haben. Und wiewohl man hier die besten Haarpflegemittel der Welt herstellt, — denn die römischen sind viel milder und sanfter duftend als die der fonderia in Florenz — haben sie ein unüberwindliches Grauen vor Wohlgerüchen, indem sie behaupten, ihr Gebrauch sei in diesem Klima Frauen schädlich und bringe ihnen unfehlbar eine Ohnmacht. Sie können sich also darauf verlassen, daß sie keinerlei brauchen, und daß sie damit dem Geschmack unseres Heinrichs IV. wieder zu Ehren verholfen haben, und das so ausnahmslos, daß unser großer Pompée, der berühmte, jetzt auf der Höhe des Tages stehende Mann für Schönheitswässerchen bald im Armenhaus wäre, hätte er nur sie zu Kundinnen. Ob aber dieser Abscheu mehr als eine Ziererei am falschen Platz ist?! Vor einigen Tagen nämlich war ich zufällig bei Kardinal Passionei, als er von den Nonnen irgendeines Klosters die schönsten Cedratfrüchte geschickt bekam, die ich je gesehen habe. Ich steckte zwei davon in die Tasche und ging damit zur Fürstin Borghese. Während wir spielten, fiel es mir ein, sie dem Jungfräulein Borghese anzubieten, die aber sagte: »Bitte, verstecken Sie sie, bringen Sie sie fort, wenn Mama sie sieht, wird sie ohnmächtig.« Ich trug sie in einen abliegenden Saal und setzte mich wieder zum Spiel hin. Nach einer Stunde sprach jemand von den Cedraten, die mir der Kardinal geschenkt hatte, und Madam Borghese, die allerdings in den Wochen war, bekam sofort Zufälle. Solange ich aber mit den Früchten in der Tasche neben ihrem Bett gesessen hatte, ging es ihr vorzüglich.

Die Frauen des niederen Volks sind großsprecherisch, eigensinnig und faul, das kommt daher, daß sie zu leicht zu einem Heiratsgut kommen und wohl mit aus diesem Grunde von niemandem zur Arbeit erzogen werden. Nächst den mohammedanischen Völkern ist wohl kein so mildtätiges

Volk auf der Welt, wie die Italiener. An fast allen Wochentagen verteilen die großen Mönchsklöster an jeden, der an der Pforte darum bittet, Suppe, für die hohen Feste haben außerdem viele Kirchen Stiftungen zur Gewährung einer Mitgift an arme Mädchen, entweder zur Ausstattung fürs Kloster oder zur Heirat, nach deren Belieben. Die Summe ist festgesetzt, desgleichen die Zahl der Mädchen, die in feierlichem Aufzuge kommen und sie in Empfang nehmen. Solche häufige und übel angebrachte Wohltätigkeit ist eins der Hauptlaster der Landesregierung, weil sie damit Müßiggang und Bettelei förmlich aushält. Daher bietet auch die Unzahl Bettler, die einen auf den Straßen Roms und Neapels umlagern, ein abscheuliches Schauspiel. Hat hier ein Mädchen die Protektion eines Kardinalsapothekers, so läßt sie sich fünf oder sechs Aussteuern in fünf oder sechs verschiedenen Kirchen überschreiben und lernt dann um keinen Preis mehr nähen noch spinnen. Ein Lumpenhund, den ihr Geld ködert, heiratet sie, nun verlangt unsere »donzella«, daß man ihr für ihr Geld schöne Kleider kauft und eine üppige Hochzeit ausrichtet. Solang das Geld reicht, denkt weder er noch sie daran, eine Arbeit anzurühren. Ist es aufgezehrt, verlegt man sich auf irgendeine Art von Bettel (faire des croix de Malthe). Der arme Teufel von Mann muß den Haushalt allein besorgen, denn seine Frau ist im Müßiggang aufgewachsen und würde nicht einmal für ihr eigenes Mittagessen ein Ei kochen. Alles lädt sie auf den Mann ab, und der darf sich noch obendrein sagen lassen, er sei ein Habenichts und habe ihr Zugebrachtes aufgefressen. Die Frau aber sitzt den ganzen lieben Tag am Fenster und schaut, wer vorbeigeht. Ich bin manches Mal entrüstet, wenn ich in einem Laden etwas haben will und bekomme die Antwort: »Wir haben es wohl, bester Herr! Aber es liegt so hoch, kommen Sie bitte ein andermal wieder.«

Die Prozesse wegen Zeugungsunfähigkeit, so selten bei

uns unter Leuten von Stande, daß wir seit dem Fall des Herzogs von Gèvres, der vor dreißig Jahren spielte, keinen einzigen mehr hatten, sind hier häufiger. Es heißt, die Genueserinnen hätten sie aufgebracht. Man lacht wohl darüber, der Stoff reizt ja an sich zum Lachen, aber man findet durchaus nicht anstößig, daß die Frauen übel damit zufrieden sind, wenn sie bei ihren Männern unbefriedigt bleiben. Und haben sie im Grunde so unrecht!? Euch lieben Frauen, die ihr den schönen Ölzweig kennt, der den Frieden eines Haushalts wiederherstellt, rufe ich auf zu Richterinnen. Die Völker haben hüben und drüben eine recht verschiedene Art zu urteilen. Bei uns ist Keuschheit die Tugend über allen anderen, wenn man euch glauben will. Denn Gott weiß, wie ihr mit dem bißchen, das ihr habt, kostbar tut! Worüber ich beiläufig sagen möchte, daß, wenn ihr gerade diese Tugend so sehr preist, wohl manch einer annehmen dürfte, daß ihr das tut, weil ihr ihre Ausübung so schwer findet. Bei den Guebern z. B. gilt im Gegenteil völlige Unberührtheit als Greuel vor Gott, weil nichts verdienstlicher sei und seinen Grundlehren mehr entspreche, als die Welt, die er schuf, zu erhalten, indem man soviele menschliche Wesen, Pflanzen, Tiere erzeugt und wachsen läßt, wie nur möglich. Im allgemeinen ist Ehelosigkeit bei den Orientalen ein unehrlicher Stand, und Unfruchtbarkeit gilt als großes Unglück. Ihre sittliche Auffassung erscheint mir in dem Punkt gesünder als unsere. Ich habe dafür einen guten Gewährsmann. Das ist der, welcher sagt: »Den Baum, der keine Frucht bringt, soll man abhauen und ins Feuer werfen.« Dem Himmel sei Dank, liebe Freundin, daß Sie vor der Axt sicher sind, zwar nicht dem Willen, so doch der Tat nach. Diese Moralpredigt war ich Ihnen schuldig als Heimzahlung für die Wehklagen, die ich Sie über Ihre drei Bubenfrätzchen anstellen hörte. Kommen wir nun wieder auf unsere »Babilans«, so nennt man in Genua die unfähigen Ehegatten. Die Herkunft dieses Namens konnte ich trotz

aller meiner etymologischen Kenntnisse nicht aufdecken. Wir erleben hier eben drei derartige Prozesse, zwei davon wurden wie gewöhnlich zugunsten der Klägerinnen entschieden, der dritte macht viel Lärm und das Urteil wird bald gesprochen werden.

Im ersten handelte es sich um Madame Grimaldi, vordem verheiratet mit einem Gozzadini aus Bologna. Der Kardinal Alessandro hat ihr in dieser Sache ausgezeichnet gedient und tut das wohl auch noch heute, die beiden sind so ein Paar Unzertrennliche, wie ich bereits schilderte. Neulich brachte man während der Tafel bei Kardinal von Tencin das Wochenblättchen von Rom, in dem ein recht netter Bericht stand, über den aber der gottselige Kardinal ein etwas saueres Gesicht zog, wobei er sich auf die Lippen beißen mußte, um nicht zu lachen. Man muß dazu noch wissen, daß Alessandro Albani Protektor Sardiniens ist. Der Bericht lautete: »Gestern gab man im Theater Alibert zum ersten Male die Oper Siroë, vertont von Gaetano Latilla, mit Text von Metastasio. Seine Eminenz Monsignore Kardinal Alessandro, der den Nachmittag in Geschäften mit dem Minister des Königs von Sardinien bei Madame Grimaldi verbracht hatte, zeichnete die Vorstellung durch sein Erscheinen aus. Dann aber verließ er, diese Ergetzlichkeit hintanstellend, das Schauspiel schon nach dem ersten Akt und kehrte zu Madama Grimaldi zurück.«

Die zweite Geschiedene ist eine Lanfreducci: schlank, zwanzig Jahre alt, wohlgestaltet und schön wie ein Engel. Was ihren Gatten betrifft, so muß sein Leiden wirklich nicht zu heilen gewesen sein! Er hat auch gar nicht versucht, sich zu verteidigen und die Leute glauben lassen, was sie wollten. Nach Auflösung ihrer ersten Ehe hat sie sich, gerade vor vierzehn Tagen, wieder verheiratet und zwar mit dem kleinen Sampieri, was uns eine üppige Hochzeitsfeier eintrug, da der Bräutigam sehr gut mit uns bekannt war. Die Dame hat es nicht darauf ankommen lassen wollen, ein

zweites Mal um ihr Recht betrogen zu werden, und unter dem Vorwand, daß ihr Zukünftiger sehr flott gelebt habe, ein ärztliches Gutachten gefordert. Man hat ihr einen Bericht darüber geliefert wie über den Zwerg des Augustus. An der Stelle des kleinen Sampieri hätte ich das übel genommen und meinerseits ein Gutachten verlangt: von einer Hebamme!

Bei dem dritten Prozeß endlich stehen bedeutende Interessen auf dem Spiele. Es handelt sich um die Doria, Herzogin von Tursi, des reichen Genuesen Doria einzige Tochter. Wie es heißt, ist ihr Vater Ursache, daß sie diesen Prozeß anhängig gemacht hat, der sie, in heller Verzweiflung, daß sie keine Kinder bekommt, mit einem Doria seiner Verwandtschaft vermählen möchte. Aber der gute alte Herr mag machen, was er will, aus der Tochter erblühen ihm keine Enkel, dafür bürge ich. Denn sie ist nun, ich weiß gar nicht wie viele Jahre, vermählt und wirklich ein wahres Heilmittel gegen die Liebe. Sie kam in Person her, um ihren Prozeß zu betreiben, und das war eine ausgemachte Dummheit! Ihr Gesicht allein ist die reine Rechtfertigungsurkunde für ihren Gatten. Als man sie mir neulich in einer großen Gesellschaft beim Kardinal Aquaviva zeigte, konnte ich mir die Bemerkung nicht versagen, in dem Prozeß könne man schon nach der Aufschrift auf dem Aktenbeutel urteilen. Dem armen Gemahl aber geht die Sache trotzdem recht nahe, wegen der schönen Augen ihrer Schatulle. Man erzählte mir, daß ihm, als er auf der Durchreise nach hier Ancona berührt hätte, der Name dieser Stadt Glück brachte und ihm ein erfreuliches Ereignis geschehen ließ. Unverzüglich ließ er mitten in der Nacht einen Notar und Arzt wecken, um den Vorfall zu Protokoll zu nehmen. Die aber ärgerten sich, daß man sie im Schlaf störte, riefen: »Herrgott, geht es denn dem Herrn Herzog schlecht?!« »Im Gegenteil,« hieß es. »Nun also, wenn dem so ist, wollen wir morgen früh kommen.« Der arme Prozessierer schrie nun, dann sei er

ruiniert, ruiniert. Und wirklich, weil er die Gelegenheit nicht beim Schopfe griff, fand sie sich alle Male sonst glatzköpfig. Wenn Ihnen solche Prozeßgeschichten Spaß machen, will ich Ihnen späterhin den Ausgang mitteilen. Es sollen mancherlei Leidenschaften und Quertreibereien in der Verhandlung mitspielen. Man glaubt, daß die Herzogin gewinnen wird, wiewohl sie die öffentliche Meinung eher gegen sich hat, denn man meint, daß sie sich ein wenig spät darauf besinnt, nach zwölf- oder fünfzehnjähriger Ehe.

Die Conversazione beim Kardinal Aquaviva, wo ich sie gesehen habe, ist zweimal die Woche, wird stark besucht, und es geht dort hoch her. Gespielt wird nur selten. Diese »Conversazioni« sind wirklich, was ihr Name sagt, man spaziert in den Gemächern auf und ab und unterhält sich, manchmal wird musiziert, immer aber gibt's Schokolade und Eiswasser die Fülle. Noch mehr liebe ich die ganz vorzüglichen Sorbetts mit Zimt, die gehaltvoller sind als die dünnen Limonaden und doch nicht so derb wie das Gefrorene. Ich muß meinen Kammerdiener einmal zum Kardinal schicken, damit er hier abguckt, wie man sie zubereitet. Ich vermute, es ist eine leichte Eismischung, die in Schnee ohne Salz stark gekühlt wird.

Der Kardinal Aquaviva von Aragon ist der Erste unter den großen Herren Roms und hat die glänzendste Hofhaltung. Von Natur prunkliebend, ist er durch seine hohen Einkünfte in der Lage, seiner Neigung Lauf zu lassen. Bringt ihn doch das einzige Erzbistum Montereale auf Sizilien, wie man sagt, 5—600000 Livres. Er ist Geschäftsträger der Kronen von Spanien und Neapel, und das gibt ihm, da die römischen und neapolitanichen Interessen wegen der Nachbarschaft beider Staaten stark verquickt sind, in Rom fast unbeschränkten Einfluß. Als unlängst um seinen Palast herum ein Volksaufruhr getobt hatte, wurden auf königlichen Befehl die Lehen sämtlicher römischer Herren, die säumig gewesen waren, ihm zu Hilfe zu kommen, eingezogen, die

Lehen des Connetable nicht ausgenommen. Der Kardinal ist hoch- und gut gewachsen, nur ein wenig grobschlächtig, und seine Geistigkeit scheint seinem Wuchs zu entsprechen. Mit Kardinal Tencin steht er in engstem Einvernehmen, einige behaupten sogar, daß dieser ihn beherrsche, daran hege ich gelinde Zweifel. Denn der Herr von Aragon scheint mir ein schroffer und ganzer Mann, so rund und höflich er sich vor der Welt zu geben weiß. Er liebt Vergnügungen, Weiber und gute Tafel. Ich habe Störe bei ihm gegessen, die der Zunge des Apicius würdig gewesen wären. Ich hatte mich schon manchmal gewundert, warum die Römer von einst gerade in diesen Fisch so vernarrt waren, der meinem Geschmack nach manchem anderen in Paris nachsteht, wiewohl er so teuer und gesucht ist, dieser Tiberstör aber steht weit über dem aus dem Ozean und hat in meinen Augen die Gutschmeckerei der lieben Alten wieder mal gerechtfertigt. Er ist wirklich von ganz erlesenem Geschmack, gar nicht wie andere Mittelmeerfische, die denen des Ozeans bei weitem nicht gleichkommen. Man hat beispielsweise hier nur höchst mittelmäßige Austern, selbst die aus dem adriatischen Golf taugen nichts, obwohl sie besser sind als die anderen. Plinius war nicht dumm, als er behauptete, die Austern aus dem Lukrinersee seien nur deshalb so beliebt gewesen, weil man damals die von der englischen Küste noch nicht gekannt habe. Wo aber, zum Teufel, hat er denn die gegessen!?

Auch Kardinal Tencin hat seit ein paar Wochen angefangen, Conversazione zu halten. Es kamen die ersten Male soviel Leute hin, daß man sich in den Gemächern drängte, wie in einem Tanzsaal, wo man vor Menschen nicht tanzen kann. Das Vergnügen können Sie sich denken! Am liebsten besuchen wir die Conversazione unseres Freundes Buondelmonti, den wir schon in Avignon kennen lernten, als er dort noch Vizelegat war. Man hat ihn seitdem zum Gouverneur von Rom gemacht — diese Würde erhebt ihn zum obersten

Prälaten der Monsignori — und er wird bald Kardinal werden. Was eigentlich für die Stadt und ihre Polizei recht schlimm wäre! Sie hätte es bitter nötig, einen geistvollen und energischen Mann wie ihn recht lang auf diesem Posten zu behalten, denn ihm könnte es vielleicht glücken, wenn man ihn gewähren ließe, Zucht und Ordnung wiederherzustellen, die sie arg nötig hat; aber selbst die winzigsten Nichtsnutze finden hier noch ihren Beschützer. Buondelmonti stöhnt manchmal vor uns darüber. »Was kann ein Mann hier, wo es ebensoviele Herrscher wie Kardinäle gibt, Gutes ausrichten!« sagte er einmal. »Jeder beneidet den anderen, wacht eifersüchtig auf seinen Rang, seine Vorrechte und seinen Asylfrieden.« Und alles hat hier Asylrecht: die Kirchen, der Umkreis eines Botschafterviertels, das Haus eines Kardinals, und das geht so weit, daß die armen Teufel, die Sbirren (so heißen die Hatschiere der Stadtwache), eine besondere Straßenkarte von Rom haben müssen, die ihnen zeigt, wo sie gehen dürfen, wenn sie hinter einem Übeltäter her sind. Kürzlich ließen sie sich einfallen, einen Mann vor dem Palais de France festzunehmen, während der Botschafter drin war, ja sogar am Fenster stand. Herrgott, wie sie da die Dienerschaft anfiel und abstriegelte! Es war sicherlich unter solchen Umständen recht unklug von den Sbirren gehandelt, und der Botschafter konnte ihr Vorgehen nicht gutheißen. Sie wissen, was eine derartige Geschichte damals auf Korsika für Lärm schlug. Es ist aber ein Fehler der Regierung, daß man zum Schaden der allgemeinen Ordnung gezwungen ist, auf solche Sonderrechte von Privatpersonen Rücksicht zu nehmen. Wenn der Papst den festen Willen dazu hätte und auf einen Schlag alle diese mißbräuchlichen Vorrechte aufhöbe, habe ich Grund zu glauben — so habe ich wenigstens die Gesandten sich äußern hören — daß er bei den Kronen auf keinen starken Widerstand stoßen dürfte. Solange aber die abgeschmackte Frommsüchtelei das Asylrecht der Kirchen nicht aufgeben will, wird sich darin nichts ändern.

Kürzlich ereignete sich ein Vorfall, der Ihnen als Pröbchen der Sicherheit in der Stadt dienen kann, ich wäre ihm um ein Haar zum Opfer gefallen, denn ich fuhr fünfzig Schritte davon in der Kutsche. Ein Missetäter hatte sich unter das Portal einer Kirche nahe der Cancelleria geflüchtet und fing nun alle Augenblicke mit dem Türhüter dieses Palasts Streit an. Um nun diesem Zank ein Ende zu machen, nimmt unser Türhüter eines schönen Morgens eine Flinte und schießt von der Schwelle seines Hauses auf den Mann, wie auf einen Hasen im Lager. Ihn tötete er nicht, wohl aber ein armes Äbtlein, das vorbeiging. Gleich darauf nistete er sich wieder in seiner Loge ein, wo er sich nun allem Anschein nach mäuschenstill hält, denn man hat ihn seitdem nicht wieder gesehen. Der Gouverneur Buondelmonti findet es höchst übel, daß sich die Türschließer der Kardinäle so ungeschickt mit der Ausübung der öffentlichen Gerichtsbarkeit befassen. Er mochte aber beim Kardinal Ottoboni tun und sagen, was er wollte, man will den Mann nicht ausliefern, dabei bleibt's oder wird nur unerhebliche Folgen haben. Ich sah den Gouverneur ordentlich wütend über die Geschichte.

Wir beehren noch ein paar andre französische Häuser außer diesen: dasjenige des Abts von Canillac, der Graf von Lyon, Auditeur bei der Rota und ein milder, höflicher Mann ist, er hat einen schönen Palast und die beste Küche der Welt, dann dasjenige unseres Konsuls, des Herrn Digne, eines dienstfertigen Biedermanns, Gemahl einer sehr würdigen Dame, die ich mir gern ein wenig aneignete, wenn das Plätzchen, das sie zu vergeben hat, nicht schon besetzt wäre. Verflucht, hier muß man früh aufstehen, um die Damen einmal frei zu finden. Übrigens ist sie die größte Schokoladenvertilgerin und die ärgste Spielratte beim minchiate, die die Welt kennt, das tröstet mich ein bißchen.

Besonders ist auch Herr Détroy, der Direktor der Mal-


EMINENTISS·E REVERENDISS·PRINCIPE
D·TROJANO D'ACQUAVIVA D'ARAGONA
ARCIVESCOVO DI MONREALE
MINISTRO IN ROMA DELLA MAESTA CATTOLICA
E DEL RE DELLE DUE SICILIE
E PROTETTORE DE I LORO REGNI

akademie im Palais de France, eifrig bestrebt, seine Landsleute in Rom zu bewirten, er gebärdet sich dabei fast wie ein »Standesherr«. Aber sein Handwerk bringt ja ein wenig Windmacherei mit sich, und so nimmt es ihm niemand übel. Er ist sehr wohlhabend und macht wirklich ein nettes Haus. Ich gehe recht gern hin zum Abendessen. Er hat eine liebe junge Frau, sehr höflich und anmutig gewachsen. Die freilich ist einmal wirklich fromm. Man spielt Schach oder Piquet und plaudert über allerhand kleine Neuigkeiten aus Frankreich. Dann schreit man sich über Malerei die Kehle heiser gegen Herrn Détroy, der keinen Maler als größer wie Paul Veronese anerkennt, höchstens noch sich selber.

Da, liebe Freundin, haben Sie, wie Sie wünschten, eine umständliche Schilderung, wie ich meine Abende verbringe, bis zu dem Abend, an dem die Theater anfangen. Denn dann gibt es nirgends Gesellschaften mehr außer im Schauspiel selbst, in den Logen. Diese Gesellschaften haben meist nichts recht Vergnügliches. Aber selbst, wenn sie das erfreulichste Ding der Welt wären, auf die Dauer kann einem die Freude, in seiner gewohnten Gesellschaft, mit Leuten, die einem wohl vertraut sind, zu verkehren, nichts ersetzen. Danach urteilen Sie selbst, ob dies unstäte zusammenhanglose Dasein, daß ich hier führe, ja ob alle Freuden der Welt eine Freundin wie Sie ersetzen können. Wann wir von hier abreisen werden, weiß ich noch nicht, bisher ist über den Punkt nichts beschlossen. Und Sie wissen ja: Unsere Gefährten sind unsere Meister. Ich schwöre aber, daß der Augenblick, der mich Ihnen wieder nahe bringt, der schönste der ganzen Reise für mich sein wird. Tausend Empfehlungen für Ihren Gatten und Mister Kingston.

## VIERUNDVIERZIGSTER BRIEF*)

An Herrn von Quintin.

Aufenthalt in Rom. Fortſetzung.

‹Rom, den . . . 1739 od. 40.›

Lieber Quintin!

Wir fangen heute unſeren Spaziergang auf dem Kapitol an. Seien Sie aber brav und denken Sie daran: ſo müde wie die letzten zwei Male dürfen Sie mich nicht machen. Sonſt ſtoße ich Sie gleich einmal, ehe wir weitergehen, zum warnenden Exempel für die Nachwelt vom tarpejiſchen Felſen, trotz Ihrer Erlauchtheit. Der Sturz iſt ſo arg nicht, ich will ja aber auch nur Beſſerung, nicht den Tod des Sünders. Sie würden im Hof des Palazzo Caffarelli noch ſo ziemlich auf die Füße fallen, etwa wie auf die Place Saint-Jean vom Balkon Ihres Arbeitszimmers. Mörderiſch wäre das nicht, wieder ein Beweis, wie ſehr ſich der Boden ſeit Manlius gehoben hat.

Ehedem ging man aufs Kapitol vom Forum Romanum aus durch den Bogen des Septimius Severus. An dieſer Seite ſieht man, rechter Hand vom heutigen Anſtieg, noch bedeutende Reſte antiker Grundmauern und die Fundamentbauten, die die neuen Gebäude tragen. Heute kommt man von der anderen Seite, erſt eine ſchöne breite Straße, und erſteigt dann eine außerordentlich breite Treppe oder ſanft geböſchte Steige, die mit Stufen und wie der Kapitolshof mit einer ſchönen Baluſtrade verſehen iſt. Am Treppenfuß zwei mächtige waſſerſpeiende Löwen aus ägyptiſchem Marmor, am oberen Abſchluß in großem griechiſchen Stil gehaltene Koloſſalfiguren von Kaſtor und Pollux, ihre Roſſe an der Hand führend. An der oberen Baluſtrade, rechts und links, ſtehen die durch Marius den Cimbern und Teu-

*) Lettre XLV bei Colomb.

tonen abgenommenen Siegestrophäen, die Sulla niederreißen ließ und Cäsar wieder aufrichtete, außerdem zwei Kolossalstatuen und zwei kleine Pfeiler: der eine Pfeiler ist die erste Meilensäule mit einer vergoldeten Kugel, der zweite trägt die Bronzeurne mit Trajans Asche, die der Kaiser, als er noch auf der Spitze der Trajanssäule stand, in der Hand hielt. Die Statuen von Kastor und Pollux sah man einst im Theater des Pompeius, der erste Meilenstein stand in der Mitte des Forums, von ihm aus nahmen die großen Heeresstraßen ihren Anfang. Ob man nicht auch in Frankreich, wo wir unter der Regierung des jetzigen Königs so viele schöne Straßen gebaut haben, gut täte, ähnliche Säulchen mit Zahlzeichen von Meile zu Meile zu setzen, wobei dann die erste in die Mitte von Paris auf die Neue Brücke käme, zu Füßen des Reiterbildes von Heinrich IV.?

Das heutige Kapitol besteht aus drei einzelstehenden Gebäuden: das rechts ist der Palast der Konservatoren des römischen Volkes, das links der Palast der Antiken. Der Hof ist viereckig, inmitten steht ein Reiterbild Mark Aurels aus Bronze, ehedem vergoldet, das herrlichste Stück der Art, das die Erde kennt. Alle Bronzerosse der Welt müssen vor ihm sich neigen und man ist wahrhaftig versucht, es anzusprechen, wie jener geistreiche Maler, der zu ihm sagte: »Warum gehst du nicht vorwärts? Du lebst doch!« Der Kaiser sitzt in ruhiger Haltung und streckt den Arm aus, als ob er zu seinem Heere spräche. Alle drei Paläste haben korinthische Pilaster und werden gleichmäßig bekrönt durch eine Balustrade mit Statuen. Den mittleren überragt hoch und schlank eine Art Warte oder Glockenturm, der mit einer Kolossalfigur, das christliche Rom darstellend, abschließt. In diesen Palast, den wenigst schönen der drei, führt eine Doppeltreppe mit Vorrampe, die Michelangelo gebaut hat. Den Treppenstock, der mit einem großen Brunnen in den Hof vorspringt, schmücken rechts und links die hingelagerten Figuren zweier Flußgötter, Nil und Tiber, und in der

Brunnennische thront die berühmte sitzende Minerva oder bewaffnete Roma, ich glaube bestimmt, daß es die gleiche ist, die man einst »Minerva Catuliana« nannte, weil sie Quintus Lutatius Catulus als Vorsitzender des Senats hier aufstellte, nachdem er das Kapitol, das in den Bürgerkriegen zwischen Marius und Sulla abgebrannt war, wieder aufgebaut und feierlich übergeben hatte. Die Statue ist weißer Marmor und trägt ein Gewand von Porphyr. Man sieht noch heute am Kapitol die Inschrift, die Catulus damals an dem neuen Gebäude anbrachte:

Q. Lutatius. Q. F. Q. N. Catulus. cos. substructionem: et tabularium. ex. S. C. faciundum curavit.

Kurz, im ganzen wie im einzelnen ein prächtiger Anblick, was Sie aber besser empfinden werden, wenn Sie schnell einmal auf den Stich schauen, als durch die langatmigste Beschreibung.

Im Innern sind alle drei Paläste von oben bis unten voller antiker Statuen und Inschriften, die man hier nach und nach aufstapelt, wann sich gerade eine Gelegenheit bietet, besonders reich daran ist der linke. Den stärksten Zuwachs erhielt die Sammlung durch Ankäufe des Papstes Clemens XII., der unter anderen fast das ganze Museo Alessandro Albani erworben hat. All das steht ungeordnet in den Höfen, Säulenhallen, Gemächern und an den Treppen. Dabei wäre die Sammlung wundervoll zu ordnen und stünde dann kaum der Großherzoglichen Galerie nach, es wäre Zeit, daß man das auch wirklich mal täte. Ich fürchte freilich, daß es dazu an Raum fehlt. Nichtsdestoweniger hat es den Anschein, als wolle man bald etwas tun, was noch in Rom zu erwerben ist, hinzufügen, und sogar eine Gemäldesammlung anlegen. Bleibt nur zu wissen, ob der Nachfolger unseres Papstes für Kunst Sinn hat und die hohen Kosten aufbringt.

Ich will Ihnen nun aus demjenigen, was ich kunterbunt auf meine Agenda gekritzelt habe, einen Begriff des Wich-

tigsten geben, was dort ist. Den Rest erhalten Sie, um auch darin nicht vom Urbild abzuweichen, gleichfalls ungeordnet, im Hauptauszug. Aber selbstverständlich werden Sie auch in dieser Liste nicht alles finden. Mit einer lückenlosen Aufzählung würde man bei der fabelhaften Menge von Büsten, Philosophenstatuen, griechischen Dichtern, Göttern, Kaisern usw. nie fertig, außerdem ist vieles darunter, wovon kein Mensch, auch ich und Sie nicht, weiß, was es vorstellt.

Zuerst finden Sie unter der Säulenhalle links Ihren Freund Marforio, der von seinem lieben Pasquino nun schon lange getrennt ist. Da er selbst nicht ganz heil war, hat er den schon recht bröckligen Freund der Unbill des Wetters überlassen müssen. Er ist ein dicker Flußgott und wohnte anfangs auf dem Forum Martis, wodurch er dann aus »Rhein« oder »Nil«, der er einst war, zu »Marforio« wurde. Er glaubt wohl daheim zu sein, denn dicht neben sich hat er vier granitene Ölgötzen aus Ägypten, steif und eckig, aber voll Ausdruck. Die ägyptische Rasse von ehedem muß gewisse Eigentümlichkeiten der Gestalt besessen haben, denen wir auf allen ägyptischen Statuen begegnen: eine viereckige Nasen- und Kinnform, hochknochige Wangen, große geschmeidige Gestalt mit hohen Schultern und wie die Wangen gewölbten Brustkästen. Diese Götzenbilder kommen aus den sallustianischen Gärten. Nahebei ein großes Grabmal des Alexander Severus und der Julia Mammea, auf dem sich die beiden halbliegend ausstrecken. Auf der Treppe eine Riesenfigur des Pyrrhus, Königs von Epirus, er trägt ein über und über besticktes Waffenhemd, das der Papst letzthin von Madama Massimi gekauft hat und mit großen Kosten wieder herstellen ließ. Ein sehr seltenes Stück: die Ausführung besticht durch die Größe, ohne höchste Vollendung.

Beachten Sie am Treppenabsatz ein schönes, in die Mauer gelassenes Flachrelief, »Mark Aurel als Sieger«, außerdem die berühmte Schnäbelsäule des Duilius, an der sämtliche im ersten punischen Kriege eroberte Schiffsschnäbel angebracht

sind. Sie scheint echt zu sein und ist in dem Fall eins der ältesten Denkmale, die wir von Römerhand haben. Man fand sie nahe am Triumphbogen des Septimius Severus.

Eine herrliche Gruppe: Löwe und Pferd im Kampf. — Bruchstücke verschiedener fabelhaft großer Standbilder von Nero, Domitian usw., letztgenannte im Hofe des rechten Flügels. Aber ich mache mir, wie schon gesagt, kein Gewissen daraus, einmal von rechts nach links zu schweifen. —

Nun treten wir in die Gemächer: das einzige Standbild des Marius, freilich gibt's außer ihm noch ein paar Büsten. Seit unvordenklicher Zeit steht es auf dem Kapitol und man weiß durch die Überlieferung, daß es ihn darstellt. Das ward auch neuerdings durch Vergleichung mit einer in England gefundenen Münze bestätigt, von deren im übrigen unleserlichen Umschrift noch »Cos. VII.« zu erkennen war, was nur auf Marius gehen kann. Ich habe sein trauriges Antlitz schleunigst zeichnen lassen, um es in meinen Sallust zu setzen. — Der sterbende Gladiator (il Mirmillone) ist eine herrliche Antike ersten Ranges und selbst darunter eine der besten. Einen vollendeteren Körper mit rührenderem Ausdruck sieht man nirgends. Auch er kommt aus den Gärten Sallusts und der Papst kaufte ihn erst vor kurzem von den Ludovisi. Dann ein Jüngling mit einem Löwenfell um die Schultern, »Heros vom Aventin« genannt, eine Art italischer Herkules, er hat grobe kurze Gliedmaßen, die schrecklich verstärkt sind. Die Statue ist barbarisch und trotzdem großstilig gearbeitet, was ihr etwas launisch Reizvolles in der Wirkung gibt. — Eine Totenbeweinerin, vorzüglich im Ausdruck. — Die Dea Pudicitia. — Löwe, ein Pferd verschlingend, der Kopf des Pferdes ist neu, ganz herrlich. — Ein Kopf des Brutus, des Begründers der Republik, sehr selten, der Rest der Statue ist verloren. Man behauptet, dies sei dieselbe, unter die man zur Zeit der Diktatur Cäsars die Worte schrieb: »Wollte Gott, du wärest noch am Leben!« Was freilich leichter gesagt als bewiesen ist. Nun als

Gegenstück einen Rumpf ohne Kopf! 's ist ein Jammer, Quintin, gerad dem Manne würden wir liebend gern ins Antlitz geschaut haben! Es ist Virgil. Weinen möchte man, daß ein so weiser Dichter den Kopf verloren hat. Und ist's nicht schändlich, so viele Medaillen von Kaisern und Königen hat man prägen lassen und von den wirklich erlauchten Persönlichkeiten nicht eine. Würden Sie nicht fünfhundert Tiberiusse für einen Virgil geben!? Fragen Sie übrigens die Leute, warum das eigentlich Virgil ist! Sie wissen es nicht, und ich auch nicht. Da ist die bronzene Wölfin, die Remus und Romulus säugt, doch ganz anders echt: seit aschgrauer Zeit steht sie hier oben. Mit gewisser Befriedigung sah ich die Spur des Blitzes, der ihr am Bein entlang fuhr und es zum Teil schmolz im Jahre, als Cicero Konsul war. Gott weiß, wie er das Prodigium gegen Catilina ausschlachtet. Etwas weiter die Bronzestatue Leos X. mit seinem dicken Schlagflußhals. Kein Wunder, daß er mit vierzig Jahren so plötzlich verschied. Es war schad' um ihn, denn er war ein Freund der Künste, verstand was davon und würde, wenn er ein Papstalter gelebt hätte, uns eine Unmenge schöner Sachen verschafft haben.

Im selben Raum sind die Konsulartabellen in das Mauerwerk eingelassen, hier heißen sie die »Marmortafeln vom Kapitol«, und sind zweifellos von allem hier Aufgestellten das kostbarste. Unter der großen Zahl anderer Inschriften sind einige recht beachtenswerte, wie die über das Konsulat der beiden Gemini, unter denen Jesus Christus gekreuzigt wurde. Dann die Lex regia, die bestätigte, was Commodus, ehe er zur Regierung kam, getan hatte. Betrachten Sie auch das alte auf dem Kapitol befindliche Aichmaß mit den alten römischen Maßen. An Gemälden gibt es bisher auf dem Kapitol nichts Außerordentliches.

Nun flink hinüber zur Ara Coeli, dort wollen wir das Grabmal der Siti-Maani ansehen. Diese Dame aus Babylon, deren Leichnam ihr Gatte Pietro della Valle mit so

rührender Ausdauer durch ganz Persien und Indien hierher schleppte, stammte aus dem edlen Hause Goërida. Man ersteigt den Berg auf einer fabelhaften Treppe aus weißem parischen Marmor vom Tempel des Juppiter Capitolinus, der zu diesem Zwecke zerstört ward. Das war wahrhaftig der Mühe wert! Am Treppenfuß eine Porphyrstatue ohne Kopf und ein kümmerliches Grabmal des Terenz mit einer Medaillonbüste, der die allgefräßige Zeit die Nasenspitze abnagte. Die Kirche über den Ruinen dieses berühmten Tempels gibt von außen wenigstens nur einen schwachen Ersatz dafür. Einheitlich ist sie wohl, aber auf üble Art barbarisch, das Innere ist mit zwei Reihen Säulen aus besagtem Tempel prächtig geschmückt. Unter den vielen Malereien verdient höchstens eine Heilige Familie von Raffael, daß sich eine Person Ihrer Bedeutung dabei aufhalte. Beim Abstieg vom Kapitol nach dem Forum Romanum zeige ich Ihnen linker Hand unter dem Kirchlein San-Pietro in Carcere einen Kerker, aber einen höchst kostbaren, den alten Carcer Tullianus, den schon König Tullus Hostilius hat bauen lassen. Ziemlich lang her, was!? Aber es kommt noch besser. Denn es ist derselbe Kerker, in den Jugurtha nach dem Triumphzug des Marius geworfen wurde, und worin er Hungers gestorben ist. Ebendort ließ Cicero den Cethegus und andere Mitschuldige Catilinas erwürgen. Denken Sie, mit welcher Begierde ich hinabstieg, um den Geist des Numidierkönigs zu erblicken! Der Ort ist aufs Wort noch genau so, wie ihn Sallust beschrieben hat. Hier ward kürzlich auch der heilige Petrus eingekerkert. Wir haben's gewissermaßen noch mit erlebt, denn es geschah ja in unserer Zeitrechnung.

Dies Gewölbe, die Fundamentreste des Kapitols und die herrlichen Abflußleitungen des Ancus Martius sind die ältesten Überbleibsel der Königszeit. Vor den Resten der Abflußleitung staunt man noch heute über die Größe dieser Anlage, die ein so unbedeutender Fürst mit solch kleinem

Volke unternommen hat. Sie ist aus großen Quadern aufgeführt und so breit, daß ein Wägelchen hindurch kann. Es ist geradezu ein Frevel, daß man diese Kanäle verfallen ließ, die der Sauberkeit und Gesundheit Roms sehr nützlich sein würden.

Ein recht klägliches Stück sehen Sie auch in der Malerschule von Santa Martina: den wirklichen Schädel meines geliebten Raffael. Ach Gott! Mit todbetrübtem Gesicht habe ich ihn betrachtet und in Händen gehalten. Und ich meine wahrhaftig, dieser Totenkopf sei hübscher als andere. Die kleine Kirche ist ein ehemaliger Marstempel, sie hat gute Architekturen, eine hübsche Kuppel, ein prachtvolles Sakramentshäuschen, gute Statuen und zwei oder drei gute Bilder.

Dicht dabei finden Sie noch ein paar antike Bauten, auf die Sie aus Liebe zum Altertum rasch einen Blick werfen, nämlich: Sant-Adriano, das ehemalige Ärarium oder die Münze, San-Cosma e Damiano, einst ein Rundtempelchen für Remus und Romulus: viel Umstände hat man um sie nicht gemacht. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, es gibt hier zu viel des Schönen, selbst wenn wir in aller Ruhe auf dem Forum verweilen wollen. Nur vier Schritt von Ihnen steht die schöne Vorhalle eines dem Antonius und der Faustina geweihten Tempels mit vortrefflichem Friese. Ihre Säulen, die schon stets etwas kurz waren, wirken jetzt noch kurzbeiniger, weil sie tief im Erdboden drin stecken. Beim Triumphbogen des Septimius Severus nahe dem Aufstieg zum Kapitol ist's damit noch schlimmer, ebenso beim Tempel des Juppiter Tonans und dem der Concordia auf dem Hügel selber. Der Severusbogen steckt bis zum Kranzgesims des großen Mitteltores in der Erde und fast bis zum Scheitel der Bögen der zwei Seitentore, durch die man nicht mehr gehen kann.

Was von diesem herrlichen kompositen Triumphbogen aus weißem Marmor, mit kannelierten Säulen, Flachreliefs

und Inschriften noch da ist, ist ziemlich verdorben und schlecht gehalten, die Statuen und sonstigen großen Schmuckstücke, die darauf standen, sind verschwunden. Die Flachreliefs mit den Siegen des Severus, der Flucht des Artaban und der Parther, den Belagerungen der Städte, die er erobert, sowie Kriegsmaschinen und anderem Rüstzeug, sind ein wenig kleinlich und verschwommen.

Die Säulenreste der weiter oben stehenden Tempel stecken gleichfalls mehr oder weniger im Boden. Vom Tempel des Juppiter Tonans blieben drei kannelierte korinthische Säulen mit reichem Gebälk darüber, die außerordentlich schön sind, sie bilden die Ecke einer fast ganz erhaltenen Säulenhalle: acht ionische Säulen aus Granit mit Kapitellen und Gebälk aus parischem Marmor. Weiterhin auf dem Campo Vaccino sieht man eine herrliche korinthische Säule, die ganz allein steht.

Noch weiterhin drei ähnliche, einzig schöne Säulen, mit einem Friese, der mit köstlich schönen Flachreliefs geschmückt ist. Unübertrefflich! Sie gehörten einst zu einem Tempel des Juppiter Stator. Wenn auch die einzelstehende Säule zu ihm gehört hat, muß er fabelhaft groß gewesen sein. Ich möchte lieber annehmen, daß sie das Überbleibsel eines alten Markthauses oder einer offenen Halle ist, die auf dem Platze zur Bequemlichkeit des Volkes errichtet war. Rechts hinter der Kirche Maria Liberatrix nahe dem Palatin ist noch altes Gemäuer, das zur Rednertribüne, der alten Rostra, gehört hat. Kurz, der ganze Raum zwischen Kapitol und Titusbogen war einst das römische Forum. Jetzt heißt er »Campo Vaccino« und ist besät mit den Trümmern der schönsten antiken Bauten, viele liegen, andere stehen noch, werden aber auch bald fallen. Mir tut es besonders leid um das Bruchstück, das vom Tempel des Juppiter Stator noch dasteht, es ist wirklich eins der schönsten Dinge der Erde. Im übrigen liegt alles völlig verwahrlost durcheinander, der ganze Platz ist ein einziger Schutthaufen. Erstaunlich, daß man hier in Rom, wo

doch viel geschieht, um der Stadt Pracht zu verleihen, noch nicht darauf kam, den weiten Platz von Schutt und Erdreich wieder freizulegen, ihm eine Form zu geben, die alten Denkmale, die ihn füllen, auszugraben, wiederherzustellen, zu erhalten, kurz, diesem Fleck Erde, der soviel Schönes aus aller Zeit birgt, wieder ein schmuckes Gesicht zu geben.

Wiewohl es recht wahrscheinlich klingt, daß der heutige Name dieses Platzes »Campo Vaccino« von dem lateinischen »Forum boarium«, der hier nahebei liegt, sich herleite, wo tatsächlich heute noch Rindermarkt gehalten wird, glauben Sie bitte nicht, daß ein Name vom anderen herrührt. Der Name Campus Vaccinus ist uralt, weit älter als der des »Forum Romanum«, wie aus Titus Livius erhellt, der berichtet, daß hier ehemals das große Haus des Vitruvius Vaccus gestanden hat, das wegen Hochverrates des Eigentümers im Jahre 423 geschleift und dessen Grundstück für den Staat eingezogen wurde. Während dieser kleinen etymologischen Abschweifung habe ich Sie bis zu den Ruinen des Friedenstempels geführt, den Vespasian als den größten und herrlichsten Tempel Roms erbaut hatte. Seine Form läßt sich nach dem, was davon überblieb, ziemlich erschließen. Er bildete ein dreihundert Fuß langes und über zweihundert Fuß breites Rechteck, die Seiten in der Mitte ausgerundet zu je einer tiefen Nische. Der Eingangsseite war eine Halle von sechs zu acht Säulen vorgelegt, mit Architrav und Giebelfeld, welche die ganze Vorderseite einnahm. Das Innere bildete ein langes Hauptschiff und zwei niedrigere Seitenschiffe, die Seitenschiffe bestanden aus je drei Kapellen, (von denen die mittlere wegen der ausgebauchten Nische tiefer war als die anderen), und die sich, durch vier dicke Mauern geschlossen, auf das Hauptschiff in Arkaden öffneten. Am Ende dieser Mauern stand je eine gewaltige kannelierte korinthische Säule aus parischem Marmor, so daß also acht Säulen, auf jeder Seite vier, das Hauptschiff gliederten, eine jede mit

ihrem Architrav und Kranzgesims, von wo die Zwickel seiner hohen Gewölbe ausliefen. Alle Wölbungen waren mit Mosaik und Rosetten mit bronzenen Hängezieraten geschmückt. Hier fanden sich alle die Schätze aufgehäuft, die man aus dem Tempel Jerusalems und im ganzen Orient geraubt hatte, außerdem viele Bildwerke, darunter, wie wir wissen, das Bild des Nilgotts, der von sechzehn kleinen Kinderfiguren umringt wird. Diese sollen, wie man sagt, sein Übersufertreten vorstellen, bei dem der Strom sechzehn Ellen steigt. Nur das linke Seitenschiff des berühmten Tempels steht noch, mit vier quer zum Hauptschiff stehenden Mauern und den drei Kapellen mit ihren Gewölben, an den Mauerenden sind noch Trümmer der Säulen, ihres Gebälks und die Ansätze des Hauptgewölbes. Die einzige ganz gebliebene Säule ward herausgenommen und mit ihrem Architrav ganz frei mitten auf die Piazza Maggiore gestellt auf einem schönen Sockel. Was der Tempel einmal war, kann ich mir nicht vorstellen, das aber behaupte ich: diese freistehende Säule ist das schönste Stück Architektur, das das Weltall besitzt, sie gewährt mir eine mindestens ebenso hohe, ja vielleicht noch höhere Freude als irgendein vollständiges antikes oder neuzeitliches Bauwerk, denn sie gibt den Begriff einer letzten Vollendetheit, über die hinaus die Kunst nie gelangt ist. Vor vierzehn Tagen fuhr übrigens der Blitz in die Säule und schlug – der Tölpel – ein Eck des mit Akanthusblättern verzierten Kranzgesimses glatt herunter, es wird ein schönes Gerüst brauchen, um es wieder an seinen Platz zu bringen. Wenn man in den Tempeltrümmern ein wenig nachgrübe, fände man vielleicht noch eine zweite. Aber überhaupt der ganze Campo Vaccino! Wer es unternähme, ihm wieder Gestalt zu geben und zu diesem Zwecke die Erdmassen einmal umgrübe, würde unzweifelhaft auf eine Unmenge herrlicher Sachen stoßen, aber man scheut wohl, das Volk an einer so belebten Stelle durch derlei Arbeiten zu stören.

Im Palazzo Farnese sieht man noch den Fuß einer Säule aus diesem Tempel, dessen eine Seite folgende Inschrift trägt:

PACI · AETERNAE · DOMUS · AUGUSTAE.

Auf einer anderen Seite stehen die Namen mehrerer Offiziere, die dem Vespasian in den Krieg gegen Judäa gefolgt waren.

Ich bin über den Tempel der Pax ein wenig ausführlich geworden, wie schon in einem meiner vorigen Briefe über das Pantheon. Ich will das überall tun, wo mir eine eigenartige Gestaltung begegnet. Im allgemeinen aber spreche ich von den Antiken wenig, sondern verweise Sie auf das besondere Verzeichnis, das ich von allen antiken Bauten, soweit sie noch in Trümmern zu erkennen sind, für den Präsidenten Bouhier gemacht habe, und das ziemlich genau ist.

Nun wollen wir umkehren, wir verlassen den Platz durch den Titusbogen und gehen vorbei an der Kirche der Francesca Romana, sie hat ein schönes Portal mit korinthischen Pilastern von Lombardi und innen das prunkvolle Grabmal der Heiligen nach Zeichnungen Berninis. Die Überbleibsel des Tempels der Venus und Roma liegen in einem Garten hinter der Kirche.

Der Titusbogen ist zwar klein, aber trotzdem von denen, die hier sind, der beste, man behauptet, er sei dreitorig gewesen. Ich habe nicht die geringste Neigung, das anzunehmen. Die Rosetten an der Decke und Flachreliefs sind vortrefflich, nur leider halb verwischt durch die Jahre. Der Triumphzug des Titus nach der Einnahme Jerusalems ist darauf dargestellt: der siebenarmige Leuchter, der Tisch mit den Schaubroten, die Quadriga des Triumphators usw.

Da ständen wir also vor dem Kolosseum, nun was sagen Sie?

»Es fühle hier die ganze Welt
Verehrung, der sich Grauen gesellt.«

Wahrhaftig, ich glaube, jeder, der sich zum erstenmal inmitten der erhabenen Einsamkeit des Kolosseums oder der Thermen des Caracalla befindet, spürt ein wenig Herzklopfen vor der greisen Majestät dieser einst hochverehrten und nun völlig verödeten alten Mauermassen. Nichtsdestoweniger dienen noch bis heute die Galerien des äußeren Kolosseummantels Kleinkrämern als Unterschlupf, die ihren Kram auf in Mauerlöcher gesteckten Stangen auslegen, und zwar stecken sie ausgerechnet in den Löchern, die man in die Steinblöcke gehauen hat, um die Bronzekeilchen herauszuziehen. Vom äußeren Mantel steht nur noch ein Halbkreis, vier wunderbare Stockwerke mit Säulen und Rundbögen, der erste Stock steckt zum Teil im Boden. Er bleibt nur kraft seiner Massigkeit stehen, trotz der schändlichen Behandlung und der dicken Steinblöcke, die von den herrlichen Kranzgesimsen herabstürzten, er verlangte nichts als eine Ausbesserung. Die unteren Gänge des Innenbaues sind noch im vollen Umkreis erhalten, freilich ganz und gar heruntergekommen, und wirken kläglich. Wenn man in der Arena steht, die ein recht großer Platz ist, erkennt man gerade noch die Sitzstufen, die nach dem Bericht der alten Geschichtsschreiber einst neunzigtausend Menschen aufnahmen. Ich glaube das ohne Mühe, faßt doch schon das Amphitheater in Verona, das kaum ein Drittel so groß ist, an dreißigtausend. Wenn die Römer das Amphitheater von Verona ansehen, das seine Einwohner so hübsch wieder instand gesetzt haben, müssen sie sich schämen, daß sie das ihre, was doch ganz anders groß und berühmt ist, in solcher Verrottung lassen, wo obendrein der schönste Teil noch zur vollen Hälfte erhalten ist, und von dem zu Verona blieb nichts als die äußere Haut stehen. Ich möchte vorschlagen, — Pläne schmieden ist ja mein Steckenpferd — das Kolosseum zu einem Halbamphitheater zu machen, indem man die Gewölbe nach dem Mons Coelius zu niederlegt, die andere Hälfte aber stehen läßt und in ihrer früheren Form wieder

instand setzt. Die Arena aber gäbe einen schönen öffentlichen Platz. Ist ein halbes sauberes Kolosseum nicht mehr wert als ein ganzes, was so verlottert! Und was stünde im Wege, ihr verehrten Römer, in der Mitte des so geschaffenen Platzes einen großen Springbrunnen oder sogar einen See anzulegen, um wieder eine Art antiker Naumachie zu haben!! Der dreitorige Konstantinsbogen könnte einen der Eingänge zu diesem Platz bilden. Man hat ihn in unserem Jahrhundert recht gut ausgebessert, die Barbaren hatten allen Figuren die Köpfe abgeschlagen, man machte ihnen neue, außerdem wurden die Flachreliefs wieder hergerichtet, abgeschlagene Stücke angefügt, mit einem Wort, obschon eine Mischung von Gutem und Schlechtem, denn zur Zeit des Kaisers Konstantin arbeitete man erbärmlich, und wiewohl die guten Sachen vom Trajansbogen herrühren, den man abbrach, um die Stücke an unserem zu verwenden, ist der Konstantinsbogen heut einer der hervorragendsten und besterhaltenen antiken Denkmale. Sehen Sie hier ganz nahe dem Triumphbogen den armseligen, niedrig gewölbten Torweg? Küssen Sie den Boden, Quintin, denn dies Tor führte zu weiland Ciceros Hause. Die Stätte, zu der einstmals der Gebieter der römischen Republik heimzukehren pflegte, unter Vortritt von zwölf Liktoren und von zweitausend römischen Rittern geleitet, ist nun nichts mehr als das dürftige Atrium eines kleinen Weinbauern. Was wird aus uns? Das ist zum Fürchten.

Um die Besichtigung der zu unserer rechten Hand liegenden antiken Überbleibsel zu beschließen, können wir noch auf die sich weit hinziehenden Trümmer der Titusthermen einen Blick werfen, die Raffael so gut genutzt hat, indem er hier antike Mosaikornamente und Arabesken abzeichnete, bevor sie, wie später geschah, ganz zugrunde gingen. Hier ward der elfenbeinfarbene Meleager gefunden und die Laokoongruppe, die ich allen anderen Antiken vorziehe. Heute heißt der Ort »le sette Salle«, man sieht noch

mehrere hohe Gewölbe, die miteinander zusammenhängen. Die alten Leitungen, die das Wasser in die Thermen leiteten, und die Wasserbehälter bestehen zum Teil noch nahe San-Martino. Die Wasserbehälter sind große Säle und stehen nur durch niedrige Türchen in Verbindung, die man, um die Strömung zu brechen, schief hintereinander gestellt hat. Die Mauern sind mit einem Kitt bekleidet, der so hart ist, daß man nur mit größter Mühe kleine Stücken von ihm losbringt. Hinter den Thermen liegt die Kirche San-Pietro in Vincoli, ein großer Bau mit zwei Reihen antiker Säulen von weißem Marmor, berühmt vor allem durch die Begräbniskapelle Julius II. mit dem Moses des Michelangelo. Fast wie ein Riese sitzt er da mit einem Bart bis auf den Gürtel, in langer Tunika und die Füße nach Barbarenart bekleidet, mit zwei vorspringenden Hörnern und einem wahren Bocksgesicht. Die nackten Arme sind stark gemuskelt, und die ganze Statue ist wohl freilich schön nach den Regeln und zeigt ein überaus tüchtiges Können, ist aber andererseits wie die meisten Bildwerke Michelangelos roh und ohne Geschmack. Das Grabmal selbst besteht völlig aus weißem Marmor, hat eine Pilastergliederung mit Nischen, worinnen Statuen stehen. In der Kirche sind außer ein paar anderen Grabmälern einige gute neuere und ältere Bilder. Im Kreuzgang ein Brunnen, dessen Steinfassung mit Bildhauerarbeit nach Zeichnungen Michelangelos geziert ist. Beachten Sie auch einen Marmorsessel aus den Titusthermen, nach Suetons Bericht haben diese einst sechzehnhundert der Art enthalten.

Gehen wir nun zum Mons Coelius zurück. Die fabelhaften Ruinen, die Sie auf diesem Berg sehen, stammen von der Curia Hostilia, die das erzürnte Volk beim Leichenbegängnis des Clodius, den Milo getötet hatte, in Brand steckte. Auf einem Teil jenes Geländes stehen heute die Kirchen San-Giovanni è Paolo und San-Gregorio Magno. San-Giovanni è Paolo wirkt von außen höchst altertüm-



lich, das Innere müssen Sie wegen seiner zwei Reihen Säulen und seines Porphyrfußbodens betrachten. San Gregorio hat eine groß angelegte, schöne Fassade, das Schönste daran aber ist ein von der Kirche abgetrenntes Kapellchen, in der Guido und Domenichino miteinander wetteifernd den Martertod des heiligen Andreas in zwei ausgezeichneten Wandbildern behandelt haben, leider sind sie heute halb verloschen. Ich bekam ein klareres Bild als durch die Originale davon durch ein paar gute Kopien, die ich anderswo sah, ich werte Domenichinos Bild höher.

Die Villa Mattei verdient, daß wir bei ihr haltmachen. Von ihren weitgedehnten, aber schattenlosen Gärten blickt man auf die Trümmer der Caracallathermen hinunter. Das Gebäude ist nicht übel, überdies sind die Vorhalle und Gemächer im Inneren voller schöner Antiken.

Man zeigte mir zuerst unter der Vorhalle eine Statue des Bochus, Königs von Mauretanien, dessen ich mich schleunigst für meinen Sallust bemächtigte. Ehrlich gesagt, glaube ich nichtsdestoweniger, daß der Hauptgrund, warum man ihn als König von Mauretanien aufgestellt hat, der war, daß er aus einem sehr dunklen Stein ist. Aus seiner nach vorn umgebogenen Mütze möchte ich eher vermuten, daß wir es mit irgendeinem biederen König der Phrygier zu tun haben. Die Familie der Antonine hat hier die Ehrenplätze: Antoninus Pius, Mark Aurel, L. Verus, Älius, Hercules Commodus, Antinous und der opferspendende Cäsar sind ausgezeichnete Statuen, ebenso die Gruppe von Brutus und Porcia, die Büste einer Amazone, des Silen, die Muse Thalia und die schöne Livia Augusta, mit anderem Namen »die Pudicitia«, von Kopf bis zu den Füßen in ein langes faltiges Gewand gehüllt, das sie mit einer Hand leicht emporhebt. Im Garten stehen einige antike Statuen, die nicht so verschämt sind, denn sie pissen Springbrunnen. Wahrhaftig, außerordentlich vornehme Damen!

Der ganze Garten ist übrigens wohl bevölkert mit Bildsäulen, Urnen und anderen Überresten des Altertums, er besitzt sogar einen Obelisken, der freilich nicht sehr groß und außerdem aus zwei Stücken geflickt ist, die offenbar nicht von demselben Werk stammen, denn das eine trägt Hieroglyphen, das andere nicht. Man behauptet, er sei vom alten Kapitol hierhergekommen.

Santo Stefano Rotondo steht heute noch ziemlich so wie ehedem als Tempel des Imperator Claudius oder Jupiter Peregrinus, kreisförmig mit drei Reihen Säulen und einer Säulenvorhalle. Bis auf eine fehlende Reihe Säulen ein wohlerhaltenes Werk der Antike. Pomarancio und Tempesta haben schöne Fresken darin gemalt.

Vergessen wir auch nicht, in der Malteserpriorei auf dem Aventin eine Aschenurne anzusehen, auf der der Tote dargestellt wird inmitten der neun Musen mit ihren Abzeichen, ein hübscher Gedanke.

Wenn Sie den Aventin hinabsteigen, suchen Sie an der Stelle, wo einst der Zirkus Maximus stand, nichts mehr, als einen großen abscheulichen Morast, den Grundmauerreste der alten Sitzstufen einschließen. Mancherlei Dinge, erfreulich zu sehen, sind Grund genug für unsere Exzellenzen, die Stadt durch die Porta Capena in Richtung auf San-Sebastino zu verlassen. Einmal, besagter Heiliger wegen seiner dorischen Vorhalle mit gekuppelten Säulen und Fresken von Antonio Carracci und Lanfranco. Dann die Katakomben, von denen ich nichts weiter sage, weil ich schon zu viel davon gesprochen habe... Das Scipionengrab, umgewandelt in das der Siebenschläfer (das heißt von Märtyrern),... der dicke Turm des Grabmals der Cäcilia Metella, der Gemahlin des Crassus, heute »Capo di Bove«. — Einige Überbleibsel vom Zirkus des Caracalla, ein kleiner Tempel der Musen nahe Sant-Urbano mit einer Vorhalle von kannelierten korinthischen Säulen, — zu guter Letzt »la Caffarella«, das heißt die Grotte der Nymphe Egeria, wo der heilige König Numa

Offenbarungen hatte, wie das jeder gute und rechtſchaffene Geſetzmacher haben muß.

Von den beiden San-Paolo fuori le mura iſt die eine ein eiförmiges Kirchlein mit Kuppel und einem ſchönen Gemälde von Guido im Inneren, in der Nachbarſchaft einige ſchön in Marmor gefaßte Brunnen. Die andere, ein Rieſenbau, ſcheint mir größer als ſelbſt Sankt Peter. Man hätte etwas ganz Prächtiges daraus machen können, wenn ſie nicht unter der Regierung Konſtantins gebaut wäre, der ein Einfaltspinſel war und recht übeln Geſchmack hatte. So wie der Tempel iſt, iſt er nur verehrungswürdig durch den vornehmen Stoff, aus dem man ihn gebaut hat. Man hat dazu das wunderbare Mauſoleum Hadriani niedergeriſſen, drei weiße Marmortürme, einer geſtuft über den anderen, und ein jeder umlaufen von einer offenen Halle korinthiſcher kannelierter Säulen von mächtiger Höhe, zwiſchen je zwei Säulen eine Statue, und der Gipfel gekrönt durch eine Urne mit der Aſche des Kaiſers, in einen Pinienzapfen endend. Von dieſem Wunderwerk ſteht nichts mehr an ſeinem Fleck, als der dicke untere Turm: die heutige Engelsburg.

Als Beliſar von den ihn belagernden Barbaren in Rom überwältigt worden war, zog er ſich in dies Mauſoleum zurück, ließ, da es ihm an Schießbedarf fehlte, die Statuen zertrümmern und benutzte die Stücke zur Abwehr, das, möchte ich ſchwören, ward ſein Unglück und deshalb iſt er dann ſpäter ſo erbärmlich geſtorben. Der Pinienzapfen ſteht im Belvederegarten, die Säulen wurden von Konſtantin fortgeſchleppt, um San-Paolo zu ſchmücken. Man machte aus ihnen flugs barbariſche Hallen, halbgotiſch wie das übrige Bauwerk, in denen man, ſtatt ein ſchmales Marmorband, einen ſchönen Architrav und ein Kranzgeſims über die Säulen zu legen, die Zwiſchenräume mit kleinlichen Bögen überbrückte. Trotzdem aber ſteht man überwältigt beim Anblick der ungeheueren Vierung und der fünf Schiffe, die durch den vierreihigen Wald von Säulen gebildet werden. Die Säulen ſind

weißer parischer und afrikanischer Marmor, Cipollino, Breccia, Granit, Alabaster. Fast die ganze Vierung ist wie der Baldachin des Hochaltars Porphyr. Man begann seit kurzem damit, einige dieser Säulen neu zu polieren: der Marmor ist herrlich. Wiewohl man die Säulen sehr dicht aneinander rückte, war der Nachlaß des Mausoleums nicht ganz unterzubringen. Ungefähr zweihundert ganze oder zerbrochene Säulen stehen noch verstreut da und dort herum.

Durch die Porta San-Paolo treten wir wieder in die Stadt, nahe bei der Pyramide des Cestius: nur ein winziges Abbild der ägyptischen, dafür aber völlig aus Blöcken parischen Marmors und fehllos erhalten. Die Römer waren doch wohl recht reich!! Ein simpler Triumvir epulonum und solch Grabmal! Welcher Monarch hat in Europa gelebt, dessen Grab so viel gekostet hätte! Marchese Galli, einer der römischen Konservatoren, war so liebenswürdig, dies Grabmal mit Legouz und mir zu besichtigen, und ließ dabei auch die Schlüssel zum Inneren holen. Wir waren erst ganz entzückt, daß wir so die hübschen antiken Bildchen, die sogenannten Figurinen des Cestius, zu sehen bekamen. Aber, meiner Treu! Alles verloschen und fast nichts mehr zu erkennen, Sie werden mehr davon haben, wenn Sie sie auf den Stichen, betrachten, die davon gemacht wurden, bevor die Feuchtigkeit, von außen eindringende Luft, Fackelrauch und andere schädliche Einwirkungen das Werk so völlig zerstört hatten.

Nächst dem ägyptischen scheint kein Volk so dazu geneigt zu haben wie das römische, sich für eine Zeit, wo es nicht mehr sein würde, eine schöne Behausung zu bauen. Sehen Sie, was sich hier ein einfacher Privatmann geleistet hat. Alle großen Straßen nahe der Stadt waren gleicherweise mit großen Grabdenkmälern besetzt. Die der Ägypter sind massiger und dauerhafter, die römischen hingegen schöner verziert, abwechslungsreicher und geschmackvoller. Gingen die aufgewandten Kosten bei jenen ins Ungeheuere, so waren sie doch auch bei diesen recht beträchtlich und viel

beſſer angewendet. Denn bei ihnen waren es nicht ſtets Pyramiden, ſondern auch Kuppeln, dicke feſte Türme, Pfeiler mit reichem bildneriſchem Schmuck, gekrönt durch eine Aſchenurne, ausgedehnte Baulichkeiten, umgeben von Säulenhallen und baumbepflanzten öffentlichen Promenaden. Was wäre ſchöner als das Grabmal Hadrians oder des Auguſtus, die ſich in der Anlage ſehr ähnelten: ein dicker runder Turm, in vier ſich ſtufenförmig verjüngenden, reich baulich gegliederten Stockwerken aufſteigend, ein offenes Rundtempelchen aus Säulen und eine Kuppel als oberen Abſchluß!

Der unterſte Stock dieſes Mauſoleums des Auguſtus und der Anſatz zum zweiten beſtehen noch heute, am Hafen der Ripetta.

Auch das berühmte Septizonium wollen wir nicht vergeſſen, dieſen Bau aus ſieben Reihen Säulen übereinander, den Septimius Severus errichten ließ, und der einſtmals alle anderen Bauten Roms überragte. Sixtus V. ließ ihn niederreißen und verwandte ſeine Säulen zur Ausſchmückung von Sankt Peter.

Und nun ein anderes Altertum, das, wenn auch weniger ſchön, dafür ſonderbarer und überraſchender iſt, als irgendein anderes: ein Berg, ein richtiger großer Berg nur aus zerbrochenen Töpfen! Das Gras, das ihn bedeckt, wächſt auf einer halbfingerhohen Erdkruſte, die die Regengüſſe nach und nach auf ihm abgeſetzt haben. Im übrigen beſteht er vom Fuß bis zum Gipfel aus großen oder kleinen Topfſcherben ohne die geringſte andersartige Beimiſchung. Legouz und ich waren dickköpfig genug, faſt zwei Stunden lang mit Hacken an den verſchiedenſten Stellen nachzuwühlen und fanden nichts, gar nichts anderes. Jede Scherbe iſt gewölbt und trägt die Spur der Töpferſcheibe.

Man zerſchlug ſchon wacker was an Topfwaren in Rom, einer Stadt, die fünf- oder ſechsfach ſo bevölkert wie unſer heutiges Paris war, aber daß man alle Scherben in den ver-

ſchiedenen Vierteln geſammelt und hierhergeſchafft hat, wie einige behaupten, ſcheint mir nicht glaublich. Wenn aber andererſeits hier die Schuttablagerung geweſen wäre, auf die man alles, was man von den Straßen fegte und auflas, gefahren hätte, müßten ſich freilich viele Scherben, aber außerdem doch auch andere Stoffe daruntergemengt vorfinden, was nicht der Fall iſt. Mir ſcheint es alſo ganz unzweifelhaft, daß hier nur neue Töpferei liegt, daß die Töpfer ihre ſämtlichen Betriebe in dieſem Viertel nahe dem Tiberufer hatten, wegen des unentbehrlichen Waſſers, und daß nur, indem ſie alle Fehlbrände und zerbrochenen Stücke an dieſe Stelle warfen, ſie auf die Dauer den ſonderbarſten Berg des Weltalls geſchichtet haben. Wie ſollte das aber 'zur Schaffung eines ſolchen Berges genügt haben!? werden Sie einwenden. Mein Freund, wenn man ſich die Geſchichte anſieht, bleibt einem einfach nichts anderes übrig. Obendrein kann ich Sie verſichern, daß er früher noch größer geweſen iſt, denn ſchon ſeit langen Jahren fährt man die Topfſcherben an Stelle von Kies auf die Hauptwege im Stadtumkreis. Ein wenig wahrſcheinlicher wird uns die Sache übrigens, wenn wir bedenken, daß, ſoviel irdenes Geſchirr wir auch gebrauchen, der Verbrauch bei den alten Römern noch weit größer war, indem ſie nicht nur häufig irdenes Geſchirr verwandten, wo man bei uns nur Kupfer und Silber hat, ſondern noch obendrein eine Reihe großer Stücke brauchten, die uns in dem Stoffe überhaupt nicht bekannt ſind, wie Flaſchen, Fäſſer und Aſchenurnen. Schon dieſe dreierlei Dinge genügten, ſie zu der Maſſenhaftigkeit zu vervielfachen, deren Wirkung wir in dieſem Berge vor Augen haben. Wein hält ſich vorzüglich in dieſem monte testaccio (Scherbenberg), in den man eine lange Reihe Keller gegraben und überwölbt hat.

Wahrhaftig, es wird aber wieder ſpät, und unſer heutiger Spaziergang war von einer tollen Ausdehnung, trotz all der ſchönen Verſprechungen, die Sie mir gaben, als wir fortgingen. Wir wollen unſere Herberge aufſuchen, indem wir

durch den Konstantinsbogen zurückgehen. Dort erwarten Sie mich bis morgen früh, ich komme dann wieder und will Ihnen die übrigen Altertümer des Bezirks zeigen, denn wir sind noch nicht fertig. Man muß nicht alles auf einmal sagen.

## FÜNFUNDVIERZIGSTER BRIEF*)

An Herrn von Neuilly.

Epische Dichter. — Antiquare. — Die Vatikanische Bibliothek. — Père Fouquet, der Missionar Chinas.

‹Rom, den . . . . . .›

Sie stellen also den Tasso über alle anderen italienischen Dichter, liebster Neuilly. Die Leute hierzulande wären darin nicht Ihrer Meinung, sie haben Ariost lieber. Wenn Sie ihnen dann vorhalten, daß seine »Gerusalemme liberata« sinnvoller, vornehmer, besser gebaut ist, mit einem Wort ein wirkliches Epos, mit einheitlicher Handlung, was der mit bunter Fracht von Gestalten und Gedanken überladene Orlando nicht ist, entgegnet man Ihnen: »Nun gut, so mag der Orlando nicht ein episches, aber ein göttliches Gedicht heißen.« Ich teile diese Vorliebe des Italieners: Ariost entzückt mich wieder und wieder, und seit ich imstand bin, ihn zu verstehen, kann ich mich nicht mehr von ihm losmachen. Welcher Dichter ist in höherem Grade Dichter als er!? Welcher andere kann wie er anmutig, zierlich und schlicht erzählen und seine Sprache in allen ihren Tönen meistern, er sei nun moralisch, zärtlich, vornehm oder tändelnd? Wer wüßte besser Vorgänge auszumalen, Ereignisse miteinander zu verketten, so viele handelnde Gestalten natürlicher verschwinden und wieder auftauchen zu lassen und durch einen Übergang von zwei Versen seinem Leser den Zusammenhang einer langen

*) Lettre XLVI bei Colomb.

Geschichte, die in den vorhergegangenen Gesängen erzählt ward, wieder wachzurufen? Je mehr ich darin lese, um so wohliger wird mir, schon er allein verlohnte es, seine Sprache sich anzueignen, denn ihn übersetzen wollen ist Wahnsinn. Die Übersetzung des Tasso ist Mirabaud geglückt, hätte er sich an Ariost gewagt, würde er kaum den Erfolg gehabt haben, wenigstens bei denen nicht, die Urbild und Übertragung vergleichen können, obwohl er gut schreibt, und solch ein Werk stets gewisse Reize behalten wird.

Aber auch Ariost ist's nicht, den die italienischen Schöngeister zu höchst stellen, sondern Dante. »Er habe«, sagen sie, »erst die Sprache auf den Gipfel der Vollendung geführt und alle anderen Dichter an Wucht und Majestät übertroffen.« Besonders nachdrücklich wird dieser Satz, zum Ruhm ihrer Heimat, von Florentinern verfochten. Gerade wie ihr Vasari seine trockene, steife Florentiner Malerei über alle italienischen Schulen stellen will, mir sind die anderen weit lieber. Mit harter Mühe habe ich von Dante etwas gelesen. Er ist durch seinen Stil sowohl wie durch seine Allegorien schwer verständlich,

»Doch unter der Worte Dunkelheit
Schläft eine starre Erhabenheit.«

Er erscheint mir würdig, kraftvoll und reich an Bildern, die aber tief traurig sind. Darum lese ich ihn auch nicht oft, denn er verdüstert mir die Seele gänzlich. Ich fühle aber doch, daß ich ihn zu würdigen beginne und bewundere ihn, besonders für die Zeit, in der er gelebt hat (Ende des XIII. Jahrhunderts), als ein seltenes Genie und den ersten Europäer, der in den neueren Jahrhunderten den Dichternamen verdient hat. Trotzdem fasse ich nicht, warum man ihn über Tasso stellt oder gar über Ariost, zu dem ich mit stets größerem Eifer zurückkehre, wie noch zu einigen anderen, die wohl freilich dem Dante nicht gleich stehen. Ähnlich wie man trotz aller Verdienste des Lukrez, des größten römischen Dichters

nach Vergil, manche, die geringer sind als er, lieber liest, und dabei ist Lukrez doch ganz anders Dichter als Dante, der wohl Kraft hat, dabei aber anmutlos und spröd ist. Ja, je mehr ich Dante lese, um so mehr nimmt mich das Urteil feiner Kenner wunder, die ihn höher als Tasso stellen. Mir kommt das vor, als wollte man den Roman von der Rose über Lafontaine setzen, und ich gestehe, Dante gefällt mir nur an wenigen Stellen und ermüdet mich allenthalben.

Petrarka, der kurz nach Dante gelebt hat, gilt ebenfalls als einer der Schöpfer der italienischen Sprache, man macht hier viel aus ihm. Ich sage es offen, seine Sonette haben mich so gründlich gelangweilt, daß ich nicht weiterlas. Sein »Tempel des Todes«, den ich jetzt lese, sagt mir mehr zu, das Werk enthält manches Schöne und ist höchst poetisch.

Dagegen rate ich Ihnen dringend zu einem anderen italienischen Gedicht, der »Italia liberata dai Goti« von Trissino. Das ist ihr ältestes Epos, kaum gelesen in Frankreich, aber höchst drollig in seiner homerischen Schlichtheit. Man sieht hier einen getreuen Nachbeter an der Arbeit, der niemals die Augen von dem Werk aufhebt, das er zu seinem Vorbild erkoren hat. Nichtsdestoweniger fehlt es ihm weder an Bildlichkeit noch Erfindung. Er versteht etwas von Kriegskunst, weiß Bescheid mit den Bräuchen seiner Zeit und ist merkwürdig durch die Fülle interessanter Nachrichten über Italien, die er seinem Werk einflicht. Ich halte es bei einem epischen Dichter für äußerst wichtig, daß er in sein Gedicht alles einfügt, was auf sein Volk und Geburtsland, ihre Ursprünge, Regierung und Lebensform, die alten Häuser und öffentlichen Rechte Bezug hat und interessieren kann. Trissinos Stil ist sehr treuherzig und so leicht zu verstehen durch die gallischen Wendungen, die er fortwährend gebraucht, daß man fast auf den Gedanken kommt, unsere Sprache habe sich nach diesem Buche gebildet. Es ist in Blankversen geschrieben. Mein Gott, wenn sich doch Malherbe, der wie

kein anderer einen Vers zu bauen und wohllautend zu ſtimmen wußte, auch auf ſolche reimloſen Verſe verlegt hätte! Er hätte damit allen ſeinen Nachfolgern den Weg gezeigt und uns von dem fürchterlichen Reim befreit, den unſere armen Ohren trotz ihrer Überſättigung heute nirgends mehr entbehren können, und der ſich doch wahrhaftig für nichts außer Ode und Lied eignet. Dazu hätte Malherbe freilich ſchon epiſcher oder dramatiſcher Dichter ſein müſſen und nicht der Odenſchmied, der er war.

Der »Orlando inamorato« des Bojardo hat bei weitem nicht die Kraft des »Orlando furioso«, weder in der Erfindung, noch was die dichteriſche Geſtaltung angeht. Er iſt drollig und unterhaltend. Aber obzwar einige anmutig erzählte Geſchichten, wie die von der Fee Morgane und Falerina, vom Menſchenfreſſer uſw. darin ſind, das meiſte iſt ſo widerſinnig und die Schwertſchläge ſo gewaltig, daß der Hippogryph und andere tolle Erfindungen Arioſts daneben gehalten geradezu maßvoll und zahm ſcheinen. Iſt es nicht auch Ihre Meinung, daß es ſelbſt bei derartigen Geſchichten einen Grad von Unwahrſcheinlichkeit gibt, den man noch verträgt, aber über ihn hinaus nichts mehr!? Sie finden durchaus in der Ordnung, daß Roland in ſeiner Raſerei Eichen ausreißt, riſſe er aber die Pyrenäen aus, würden Sie Anſtoß nehmen. Aſtolph gefällt Ihnen, wenn er in Begleitung des heiligen Johannes im Mond ſpazieren geht, Sie würden ihm aber kaum geſtatten, daß er ihn mit dem Finger ſpaltet wie Mohammed.

Die beiden Dichter entnahmen ihre ganze Fabelreihe unſeren alten franzöſiſchen Romanen, die man heute weder lieſt noch verſteht. Sie wiſſen, daß Arioſt den Faden der Erzählung da fortſpinnt, wo Bojardo ihn fallen ließ.

Die italieniſche Poeſie hat der unſerigen manches voraus: einmal die Sprache, die, man mag ſagen, was man will, der unſeren weit vorzuziehen iſt: ſie iſt flüſſiger, klingender, wohllautender und für den majeſtätiſchen Stil ebenſo ge-

eignet wie für anmutiges Getändel, außerdem erlaubt sie etwas mehr Satzverstellungen, was ihre Sätze weniger einförmig macht als die unseren. Unsere Sprache ist allein klar, und schickt sich deshalb gut für Geschichtsschreibung, Abhandlung, oder dramatische Dichtung. Das Epische liegt uns schon weniger, die ewige Wiederkehr unverschlungener männlicher oder weiblicher Reime wird bei langatmigen Stücken für das Ohr unerträglich.

Im Italienischen sind lange Erzählungen, in Stanzen und mit verschlungenen Reimen weit eher möglich. Aber könnte man nicht auch in unsere erzählende Dichtung den Gebrauch der ottave rime einführen, immer sechs Zeilen mit gekreuztem Reim, gefolgt von einem gewöhnlichen Reimpaare!?

Das Verteufelte ist nur, daß man dann für die meisten Laute drei Reime statt zwei finden müßte, und damit sind wir in unserer Sprache übel versehen, wo es für soviele Worte überhaupt keinen Reim gibt und für viele fast keinen.

Ein andermal will ich Ihnen, damit Sie auf meine Kosten lachen können, einen Versuch mitteilen, den ich darin gemacht habe, es handelt sich nämlich um eine freie Übersetzung des Anfangs des Orlando, ferner die überschwängliche Nachahmung einer Anrufung des Bacchus aus der Oper »Der erkannte Achill« des Metastasio. Das wird genügen, um Ihnen eine Probe davon zu geben, was ich meine, und ist für Sie allein. Meine Prosa ist schon reichlich unbändig, und ich will mir nicht noch einfallen lassen, zum Zorn der Minerva zu reimen. Wenn es aber unter uns zweien bleibt, habe ich keine Bedenken.

Ich komme nun zu der Stelle Ihres Briefes, an der Sie von den Antiquaren reden. Es gibt hier nicht viele Leute, die sich auf Altertümer verstehen, wie Sie sich einbilden. Ich habe schon die Florentiner sagen hören, die Wissenschaft nehme den Römern den Schlaf nicht, es seien gute Kerle, aber: crasso sub aere nati. Der Adel kümmert sich um Literatur wenig, sie fühlen nur träges Behagen an den seltenen

Merkwürdigkeiten, die in ihren Paläſten gehäuft ſind. Alle die Colonna, Pamfili, Chigi, Giuſtiniani, Borgheſe, ſind die reinen Eunuchen in einem Harem. Und den Prinzen von Paleſtrina rechnen Sie meinethalb als ihren Kisler Aga. Die Kirchenleute eifern um ihr Vermögen, aber nicht um die Lehre. Im Kardinalskolleg brächten Sie mit Mühe ein halb Dutzend gelehrter Leute zuſammen. Der Kardinal Aleſſandro Albani freilich iſt ein echter Liebhaber von Altertümern, in denen er auch wirklich etwas los hat. Seine beträchtliche Sammlung von Büſten, Flachreliefs und Inſchriften hat er zum Teil dem Papſt überlaſſen, der ſie im linken Flügel des Kapitols unterbrachte. Abbate Marcheſini iſt beauftragt, Erklärungen dazu zu verfaſſen und unter Marcheſe Capponi, der Mitglied unſerer Akademie und darin ſehr beſchlagen iſt, alles zu ordnen. Von Männern der Kirche kann man Aſſemani und Bottari, die beiden Unterbibliothekare, unter die beleſenen Leute rechnen. Es mag noch eine Menge anderer geben, die ich nicht kenne, einige ſind in den Möchsorden, den Jeſuitenkollegien und in der Minerva. Berufsmäßiger Führer durch die Altertümer iſt ſeit vielen Jahren Ficoroni. Er hat ſehr geläufige Kenntniſſe, aber er iſt alt, taub, ein ſchonungsloſer Schwätzer und höchſt angreifend. Einer der beſten hieſigen Altertumskenner, Borioni lo Speziale, hat eine merkwürdige Sammlung bronzener und irdener Grablampen, außerdem antike Gefäße und Geräte, Steine, ägyptiſche Kleinbronzen, Kameen, intagli uſw. Er läßt jetzt das alles in einem Band von hundert bis hundertfünfzig Tafeln nachſtechen, für den Cavaliere Venuti, den ich in Neapel kennen lernte, die Erläuterung übernommen hat.

Die berühmte vatikaniſche Bibliothek iſt nicht allgemein zugänglich, ſondern Privatbücherei des Papſtes, die ſich nicht für jedermann auftut. Wer aber ein wenig bekannt iſt, wird recht höflich aufgenommen und geht dann an beſtimmten Tagen in einen Vorſaal, wohin einem die Unterbiblio-

thekare die Handſchriften, die man wünſcht, bringen laſſen. Oberbibliothekar iſt Kardinal Quirini, Biſchof von Breſcia. Da er aber immer in ſeinem Bistum ſitzt, thront ſtatt ſeiner nur ſein Bild im Vorzimmer, wo es die Bilder ſeiner Amtsvorgänger zur Geſellſchaft hat. Wäre die Stelle unbeſetzt, würde ihn flugs unſer Freund, Kardinal Paſſionei, beanſpruchen, um ſeinem literariſchen Verdienſt neuen Glanz zu geben. Die beiden Unterbibliothekare ſind Monſignori, zur Zeit ſind es, wie ich ſchon ſagte, Bottari und Aſſemani. Letzterer iſt von Geburt Chaldäer und Ihnen wohlbekannt durch ſein großes Werk der *Bibliotheca Orientalis*. Wir könnten ihn jetzt gut in Paris brauchen, wo man gerade am Katalog der Königlichen Bibliothek arbeitet, um den Abſchnitt über orientaliſche Handſchriften zu bearbeiten. Die Aufgabe wäre bei ihm in weit beſſeren Händen als bei Fourmont. Als wir ihm das vorſchlugen, wäre er gleich liebend gern hingegangen, und wenn er vom franzöſiſchen Hofe nur die Reiſe bezahlt bekäme. Nun handelt es ſich darum, beim Papſt ſeine Beurlaubung für einige Monate durchzuſetzen. Sainte-Palaye ſchrieb diesbezüglich zu uns hinunter und erhielt von Paris die Antwort, Aſſemani könne kommen und einer guten Aufnahme ſicher ſein. Es ſcheint aber nicht, daß unſer Hof beabſichtigt, ihn ſich in aller Form auszubitten, und andererſeits haben wir den Eindruck, daß der hieſige Hof gerade das wünſchte. So ſehe ich ſchon, wird es wohl dabei bewenden.

Außer den zwei Unterbibliothekaren ſind noch mehrere Schreiber zum Abſchreiben und Kollationieren angeſtellt. Ihr Geſchäft verſtehen ſie erzſchlecht, um ſo ſpitzbübiſcher brandſchatzen ſie die Fremden, die ſie nötig haben. Ich habe das beim Salluſt erprobt, von dem ich ausgezeichnete, ſehr alte Handſchriften vorfand, eine beſonders, die erſt dem Fulvius Urſinus, ſpäter der Königin von Schweden gehört hat. Sieben davon ließ ich in meinem Beiſein ſehr ſorgfältig kollationieren und habe dabei gefunden, Salluſt iſt, ſo bitter auch

der grammaticuzzo Waſſe über nachläſſige Überlieferung durch ſeine Herausgeber klagt, einer der beſt herausgegebenen Schriftſteller, die wir beſitzen. Das iſt nicht weiter erſtaunlich. Salluſt iſt nicht dickleibig, es erforderte weniger Arbeit, ihn genau zuſammenzutragen, als die Rieſenfolianten eines Plinius oder Titus Livius. Sie werden ſich alſo rühmen können, einen Salluſt zu bekommen, durchgeſehen und wieder durchgeſehen, bei dem kein Kraut unverſucht blieb. Ich habe die Handſchriften der Medici und die vatikaniſchen, man arbeitet für mich in Neapel, Venedig und Mailand an den Handſchriften der Farneſe, von San Marco und der Ambroſiana. Erhalte ich dann auch noch die der Königlichen Bibliothek, was mir ein leichtes iſt, ſo habe ich gewiß alles Beſte zuſammen, was hierüber zu ſagen iſt. Die vatikaniſche Bibliothek iſt ein rieſiger Raum, den eine Säulenreihe in zwei Hälften teilt. Machen Sie die Augen nur weit auf, nirgends bekommen Sie ein Buch zu ſehen, ſtatt deſſen aber viele Wandmalereien, die die Konzilien und die verſchiedenen Erfinder der Buchſtaben des Alphabets darſtellen. Was Teufel, eine Bücherei, in der keine Bücher ſind!? Das iſt ärgerlich, mein Geliebter, aber beruhigen Sie ſich nur, die Pfeiler ſind bis auf Bruſthöhe mit verſchloſſenen Schränken umkleidet, die voller Handſchriften liegen. Das gibt zuſammen eine feine Bibliothek, in der nicht ein einziges gedrucktes Buch iſt. Daraus alſo werden Sie begreifen, wie ſie gleichzeitig ſehr wenig zahlreich und äußerſt anſehnlich ſein kann. Es ſind ſeltene Stücke darin, unter anderen ein ſehr alter Vergil in Majuskelſchrift, der mit rohen Bildern verziert iſt, aus dem Beſitz des Fulvius Urſinus. Ein Terenz, ebenfalls mit Bildern, die den beſten Komödienkommentar abgeben, den man wünſchen kann. Die Figuren ſind ſchlecht gezeichnet und grob ausgemalt, Sie können das bequem ſelbſt beurteilen, denn man hat das Manuſkript vor drei Jahren in Urbino abgedruckt und die Bilder getreu nachgeſtochen. Das Buch iſt greulich teuer, und das wird

wohl der Grund dafür sein, daß ich es noch bei keinem französischen Buchhändler gefunden habe. Ferner eine sehr alte griechische Septuagintabibel, eine hebräische Massoretenbibel mit Vokalpunkten und die Apostelgeschichte in Goldschrift, eine theologische Streitschrift Heinrichs VIII., Königs von England, seine Briefe an Anna Boleyn usw. Unter anderen Merkwürdigkeiten bewundern Sie die vorzüglichen Miniaturen des Don Clovio in Liturgiebüchern und einer herrlichen Dantehandschrift, und beachten Sie auch einige beschriebene Papyrusblätter, die man sorgsam zwischen zwei Glasscheiben gelegt aufbewahrt. Die Handschriften stammen zum Teil aus dem Besitz der Königin Christine. Sie muß brav gesammelt haben, denn auch die Ottoboni haben noch eine ganze Menge, freilich nicht die wertvollsten. Sainte-Palaye meinte, er hätte die Elster im Nest erwischt, als er verschiedene Handschriften unserer alten französischen Geschichtsschreiber vorfand, und ging gleich ans Werk, um die Lücken, die in dem Druck von Duchesne sind, auszufüllen. Leider stellte sich dann heraus, daß es die aus Petaus Besitz waren, nach denen Duchesne seine Ausgabe gemacht hat, und die dann später in den Besitz der Königin gelangt sind.

Eine antike Säule aus orientalischem Alabaster in der Mitte der Bibliothek ist nicht ihr geringster Schmuck. Daß sie aus den ehemaligen Gärten des Sallust stammt, hat meine Freude an ihrem Anblick noch gesteigert, sie ist das größte und zugleich schönste Stück, das ich in der Art gesehen habe, mit gewundener Kannelierung und stark durchscheinend. Sie ist die einzige, die von den acht Säulen, die einstmals das Tempelchen der Venus Sallustiana zierten, ganz blieb, die anderen sind zerbrochen. Es wurden eingelegte Tische daraus gearbeitet, die Kardinal von Montepulciano dem König von Portugal verehrt hat.

Hinter dem Handschriftensaal liegt ein ziemlich schmaler Korridor, ungefähr bis in Klafterhöhe vollgestellt mit Büchern, fast alle von der Königin von Schweden. Obwohl

ihre Zahl beträchtlich iſt, dankt die Bibliothek ihren Ruf nicht ihnen, ſondern einzig den Handſchriften. Um damit protzen zu können, daß ſie Bücher hat, muß ſie abwarten, daß ſie ſich die ſchöne Sammlung des Kardinals Paſſionei einverleibt, der die Abſicht zu haben ſcheint, ſie ihr bei ſeinem Tode zu vermachen. Der biedere Kardinal hat die Gelegenheit in Deutſchland wahrgenommen, wo er in den Kloſterbibliotheken herumſtöberte und ſich willig oder unwillig viele merkwürdige Bücher und ſeltene Ausgaben ſchenken ließ. Das pflegte er dann mit ſchönen Komplimenten zu würzen. An italieniſcher Hanswurſterei fehlt es auch ihm nicht. Man war dann recht bekniffen, wie ſollte man Sr. Exzellenz, dem Herrn Nuntius etwas abſchlagen, der ſich immer ſchon in glühenden Worten bedankte, ehe man es ihm anbot. Er tauſchte ſie ſchließlich für eine würdevolle Segnung ein, die die armen Mönche kniefällig und mit ſaurem Geſichte entgegennahmen.

Nahe der Bibliothek iſt eine Galerie, die allerdings im Verhältnis zu ihrer fabelhaften Länge nicht breit iſt, dafür aber leer und ganz unbenutzt ſteht. Das wäre ein guter Platz für alles, was der Papſt an Antiken, Flachreliefs, Büſten, Statuen, Inſchriften uſw. beſitzt. Eben liegt es wenig anmutig in den Kapitolſälen übereinander, die für das, was ſie enthalten, zu klein ſind. Eine ſehr bedeutende Sammlung! Stände ſie in dieſer Galerie ebenſo aufgeſtellt, wie die Sammlung des Großherzogs, wäre ſie jener zweifellos überlegen, beſonders, ſeit man die zahlreichen Stücke des Kardinals Aleſſandro Albani damit vereint hat. Clemens XII. hat noch vieles hinzuerworben, erſt kürzlich hat er der Witwe Maſſimi ‹dieſelbe Familie, die einſt die Erfinder des Buchdrucks von Mainz nach Rom kommen ließ› den Halbkoloß einer Pyrrhusſtatue für 8000 Gulden abgekauft. Sie war ſehr beſchädigt, und es hat über 5—6000 Livres gekoſtet, ſie auszubeſſern, was ein hieſiger Bildhauer, auf deſſen Namen ich nicht mehr komme, mit unendlicher Geſchicklichkeit be-


François de Troy
Peintre ordinaire du Roy, Ancien
de l'Academie Royale de Peinture
Sculpture.
De Troy dans son grand art avoit trespeu d'égaux
Et ses portraits avoient tant de force et de vie,
Que tous ceux quil peignoit sembloient de ses tableaux
N'etre que la foible copie.
M. Moraine.

(19)

ſorgt hat. Er verſteht ſich trefflich auf ſolche Arbeiten und ſolch ein Mann iſt hier ſehr nötig, läßt ſich freilich, wie Sie ſehen, auch danach bezahlen. Dieſe Statue gehört nicht zu den ſchönſten, wohl aber zu den ſeltenſten Antiken, und iſt auf dem erſten Abſatz der Kapitolstreppe aufgeſtellt.

Wenn neben der Galerie, die ich vorſchlage, der Papſt einen ebenſo erleſenen Raum wie die großherzogliche Tribuna zu haben wünſchte, wäre auch das leicht zu machen, braucht er doch nur die Statuen hierher ſchaffen laſſen, die heute im Cortile des Belvedere ſo ſchlecht ſtehen. Sie werden zugeben, daß der Laokoon, der Antinous, der Torſo, die Kleopatra uſw. der mediceiſchen Venus, dem tanzenden Faun, dem Schleifer und den Ringkämpfern in der Tribuna nichts nachgeben.

Nun hat man mir geſagt, die Galerie könne nicht zu dem Zweck, den ich wünſche, verwandt werden, weil ſie während der Zeit eines Konklave als Vorwärmeraum für die Mahlzeiten der Kardinäle zu dienen habe, die ſich jeder von ihnen aus ſeinem eigenen Haus holen läßt. Der Grund rührt mich wenig. Wäre es nicht beſſer, daß die Kardinäle kalt ſpeiſten, meinetwegen ſogar ein wenig Bauchgrimmen davon kriegten, als daß ſolche antike Statuen unbehauſt herumſtehen!

Nach der vatikaniſchen Bibliothek ſteht an zweiter Stelle die Minerva, iſt ihr ſogar in vielen Punkten überlegen. Ich ſage aber von ihr weiter nichts, denn ich meine mich zu erinnern, daß ich ſchon eine Beſchreibung von ihr und einigen anderen ſehr bändereichen in den Privatpaläſten der Chigi, Barbarini, Ottoboni, an Quintin geſchickt habe.

Mir am bequemſten liegt ihrer Nähe halber die Bibliothek der Propaganda Fide, die ich auch ſonſt oft einem Landsmann zuliebe aufſuche: ein Mann, der mich wie kein anderer gleichzeitig ergötzt, amüſiert und zum Raſen bringt.

Sie meinen, ich reiſe nur nach Rom! Lächerliche Läpperei das! So ſollen Sie denn wiſſen, ich mache bereits ſeit zwei Monaten eine vollkommene Reiſe nach Ihrem geliebten

China. Ich fand alſo hier einen Pater Fouquet, ein Burgunderkind aus Vezelay, vormals Mandarin der Geſellſchaft Jeſu, jetzt Exjeſuit und Biſchof von Eleutheropolis, der ſich in der Propaganda zur Ruhe geſetzt hat. Er hat fünfundzwanzig Jahre am Hofe des berühmten Kaiſers Kang-hi gelebt und erzählt davon nicht nur, ſoviel man davon hören mag, ſondern noch unendlich mehr. Die kürzeſten Beſuche, die ich bei ihm zuwege bringe, dauern anderthalb Stunden und dann drücke ich mich noch bei dem erſten Komma. Darin iſt er recht läſtig, aber durchaus nicht etwa langweilig, denn er erzählt lebendig und geiſtvoll. Er iſt ein Greis von fünfundſiebzig Jahren, voller Leben, mit angenehmen Zügen, und ähnelt in ſeinem majeſtätiſchem weißen Bart den Bildniſſen des ſeligen Plato. Er hat mir erzählt, was er mit dieſem Barte, bei ſeiner Rückkehr, in einer indiſchen Stadt für Glück machte. Als er nämlich bei einem ihm bekannten Kaufmann abgeſtiegen war, kamen die Heiden des Landes und umringten das Haus geradeſo wie einſt das des Lot, in dem ein Engel zu Beſuch war. Freilich nicht aus demſelben Grunde. Sie baten nämlich den Hausherrn, ihnen bei dem fremden Herrn die Gunſt zu erwirken, daß ſie das Glück haben dürften, ſeinen Bart anzubeten, dann kamen ſie in Haufen herein und fielen vor ihm nieder. Als ich ſah, wie gut der Mann in allen Dingen über China unterrichtet war und wie gern er erzählte, was er wußte, war ich von der Ausſicht entzückt, mich über alles zu unterrichten, was ich über die Urzeit dieſes berühmten Volkes, ſeine Zeitrechnung, Herkunft und die ſeiner ſonderbaren Sprache zu wiſſen wünſchte, wieweit das Alter ſeiner Sprache durch gewiſſe Denkmäler, wie auch durch Überlieferungen zu beweiſen iſt, kurz alles, was auf meinen Plan einer Geſchichte der unbekannten Fabelzeit — Sie wiſſen ja, daß in meinen Augen die nachfolgenden Jahrhunderte ganz unreifes junges Volk ſind — Bezug hat. Italia! Italia! Von nun an hat man ſicheren Boden unter den Füßen und findet ſich weiter. Nun

alſo, zehnmal habe ich den guten Erzähler Fouquet auf dies Kapitel gebracht und habe von ihm dann das komplette China vorgeſetzt bekommen, ausgenommen, was ich davon zu wiſſen wünſchte. Nicht, als ob er es mir nicht ſagen wollte. Er hat wirklich den beſten Willen. Wenn er aber einmal ſeine Erzählung angefangen hat, bringt ihn das kleinſte Wörtchen, das man ihm einwirft, dazu, auf ein anderes Gebiet zu ſpringen. Dann ſchlingt ſich, wie in Tauſendundeine Nacht, die zweite Abſchweifung in die dritte, und ſo fort, bis es ſoviele geworden ſind, wie Don Japhet Mützen auf dem Kopfe hat. Dann reißt mir die Geduld, und da ich keine Muße habe, intereſſanten Hiſtörchen zuzuhören, die ſich nicht auf das beziehen, was ich wiſſen will, mache ich mich davon in der Hoffnung, tags darauf mehr Glück zu haben. So bin ich ſchon bei der tauſendſten angefangenen Geſchichte angelangt, aber nicht eine iſt fertig. Es tut mir aber jetzt ſchon weniger leid, wo ich einſehe, daß er bei den Dingen, über die ich forſche, ſein eigenes Syſtem mit hineinmengt und mir weniger ſagt, was iſt, als was er ſich davon vorſtellt, nämlich: daß die Chineſen aus Chaldäa kommen, daß ihre Schrift ſich aus den ägyptiſchen Hieroglyphen gebildet hat, und daß ihre berühmten fünf Bücher eine Nachahmung des hebräiſchen Pentateuch ſind, obwohl dieſe zwei Werke ſicherlich nichts miteinander gemein haben als die Zahl fünf, und andere ſolche Einbildungen von Bücherwürmern. Verzeihung, lieber Freund, daß mir dieſer Ausdruck vor Ihnen entſchlüpft iſt, der Sie ſelbſt die Bücher ein wenig vergöttern.

Ich kann alſo bis aufs Tüttelchen die Beſchreibung des tatariſchen Mandſchulandes auswendig, die Geſchichte ihrer Eroberung vor nunmehr hundert Jahren und den feinen politiſchen Schachzug, den der ſiegreiche Fürſt dabei anwandte. Aufruhr wütete damals allenthalben in China, und die Räuberbanden hauſten grauenhaft, ſo daß ſchließlich die Fürſten ſelbſt und der General, dem die Bewachung der großen

Mauer vertraut war, die Mandschus zu Hilfe für ihre von den Räubern belagerte Hauptstadt herbeiriefen, sie kamen so wenig zahlreich, daß man sie hätte ersticken können, wenn nur jeder Chinese seinen Pantoffel auf sie geworfen hätte. Bei ihrer Ankunft fanden sie Peking bereits erobert und geplündert. Der Kaiser hatte sich selbst und mehreren seiner Kinder den Tod gegeben, nachdem er vorher mit roten Schriftzeichen auf den Saum seines Gewandes geschrieben hatte: »Mein Volk hat mich im Stich gelassen und in diese Not gestürzt.« Die Tataren stellten nun die Ordnung notdürftig wieder her und vertrieben die Räuberhorden bis an die Reichsgrenzen. Inzwischen starb das Haupt der tatarischen Herrscherfamilie, er hinterließ mehrere Kinder in zartem Alter und einen Bruder, der den Befehl über die Armee führte, sich also selbst zum Kaiser hätte ausrufen lassen können, aber vorzog, den ältesten seiner Neffen auf den Thron zu heben. Er versammelte alle seine Tataren bewaffnet in dem Palast und alle chinesischen Großen in Feierkleidern, und sprach zu ihnen etwa folgendermaßen: »Aus eigenem Antrieb habt ihr uns mitten in die fürchterlichen Greuel, in die euer Staat versunken war, zu Hilfe gerufen. Wir fanden euch in Gesetzlosigkeit, umgeben von Aufrührern, Empörern und Räubern. Wir sind euch beigestanden. Die Ruhe ist in eurem Lande wiederhergestellt. Und es bleibt uns nichts zu tun, als euch wieder zu verlassen, wenn wir noch die Zügel des Reiches den Händen seines wahren Herren zurückgegeben haben. Wo ist euer König, damit wir ihn noch vor unserem Abzug mit eigenen Augen seinen Thron wieder besteigen sehen!?« Die Mandarinen gaben zur Antwort, daß sich ihr Kaiser im Garten an einem Baum erhängt habe. »Und wo sind seine Söhne?« »Sie sind alle tot.« »Und die Prinzen seines Geschlechtes?« »Sie sind alle bis auf den letzten in diesen Bürgerkriegen umgekommen.« »Wie, ihr elendes, feiges Volk! So also habt ihr eure rechtmäßigen Herrn im Stich gelassen!? Ihr verdientet, daß der

Himmel über euch einstürzte und euch zermalmte! Was wird aus diesem großen Leibe ohne Haupt werden! — Aber der Himmel ist gütig. Er sendet euch wie durch ein Wunder ein Haupt in eurem Unglück. Hier dieses Kind ist es, in ihm erblickt euren Gebieter, wenn ihr gewillt seid, ihn anzunehmen, in diesem Augenblicke noch ihm Treue zu schwören und dem Himmel für seine gütige Schickung zu danken.« — Die armen Mandarinen, von dieser Strafrede und dem Anblick so vieler tatarischer Säbel betroffen, wußten nichts Besseres zu tun, als dem Rat zu folgen, den man ihnen auf so überzeugende Art gegeben hatte. Der General, der sie nach China hereingerufen, folgte wie die anderen der herrschenden Strömung, wiewohl höchst widerwillig, denn er war einer der ersten Großen des Landes und eifriger als sonst einer auf das Wohl der Volksgenossen bedacht. Die neue Regierung überhäufte ihn — aus Erkenntlichkeit natürlich — mit Wohltaten und Ämtern, die ihn außerstande setzten, je im Leben wieder bei Hof zu erscheinen und etwas zu unternehmen, um das fremde Joch von seinem Vaterlande abzuschütteln. Der kleine Kaiser regierte, solange sein Oheim lebte, ausgezeichnet unter dessen Vormundschaft. Nachdem aber dieser gestorben war, ward er zügellos und ein Lüstling und starb vierundzwanzig Jahre alt an den Folgen seiner Ausschweifungen, voller schmerzlicher Reue, wie berichtet wird, so schlecht regiert zu haben. Man erzählt, daß er in der Ungewißheit, wen er sich zum Erben wählen solle — denn China kennt kein anderes öffentliches Recht als den Willen des Herrschers, — seine Kinder vor sich rufen ließ und die europäischen Missionare zu Rat zog: diese rieten ihm zu einem vierjährigen Jungen mit sehr einnehmenden Gesichtszügen. Das war der große Kaiser Kang-hi, der Ludwig XIV. Asiens, durch die lange Dauer seiner Regierung, seine Prachtentfaltung und Sorge für die Künste, die er zu hoher Blüte brachte. Es heißt, auch sein Sohn, Yongtsching, dem er die Krone hinterließ, habe ausgezeichnet

regiert, freilich haben weder er ſelbſt noch ſein Sohn Kien-Long von Chriſtentum und Miſſionaren etwas wiſſen wollen, ſondern man hat ſie höflich an den Schultern hinausgeführt und nach Macao geſchickt, auf Nimmerwiederſehen.

Auch bin ich nun völlig auf dem Laufenden über Vergnügungsreiſen in der Tatarei, die unerträgliche Kälte, die man dort ausſteht, die ſchönen Jagdfahrten in die Wüſte Schamo, wie gern der Kaiſer ſeine freie Zeit in ſeinem Stammlande zubrachte, und wie ungern Père Fouquet ihn dorthin begleitet, wie der Kaiſer fertigbekam, die Koſten dieſer ungeheueren Reiſen ſeinem Staatshaushalt einzugliedern, indem er jedes Jahr verſchiedenen Mandarinen, die in den öffentlichen Ämtern große Summen verdient hatten, den Befehl gab, ihn und ſein ganzes Gefolge zu bewirten, und zwar in feſtliegenden Zeitabſtänden, ſo daß jeder wußte, wann an ihn die Reihe kam. All das erſtaunt mich und macht mir ſehr zweifelhaft, ob das Land wirklich ſo wohl verwaltet und an ſittlichen Tugenden reich iſt, wie man uns glauben macht, wenn man nur die unumſchränkte Willkür, mit der es regiert wird, in Betracht zieht. Denn jede Knechtſchaft macht Herz und Geiſt gemein und hat ſo auch die Verderbnis der Sitten zur Folge. Ich kann zu einem Volk kein Vertrauen haben, das wie ein Vorſtehhund nur mit dem Stock dreſſiert iſt. Unſer Gewährsmann erzählte mir, er habe ſich eines Tages im kaiſerlichen Palaſt befunden, als Kang-hi gerade ſchlechter Laune war; er ließ nach einem hohen Beamten rufen, der nicht gleich zu finden war: »Was ſoll das heißen, daß der Dummkopf nicht da iſt, wenn er Dienſt hat?« ſagte der Kaiſer. »Man gebe ihm zwanzig Peitſchenhiebe.« In dieſem Lande dulden die Befehle des Herrſchers nicht den geringſten Aufſchub: Geſagt — getan. Man traf den Mandarinen auf der Treppe, — denn er kam in dem Augenblick — gab ihm auf der Stelle zwanzig Peitſchenhiebe, wonach er mit den Worten eintrat: »Das iſt wirklich Pech! Das war das erſtemal ſeit fünfundzwanzig Jahren, die ich mein Amt

habe, daß ich um einen Augenblick zu spät kam.« Er trat, als sei nichts geschehen, in den Saal und setzte sich an den Platz, der seinem Rang gebührte. Solche Bestrafungen sind gewissermaßen nicht entehrend. Ein andermal, so erzählte ebenfalls Fouquet, sei er einmal, in einer Provinz fern von Peking, einen Tag außer Hause gewesen, als man ihn in größter Hast zu einem kleinen Mandarinen rief. Der Mandarin war schon ganz zappelig vor Ungeduld, als er kam, und jammerte: »Warum kommst du so spät? Du mußt sofort abreisen.« »Ich will gleich meinen Koffer packen,« sagte Fouquet. »Du reist ohne Koffer, ich habe Befehl von meinem Herrn, dich zu bestimmter Stunde abzuliefern.« Also brachte man ihn mit derselben Eile nach Peking. Unterwegs traf er noch zwei oder drei andere Jesuiten, die auf denselben Befehl hin nach Peking geführt wurden, ohne zu ahnen, um was es sich handelte. Eines Morgens in aller Frühe kamen sie vor den Stadttoren an, wo sie lange Zeit vor Kälte klappernd zu warten hatten, bis man sie einließ, denn in eine Stadt hineinzukommen, vor deren Toren sich allmorgendlich eine Menge Wagen und Volk sammelt, ist eine langwierige Geschichte. Man führte sie endlich geradenwegs in den kaiserlichen Palast und benachrichtigte den Kaiser, die Missionare, nach denen er in die Provinzen geschickt hätte, seien gekommen. Der Kaiser erledigte erst seine Geschäfte, ließ sie dann vor sich und sagte: »Patres, in dem Buche des Euklid, das ihr mir geschenkt habt, ist ein Lehrsatz, den ich nicht begreife, ich habe euch kommen lassen, damit ihr ihn mir erklärt.« Die ehrwürdigen Väter erklärten ihn ihm, darauf sprach er weiter: »Das ist ja prachtvoll! Jetzt verstehe ich es, aber ich könnte es wieder vergessen, schreibt es mir also mit den Figuren ganz ausführlich auf dies Papier, aber sofort!« Der Mandarin, der sie hergebracht hatte, stellte daraufhin dem Kaiser vor, daß sie erst heut früh an den Stadttoren angekommen seien, noch nichts gegessen hätten, und jetzt sei es fünf Uhr abends. Der Kaiser erwiderte:

»Und was tut das!?« und begab sich wieder in seine Gemächer; man ließ die armen Jesuiten in ein benachbartes großes Zimmer treten, gab ihnen schönes Papier, schöne Tinte und schöne Pinsel für ihre Aufgabe. So wurde es acht Uhr abends, bis sie in ihrem Pekinger Haus zurück waren, um zu frühstücken. Ein andermal zeigte ihnen der Kaiser eine tellurische Maschine zum Drehen, die die vergangenen und künftigen Sonnen- und Mondfinsternisse anzeigt, ähnlich derjenigen, die im Observatorium unter den Maschinen der Akademie steht, und sagte: »Das ist einmal eine sehr schöne und interessante Maschine, ich halte sehr viel auf sie und habe sie deshalb ganz dicht neben meinen Thron gestellt. Sie ist ein Geschenk, das mir mein Freund Monsieur de la Hire von der Akademie in Paris gemacht hat. Aber das Volk hierzulande ist so schafsdumm, daß sie sie haben verkommen lassen, als ich in der Tatarei war. Sie geht nicht mehr. Seht doch zu, daß ihr sie mir wieder ganz macht.« Nachdem er sich zurückgezogen hatte, sagten die Mandarinen zu ihnen: »Ihr Europäer seid alle Hunde und Kanaillen (so etwas ist weiter nichts als ein ausfüllendes Beiwort zur Schmückung der Rede), der Kaiser hat befohlen, daß ihr seine Maschine wieder in Gang bringt.« Die Jesuiten blickten sich gegenseitig an, zuckten demütig die Achseln und stellten ihnen vor, daß sie nicht verständen, Maschinen wieder heil zu machen, worauf die Mandarinen nur erwiderten: »Ihr müßt sie heil machen, sie soll wieder gehen, der Kaiser hat es befohlen.« Sie nahmen also die Maschine mit und riefen einen Bruder zu Hilfe, der in der Mechanik leidlich geschickt war. Er erbot sich, die Maschine auszuweiden, auseinanderzunehmen, gründlich nachzusehen und — bis auf den Grund zu verderben, wenn es ihm nicht gelänge, sie wieder instand zu setzen. Glücklicherweise gelang ihm seine Arbeit.

Nach allem, was ich Père Fouquet über Kaiser Kang-hi erzählen höre, wie nach dem, was man uns an anderer

Stelle von ihm berichtet, muß es ein sehr bedeutender Fürst, ein gelehrter Mann, und überdies ein vortrefflicher Mensch gewesen sein, obwohl er seine Missionare manchmal etwas spät essen ließ. In den Auszügen aus dem Gesandtschaftsbericht des Mezzabarba finde ich seine Gütigkeit bezaubernd, wie er sich da in eigener Person die größte Mühe gibt, den Legaten mit den Jesuiten auszusöhnen, wie er sich anstrengt, der Streiterei über die chinesischen gottesdienstlichen Bräuche ein Ende zu machen, und zwischen all den religiösen Orden ein friedliches Verhältnis herzustellen, die sich sogar im fremden Lande nicht vertragen können und so durch gegenseitige Anschwärzungen einander mehr Unrecht antun, als ihnen von den Bewohnern des fremden Landes getan wird. Ganz besondere Mühe gibt sich der gute Kaiser, den Legaten über die Bedeutung des Wortes »Tien« aufzuklären und zu beruhigen, von dem er ihm die Versicherung gibt, daß es nicht allein den materiellen Himmel bedeutet. Der Legat gibt nicht nach. Da aber wird der Kaiser nachdrücklich und sagt: »Könnt Ihr Chinesisch?« »Nein.« »Und ich verstehe kein Italienisch. Was würdet Ihr nun von mir denken, wenn ich nach Rom ginge und mich darauf versteifte, mit dem Papst über die Bedeutung eines Ausdruckes seiner Sprache zu rechten? Fändet Ihr mich nicht völlig unvernünftig! Ich habe euch gütig aufgenommen, euch Europäer, überhäuft mit Wohltaten, euch eure Religion frei verkünden lassen, und indes alle Welt euch hier Gutes tut, hört ihr nicht auf, euch gegenseitig zu befehden und einer dem anderen übelzutun, soviel er kann. Ich habe mehr Mühe, euch untereinander in Frieden zu halten, als mit meinem ganzen übrigen Reiche. Daraus kommt nichts als Verdruß und Verwirrung. Und ich ziehe ernstlich in Erwägung, ob es nicht besser sei, es gäbe keine christliche Religion in China.« Und fast immer schließt der Kaiser seine Besprechungen mit diesem Schlußsatz. Haben Sie das Buch über die Gesandtschaft Mezzabarbas gelesen, das ein Ser-

vitenpater Viani, Sekretär des Legaten in Mailand, hat drucken lassen? Es ist die stärkste Satire, die ich je gegen die Jesuiten gesehen habe, um so mehr, als es mit einer gewissen Treuherzigkeit geschrieben scheint und nur Tatsachen enthält, die in aller Ausführlichkeit als einfache Auszüge aus den Gesandtschaftsakten gegeben werden, ohne irgendwelche Betrachtung daran zu knüpfen, außer am Ende des Buches, wo der Verfasser sein Gift gegen die Gesellschaft Jesu zu zeigen anfängt. Unparteiliche Leser ersehen klar zwei Tatsachen aus diesem Buch. Die erste, daß die Jesuiten rundweg und beharrlich sich weigerten, dem Machtspruch des Papstes sich zu fügen, daß sie die ganze Sache gegen den Papst wie seine Legaten sehr hochmütig und unabhängig vertreten haben, nicht weniger hartnäckig gegen seine Bulle als die Jansenisten gegen die Bestimmungen der Bulle Unigenitus, über die sie so bittere Klage führen. Zweitens, daß die Jesuiten im Grunde recht hatten, daß sie weit besser die Hauptpunkte der Frage erfaßt hatten, als der Papst und seine Legaten, daß in den chinesischen Bräuchen, die sie dulden wollten, nichts Tadelnswertes enthalten war, und daß der römische Hof weit besser getan hätte, ihnen zu glauben, als sich auf die Anschuldigungen, die andere Mönche aus reiner Eifersucht gegen sie erhoben hatten, zu verlassen, und daß schließlich, wenn man ihnen geglaubt, die europäischen Niederlassungen sich vielleicht in China gehalten hätten. Was übrigens das betrifft, so habe ich darüber vom Père Fouquet nicht ein Wort erfahren, er spricht nie davon, denn er als einziger der in China lebenden Jesuiten ist stets dafür eingetreten, sich ohne Zaudern allen Weisungen von Rom zu fügen und den chinesischen Christen ihre Totenfeierlichkeiten, die Anbetung des »Tien« von dem Augenblick ab zu verbieten, in dem der Papst sie als Aberglauben ansah. Es ist bekannt, wieviel er um deswillen von seinen Ordensbrüdern hat leiden müssen. Ja, es ward schließlich nötig, ihn aus China zurückzurufen und ihm bei seiner Rück-

kehr den Bischofstitel und eine Versorgung in der Propaganda zu geben, um ihn der Herrschaft seines Ordens zu entziehen. Er scheint in seiner Zurückgezogenheit der Gesellschaft Jesu noch immer hohe Achtung zu bewahren, wiewohl er sie weder liebt noch von ihr geliebt wird, so wenig wie von allen denen, die zu den Jesuiten halten, wie beispielshalber auch unser Kardinal von Tencin ihm stets ein saures Gesicht zieht, wenn er ihm irgendwo begegnet.

Während seines langen Aufenthalts in China hat er sich hauptsächlich des Studiums ihrer Sprache befleißigt, er arbeitet zurzeit daran, alles, was er weiß und gesammelt hat, zu ordnen, um ein großes Wörterbuch und eine Grammatik zu verfassen, die in der Bibliothek der Propaganda zum Nutzen der ausländischen Missionen ausliegen soll. Unzweifelhaft wird diese Arbeit besser werden als die Fourmonts, der sich soviel darauf zugut tut, das Chinesische erraten zu haben, ohne es zu wissen. Ich fand Père Fouquet neulich ganz wütend, weil Fourmont ihn als Gewährsmann für seine Behauptung genannt hatte, gewisse chinesische Bibliotheken seien ungeheuer reich an Büchern. »Was,« rief er, als er diese Schrift las, »wie kommt der Mann dazu, mich als Gewährsmann für solch eine Dummheit anzugeben! Ich erkläre, daß es in ganz China nicht eine einzige Bibliothek gibt, die sich an Bändezahl, ich sage nicht der des Königs von Frankreich, mit der keine Bibliothek des Erdballs sich messen kann, sondern den einfachen Bücherkabinetten, wie sie in Europa so mancher Liebhaber hat, vergleichen läßt.« Auch mit dem Werk des Père Halde fand ich ihn nicht zufrieden, er findet nichts gut daran, als die Landkarte. »Die freilich«, sagt er, »ist vortrefflich. Und darüber habe ich ein Urteil, denn ich habe mich ganz besonders mit Erdbeschreibung beschäftigt und die meisten Provinzen des Kaiserreiches in Person durchzogen.«

Damit genug von China und meinem Erzähler. Ich streiche von dem Artikel manches, sonst möchte man mich

für einen ebenso weitschweifigen Erzähler halten, wie ich ihn. Nicht, als ob ich Ihnen nicht noch hunderterlei zu erzählen hätte, aber wenn ich alles schon heute sage, was bleibt mir dann, wenn ich zurückkomme, noch zu erzählen übrig?

Or se più versi a questo canto giungo,
Temo vi offenda il suo troppo esser lungo.

## SECHSUNDVIERZIGSTER BRIEF*)

An Herrn von Quintin.

Aufenthalt in Rom, Fortsetzung. — Die Mosaikfabrik. — Eine neue Erfindung, alte Malerei auf neue Leinwand zu übertragen.

⟨Rom, den . . . 1739? 40?⟩

»Ibam forte via sacra, sicut meus est mos.«

Also, ich schlenderte gerade ein wenig auf der Via sacra, wie ich das zu tun pflege, da treffe ich den allerliebsten Herrn Quintin, friedlich neben der Meta sudante sitzend und geduldig mich und meine Zauberlaterne erwartend. Gut, mein Freund, und ich setze Ihnen keine Ladenhüter vor, sondern führe Sie stracks zum Palast der römischen Kaiser. Auch der ist, wie Sie gleich sehen werden, ganz brav und artig geworden, und der Oberkurator der Kapuziner könnte ebenso scharfsinnige Betrachtungen über ihn anstellen wie über die Cäsaren, seine alten Bewohner. Beginnen wir mit einem Gang die Allee hinunter über den Campo Vaccino und feiern dabei Wiedersehen mit den unvergleichlichen Säulen des Jupiter Stator, an denen man sich nie satt sieht. Wenn wir vom Campo Vaccino wieder dem Tiber zugehen, geben Sie acht, lieber Quintin, sich

*) Lettre XLVII bei Colomb.

nicht in den Abgrund des Marcus Curtius zu stürzen, Sie hätten den Schaden, und das, ohne der Allgemeinheit zu nützen, denn Sie sind unstreitig nicht das Beste und Wertvollste, was Rom birgt. Dann schlagen Sie sich ein wenig links zu dem kleinen Rundtempel San-Teodoro, vormals »templum Romuli«. Man hielt wohl Romulus für keinen sehr großen Heiligen, da man ihm ein so winziges Tempelchen gebaut hat, der alte Mosaikboden stellte eine Bilderkarte dar, auf der sämtliche Straßen und Hauptbauten Roms namentlich bezeichnet waren. Die kostbaren Überbleibsel sind heut im Palazzo Farnese, Sie können sie in dem Aufsatz von Bellori gestochen sehen. Von hier aus kann man nun bequem betrachten, wie sich die ungeheueren Ruinen des Palastes des Augustus über den ganzen Rücken des Palatins ziehen, die zahllosen Grundmauern und Gewölbe, von denen die auf Terrassen stehenden Gebäude getragen wurden. Der schöne herrliche Palast ist nun nichts mehr, als eine Brutstätte für Schlangen.

Bianchini mag weidlich was im Dorngestrüpp herumgekrochen sein, um alles auszumessen, bis er den Palast in seinem Buche »Il Palazzo dei Cesari« in aller Herrlichkeit wieder erwecken konnte. Falls Sie's nicht schon besitzen, will ich es Ihnen mitbringen. Der Berg, auf dem der Palast stand, gehört fast ganz zur Vigna Farnese, die recht schlecht gehalten ist. Sie steckt natürlich voll von großen und kleinen Marmortrümmern, darunter Säulenschäfte von Porphyr, die der Länge nach gespalten, mit der Zeit verwittern. All das liegt verwahrlost in freier Luft, niemand macht Gebrauch davon, und es wird noch schlimmer damit werden, denn die Familie Farnese ist erloschen. Freilich könnte ihr Erbe, der König von Neapel, hier leicht etwas Gutes schaffen, denn er ist noch mächtiger als die Farnese, aber um derlei kümmert er sich wenig.

Ganz gewiß reizt kein zweiter Fleck in Rom so zur Wühlerei nach schönen Fundstücken. Die Farnese hätten

auch wohl Ausgrabungen unternommen, wenn sie nicht Schererei vom Landesherrn, z. B. ein Verbot, ihre Funde nach Parma zu bringen, befürchtet hätten, und verschoben die Ausführung solcher Pläne auf die Zeit, wo sie einen Papst in der Familie haben würden. Statt eines Papstes Farnese haben sie nun einen König aus dem Hause Frankreich, was noch besser ist. Die Zeit ist also günstiger denn je, aber man müßte sie ausnützen.

Vom Augusteischen Palast also stammen: 1) die schon erwähnten mächtigen Gewölbe, auf denen die Grundvesten des Gebäudes ruhten und die in diesem zerklüfteten Gelände die Schaffung eines ebenen Baugrundes erst ermöglichten, 2) ein weiter kaiserlicher Saal, der ehemals mit Marmor verkleidet und mit Säulen und korinthischen Pilastern von Verde und Giallo antico verziert war, deren Wulste, Kapitelle und Friese auserlesen schöne Bildhauerarbeit schmückt. Die Wulste ziert Eichengewinde mit Eicheln, die Basen und Friese belebt köstliches Arabeskenwerk mit Trophäen und Figürchen. Licht bekam dieser Prachtsaal wie eine Kirche aus der Höhe des zweiten Stocks, der erste, das heißt der Unterteil des Saales, ist mit Türen und blinden Fenstern ausgestattet, die für Statuen als Nischen dienen, jede Tür und jedes Blendfenster war geschmückt mit Säulen und Giebelfeld. Dazwischen hohe kannelierte Säulen. Bianchini hat sie in seinem Werke stechen lassen, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach ausgesehen haben, ehe man sie zertrümmerte, 3) eine Badehalle mit bemalter Decke, übersät mit vergoldeten Rauten und Rosetten. Die Malereien sind gut gezeichnete Grotesken, bei denen auch die Farben noch leidlich erhalten sind. — Weiter: der Überrest einer einst mit Tierfresken bemalten Treppe, doch wird täglich von dem Bildbewurf etwas zerstört oder fortgeschleppt.

Die bemerkenswertesten Statuen darin sind: Livia, die Gemahlin des Augustus, eine vortreffliche sitzende Poppäa, die seltene Kleopatra Selene, Tochter des Mark Anton und

der Kleopatra, dieselbe, die zu dem berühmten Roman »Kleopatra« von Costes de la Calprenède die Heldin abgibt. — Agrippina, Gemahlin des Germanicus, als Ceres, Mohnblumen haltend. — Die zwei Venusse, die eine mit dem Delphin, die andere mit dem Beinamen »Kallipygos« oder »Die schöne Siegerin«. Von ihnen erzählt man folgendes Geschichtchen: Zwei Schwestern stritten einst, wer die schönste sei, da sie beide so schön waren, daß die Richter zu keiner Entscheidung kamen, prüfte man sie von oben bis unten. Dabei fand es sich, daß die eine platte Hinterbacken hatte, das entschied den Streit zugunsten der anderen und man errichtete ihr dies Standbild. Ich fürchte, das Geschichtchen wird Ihnen ebenso platt vorkommen wie besagtes Hinterchen.

Wie gern fänden wir den großen Altar noch hier, den Herkules auf dem Palatin aufführte, als er den guten Evander über gottesdienstliche Gebräuche unterrichtete, den »Ficus Ruminalis« mit den zwei Bübchen an den Zitzen der Wölfin hängend, das Septizonium Severi, mit seinen sieben Säulenhallen übereinander. Von der obersten muß man einen herrlichen Blick gehabt haben.

Das Gewölbe der Goldschmiede in Velabro, ebenfalls ein von Severus ausgeführter Bau, und das Gewölbe des Janus Quadrifrons, beide aus weißem Marmor, zeigen noch Spuren ihrer greisgewordenen Schönheit. Das erstgenannte, in kompositer Ordnung mit Pilastern, ist dem Septimius Severus, seiner Gattin und ihren zwei Söhnen, Caracalla und Geta geweiht. Severus ist hier als Maximus Pontifex dargestellt, seine Gattin als Göttin der Eintracht, von den Söhnen ist nur der ältere noch zu sehen, die Gestalt seines Bruders ward verstümmelt und zwar, wie die hiesigen Ciceroni behaupten, auf Befehl Caracallas. Die anderen Flachreliefs behandeln Herkules mit den Ochsen des Geryon, verschiedene Opferinstrumente und anderes. Der zweite Bogen ist nur mehr noch eine quadratische Masse aus vier Durch-

fahrten und vier Pfeilern bestehend, die mit zwölf Nischen für die zwölf Monate des Jahres versehen sind. Seine Bekrönungen, Kranzgesimse, Säulengebälke, Säulen und Standbilder, die ihn sicherlich früher einmal geschmückt haben und mit denen er wohl ansehnlicher aussehen mochte, hat er eingebüßt. Die alten von Tarquinius Priscus angelegten Abzugkanäle münden nicht weit von hier in den Tiber. Wiewohl ich von der »Madonna del Sole« schon sprach, wollen wir ihr noch einen Blick gönnen: Wunderhübsch ist dies Tempelchen und neben dem der Minerva Medica mein Liebling unter allen antiken Bauwerken.

Auf dem Platz davor ein recht hübscher Springbrunnen, in der Vorhalle aber von Santa Maria in Cosmedin hat ein alter, in der Mitte durchlochter Mühlstein Platz gefunden, der schon seit undenklichen Zeiten als heilig gilt und die Meineidigen, die zur Bekräftigung ihres Schwures die Hand in sein Mundloch steckten, kräftig gebissen haben soll, weshalb der unförmliche, grobbehauene Stein »la Bocca della Verità« heißt. Ob wir hier nicht vielleicht zufällig einen der alten »baetuli« oder Bildsteine vor uns haben, die man noch zur Zeit des biederen Patriarchen Jakob mit Öl beträufelte? Eine der alten Gottheiten des ältesten Heidentums, etwa wie die Göttin Matuta ‹Göttin der Morgenhelle›, die unter solchen Feierlichkeiten nach Rom überführt ward, den Gott Elagabal, die Venus von Paphos, den Apoll von Delphi oder den Bacchus von Theben! Die verehrlichen und weitberühmten Herrschaften waren nämlich nichts weiter als rohe häßliche Steine, rund, spitz oder viereckig, und diese älteste Art von Götzendienst hat sich bei den Negern und Lappen erhalten, die bis auf den heutigen Tag Holzstückchen, Steine, Tiere, Pflanzen und dergleichen verehren. Die in Afrika lebenden Portugiesen haben für alle diese Dinge einen Gesamtnamen »fétiche,« was soviel sagen will, wie »gefeit, bezaubert«. Unser Mahlstein könnte recht wohl zu der edlen Brüderschaft gehören, in welchem Fall


PASQUINO
Io dico, Altri fanno.
Non dir mai mal Se voi viver in Corte.
il vero.
Vivere qui sancte cupitis,
discedite Româ:
Omnia cum liceant
non licet esse bonus.

ich erkläre, daß meine alte Mythologie seine untertänigste Dienerin werden wird und ihn mit einem ganz anderen Respekt betrachtet, so wenig er dies Interesse durch sein saueres Gesicht verdient hat. Ja, ich habe sogar vor, unter dieser Voraussetzung für alle Arten von »baetuli« und Fetischen öffentlich einzutreten, und will dartun, daß auch die ägyptischen Völker trotz ihrer gerühmten Weisheit, der allegorischen Ausdeutungen des Jamblichos und des Symbolismus der Platoniker, in dieser Hinsicht keine weniger grobsinnliche Gottesverehrung gekannt haben, als die übrigen Afrikaner, ihre Nachbarn, noch heute pflegen, diese ägyptischen Völker, deren Götter, wie Lukrez sagt, in den Gärten wachsen (quorum nascuntur in hortis numina).

Nicht weit davon der rechteckige Tempel der Fortuna Virilis, jetzt »Santa Maria Aegyptiaca«, die Säulenhalle aus korinthischen kannelierten Säulen, die ihn auf drei Seiten umläuft, ist vom Schönsten, Ansehnlichsten und Besterhaltenen, was das Altertum hinterlassen hat. Man hat eine Phengitsäule — ein orangefarbener und durchscheinender libyscher Marmor — der Länge nach zersägt und ein durchscheinendes Kreuz daraus gearbeitet, das im Chorende in das Mauerwerk eingelassen ist. Es gibt keinen selteneren und eigentümlicheren antiken Marmor, das Stück ist fast einzig.

Weiterhin die Pfeiler des Pons Sublicius, den Horatius Cocles gegen Porsenna verteidigte, und die halb zerbrochene Senatorenbrücke, sind nur durch die Erinnerung merkwürdig.

Ponte Sisto, den Sixtus V. wieder aufbauen ließ, ist die begangenste Brücke dieses Viertels.

Ganz nahebei strömt ein Wasserfall über einen Felsen, der inmitten der Häuserreihe aufsteigt, und kommt ohne Umstände auf der Straße nieder. So etwas sieht man sonst bisweilen in öder Gebirgsgegend, es inmitten einer Stadt anzutreffen, ist witzig.

Dann müssen Sie sich überzeugen, wie stolz der Palazzo

Savelli darauf ist, daß Vitruv ihn erbaut hat, es ist das ehemalige Theater des Marcellus, mit einer dorischen und ionischen Ordnung, sehr gedrungen und massig, wie sich das für solchen Bau schickte. Drinnen war ich noch nicht und habe zu den Wohnräumen bis jetzt wenig Zutrauen, denn die Halbkreisform scheint mir für die innere Raumeinteilung höchst ungünstig. Ein schönes Theater gibt notwendig ein düsteres, unbequemes Wohnhaus, der Palazzo diente in den Zeiten der öffentlichen Wirren, als Rom unter die Tyrannei der Hauptgeschlechter des Landes geraten war, als Festung.

Damit setze ich Ihrem heutigen Spaziergang ein Ende. Da ich aber noch Papier übrig habe und noch nicht fühle, daß sich der sanfte Morpheus meiner Lider bemächtigt, gebe ich Ihnen noch im groben die weitere Erklärung über die aus farbigem Glas hergestellten Mosaikbilder, um die Sie in einem früheren Brief baten.

Sie wissen, die musivische Kunst alter Art setzte Bilder aus Steinchen in ihren Naturfarben zusammen. Eine kleine rohe Probe, eine Darstellung von Tieren, haben wir in Dijon in der antiken Rotunde von Saint-Bénigne.

Solche Arbeiten in Naturstein konnten, so geschickt auch der Arbeiter sein mochte, nie ganz vollkommen werden, weil die Zwischenfarben und Schattierungen fehlten. Erst seit der Erfindung des farbigen, mit Zusatz von Metallen oder Mineralien geschmolzenen Glases, kann man sie so vollkommen, wie man wünscht, haben. Und mit solcher Mosaikmalerei hat in Italien der neue Aufschwung der Malerei jeder Gattung begonnen.

Man holte Griechen nach Venedig für den Bau von San Marco, und sie schufen dort eine staunenswerte Menge solcher Mosaikbilder, freilich durch die Bank häßlich, wie ich Ihnen schon seinerzeit sagte: ohne Geschmack und Zeichnung, selbst im Farbigen platt, grell und unerfreulich.

Da diese Werke wenig gefielen und recht teuer waren, man überdies sehr bald lernte, leicht und schön al fresco und in Öl zu malen, war man seit langen Jahren von der Mosaikmalerei völlig abgekommen, bis man in jüngster Zeit den Versuch machte, sie für die Altarbilder von Sankt Peter wieder aufzunehmen, die durch die Feuchtigkeit in der Kirche fast ganz verdorben waren. Denn die schöne Kirche liegt auf ungesundem, morastigem Gelände . . .

Man läßt also flache Glasplatten in allen Farben und Schattierungen schmelzen und zu Pflöckchen von vier Linien Dicke und zwei Zoll Länge schneiden. Dann wird eine Steinplatte, je nach dem Ort, für den das Bild bestimmt ist, aus einem oder mehreren Stücken hergestellt und kreuz und quer durch tiefe Furchen aufgerauht, damit die dicke Kittschicht, mit der man sie überzieht, besser haftet. Auf dieser Platte bildet der Arbeiter das vor ihm stehende Original nach, indem er die Glaspflöckchen in den noch weichen Kitt steckt —, die Pflöckchen stehen vor ihm, nach Farben und Schattierungen geordnet, in Kästen, die den Setzkästen in der Druckerei ähneln. Das fertige Werk hat etwas Ähnlichkeit mit einer grobstichigen türkischen Stickerei, und das Herstellungsverfahren gleicht dem, das die Gobelinarbeiter bei ihren Teppichen anwenden. Diese Mosaikarbeiter haben nämlich, gerade wie die Teppichweber, keine Ahnung vom Zeichnen. Und ich kann mich gar nicht genug wundern, wie sie, ohne dies zu können, ja vollauf zu können, es fertigbringen, die Originalbilder in gleichem, größerem oder kleinerem Maßstabe, genau wie es verlangt wird, treu und genau nachzuahmen.

Sind diese großen Bilder fertig, werden sie wie Spiegel poliert, ich möchte sagen »leider«, denn das ist insofern ein Fehler, als man nun infolge der Spiegelung die Bilder nur dann sehen kann, wenn man seinen Standort genau gewählt hat. Um dem abzuhelfen, hat man daher jetzt bei großen

Stücken, die von weither gesehen werden sollen, auf die Politur verzichtet, und sie sind wirklich ebenso schön, ja sogar noch schöner, wenn man sie roh läßt, denn die Entfernung läßt auch die Rauheiten der Oberfläche und die kleinen Zwischenräume, die notwendig trotz aller Sorgfalt zwischen den einzelnen Pflöckchen bleiben, für das Auge verschwinden. Freilich ist deshalb diese schöne Gattung der Malerei nur für sehr große Maße verwendbar. Man hat allerdings versucht, auch Bildnisse und andere für die Betrachtung aus der Nähe bestimmte Gemälde in dieser Technik zu schaffen, aber wiewohl man sich alle Mühe gab und nur ganz kleine Pflöckchen verwendete, ist der Versuch meines Erachtens mißlungen. Es liegt auf der Hand, daß der Hauptvorzug dieser Technik ein schönes und gegen alle Witterungseinflüsse völlig unempfindliches Kolorit ist, denn selbst wenn solch ein Bild durch irgendeinen Zufall verdürbe oder einmal blind würde, ist der ganze Schaden höchst einfach dadurch zu heilen, daß man es neu abschleift. Denn die Farbe ist ja ebenso dick, wie die Glasstiftchen lang sind. Für die Altäre der Kapellen in Sankt Peter sind in dieser Technik ausgeführt: »Die Petronilla« von Guercino, »Petrus geht auf dem Meere« von Lanfranco, das »Abendmahl des heiligen Hieronymus« von Domenichino, und einige andere. Jetzt will man sich an Raffaels »Transfiguration« machen. Wahrhaftig, das wäre einmal eine unseres Königs würdige Aufgabe, wenn er diese Arbeiter beriefe und in irgendeiner großen Galerie in Versailles Raffaels große Fresken ausführen ließe, als da sind: die Konstantinsschlacht, den Borgobrand, Attila, die Schule von Athen, Heliodor, Petrus im Gefängnis, und seine schönen Deckenbilder mit der Geschichte der Psyche an der Lungara, er bekäme dabei Werke, schöner als die Originale, denn deren Farbe ist schon heute stark verdorben.

Die Schüler der Königlichen Akademie sind zurzeit daran, die Fresken des Vatikans auf Flor zu pausen und danach

zu kopieren, denn der König will Teppiche in der Gobelinmanufaktur danach weben lassen.

Ich blieb von ihrer Arbeit durchaus unbefriedigt. Die Umrisse sind getreu, aber frostig und schwunglos, die Farbe wird fahl und gipsig. Alle unsere Franzosen sind ja so schlechte Koloristen. Wenn man dem Werk nicht bei der Arbeit in der Königlichen Manufaktur Seele und Farbe durch Wahl der richtigen Wollen wiedergibt, so werden diese Teppiche anstatt die schönsten der Welt nur höchst mittelmäßig. Wie man eine genaue Gazekopie herstellt, wird Ihnen bekannt sein! Man breitet über das Original einen hellen durchsichtigen Stoff, zeichnet darauf die Umrisse der Figuren ein und überträgt sie auf eine grundierte Leinwand. So seine Gemälde zu kopieren, gestattet der Papst nur selten. Wenn es nicht für unseren König geschähe, hätte man es nicht gelitten.

Sie werden nun noch wissen wollen, wie man die schwermassigen Bildflächen aufstellt, noch mehr müßte Sie freilich zu wissen verlangen, wie man die wegnahm, die als Fresken auf die Wand gemalt waren, wobei das ganze Mauerstück fortgeschafft ward, ohne die Malerei zu beschädigen: Nachdem man das Mauerwerk in seiner ganzen Länge abgespalten hat, bringt man rechts, links und oben Balken an, die dem Mauerstück als Rahmen dienen, wenn es gut eingefügt ist und mit eisernen Schrauben fest eingespannt und gehalten wird, so daß sein ganzes Gewicht in den Balken des Rahmens ruht, trennt man es auch unten von der Mauer los und fügt die vierte Seite des Rahmens dazu. Das Ganze wird dann auf einmal vermittelst Maschinen angehoben und fortgeschafft. Nicht ungeschickt, lieber Quintin, was meinen Sie? Man hat solche Freskenstücke in Hallen nahe Sankt Peter abgestellt, und fast nirgends sonst bekommt man besser einen Begriff von der atemraubenden Größe der Kirche, als wenn man hier aufblickt und sieht die ungeheueren Mauerstücke bis zum Gipfel des spitzen Daches

reichen, dieselben, die gestern nur einfache Altarbilder zu sein schienen.

Da wir gerade einmal bei eigentümlichen Praktiken der Malerei sind, muß ich noch etwas anderes erzählen. Ich berichtete Ihnen, man habe in Mailand von einem Manne gesprochen, der ein Verfahren erfunden, ein Gemälde in einem Stück von seiner Leinwand abzunehmen und auf eine andere zu übertragen. Ich hörte damals davon, wie man hier manches hört, mit dem man die Ohren gefällig einlullt. Dabei ist es aber hier wie bei den Geschichten von ***: man entdeckt bisweilen zum höchsten Erstaunen, daß sie wahr sind. Hier hörte ich wieder davon reden, man sagte mir, ich solle mich nicht lustig machen, sondern lieber hingehen und es mit eigenen Augen ansehen. Ich rannte zu dem Arbeiter hin, er ist ein armer Schlucker und haust in einem ganz kleinen Budchen. Man übergibt ihm ein Gemälde, dessen Leinwand verschimmelt ist, er überträgt es auf Holz oder eine neue Leinwand und gibt Ihnen die alte zurück. Ist es auf schimmeliges Holz gemalt, so bringt er es auf Leinwand oder eine neue Tafel und gibt Leuten, die nichts einbüßen wollen, die alte verschimmelte Tafel wieder. Auch alle Ihre Wurmlöcher erhalten Sie in letzterem Fall wieder. Denken Sie nicht, daß er es Ihnen ausbessert, denn von Malerei kennt er nicht einmal den Pinsel. Das Stück, was er mir gezeigt hat, wovon eine Hälfte auf der Leinwand, die andere auf Holz war, läßt mich glauben, daß er hexen kann. Die Leute in der Nachbarschaft sagen, er habe einmal dem heiligen Joseph, der ihn in Gestalt eines Armen angebettelt, Almosen gegeben und zum Dank dafür habe ihm der das Geheimnis verraten. Fast möchte ich es selbst glauben, ein bißchen Teufelei steckt dahinter. Ich habe ihn gefragt, ob er auch durch Feuchtigkeit verdorbene Fresken übertragen könne, er verneinte das und erklärte, es ginge nur bei Ölbildern, und beim Übertragen von Leinwand ließe er sich fünfmal so hoch bezahlen, als bei Holzbildern. Sie können denken,

wie viele dem Untergang nahe Bilder durch dies Verfahren uns nun erhalten bleiben, ich sah ganz kostbare Stücke, die nach dem, was man mir sagte, schon fast verschimmelt waren, ehe man sie auf eine neue Leinwand versetzte, wo sie nun wieder ganz gesund scheinen. Viel wichtiger freilich wäre ein Verfahren, die ganz anders wertvollen Fresken zu erhalten, die man bis jetzt nicht vor dem Untergang retten kann, wenn sie sich an einem ungünstigen Platz befinden. Ich vergaß mich zu erkundigen, ob er auch von Kupfer oder Marmor übertragen kann. Nach dem Mechanismus dieses Verfahrens bezweifle ich aber gar nicht, daß sich Ölmalerei, die mehr Festigkeit und Zusammenhalt besitzt, als man glauben möchte, und sich ganz langsam abrollen läßt, von allen möglichen Stoffen, selbst von Glas übertragen läßt. Arbeiten sah ich ihn nicht, vielleicht arbeitet er vor Zuschauern überhaupt nicht. Ich fand ihn an einem ziemlich mäßigen Bildchen beschäftigt: rechts die alte Leinwand, links die Malerei, und die neue Leinwand lag bereit, die Malerei aufzunehmen. Nun sollen Sie hören, was man mir von seinem Verfahren erzählte: Er klebt sein Gemälde, mit Hilfe irgendeines Mittels, das sein Geheimnis ist, mit der farbigen Seite auf einen festen oder biegsamen Körper, dann tränkt er das Gemälde mit einer Flüssigkeit, die es von seiner alten Holzplatte oder Leinwand löst, und rollt hierauf entweder das Bild oder die alte Leinwand behutsam und geduldig auf, bis die Malerei von ihrer Unterlage völlig getrennt ist. ‹Der kleine Potot, der so geschickt Spielkarten spaltet, würde Wunderwerke in diesem Geschäft verrichten.› Ist das geschehen, rollt er die Malerei wieder auf neue Leinwand ‹ob prägniert oder unprägniert, weiß ich nicht›. Durch einen Kniff, wahrscheinlich denselben wie den, den er zuerst gebraucht hat, löst er nun die Malerei von dem Körper wieder ab, auf den er sie anfangs geklebt hatte, um ihr mehr Halt zu geben.

Nach diesem Bericht verstehe ich ohne Mühe, warum er

Fresken nicht übertragen kann, die sich zu so einem Verfahren kaum eigneten, aber oft hat ja eine Entdeckung eine zweite im Gefolge. Wenn das einträte, so ruiniere ich mich auf der Stelle in Projekten für die Fresken Raffaels und Giulio Romanos im Vatikan und dem Palazzo T in Mantua.

## SIEBENUNDVIERZIGSTER BRIEF

An Herrn von Neuilly.

Ernennung des französischen Botschafters zum Statthalter von Burgund. — Krankheit des Papstes. — Pferderennen. — Frascati. — Albano. — Tivoli.

Die Neuigkeit, die Sie sicherlich heute in Dijon stark beschäftigt, macht in Rom kein geringeres Aufsehen. Ich war gestern im Palais de France bei Madame Détroy zu Abend, als um halb zwei Uhr nachts jemand kam, mir im Auftrage des Botschafters etwas auszurichten. Solch dringliche Botschaft zu solcher Stunde! Ich staunte. Sein Sekretär, Herr Brocard, trat ins Zimmer und meldete mit höchst betrübtem Gesicht, der Herr Botschafter habe soeben durch Eilkurier den Tod des Herrn Herzogs, unseres Statthalters von Burgund erfahren, und fügte dann strahlend hinzu: der gnädige Herr Herzog von Saint-Aignan habe die Statthalterei Burgund erhalten, und da er wisse, wie ich mich über diese Nachfolge freuen werde, habe er gleich geschickt, es mir mitzuteilen.

Wir sind heute morgen insgesamt bei Seiner Exzellenz zur Gratulation gewesen. Er war hochzufrieden, von seinem hiesigen Posten an eine so gute Stelle zu kommen und gleich den ersten Tag sechs Edelleute »seiner« Provinz in Rom bewirten zu können. Die ganze Stadt kam heute morgen zu ihm, und ich stelle fest, daß die Aktien des Botschafters durch dies Ereignis plötzlich gestiegen sind. Die lieben Römer machen

Augen wie Salzfässer: »Cazzo, die erste Pairschaft im Königreich, und Nachfolger eines Prinzen von Geblüt!« Herr von Saint-Aignan behielt außer uns noch fünfundzwanzig bis dreißig der vornehmsten seiner Gratulanten zu Tisch und setzte uns ein wahres Göttermahl vor. Legouz und ich haben, als die Tischgesellschaft gegangen war, noch mit ihm gesprochen. Er sieht nicht klar in der Sache, hat auch noch keine Bestallungsbriefe vom Hof erhalten, sondern nur ein Eilschreiben, das sein Sohn, Herzog von Beauvilliers, durch einen seiner Leute geschickt hat und das nur sechs Tage und zwanzig Stunden gereist ist. Er soll den Statthalterposten bis zur Großjährigkeit des kleinen Prinzen Condé bekleiden. Nun hat er gefragt, was der Posten etwa einbringen könne: ein geheimnisvoller Punkt, über den er besser aufgeklärt sein müßte, als wir sind. Man weiß ja zur Genüge, was der Platz bringen soll, aber nicht, was er bringen kann. Denn die darüber umlaufenden Gerüchte verdienen nur wenig Glauben, ich bin überzeugt, daß die Angaben über die Einkünfte, die die Familie Condé daraus gezogen hat, übertrieben sind. Und überdies bin ich mir ganz sicher, daß der Herzog von Saint-Aignan die Statthalterei nicht unter den gleichen Bedingungen erhalten wird, wie die Familie Condé sie innehatte. Die Minister, die sie so lange in den Händen von Prinzen sehen mußten, werden über diese Gelegenheit, die Nase hineinzustecken, entzückt sein und ihn ihrerseits zu regieren hoffen, die Provinz gewinnt jedenfalls nicht dabei, in andere Hände zu kommen. Das Haus Condé betrachtete Burgund als sein väterliches Erbteil, und was auch gewisse Krittler dagegen sagen mögen, einen Prinzen von Geblüt als Statthalter zu besitzen, ist für jede Provinz von Vorteil. Sind sie auch nicht übermäßig angesehen, ihr fürstlicher Rang gibt ihnen doch mehr Einfluß als allen anderen. Und einmal vorurteilslos die Sache betrachtet, so gereicht ihr Ansehen öfter zum Nutzen als zum Schaden.

Der Herzog überraschte mich sehr durch seine Erklärung,

daß er in Dijon seinen Hauptwohnsitz zu nehmen gedenke, »auch scheine ihm das, nach dem Briefe des Sohnes zu urteilen, die Absicht des Hofes«. Er fragte mich, ob das nicht vielleicht Herrn von Tavannes verdrießen möchte und welches Haus er beziehen könne. Das begreife ich nicht ganz. Denn es ist ebenso unwahrscheinlich, daß man Herrn von Tavannes seines Kommandos entheben wird, wie daß man einen Statthalter und einen Kommandanten in dieselbe Stadt setzt. Sie kennen die Wirkung zweier Sonnen, die in zu engem Raum beisammen sind. Ich habe ihm erwidert, es gäbe eine Menge schöner Häuser in unserer Stadt, aber die Besitzer behielten sie für sich selber, wenn jedoch der Hof wünsche, daß er dort Wohnsitz nehme, würde er ihm wohl den königlichen Palast überlassen, den der Herr Herzog zur Zeit der Landstände bewohnte, mit zwei wundervollen Repräsentationswohnungen, aber ohne rechte Behaglichkeit. Er bat mich, ihm einen Wohnungsplan des königlichen Palastes kommen zu lassen, damit er schon von hier aus beurteilen kann, wie er sich mit seiner ganzen Familie darin einrichtet, falls man ihn ihm gibt, was er noch nicht für gewiß hält. Denn sein Sohn und seine Schwiegertochter sollen mit dort wohnen. Ich werde Blancey davon sagen, aber es eilt durchaus nicht. Ich sehe gern, daß sich die Dinge noch etwas klären und erwarte erst Nachricht aus Burgund, wie sich alles entwickelt und wie die große Veränderung gewirkt hat. So sagen Sie, bitte, niemandem etwas von all den Einzelheiten, die ich Ihnen hier mitteile. Wenn ich mich nicht irre, geht es dem Herzog von Saint-Aignan mit seinem Wunsch, in seiner Provinz zu wohnen, wie den Söhnen Zebedaei. Man gibt ihm die Statthalterei doch nur, um ihn nach seinem Abgang vom Botschafterposten zu versorgen, damit er seine Vermögensverhältnisse wieder ordnet. Wenn er aber nach Dijon zieht, so ist das bei seinem Hang zu Repräsentation und Prunk der sicherste Weg, ihn zu ruinieren. Denn die Riesenräume des königlichen Palastes fräßen sein halbes Ein-

kommen allein für Holz und Kerzen. Abgesehen davon bin ich überzeugt, daß er sich in Burgund beliebt macht. Sie werden ihn anfangs kühl finden und sehr genau in dem, was ihm an Ehrenbezeugungen zukommt, er ist milde, geistvoll und liebenswürdig in Gesellschaft, ein Ehrenmann, nicht sehr tätig, aber umsichtig, fast ein wenig schüchtern.

Mit der Gesundheit des Papstes geht es täglich bergab, und er wird es kaum noch lang machen. So werden wir das Schauspiel eines Konklaves erleben, das uns sicherlich viele Franzosen nach Rom bringt. Warten wir's ab, ob Rom dann wirklich so interessant wird, wie alle behaupten. Ganz gewiß wird's das, wenn die Sache sich schnell erledigt, und wir die Erhebung des neuen Pontifex noch mit ansehen. Wenn sich freilich die Wahl hinzieht, so muß es höchst trübselig in Rom sein, und wir dürften dann das große Ereignis kaum abwarten, außer, die aus dem Konklave dringenden Nachrichten nehmen uns so stark in Anspruch, daß wir an keinen Entschluß mehr denken. Beratungen sind unsere Stärke nicht, so selten wir uns daran machen, so sicher ist, daß nichts dabei herauskommt. Wir leben so recht in den Tag hinein: Dies diei et nox nocti indicat scientiam. »Der Tag gibt Weisheit dem Tage, und die Nacht der Nacht.« Meinen Sie, es sei möglich, vier Köpfe wie unsere zu einem gemeinsamen Beschluß zu bringen, besonders wenn Sie noch die zwei Hinzugekommenen dazu nehmen, die sich ebenfalls beratende Stimme anmaßen? Das ist der Grund, den Sie zu wissen wünschten, warum ich weder abgereist bin, noch an Abreise denke. Was zu sehen ist, haben wir ziemlich erschöpft, und ich war dafür, daß wir uns bald wieder auf den Rückweg machten. Meine Bummler aber wollen den Riemen etwas verlängern und ich lasse mich unschwer verführen, denn Sie müssen wissen, daß man jemand, der behauptet, von Rom abzureisen, nur schwer ernst nimmt. Es lebt sich so wohl, so sachte dort. Man hat so viel zu sehen und nochmals zu sehen, daß es kein Ende gibt.

Überdies beginnt es jetzt, nicht zu regnen, sondern zu gießen oder zu strömen, und es schaut nicht so aus, als wollten diese Bäche zugunsten der Reisenden eine kleine Pause machen. Der Tiber, der Pantoffelheld, ist ein rechter Bruder Liederlich geworden.

> Vidimus flavum Tiberim retortis
> litore Etrusco violenter undis . . .
> Labitur ripa, Jove non probante uxorius amnis.

Und ich, ich bin dabei Jupiter, denn wiewohl ich mich von der herrschenden Partei hier halten lasse, nimmt meine Ungeduld, wieder in Frankreich zu sein, ständig zu, denn allerlei erwartet mich dort dringlichst, worunter die Freude, Sie lieben Kerl wiederzusehen, nicht das geringste ist, Sie wiederzusehen, schwöre ich, wird mir geradezu eine Notwendigkeit.

Stellen Sie sich außerdem vor, daß ich nicht einmal zum Trost den Aufenthalt dazu benutzen kann, wiederzusehen, was ich bewundere, das Wetter ist so scheußlich, daß man kaum die Nase hinausstecken kann, geschweige denn draußen herumlaufen. Das Vatikaninnere ist stockdunkel, so daß der göttliche Raffael, für meine Augen wenigstens, so gut wie nicht da ist. Meine Abende verbringe ich in der Oper. Daran fehlt es Gott sei Dank nicht, ja, es gibt vier auf einmal. Es ist aber nicht guter Ton, dem Stück zuzuhören, sondern man schlendert von Loge zu Loge, macht Besuche und treibt allerhand Possen mit den kleinen Damen, ein Geschäft, das ich mit unseren weit lieber verrichtete. Den Tag über kritzele ich in meinem Zimmer, was Quintin dazu ausnutzt, mir endlose Beschreibungen zu erpressen. Ich gehe meine kleinen Anmerkungen durch und vervollständige sie. Vor kurzem noch war ich wie Madame de Sévigné bereit, beim Anblick meines Tintenfasses unters Bett zu schlüpfen, augenblicklich bin ich wieder im Zug zu kritzeln, so schnell die Feder laufen will,

Gott weiß in welchem Stil, und wie oft ich den Vaugelas ohrfeige.

Die Überſchwemmung der Campagna hat uns Städtern das Schauſpiel einer kleinen, recht niedlichen Volkserhebung verſchafft. Die Bauern aus der Sabina und den Abruzzen, die man gewöhnlich um dieſe Zeit zur Bebauung der verlaſſenen Ländereien kommen läßt, wurden vom Waſſer bedrängt, warfen ſich in großer Anzahl in die Stadt und machten ſich daran, die Läden, freilich nur die mit Eßbarem, zu plündern. Die Soldateska hat einſchreiten müſſen, man hat die ſtürmiſchſten eingeſperrt, wo man ihnen nun Brot liefert, — alles, was ſie wollten — und die übrigen da und dort, bis die Waſſer ſich wieder verlaufen, untergebracht.

Ich ſehe ſchon, wir werden unſeren Aufenthalt hier bis zum Ende des Karneval ausdehnen. Denn den Mummenſchanz, dem in dieſer Zeit das römiſche Volk ſich hingibt und der ſogar Venedigs Karneval an Pracht ausſtechen ſoll, müſſen wir doch anſehen, und den Gipfelpunkt erreicht der Taumel erſt in den letzten acht Tagen.

Es heißt, auf dem Korſo zögen dann wunderſchöne Masken zu Pferde oder in großen Triumphwagen, von deren Höhe man maſſenweis Konfetti und römiſches Gebäck ins Volk regnen läßt. Auch verheißt man uns auf derſelben Straße Pferderennen, die alle anderen der Welt übertreffen ſollen. Die Rennbahn iſt ziemlich lang, denn ſie reicht von der Porta del Popolo bis zum Palazzo San Marco. Die Pferde laufen ohne Sattel- und Zaumzeug in völliger Freiheit, der Stallknecht, der ſie hinter der Schranke hält, läßt auf ein Zeichen des Hauptmanns der Sbirren los und nun rennen ſie zwiſchen zwei dichten Hecken von Menſchen, die ſie mit lautem Schreien aufmuntern. Die Pferde, welche ſich ſchon auskennen, eilen zuerſt gar nicht, ſondern trotten in ſanftem Trabe, ohne ſich anzuſtrengen, bis auf eine beſtimmte Entfernung vom Zielpunkt, dann aber ſetzen ſie zum End-

galopp an, feuern nach rechts und links Hufschläge und Kopfstöße, um flink wie ein Blitz zu schwenken

(Che son presti a girar come un baleno)

und die anderen Pferde beiseite zu stoßen und sich Platz zu schaffen.

»Il ronsin or corre, or trotta,
Poi sotto il petto si caccia la testa,
Giuoca di schiena, e mena calci in frotta.«

Der Preis des Siegers besteht meist in einem Stück Brokat, das man ihm überdeckt, damit paradiert er dann stolz schnaubend durch die Straßen.

Basta! Dies Karnevalsvergnügen müssen wir noch anschauen, aber das wird wahrscheinlich auch der letzte Verzögerungsgrund sein, dem ich mich füge, denn die Erhebung des neuen Papstes und das Ende eines Konklaves abwarten zu wollen, von welch letzterem man noch nicht weiß, wann man seinen Beginn erleben wird, ist ein Hirngespinst. Wie die Dinge sich auch entwickeln mögen, daß dies Konklave besonders kurz dauern wird, ist höchst unwahrscheinlich. Erstlich bedarf es schon geraumer Zeit, bis alle ausländischen Kardinäle sich in Rom sammeln, außerdem aber ist das, was bis jetzt über den voraussichtlichen Nachfolger des Papstes auf dem Stuhl Petri verlautet, nichts als ganz haltloses Gerede. Und selbst wenn die Gerüchte, die heute über den Gegenstand umgehen, einen Grund hätten, so ist der Ausgang dieser Art Wahlversammlungen regelmäßig so verschieden von dem, was ihr Anfang zu verheißen schien, daß es Wahnsinn ist, irgendeine Vermutung darüber zu äußern, wenn man nicht den Heiligen Geist unter vier Augen gesprochen hat. »Der Geist aber weht, wo er will, und man weiß nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt.«

Schon lang vor Beginn der schlechten Jahreszeit haben wir den berühmten Landhäusern in der Umgegend von Rom

Besuch gemacht. Freilich beschäftigte ich mich lieber damit, mich in ihren Gärten zu ergehen und an ihren Wasserkünsten zu belustigen, als damit, meine Notiztäfelchen mit Anmerkungen zu bekritzeln, und die paar Anmerkungen, die ich mir aufschrieb, sind bei den Dummenjungenstreichen, die wir uns an den versteckten Wasserkünsten geleistet haben, dermaßen zerweicht und zerflossen, daß Sie keine sehr ausführliche Antwort auf die Fragen Ihres letzten Briefes erwarten dürfen. Der Weg dahin ist anmutig, aber weniger, als man gewöhnlich behauptet. Stets muß man durch die trostlose römische Campagna, in der nichts Erfreuliches zu sehen ist, als die Ruinen der alten Aquädukte, von denen ich schon erzählt habe. Und auch die gepriesene Aussicht von Frascati und Tivoli vermochte ich nicht so zu bewundern, wie ich gewünscht hätte. Allerdings breiten sich diese Ausblicke weit aus über die Campagna bis ans Meer hin, man sieht von Ostia bis zur alten Palus Pomptina, die Aussicht wäre wundervoll, wenn die Campagna mit Menschenbauten geschmückt, bebaut und bevölkert wäre, wie sie sein könnte. Aber was sagt mir ein weiter Blick über ödes Flachland! Und die Stadt Rom, die man in der Ferne erblickt, ist zu weit weg, um ein wirklich schönes Bild zu machen. Auch waren die Landhäuser von Frascati und Tivoli zweifellos vormals besser gehalten und ausgeschmückt, als sie jetzt sind, nur zwei oder drei verlohnen, daß ich bald ein wenig ausführlicher davon rede.

Die meisten anderen sind recht verwahrlost, ebenfalls die Gärten, die auch hier, wie fast in ganz Italien, nicht sauber gehalten werden. Immerhin machen die vielen Gärten Frascati zu einem recht angenehmen Städtchen, laufende und springende Wasser gibt's im Überfluß, klar und sauber, an manchen Stellen prächtig angelegt und fast stets entzückend.

Wir gingen zuerst nach Grotta Ferrata, einstmals das Tusculum Ciceros, dessen unwürdige Nachfolger griechische Mönche aus dem Orden des heiligen Basilius geworden

sind. Ihre Kirche lohnt einen Besuch, es sind gute Fresken von Domenichino darin, die Geschichte des heiligen Nilus darstellend, darauf die bemerkenswerte Gestalt einer Frascatanerin. Außerdem Bilder von Annibale Carracci. Nahebei Trümmer der Villa des Lucullus . . .

Das Belvedere Aldobrandini der Pamfili, dann Villa Mondragone, den Borghese gehörig, und die Villa Ludovisi sind die drei schönsten Gärten Frascatis. Fünf oder sechs andere könnten ganz hübsch sein, wenn man sie besser pflegte, stehen aber den drei erstgenannten nach, die schöne Gebäude, weite, herrlich gelegene und wohlbepflanzte Anlagen und wunderbare Wasserkünste besitzen. Die Belvederegärten und der Ludovisipark sind zwei grünbedeckte Berge mit eingeschnittenen Terrassen, Grotten und herrlichen Wasserfällen.

Der große Springbrunnen im Belvedere, den ich dem von Saint-Cloud vergleichen möchte, ist wunderhübsch. Der Strahl schießt in die Höhe mit einem furchtbaren Geknatter von Wasser und Luft, die sich in eigens dazu eingerichteten Röhren mischen und ein Geräusch machen wie ein fortgesetztes Gefarze von Pferden. Noch eine Menge kleinerer, meist recht hübscher Springbrunnen. Der Hügel des Belvedere wird durch Stirnmauern in Rustika zerlegt in drei Stockwerke mit Grotten, Wasserfällen und Springbrunnen. Den großen Wasserfall krönen Säulen mit gewundenen Rinnen, in denen das Wasser spiralförmig hinabläuft. Der Ludovisifall, überbaut von einer Terrasse mit weitem Becken, aus dem eine mächtige Wassergarbe aufschießt, ist, soweit ich mich erinnere, noch schöner, weder das Haus, aber noch der Garten erreichen die Villa Aldobrandini. Die langgedehnten Fassaden mit säulengetragenen Grotten, Nischen, Wasserfällen und Standbildern sind in beiden Villen recht artig, letztere aber besitzt am Fuße des Berges einen sehr schönen Bau von Giacomo della Porta. Die Wandelwege führen zwischen dichten Lorbeerwänden und Orangenbäumen, über stufenförmig absteigende Terrassen mit Balustergeländern,




*Eques. P. L. Ghezzi delin.* *Matthaeus Oesterreich sculps.*

## Petruccella Servitore

*Nell Gabinetto di S. M. il Re di Pol. Elete. di Sassonia.*

auf denen Vasen mit Myrten- und Granatbäumchen aufgestellt sind.

Der Bau biegt sich in zwei als Grotten ausgeführten Flügelgebäuden nach hinten um, in der einen Grotte bläst allen Ernstes ein Zentaur Kuhhorn, in der zweiten spielt ein Faun Flöte, und zwar vermittelst bestimmter Leitungen, die den Instrumenten Luft zubringen. Es ist aber eine klägliche Musik. Die beiden Herrschaften sollten nochmal eine Weile in die Schule gehen, ebenso die neun Musen samt ihrem Meister Apollo, die im Nachbarsaal ein kümmerliches Konzert auf einem Parnaßberglein mit gleichen Mitteln loslassen. Kindische, abgeschmackte Künstelei das! Ein frostiger Genuß, zu sehn, wie neun bunt angetünchte Steinpuppen eine gefühllose Musik verüben, mit der man keinen Gimpel ins Garn lockte. Da sehe ich ihr Pegasusroß noch lieber, unter dessen Hufschlag nicht weit davon die Quelle Hippokrene aus dem Boden sprudelt. Im Sommer freilich, falls diese neun Prinzessinnen und ihre Vögel darauf verzichten, die Anwesenden mit ihrem Gedudel tollzumachen, muß es in diesem Saal recht lieblich zu weilen sein. Unter dem Fußboden angebrachte Leitungen führen frische Luft zu, die so heftig einströmt, daß sie eine leichte Holzkugel tragen kann. Für diesmal freilich bedurften wir keiner Auffrischung, da wir durch ein tüchtiges Tropfbad, das wir uns gegenseitig verordnet hatten, erfrischt genug waren. Die Zeremonie nahm in Mondragone ihren Anfang um ein — sagen wir — polypriapisches Becken: sein ganzer Rand nämlich war besetzt mit überschenkeldicken ledernen Spritzschläuchen mit kupfernen Mundstücken, sie lagen schlaff gebogen in lässiger Ruhe, bis wir den Hahn aufdrehten. Nun schwellte die vom Wasser getriebene Luft ihre hohlen Körper, die schönen Herren richteten sich nach und nach auf, was recht sonderbar aussah und — wie sagt doch Rabelais — »begaben sich daran, unabläßig frisch Wasser zu pissen«. Hierauf bewaffnete sich Migieu, den Sie gewiß nicht für den größten Schlingel

unseres Trupps gehalten hätten, mit einer solchen Feldschlange und richtete sie grade auf das Antlitz des wackeren Lacurne. Der blieb ihm nichts schuldig, die reizende Unterhaltung ward allgemein und nahm erst ein Ende, nachdem wir uns während einer guten halben Stunde bis auf die Knochen durchnäßt hatten. Sie halten vielleicht die Winterzeit für solch Spielchen nicht recht geeignet, aber wahrhaftig, an dem Tag war's so warm und milde, daß man kaum der Versuchung, ein wenig zu baden, widerstehen konnte. Dann gingen wir und wechselten Kleider und Wäsche, was recht gut getan war. Als wir aber ganz harmlos auf einem Vorplatz im Belvedere saßen und auf ein Hundert kleiner tückischer Röhren zwischen den Steinfugen nicht weiter achtgaben, gingen die plötzlich los, uns mit lauter bogenförmigen Strahlen überplantschend. Da wir nun nichts mehr in acht zu nehmen hatten, nachdem unsere Koffer schon bei der Szene in Mondragone bis auf den Grund geleert waren, stürzten wir uns unerschrocken in die feuchtesten Stellen des Palastes, wo wir den Rest des Nachmittags mit ähnlichen Possen zubrachten. Besonders erinnere ich mich noch an ein vorzügliches Wendeltreppchen, kaum ist man drin, so spritzt es von oben, unten und von beiden Seiten gleichzeitig, da hilft kein Gezeter, man muß die ganze Salve über sich ergehen lassen: non c'è rimedio.

Oberhalb dieser Treppe wurden wir an Legouz gerächt, dem wir das Sturzbad im Vorplatz zu danken hatten. Er drehte einen Hahn auf, um uns naßzuspritzen, aber dieser Hahn ist für nichts weiter da, als um Schläulinge zu überschlauen, und spritzte Legouz mit furchtbarer Gewalt einen armdicken Strahl grade gegen den Bauch. Legouz machte sich aus dem Wasser wie ein pudelnasser Teufel mit quitschvollen Beinkleidern, die ihm in die Schuhe troffen. Wir aber wälzten uns vor Lachen, womit die Szene erbaulich abschloß. Freilich war das Ende der Geschichte weniger scherzhaft als ihr Anfang: Wir mußten nackt im Schlafrock her-

sitzen und ein sehr schlechtes Abendbrot schlucken, indes unsere Kleider wieder trockneten. Frescati, so genannt nach fresca, was soviel wie Blätterschatten bedeutet, hat zwar viel Schatten, aber nichts Gutes zu essen. Migieu und Sainte-Palaye versüßten sich ihr Elend mit zwei bis drei Pfund steinhartem Honignougat, das sie an einer Straßenecke erstanden hatten. Ich habe davon gekostet, abscheuliches Zeug! sage ich Ihnen. Aber sie fanden es vortrefflich und haben dann die Nacht darauf gemeint, sie müßten vor Leibweh platzen.

Das schönste Landhaus des Ortes ist Mondragone, wo die Borghese die schöne Jahreszeit leben und dann viel Geld unter die Leute bringen. Das Schloß liegt auf einer Anhöhe, seine Auffahrtshöfe sind unterwölbte Terrassen, in denen, unter der Erde, die Wirtschaftsräume und Küchen liegen. Die hübschen kleinen Minarets und Rustikasäulen, die längs der Terrassen aus dem Boden steigen, sind — Schornsteine, die in dieser Form das Bild eher schmücken als verunzieren. Solche Schlote sind nicht geistreicher und anmutiger anzubringen, als es hier geschehen ist. Der Vorhof ist mit einer Säulenordnung verkleidet — Balustraden säumen die Terrassen —, und seine Mitte schmückt ein schöner Kandelaberbrunnen.

Das geräumige Schloß ist innen reich ausgestattet, besitzt ein Theater, eine lange Galerie mit Statuen und Bildern erster Meister, wo beispielsweise »Orpheus«, der »Polyphem« von Lanfranco, das »Abendmahl« von Dürer, ein kolossaler antiker Kopf des Antinous, usw. zu sehen sind.

Auch im Belvedere sind gute Malereien von Domenichino und dem Cavaliere d' Arpino. Ich hatte von alledem eine kleine Aufzählung gemacht, sie ist aber in den Fluten der großen Naumachie umgekommen oder doch so verwischt worden, daß nichts mehr zu entziffern ist. So muß Herr von Quintin ihr wohl oder übel nachtrauern, falls ich nicht gerade zum zweitenmal hierherkomme.

Die Gärten beim Schloß sind nicht groß, aber anmutig und ordentlich gehalten, die Grotte oder gewölbte Halle mit Standbildern am Ende des Gartenrasens ist ein recht hübscher Bau von Vignola.

Auch hinter Frascati haben Sie noch einiges anzusehen: Catos Villa, heute Monte Porzio, die alte Stadt Gabii, die Tarquinius zerstört hat, heute La Colonna, den See Regillus, berühmt durch die hier gewonnene Schlacht, von welcher Castor und Pollux die erste Kunde nach Rom brachten (und das war recht brav von ihnen), die Stadt Palestrina, ehemals Praeneste, wo ich noch nicht war, aber bald hinpilgre, um die Ruinen des schönen Tempels der Fortuna Praenestina zu sehen, ich erzähle Ihnen davon noch später. Oberhalb Mondragone liegt die Einsiedelei der Camaldulenser, in der der Kardinal Passionei in so gottesfürchtiger und strenger Abgeschiedenheit lebte, als wir hier hinaufkamen, daß wir nicht die Ehre haben durften, ihn zu begrüßen, Ad caput Feroniae, wo die alten Völker Latiums einstmals ihre allgemeine Zusammenkunft abhielten, Monte Cavo, auf dem im Altertum der berühmte Tempel des Juppiter Latialis gestanden hat, in welchem man die Feriae latinae festsetzte . . . usw. Beachten Sie im Belvedere noch den Löwenbrunnen und den mit dem Riesen Atlas.

Ein andermal gingen wir nach Castel Gandolfo, einem Landhause des Papstes: Bauart, Einrichtung und Garten sind nichtssagend. Wir sahen im Vorbeifahren das alte Bovillae, oder richtiger den Fleck, wo es gestanden hat, es war einstmals eine kleine Vorstadt von Rom. Hier stieß Milo, in seine Vaterstadt Lanŭvium, heute Cività Lavinia, zurückkehrend, deren Diktator er war, auf den Clodius, der von Aricia heimritt, und ließ ihn durch seine Sklaven töten: tatsächlich war dieser Zusammenstoß ein Zufall und von keinem der beiden beabsichtigt, — der Albanersee, umtürmt von Felsen, an dessen Gestade unser kleiner Ascanius Alba-

longa gebaut hatte, wovon, wie Sie sich denken können, heute auch nicht die mindeste Spur mehr zu sehen ist . . .

»Olim Albanus habetur
Nunc vix nomen inest, nec honos aut gloria monti.«
Verg. Aen. XII, 134.

Einstmals der albanische Gipfel,
Doch jetzt kennt kaum seinen Namen man noch.
Längst verschollen ihm Ehre und Ruhm.

Die Tunnelwölbungen und Kanäle, die die alten Römer unter den Felsen durchgeführt haben, um das Wasser des Sees in die Ebene zu leiten. — Der hübsche Nemisee, einst Speculum Dianae.

Vallis Aricinae silva praecinctus opaca
Est locus antiqua religione sacer . . .
Qua sublime nemus Cynthiae
Regna deae.

Cynthianum, derselben Göttin geheiligt, heute Genzano, wo ein gelbliches, fadsüßes Gewächschen gedeiht, das man zu Unrecht Wein nennt, dabei wird er höchlich gepriesen. Das ist nicht der Edelwein (Vinum generosum) der alten Römer, aber freilich, die Jungrömer verhalten sich zu den Alten ebenso wie der Wein von Genzano zum Falerner. — Das Städtchen Albano, einstmals Villa Pompeii. — Riccia oder Ariccia, einst Aricia . . . Lanŭvium, heute Civitä Lavinia,

Et ab alto
Rava decurrens lupa Lanuvino.

Die alte Festung der Albaner, heute Monte Savelli. — Die Ruinen eines Palastes des Domitian. — Das Amphitheater des Truppenlagers und das Castrum praetorium desselben Kaisers nahe beim Kapuzinerkloster. — Das Grabmal der Horatier und Curiatier, und ziemlich weit davon,

nach Rom hin, der Ort, wo sie sich, wie behauptet wird, schlugen, ad fossam clesiam. Von den Höhen über Albano sieht man den Berg und das Kap der Circe. — Antium, heute Nettuno. — Ardea, Hauptstadt des Königreichs des Turnus, Laurentum, die Zitadelle des Biedermannes Latinus, heute Paterno. — Lavinium, heute Patrica, unzweifelhaft das Lustschlößchen der Infantin Lavinia: Alle diese Orte sind heute nur kleine Dörfer und waren, deucht mich, nie etwas Besseres. Ich stelle mir die berühmten Königreiche des Turnus und Latinus nicht größer vor, als eins unserer großen Landgüter mit 5—6000 Livres Einkommen. Über das, was von weit her ist, kann man schön lügen, und die Herren Dichter haben uns gut was darüber aufgebunden. Und, um einmal ungeschminkt zu reden, ich denke mir, daß die alten italischen Völkerschaften, wie die Rutuler, Latiner, Siculer und so weiter, den wilden Natiönchen Paraguays in Amerika recht ähnlich gewesen sind.

Vana, sed haec memorans vetustas
Impune gentes decepit, et Venus
Antiqua vatum callida musico,
Condire sermones lepore
Dat nebulis aliquando pondus
Fidemque falsis adrogat.

So sagt uns Pindar in schönen griechischen Versen, die ich lieber in lateinischer Übertragung hersetze. Und man darf ihm schon glauben, denn er war vom Handwerk. Wenn alles das, was wir an diesem Tage sahen, heutzutage an sich weder groß noch bedeutend ist, so ist es das doch ganz gewiß durch die Erinnerungen an alte Geschehnisse, die es in unserem Geist wieder wachruft und den Ruhm, den ausgezeichnete Schriftsteller diesen Stätten verliehen haben; man betrachtet sie wie die Felder, auf denen einst Troja gestanden hat. Sie wissen, wie mein Sallust in einem ähnlichen Falle sagt: »Sie waren kleiner, als ihr Ruf sie uns heute

hinstellt, da aber die großen schriftstellerischen Begabungen sich an ihnen erprobten, so gelten sie nun für so groß, wie erhabene Geister sie mit ihren Worten zu erheben vermocht haben.«

Nach Tivoli ging ich neulich allein, meine Genossen sind Trödler, die mit ihrem Hinzögern schließlich abreisen werden, ohne es gesehen zu haben. Ich kann Ihnen nicht weit von der Straße allerlei Merkwürdiges zeigen: Blicken Sie nach links!

Vides ut alta stet nive candidum
Soracte . . .

Und sehen Sie nicht dort, dicht neben dem Soracte, den Waldgott, der gerad aus Arkadien heimkommt und auf Ziegenbeinen in seinen Unterschlupf springt, nahe Horazens Landhaus!?

Velox amoenum saepe Lucretilem
Mutat Licaeo faunus

Und was meinen Sie zu diesem Quell, klarer denn Kristall am Fuß des Berges!?

O fons Bandusiae splendidior vitro!

Noch diesseits des Lukretilisberges fließt das Alliaflüßchen an dem Schlachtfelde vorbei, auf dem einst die Gallier die Römer so derb hernahmen. Sehr genau sah ich all das natürlich nicht, weil ich weit entfernt war, aber ich ahnte es doch, und diese Vorstellungen erheiterten mich, wie ich so allein in meiner Kutsche saß. Ich kam grad zu der Zeit nach Tivoli, als man die ganzen Wasserkünste des Gartens der Villa d'Este abräumte, um die Röhren zu reinigen. Um meine Fahrt nicht umsonst gemacht zu haben und ein zweites Mal herkommen zu müssen, verteilte ich vier Zechinen unter einen Haufen Arbeiter, die mir auch wirklich in weniger als zwei Stunden die ganze Bescherung wieder aufbauten. In

der Zwischenzeit ging ich auf der Brücke spazieren, betrachtete den Wasserfall des Teverone, ehemals Anio, dessen reißende Wässer aus mäßiger Höhe auf spitze Felsen herabstürzen, wo sie zerstäuben und in Millionen blitzender Perlen wieder aufsprühen, ein Teil des Flusses bricht sich von neuem in einem tiefergelegenen Felsbecken, ein anderer verliert sich durch die Felsenspalten unterhalb der Häuser, aus denen man ihn dann die Stadt wieder verlassen und in einer Reihe niedlicher Wassersprünglein der Ebene zueilen sieht. Wiewohl der Wasserfall nicht sehr hoch ist, wirkt er durch die Gestalt der Felsen und dadurch, daß man ihn so in Muße von allen Seiten betrachten kann, angenehmer und erquicklicher, als irgendein anderer, den ich gesehen habe. Es gibt keinen ergötzlicheren Fleck Erde als diese natürliche Brücke, auf der der Tempel der sogenannten Sibylla Albunea erbaut ist, der ihr noch einen Reiz dazu gibt.

Nec tam Larissae percussit campus opimae
Quam domus Albuneae resonantis
Et praeceps Anio, ac Tiburni lucus, et uda
Mobilibus pomaria rivis.

Das in eine kleine Felskuppe eingenistete Tempelchen ist eigentlich nur eine Art hohlen Zylinders oder ziemlich winziges Türmchen, und erst der ihm umgelegte Kranz korinthischer kannelierter Säulen gibt ihm den gehörigen Durchmesser, die Säulen tragen ein Gebälk mit Kranzgesims, und vor ihm liegt eine kleine Terrasse, all das ist denkbar hübsch. Man muß dies Tempelchen neben die »Madonna del Sole« und die Minerva Medica stellen. Schade, daß die Säulen zum Teil fehlen! Warum stellt man diese entzückende Antike nicht völlig wieder her! Die Kosten wären kaum bedeutend. Vignola hat sie in dem kleinen Kuppeltempel auf dem Janiculus, nahe San-Pietro in Montorio, nachbilden wollen, der Bau ist hübsch, aber sein antikes Vorbild erreicht er doch nicht.

Auf der Piazza in Tivoli beachten Sie zwei ägyptische

Statuen aus rotem und schwarzem Granit und die Aussicht auf die kleinen Wasserfälle, nahe dem römischen Tor liegen die Ruinen des schönen Hauses des Maecenas. Ein wenig seitlich stand einst das Haus des Sallust, das Catulls und ein Haus des Horaz, — nicht dasjenige auf dem Berg Lukretilis, von dem ich Ihnen eben erzählt habe.

Gehen wir nun zurück in den Giardino d'Este, er ist hier der einzige große Garten, überträfe aber die von Frascati sämtlich durch seine Pracht und Größe, vor allem aber durch die Überfülle seines Wassers, wäre er besser gehalten. Um in Wasserkünsten zu schwelgen, konnte man das Gelände kaum vorteilhafter aussuchen. Da der Garten am Fuße des Berges liegt und der Fluß über ihm hinfließt, brauchte man den alten Lauf nur zur Ader zu lassen und das Wasser in Röhren hinabzuleiten. Der Garten gehört dem Herzog von Modena, der nicht das mindeste für ihn tut: die Lustgärten und Laubgänge, die Blumenbeete an den Hängen und auf den Terrassen liegen verwildert und verwittert da. Auch das Haus wäre nicht übel, drohte seinen nackten Mauern nicht der Einsturz, so gibt es hier wirklich nichts zu sehen außer Springbrunnen, deren freilich so viele, daß ich nicht auf unter tausend wetten möchte. Für meine vier Zechinen hat man mich gut bedient, und es braucht mir um mein Geld nicht leid tun. Nur das bliebe zu wünschen, daß man von diesen tausend gut neunhundert mit ganz elenden Strählchen, die kindische, geschmacklose Spielerei sind, unterdrückte und zu den großen schlüge, die wunderschön sind: so der mächtige Kanal auf einer Terrasse, rechts und links von einer Reihe grad hintereinanderliegender Springbrunnen eingesäumt, wie man sonst wohl einen Kanal mit zwei Baumalleen einfaßt, am Ende der Terrasse nach der Stadt zu der schöne Pegasusbrunnen und am anderen die mit riesigen Statuen geschmückte offene Halle, durch welche die Wasser wie in einem mächtig breiten, schimmernd abwallenden Damasttuch in den Garten strömen.

Diese Wasserkunst, die schönste des Gartens, ist wohl überhaupt eine der schönsten derartigen Anlagen, die sich irgendwo in der Welt findet. Statt nun aber am anderen Ende der Terrasse etwas Gleichwertiges zu schaffen, verfiel man darauf, eine Art Theaterchen, genannt »Roma antica«, hier aufzustellen. Man erblickt also ein gutes Standbild der bewaffneten Roma aus griechischem Marmor inmitten aller möglichen antiken ellenhohen Gebäudchen: den Konstantinsbogen, das Pantheon, die Trajanssäule, Obelisken, die Zirkusse und so weiter, außerdem noch eine Statue des Tibergottes, der aus seiner Urne Wasser schüttet. (Gegen ihn will ich noch nicht mal soviel einwenden.) Stellen Sie sich ein Puppenhaus für Kinder vor oder die fünf Kapuzen, die Don Sanchos Schneider seinen Fingern auf die Köpfe setzte! Aus allen diesen Bauten schießen nun gegen hundert winzige Strählchen, als bestände ein Zusammenhang zwischen einer Fontäne und dem Pantheon. So ist die ganze Anlage nicht weniger kindlich als geschmackwidrig. Mich kommt der Zorn an, wenn ich solche Läppereien neben herrlichen Schöpfungen sehen muß!!

Unterhalb des Theaters ein Gebüsch mit Windinstrumenten: Vögeln, die mit den Flügeln schlagen und vermittelst Röhrenleitungen von Luft und Wasser einen heiseren Gesang erheben. Ungefähr so wie das Märchen, das man, wie Sie wissen, kleinen Kindern erzählt: vom Vöglein, das alles sagt, vom Apfel, der singt, und vom Wasser, das tanzt.

Halten Sie sich nicht lange dabei auf, ich will Sie lieber zu ein paar hübschen Dingen führen: einer Wasserkunst, die Regen und Donner macht, der großen Garbe, dem Drachenbecken, der Fontäne des Bacchus, dem Tritonen, der Arethusa, der Venusgrotte, der Sibyllengrotte usw. Betrachten Sie auch einige Statuen wie: Bacchus, Melicertes, die Flußgottheiten des Anio und Albula, die Sibylle und andere.

Sie fragen mich, lieber Freund, ob alle die so gerühmten Wasserkünste Italiens nun schöner seien als die von Ver-

sailles? Das gewiß nicht. Sie sehen schon, es gibt hier eine Masse kleinlicher Spielereien. In Versailles geht alles ins Große, alles trägt den Stempel der Prachtliebe, die eine so hervorstechende Eigenschaft des vierzehnten Ludwig bildete; höchstens die äsopischen Fabeln könnte man dort kleinlich nennen, sie sind aber dabei sehr viel anmutiger ausgeführt, als das, was man hier gemacht hat. Wir haben hier einige ganz prächtige Anlagen wie den Wassersturz in der Villa Ludovisi, den hohen Sprühregen im Belvedere Aldobrandini, das Tafeltuch in Tivoli. Aber wie viele solche Stücke sehen wir nicht in Versailles vereinigt?: Latona, den Neptun, den wundervollen Encelades, den hohen Sprühregen in einer grünbewachsenen Nische nahe den Bädern Apollos, die Drei Fontänen, das Wassertheater, die Säulenhalle, das Drachenbecken usw.

Zuzugeben ist freilich, daß das Wasser von Tivoli hell und klar ist und daß es in dem Punkt die Wasserkünste von Versailles arg fehlen lassen, und das macht unsagbar viel aus für den Eindruck.

Beim Verlassen von Tivoli stoßen Sie auf dem rechten Ufer des Teverone auf die Travertinbrüche (verderbt aus Tiburtinum), des Gesteins also, aus dem die Hauptbauten Roms erbaut sind. Ein vorzüglicher Baustein! Man bricht ihn in gewaltigen, schönfarbigen Blöcken, hart und löcherig wie unsere Mühlsteine. Der Bach, der diesem Steinbruch entströmt, führt in seinem Wasser gelöst eine Menge steiniger Stoffe mit. Strohhalme oder Rindenstückchen, die man hineinhält, überziehen sich in kurzer Zeit mit einer Art kristallinischen Salzes; man legt sie dann in Bonbonschächtelchen, um verzuckerte Zimtstangen vorzutäuschen.

Ebenfalls hier können Sie sich auch den See mit den »schwimmenden Inseln« ansehen: ein kleiner Weiher mit schwefelhaltigem, modrigem Wasser; es kocht leise, und der aufgetriebene Schlammgrund heftet sich an die Wasserpflanzen der Oberfläche. So haben sich »schwimmende Inseln«

oder leichte Rasenflächen gebildet, die die Binsenwurzeln auf der Oberfläche festhalten, die Bauern erklimmen sie und gondeln zum Vergnügen der Schaulustigen darauf herum: nichts Besonderes.

Links vom Teverone erblickt man die recht beträchtlichen Ruinen von Hadrians großem Landhaus. Dieser Fürst, der Athen liebte und sich, vielleicht mehr als einem römischen Kaiser zukam, auf seine griechische Philosophie zugute tat, hatte hier mehrere Bauten nach antiken Vorbildern aufführen lassen, die seinen Lieblingsideen entsprachen: eine Akademie, eine Säulenhalle, ein Lykaion, ein Prytaneion, das Tempetal, eine Poikile, die Tempelstadt Kanopos in Ägypten, das Ganze verschönt mit großen Hainen, schönen Wasserflächen und einer bedeutenden Bibliothek. Pirro Ligorio hat die stehengebliebenen Arkaden und das Gemäuer sorgfältig erforscht und einen genauen Plan der ganzen Anlage danach gezeichnet. Noch täglich werden hier kostbare Statuen aufgefunden. Das, was im römischen Konservatorenpalast vereinigt steht, kommt zum Teil von hier. Auch Kardinal Polignac fand hier einen Teil der Statuen, die er jetzt in Paris hat. Die Jesuiten, denen das Kanopos gehört, fanden allerlei Ägyptisches. Von den zwei Zentauren Furiettis und dem zu Tischen verarbeiteten Mosaikbelag aus Hadrians Arbeitszimmer sprach ich.

Wir kehren nun nach Rom zurück, und zwar überschreiten wir diesmal den Teverone auf dem Ponte Mammolo, der einstmals auf Befehl der Julia Mammaea, der Großmutter des Kaisers Alexander Severus, erbaut wurde.

Nun schulde ich Ihnen nur noch Auskunft über das berühmte Schloß Caprarola, diesen Meisterbau Vignolas, das eigenartigste und schönste Schloß in ganz Italien, und die, lieber Freund, sollen Sie bekommen, sobald ich selbst es gesehen habe.

## ACHTUNDVIERZIGSTER BRIEF*)

An Herrn von Quintin.

Aufenthalt in Rom. Fortsetzung.

Für unseren sechsten und letzten Tag, lieber Quintin, wollen wir einmal hier, am Kreuzweg der »Vier Brunnen« ein wenig stehen bleiben. Gibt es wohl eine vernünftigere Anordnung als dies rechtwinklige Kreuz aus vier schnurgeraden Straßen, die nach allen vier Richtungen in unabsehbarer Zeile fortlaufen, von Santa Trinità dei Monti bis Santa Maria Maggiore, und von der Porta Pia bis zum Monte Cavallo? Auf so etwas versteht man sich hier schon besser als in Paris, wo man nicht genug darauf achtet, einem Ausblick Weite und Luft zu geben und die Blickpunkte zu schonen. Wenn man eine Stadt verschönern will, sollte man zuerst einmal alle Kräfte auf ein Viertel vereinigen, dieses vollenden und dann wieder an das nächste gehen, bis man fertig ist. Wenn schöne Werke nur da und dort über eine große Stadt verstreut sind, gehen sie oft in ihrer häßlichen Umgebung unter und das Stadtganze wirkt unschön. Diese Straßenkreuzung zieren an ihren abgeschrägten Ecken vier hübsche Brunnen, vor Nischen mit Statuen. Einen weiteren Schmuck des Plätzchens bilden mehrere kleine aber besonders hübsche Kirchen, San-Carlo und Santa-Anna, die auch innen recht schön sind, ich will Sie aber nicht dabei aufhalten, sehe ich doch, daß Sie wie Argus sich tausend Augen für die kleine Sant-Andrea im Novizenhaus der Jesuiten wünschen, die außen wie innen ein Meisterwerkchen guten Geschmacks ist. Wie in Pracht und Größe Sankt Peter und in schlichter Erhabenheit die Kartäuserkirche, so ist für mein Gefühl das Noviziatkirchlein durch seine zierliche Anmut und die Erlesenheit seiner Kleinodien eins der drei Meisterstücke Italiens. Das Kirchinnere ist eiförmig, ebenfalls die

*) Lettre XLIX bei Colomb.

Kuppel, die von einem Eirund farbig köſtlicher, kannelierter Säulen getragen wird. Außerdem zu beachten: das wundervolle Blumenmoſaik des Fußbodens aus Marmor, von ſchimmerndem Golde leuchtende Stuckverzierungen, ſowie moderne Bilder von Carlo Maratta, Chiari (Ciro Ferri), Brandi und anderen, höchſt geſchmackvolle Einlegarbeiten aus koſtbaren Steinen von köſtlichem Farbenſchmelz. Hier bewundere ich wieder einmal Bernini, der ſelige Stanislaus Koſtka hat eine vorzügliche Statue von Legros, und ſeine Altersgefährten, die Novizlein, einen hübſchen Garten zum Spazierengehen.

Auf die zwei koloſſalen Marmorroſſe auf dem Platze des Monte Cavallo werden Sie, denke ich, nicht hereinfallen, ſo wenig wie auf die zwei Reitknechte, die ſie am Zügel halten, wiewohl an den Sockeln deutlich zu leſen ſteht: Opus Phidiae, Opus Praxitelis, denn deſſen bin ich ſicher, daß die zwei lendenlahmen Paraderoſſe niemals von ſo erlauchten Händen geſtriegelt wurden. Aber ſie wirken gut, wie ſie ſind, auch der Springbrunnen daneben auf der Piazza vor dem Palazzo iſt ſtattlich. Treten wir ein, und Sie huldigen gleich Seiner Heiligkeit, warum Sie der Ehre, ſeinen Pantoffel zu küſſen, verluſtig gehen, habe ich Ihnen ſchon erzählt. Er hat ſeit ſeinem Regierungsantritt in dieſem Palaſte gewohnt, und ſeitdem ſteht der Vatikan leer. Und wirklich erſcheint der Palaſt auf dem Monte Cavallo, abgeſehen von ſeiner günſtigeren Lage und reineren Luft, auch bequemer und wohnlicher. Die umfänglichen Nebengebäude dienen als Wohnung für ſeine Familie, die Dienerſchaft und Beamten. Obwohl kleiner als der Vatikan, iſt er immerhin recht geräumig.

Den gewaltigen Hof umgeben Säulenhallen, und die Treppe iſt breit und prächtig. Im übrigen iſt der ganze Bau ſchlicht, ebenſo die weiten Gemächer, die ſich in langen Fluchten hinziehen, aber faſt jeden Schmucks entbehren: Wände und Möbel ſind mit ſcharlachfarbenem Damaſt bezogen, der aber

nicht mehr neu ist. Auch Bilder, soviele ihrer sind, scheinen in den weiten Räumen etwas dünngesät, außerdem sind nur wenige darunter, die den Beschauer fesseln. Mit einem Wort, das Merkwürdigste, was Sie hier betrachten können, ist die Person des heiligen Mannes, der Sie überaus gütig an seinem Bette empfangen wird.

Die Gärten sind groß und schön, doch die des Belvedere gefallen mir noch besser. Auch hier sind viele Springbrunnen, in einem mosaikgezierten Saale ist gar ein Parnaßberglein aufgebaut, auf dem die neun Schwestern unter ihrem Kapellmeister Apollo, der die Leier im Arm hält, sozusagen ein kleines Konzert spielen, bei dem Wasser die treibende Kraft ist: das Konzert ist mäßig. Die Statue, die Vaucanson gemacht hat, spielt ganz anders vortrefflich die Flöte als diese Prinzessinnen.

Das Gelände fällt an einer Seite schroff ab, die steile Lage, sein dicker Turm, die Türsteher, leichten Reiter und päpstlichen Garden zu Fuß und zu Pferd geben dem Palazzo in etwas das Gepräge einer Festung. Die Soldaten gehen gut gekleidet und schauen recht wacker, wie sie sich freilich zu schlagen wüßten, würden kaum sie selbst sagen können, da sie im Leben kein Feuer gerochen haben als Johannisfeuer. Vor ihren gewöhnlichen Feinden, Regen und Sonne, nehmen sie rasch Reißaus, laufen vom Posten weg und drängen sich in die Wachtstube. Die Wache vor der Oper ist ihr anstrengendster Feldzug. Im übrigen haben ihre Offiziere recht gute Bezüge, und so kann es ihr Gewerbe wohl mit dem eines Kanonikus aufnehmen, denn Brevier brauchen sie nicht zu lesen.

Den Palazzo della Consulta bewohnt zurzeit unser Freund, Kardinal Passionei, in seiner Eigenschaft als Staatssekretär für die Breve. Es ist das ein neuer Bau, den der jetzt regierende Papst durch Cavaliere Fuga errichten ließ. Die lange, höchst geschmackvolle Fassade ist in zwei Pilasterordnungen, eine ionische über einer halb in Rustika gehal-

tenen, gegliedert, die eine Attika für den Zwischenstock und ein hohes Balustergeländer darüber tragen, das sich am ganzen Giebel entlangzieht. Die Konsolenreihe, die das Kranzgesims trägt, gefällt mir unendlich. Die Portale aus Säulen und Pilastern tragen über dem Giebelfeld Trophäen und Statuen. In dem Palast hat der Kardinal seine Bibliothek seltener, gutgepflegter, wie bei uns in Frankreich feingebundener Bücher. Der letzte Punkt ist hierzulande besonders hervorzuheben, wo man für Einbände nicht gern etwas ausgibt. Er beabsichtigt, sie dem Vatikan zu hinterlassen.

Bevor wir der Piazza di Monte Cavallo Lebewohl sagen, wollen wir noch in die Galerie der Casa Rospigliosi treten und uns Guidos schönes Deckengemälde ansehen. Die »rosenfingrige Eos« ist auf ihm dargestellt, wie sie dem Sonnengott auf seinem Wagen vorausflieht, um den Wagen her schreiten, sich an den Händen haltend, die zwölf Stunden, und noch vor der Aurora fliegt ein kleiner Genius mit der Fackel, der das Morgendämmern oder meinetwegen auch den schönen Morgenstern vorstellt. Unübertrefflich erdacht, anmutvoll, leichtbeschwingt gezeichnet, wirklich ein »incanto«!*) Trotzdem ist mir die Aurora des Guercino, die ich Ihnen in einem früheren Briefe in der Villa Ludovisi zeigte, noch lieber, weil sie unvergleichlich besser gemalt ist. Herr Rospigliosi besitzt noch einige andere gute Bilder von ersten Meistern, die Eure Herrlichkeit nicht übersehen wollen.

Und nun wären wir in dem Viertel Bagnanapoli oder Magnanapoli, welches Wort verstümmelt ist aus »Balnea Pauli«. Diese Bäder des Paulus Emilius sind halbkreisförmig angelegt in Art eines Theaters oder Zirkus.

Auch das alte Forum Nervae liegt hier in der Nähe, es stehen von dem Bau noch ein paar Säulen mit Gebälk, bei dem Fries und Gesims reich verziert ist.

Nahebei ist auch das Forum Palladium, eine der Minerva geweihte Schule, in der junge Mädchen in Arbeiten, die sich

*) wirklich zauberhaft!




*Annoso ne crede Sen. nam sola vetustas*
*Ludere credentes edocuit Juvenes*

Petrus. Leo. Eques Ghezzi faciebat Roma. .1722. 13. 7bris
Matthaus Oesterreich Sculpsit. Dresde
Nell Gabinetto di S. M. il Re di Pol. Elet. di Sassonia

für ihr Geschlecht schickten, unterwiesen wurden. Was man in der Art damals trieb, sehen Sie auf den Flachreliefs eines alten Frieses.

Wir können nun einen kleinen Spaziergang zur Villa Pamfili machen, die jetzt öde und ungepflegt daliegt, wohl aber, als sie noch den Aldobrandini gehörte, hübsch und schmuck war. Über der Tür eines unbewohnten Gemaches die berühmte Aldobrandinische Hochzeit, von der ich schon zur Genüge gesprochen habe, man könnte ihr auch einen würdigeren Platz geben! Die Pamfili sind wohl nicht sehr reich, dies Haus, in dem sie die meiste Zeit wohnen, wirkt ein bißchen verhagelt. Doch birgt es kostbare Stücke: einige Antiken, einen hübschen Faun usw., berühmte Gemälde wie das Bildnis der Königin Johanna, von Leonardo, die beiden Rechtsgelehrten, von Raffael, gemalt zum Entzücken und schön in der Vollendung. — Das Bacchanale, von Tizian. — Die Psyche, von Carracci usw.

Wenn Sie von hier aus meiner Schreibtafel weiter folgen wollen und tun, wie ich getan habe, so gehen Sie zur Porta Pia hinaus und spazieren zu der Villa Madama Patrizzi, sehen rasch an der Villa Costaguti ein hochgepriesenes Tor, das von Michelangelo gebaut ist und Sie nicht übermäßig entzücken wird. Aber wirklich, der Tag heute ist herrlich, dehnen wir also unseren Spaziergang aus bis Sant'-Agnese. Wenn die Fahrt, die Sie mit mir in die Katakomben Neapels geführt hat, Ihre Wißbegier nicht schon gestillt hätte, könnten Sie dort die gewaltigste Katakombe der Christenheit besichtigen. An allen Seiten wimmelt's hier von Märtyrern, Bekennern und Jungfrauen. Wenn sich irgendwo im Ausland eine Nachfrage nach Reliquien zeigt, braucht der Papst nur die Treppe hinabzusteigen und zu rufen: »Wer will noch als Heiliger nach Polen?« Wenn dann einer der Toten dazu Lust hat, so steht er auf und trollt sich. Aber eine Schmach ist's, daß von allen hier Beerdigten nicht ein einziger einen so schönen Sarg bekommen

hat, wie ein ganz unseliger Heide, der in dem berühmten Porphyrsarkophage schlummerte, aus einem einzigen Block, reich geschmückt außen mit Ornamenten, Fruchtkränzen, Tieren und Kindern, die Trauben lesen. Auch der Deckel, ebenfalls verziert mit Laubgewinden und Masken, ist aus einem Stück. Er steht jetzt in Santa-Costanza und wird bestaunt, weil es so schwer ist, Flachreliefs in Porphyr zu meißeln. Gerade der Reliefs wegen schätze ich ihn übrigens wenig, denn sie sind grob und ohne letzten Schliff gearbeitet. Überhaupt ist's Wahnsinn, in so hartem Stein zu bildhauern und soviel Mühe auf etwas zu verschwenden, was nur mittelgut werden kann. Der Sarkophag des Agrippa mit dem ganz schlicht behandelten Porphyr ist weit schöner.

Hinter Sant'-Agnese der Kuppelrundbau der Santa-Costanza, einst ein Bacchustempel. Innen ein Doppelring ionischer Granitsäulen und Reste antiker Wandmalerei, die Weinstöcke darstellen. Dicht dabei Trümmer eines antiken Theaters. Die Statue der heiligen Agnes, in ihrer Kirche, trägt ein Gewand von Alabaster, sie ist schön und seltsam. Zu Ehren ihres Namens werden hier die »agnelli«*) geweiht, aus deren Wolle der Papst die Pallien weben läßt. Sie werden von Nonnen eines bestimmten Ordens aufgezogen, die sie ebenso betreuen, wie die Nonnen der Heimsuchung Mariä zu Nevers ihren Papagei. Trotzdem werden wohl die Pallien dies Jahr recht rar sein, denn die armen Viechel sind an den Schafpocken gestorben.

Der Rundgang längs des Glacis um das antike Castrum Praetorium dürfte Sie stark verdrießen, wenn er Ihnen so lang wie mir wird. Kommen Sie aber dann durch die Porta Esquilina di San-Lorenzo wieder in die Stadt, so entschädigt Sie ein Blick auf die weitgestreckten Ruinen der Aqua Felice. Aus den Landhäusern und Weingärten, die dies Viertel ausfüllen, ließe sich bei sorglicher Pflege wohl etwas Schönes machen, ich wandle hier manchmal in der Morgenfrühe, um

*) Lämmchen.

Luft zu schöpfen und spazierenderweise zu lesen. Viel Bemerkenswertes gefunden zu haben scheine ich jedoch nicht, denn auf meiner Schreibtafel sehe ich kaum eine Bemerkung.

Die Villa Montalto ist sehr ausgedehnt, vielleicht die größte Roms, aber recht verwahrlost wie das ganze Viertel. Dort war Guidos berühmte Ariadne, eines seiner schönsten Bilder, das durch einen Unfall vor einigen Jahren verbrannte, glücklicherweise hatte Frey gerade einen schönen großen Stich davon vollendet, ich habe ihn angeschafft.

Um Santa-Maria Maggiore auf dem Abhange des Esquilin steht allerlei Merkwürdiges: die wundervolle Säule aus dem Tempel der Pax, die Paul V. auf dem Kirchplatz durch Carlo Maderna aufstellen ließ, mit einem Marienbild aus vergoldeter Bronze als Bekrönung — das schönste Stück, das uns von der antiken Baukunst geblieben ist, ein Obeliskgranit ohne Schriftzeichen, vom Grabmal des Augustus, den Fontana auf dem Abhang des Hügels aufstellte.

Die kleine Granitsäule mit dem Kreuz darauf, überbaut von einem Baldachin auf vier Pfeilern, ward zum Gedächtnis an den Übertritt Heinrich des Vierten errichtet. Böse Zungen behaupten, die Säule gleiche einer Kanone, und auf sie, nicht das Kreuz, gehe die Inschrift: »In hoc signo vinces.« Alljährlich, am Tag der heiligen Lucia, dem 13. Dezember, feiert der französische Botschafter den Jahrestag dieser Bekehrung durch einen prächtigen und wahnsinnig teueren Festschmaus. Der Herzog Saint-Aignan hätte ihn sich dies Jahr ganz gern geschenkt und hatte bei Hof vorgeschlagen, das Geld zur Ausstattung einiger Mädchen in den Kirchen zu verwenden, der Hof hat aber erwidert, er habe es zu machen wie üblich.

Dies Mahl ist selbst für Rom keine kleine Sache. Wir saßen zu hundertundfünfzig zu beiden Seiten einer Hufeisentafel, die sich an den Enden in Schnecken umbog und von vier Haushofmeistern mit ihrem Unterstab, durch bunte Bändchen als Quadrille kenntlich, bedient wurde. Jeder hatte seine Saaltür

als Zugang. Sieben oder acht Kardinäle: Ottoboni, Aquaviva, Alessandro Albani, Corsini, Tencin usw., dann Canillac, der fürs Leben selbst gern Kardinal würde, sämtliche französische Edelleute und die meisten fremden Herrn von Adel, viele römische Große, besonders die natürlich, die Frankreich zuneigen. Ehe ich niedersaß, zählte ich auf der Tafel neunundvierzig Aufsätze mit Zedratfrüchten, jeden für 800 Livres, wie mir Herzog Saint-Aignan nach Tisch erzählt hat. Und die bildeten für das noch aufzutragende Obst nur die Hauptlinie, denn sie ward beim Nachtisch durch zwei Reihen niedriger Kristallschalen vervollständigt. Der Saal wimmelte schon von fremden Lakaien, als unser Haushofmeister uns ersuchte, Teller und Bestecke beim Tellerwechsel nur an Diener mit der Hauslivree abzugeben. Der Wink war nicht überflüssig, denn bei diesem Festmahl wird von Herren und Dienern mit empörender Unverschämtheit geräubert. Die Suppe war kaum abgetragen, als ein Haufe fremder Lakaien antrat und um allerlei Gerichte für ihre Herrschaft ersuchte. Einer von ihnen, der mich für das Küken der Gesellschaft halten mochte, hatte sich besonders an meinen Platz geheftet. Ich gab ihm nacheinander einen Truthahn, einen Kapaun, ein Stück Stör, ein Rebhuhn, ein Rehfilet, Zungen, Schinken, jedesmal kam er zu neuem Angriff zurück. »Aber Bester,« sagte ich zu ihm, »die Tafel ist überall gleich gedeckt, warum sollte wohl dein Herr gar nichts von dem essen, was bei ihm steht! Er scheint übrigens kein Kostverächter, nie im Leben habe ich eine Person so stark essen sehen.« Worauf Détroy, der nicht weit davon saß, zu mir sagte: »Fallen Sie doch nicht so herein auf den Schwindel, alles, was er Ihnen für seinen Herrn abfordert, ist für ihn selber.« Und in der Tat sah ich, daß selbst die Bescheidensten sich um die Wette die Taschen stopften, wobei sie der Sauberkeit halber um eine getrüffelte Poularde eine Serviette schlugen. Denn selbst Tischwäsche gilt als gute Prise. Die Pfiffigsten ließen gleich ganze Schüsseln mitgehen. Reihen-

weis sah man sie zum Saale hinausziehen und unter dem ferrajolo etwas nach Haus schleppen. Die ganz Schlauen aber, um nicht heimgehen und so im hitzigsten Gefecht das Kampffeld verlassen zu müssen, hatten Weiber und Kinder als Hilfstruppen auf der Treppe stehen, die die Lebensmittel in ihre Behausung verfrachteten. Man versicherte mir als feststehende Tatsache, daß selbst Herrschaften sich an diesem Raubzug beteiligten, und daß italienische Edelleute, die an einer Schüssel Gefallen fänden, sie einfach durch ihre Lakaien nach Haus schickten. Das Verteufeltste daran ist, daß sie nicht nur Schüsseln mausen, sondern auch das, was darin ist, ich war über solche Aufführung entrüstet. Als mein Spitzbube wiederkam, gab ich ihm nur noch Soßen und süße Speisen, da verlor er den Appetit und suchte sich anderswo Kundschaft. Beim Kaffee erzählte mir der Botschafter, er verliere jährlich, eins ins andere gerechnet, bei diesem Mahl fünfundzwanzig bis dreißig silberne Schüsseln, darunter manchmal sogar entliehene Stücke, was ihn am meisten verdrieße, von diesem Posten abgesehen, schätzt er die Kosten des Festes auf gegen 12000 Livres. Ich fragte ihn, warum er denn solch elenden Betrieb dulde, dem sei doch gewiß unschwer abzuhelfen. »Ja,« erwiderte er lachend, »es ist eben ein Volksfest, und Hoch und Niedrig muß etwas davon merken.« Das Schönste an diesem Theater aber brachte die Ankunft des Nachtisches. Schon während man das Obst auftrug, hörte man alle Füße voll Ungeduld trippeln. Und kaum stand es auf der Tafel, als von allen Seiten Arme über unsere Schultern langten, um ganz offen zu plündern, die Lakaien des Botschafters, sogar die Pagen, machten es wie der Hund bei Äsop, der seinem Meister das Essen bringt, und beteiligten sich, sobald es irgend anging. Nicht einer der Geladenen bekam von dem Nachtisch etwas zu schmecken, wir mußten aufstehen und das Feld räumen. Es fielen an diesem Tage eine unendliche Zahl kandierter Agrumi, aber kein einziger Leichnam blieb auf dem Platze.

Nun zurück zur Santa-Maria Maggiore. Das Beste am Außenbau ist die prachtvolle Choranlage von Rainaldi. Die Vorhalle an der Fassade mit antiken Porphyrsäulen ist nicht sehr glücklich, stammt freilich auch aus einer Zeit, weit bevor der gute Geschmack wieder auflebte. Sie ist mit alten Mosaiken von Gaddo Gaddi und anderen Frühflorentinern ausgeziert. Das durch zwei Reihen ionischer Marmorsäulen dreigeteilte Schiff ist höchst majestätisch. Das ist das Beste daran, im übrigen wirkt die Kirche samt ihrem Hochaltar mit Porphyrsäulen, der über eine Treppe hingehockt sitzt, ein wenig wie altes Gerümpel, wiewohl man sie durch einige schöne Kapellen, Grabmäler, Statuen und allerlei andere hübsche und sehenswerte Dinge nach Kräften verjüngt hat. Der Fußboden ist ineinandergefugter Marmor.

Von hier aus führen zwei schöne gerade Straßen, die eine nach Santa-Croce di Gerusalemme, die andere nach San-Giovanni di Laterano. Wenn sie nur auch Häuser hätten, aber sie bringen uns in die Wüste! Allerlei sehr Schönes finden Sie freilich auch dort, sogar etwas, was Sie selbst nahe angeht. Dem korinthischen, mit seinen Pilastern massig wirkenden Galienusbogen, der Aqua Martia, ihrem Wasserturm und den Ruinen der Siegeszeichen des Marius werfen wir nur einen raschen Blick zu, denn ich brenne förmlich darauf, Ihnen Berninis köstliche heilige Bibiana zu zeigen, die eine der vier berühmten modernen Statuen Roms ist und zwar die schönste, die drei anderen sind: die heilige Agnes, von Algardi, die heilige Caecilia, von Maderna, die heilige Martina, von Menghini, manche setzen statt dieser die heilige Susanna, von Duquesnoy, an vierte Stelle. In der Bibianakirche sind auch Fresken von Pietro da Cortona und eine gewaltige Urne aus orientalischem Alabaster, die man im Grabe des Augustus oder Germanikus auffand. Weiterhin die Kirche des Caius und Lucius, einst Tempel der Minerva medica, ein kleiner verfallener Rundtempel und hübsch zum Anbeißen. Obwohl nichts mehr von ihm steht als eine nackte

Ziegelmauer, ſeine Kuppelhaube, und nur ein bäueriſcher Brunnen darin iſt, in der Anmut und der Zierlichkeit ſeiner Verhältniſſe das Entzückendſte, was man ſehen kann. Nahebei die Gräber der Freigelaſſenen des Lucius Arruntius, der unter Tiberius Konſul war, eine Menge Inſchriften, Urnen und anderes Grabgerät. Dann gehen wir hindurch unter den Ruinen der ſchönen langgeſtreckten Aquädukte der Aqua Claudia.

Santa-Croce di Geruſalemme iſt eine alte Ziſterzienſerkirche und ſteht auf einem Teil des Amphittheatrum Caſtrenſe, von dem noch ein ziemliches Stück der Außenhaut mit korinthiſchen Säulen, teils in die Stadtmauer eingebaut, teils außerhalb zu ſehen iſt. Es iſt die obere Hälfte, denn die untere ſteckt in der Erde. Die Kirche hat außen eine Vorhalle mit ſechs halb eingegrabenen Säulen, das Innere ruht auf weiteren zwölf Säulen von ägyptiſchem Marmor und wirkt altertümlich und wunderlich, aber liebenswürdig. Die Wölbung in Blau und Gold hat mehrere Malereien alter Malart. Den Hochaltar überwölbt eine Art Kuppel oder Baldachin aus weißem Marmor. Unter dem Hochaltar eine ſchöne antike Baſalturne. Auch an den ſchönen Rubensbildern dürfen wir nicht achtlos vorbeigehen. Die Kirche hat noch eine Unterkirche, die heller iſt, als ſie hier meiſt gebaut werden. Beim Hinunterſteigen bemerke ich ein ſchönes Grabmal aus weißem Marmor mit einer Wappenkartuſche, die ich gut kenne. Ei doch, lieber Quintin, das iſt ja Ihr Wappen!

Treten wir näher: HIC JACET FRANCISCUS QUARRÉ, PATRICIUS DIVIONENSIS uſw. Es iſt Ihr Vetter de Livron, der hier als General der Ziſterzienſer geſtorben iſt. Im Kloſtergarten ſind noch Trümmer eines Tempels der Venus und des Cupido.

Wenn es Ihnen Spaß macht, gehen wir noch ein zweites Mal zur Stadt hinaus, weil ich Ihnen die Kirche San-Lorenzo zu zeigen vergeſſen habe. Ich rate aber nicht dazu. Wenn

ich Ihnen nur sage, daß ihre Fassade eine Säulenhalle aus dem Tempel des Mars Victor ist, haben Sie sie schon so gut wie gesehen. Eilen wir lieber nach San-Giovanni di Laterano, und danach schwöre ich Ihnen, daß es hohe Zeit ist, in den Wagen zu steigen und in unsere Wohnung an der Piazza di Spagna zurückzukehren. Es ist weiter dorthin, als Sie denken.

San-Giovanni di Laterano ist die Stiftskirche Roms und die wahre Metropolitankirche des ersten Bistums der Christenheit. Damit das auch jedermann weiß, hat man in riesigen Buchstaben über den ganzen Architrav der einen Tempelseite hinweg die beiden Leoninischen Verse gesetzt:

> Dogmate papali simul datur imperiali,
> Ut sim cunctarum mater, caput ecclesiarum.

Sankt Peter ist nur die Pontifikalkapelle. Man macht in jüngster Zeit große Aufwendungen, um die Kirche San-Giovanni di Laterano auszuzieren, die der jetzige Papst als Begräbnisstätte gewählt hat. Erst ganz kürzlich ward hier der Porphyrsarkophag des Agrippa für ihn aufgestellt, beim Eintritt links in einer überkuppelten Kapelle, die der Papst mit höchster Pracht schmücken ließ. Auch die gewaltige Hauptfassade der Kirche hat er ganz erneuern lassen und zwar durch Alessandro Galilei, denselben, dem er auch den Bau seiner schönen Grabkapelle auftrug. Es ist ein schönes Werk, wenn auch nicht so schön, wie es sein könnte, und wie es viele andere in den letzten zwei Jahrhunderten erbaute Werke wirklich sind: Eine Fassade kompositer Ordnung mit fünf hohen, engen Arkaden, sie bildet eine Vorhalle, darüber liegt eine Galerie mit Loggien, wie bei Sankt Peter. Der vortretende Mittelbau hat Säulen, die Seitenteile Pilaster, und zwar ist dies bei der großen Hauptordnung der Fassade ebenso durchgeführt wie bei den niedrigeren Ordnungen der Türen und Fenster. Über der großen Ordnung liegt ein Fries, und den vorspringenden Mittelteil krönt ein

einziger schöner Giebel. Die Kirche hat noch eine zweite Fassade mit ganz guten Loggien, die Sixtus V. bauen ließ, sie schließt sich dem großen prächtigen Lateranpalast an, den Fontana gebaut hat, gegenüber dem Obelisken, den derselbe Baumeister unter der Regierung dieses Papstes aufstellte. Dieser Obelisk, der höchste und schönste von allen, stand im Circus Maximus. Die Inschrift besagt, daß ihn Constantius auf einer Galeere mit dreihundert Ruderern herüberbringen ließ, er trägt wohlerhaltene Hieroglyphen. Die Kirche ist sehr groß und ganz weiß, ihre fünf Schiffe trennen vier Reihen Pilaster, die mit Nischen, Flachreliefs und großen Statuen geziert sind. Da sie eben wieder neu hergerichtet ist, wirkt sie hell und sauber, das Große und Erhabene, das man in solch einem Gebäude zu finden wünschte, spürt man jedoch nicht. Die Corsinikapelle und die des heiligen Sakraments sind durchaus prächtig. Dem in meinem Allgemeinverzeichnis über Statuen und Denkmäler Gesagten will ich hier nichts mehr hinzufügen. Nur, übersehen wir nicht die Säulen von Verde antico, noch die gerieften Kompositsäulen von vergoldeter Bronze aus dem Tempel des Jupiter Capitolinus und im benachbarten Kreuzgange die vorn offenen Porphyrsessel zum Baden, eine Art antiken Waschbocks, auf den man einstmals den Papst sich niedersetzen hieß, um damit auf das Psalmwort anzuspielen: »De stercore erigens pauperem«, nicht aber, um neugierig an seiner heiligen Mannheit herumzutasten.

Nun bleibt uns noch in der Nachbarschaft die Scala Santa zu sehen übrig, außen ein leidlicher kleiner Bau, innen garstig, und die große allgemeine Taufkapelle, die für die Taufe nach alter Art mit völligem Untertauchen des nackten Körpers eingerichtet ist. Man steigt auf einigen Marmorstufen in eine wundervolle Porphyrwanne hinunter, die von einer eigenen kleinen Kuppel auf acht hübschen Porphyrsäulen überwölbt ist. Die Schlacht gegen den Tyrannen Maxentius und andere Ereignisse aus der Geschichte Konstantins sind

auf die Wände gemalt. Die besten Malereien sind die von Andrea Sacchi, die Szenen aus dem Leben der Jungfrau Maria darstellen. Hier enden die Blätter meines Reiseführers.

Si che tempo è gia, che fine al canto io metta
Che dopo tanti giorni io scriva in fretta.

(Nun wird es Zeit, daß hier mein Sang sich endet,
Da auf den Brief manch Tag und große Eil' gewendet.)

Jeder verständige Mensch wird urteilen, die Blätter hätten lieber schon früher aufhören, oder noch besser überhaupt nie beginnen sollen. Aber schließlich, Sie haben es so gewollt und haben es sich selbst zuzuschreiben. Natürlich kann ich Ihnen mit der nächsten Post auch noch den Gnadenstoß geben, indem ich Ihnen nämlich die Blätter des Allgemeinverzeichnisses übersende, ohne jedoch für Irrtümer, die sich bei Einzelheiten eingeschlichen haben könnten, gutzustehen. Diese Blätter sind ein solches Durcheinander, voller Einschiebsel und Verweisungen, die auf Gott weiß was bezugnehmen, daß ich leicht einmal etwas verwechselt haben kann, denn ich hatte den Kopf zu voll mit dieser Masse von Dingen, über die ich Ihnen gleichzeitig und in so schwacher Ordnung spreche.

Tausend Umarmungen dem dicken Blancey, dem reizenden Kerl Neuilly, der vortrefflichen Mousseline und der lieben, kleinen Potot. Für die beiden letztgenannten spare ich mir noch hundert Dinge auf, die ich ihnen ganz allein erzählen will. Jawohl, liebste Mousseline, für Euch habe ich noch ein ganzes Kaufhaus voller göttlicher Geschichten auf Lager. Und wenn Ihr nicht schlaft, liebste Schwester, sollt Ihr sehen, daß ich noch lange nicht alle guten Geschichtchen ausgekramt habe, die ich im Kopfe habe.

## NEUNUNDVIERZIGSTER BRIEF*)

An Herrn von Maletefte.

### Über die Schaufpiele.

Die Bühnenfpiele, die wir in Europa haben, laffen fich auf vier Gattungen zurückführen: Komödie, Tragödie, Oper und Pantomime. Zur Komödie rechne ich auch das Feenftück, die Parodie und derlei, ich übergehe die »Tragikomödie«, ein bedeutungslofes Wort und nichts als einen fich felbft widerfprechenden Begriff enthaltend. In Frankreich ift deshalb dies Wort feit über hundert Jahren außer Gebrauch.

Freilich, wenn auch das Wort verfchwunden ift, die Sache ift leider nur allzufehr geblieben: man hat nämlich eine fchlechte Gattung Romanzen, bürgerlicher Tragödien oder Stücke, die große Lafter in fehr wenig komifcher Weife als Komödien verarbeiten, eingeführt. Denn, nebenbei gefagt, nicht alle menfchlichen Leidenfchaften find einer Behandlung durch die Komödie fähig, fondern nur diejenigen, die ein lächerliches Antlitz annehmen können. Auch die Engländer befitzen eine Tragikomödie, freilich etwas anderer Art, und in Italien ift fie für mein Empfinden derart häufig, daß faft fämtliche Stücke, die ich hier fehe, mir diefe Bezeichnung zu verdienen fcheinen.

Die Oper ift zwar in Italien wie in Frankreich ein gefungenes Drama, weicht aber fonft in allem einzelnen fo fehr dort und hier voneinander ab, daß fie faft nichts als die Mufik und den Vers gemein hat.

Die Pantomime ift nur bei den Engländern entwickelt,

*) Das Folgende ift kein eigentlicher Brief. Der Herausgeber der Ausgabe VII fand, wie er angibt, das Blatt ohne Anfchrift und mitten im Satz abbrechend, unter den Briefen und hat es mit Recht, obwohl Anfang und Ende fehlt, feinem Text einverleibt (Lettre II, T. III). Da es den fünfzigften Brief gewiffermaßen einleitet und vielfeitig ergänzt, füge ich es vor diefem ein. Der Überfetzer.

ſie ſollen wundervolle Stücke dieſer Gattung beſitzen. Was ich hier derart geſehen habe, fand ich recht mittelmäßig. Reine Pantomimen in der eigentlichen Bedeutung des Worts habe ich in Italien überhaupt nicht geſehen, obwohl kaum ein zweites Volk ſo ſtarkes natürliches Talent dafür zu beſitzen ſcheint, ſo daß es unbedingt Hervorragendes in dieſer Gattung leiſten würde. Aber ſie flechten die Pantomime ſtets in ihre Komödien und Balletts ein.

Die Alten beſaßen wie wir dieſe vier Gattungen von Bühnenſpielen und außer ihnen noch einige, die wir nicht kennen, wie die Atelene, die Satire und andere, die wir am beſten der Komödie einreihen. Beſonders glänzten ſie in der Pantomime, denn die Kunſt des Gebärdenſpiels hatten ſie unendlich weiter als wir geſteigert, da ſie ſie planmäßig und ernſthaft ſtudierten. Bei allen Handlungen des öffentlichen Lebens hatte die ſorgfältig gewählte Geſte, die ſtreng abgemeſſene Gebärde ihren vollberechtigten Platz, das ging ſo weit, daß ſich der Schauſpieler Roscius rühmte, er vermöge ebenſoviel Überredung in die Gebärden einer ciceronianiſchen Gerichtsrede zu legen, wie dieſer große Redner in die Kompoſition ſeiner Rede. Ja, manche Stellen bei den alten Schriftſtellern machen ſogar unzweifelhaft, daß die Alten eine Methode kannten, Gebärden zu ſchreiben, geradeſo wie wir Muſik und Tanzſchritte. Und gerade in die Pantomime ſtrömten die Römer am eifrigſten.

Was nun die Oper angeht (ich nenne alle vertonten Schauſpiele mit dieſem Namen), ſo behaupte ich, daß ſie bei den Alten im Schwange war, ja, ich gehe ſogar noch weiter und ſcheue mich nicht, die Meinung auszuſprechen, daß alle ihre Komödien und Tragödien zu dieſer Gattung gehört haben. Freilich, die Opern glichen ihrer Form nach weniger den modernen Opern als den getanzten Trauerſpielen (tragédies ballets), die einſt am franzöſiſchen Hof ſo beliebt waren, und die erſt die Einführung der Oper verdrängt hat. Bekanntlich war ja die griechiſche Tragödie in

ihrem Ursprunge weiter nichts als ein Sang zu Ehren des Bacchus, den ein paar mit Hefe beschminkte Bauern inmitten der Ergötzlichkeiten hergrölten, mit denen sie das Fest der Weinlese feierten. Wenn sie dann auch ihrer ersten Plumpheit entwachsen ist — den Gewohnheiten ihrer Kindheit, um mich so auszudrücken, ist sie treu geblieben: Maske und Gesang wurden beibehalten, nur ward beides vervollkommnet.

Primus personae pallaeque repertor honestae Aeschylus.

Ich muß hier noch sagen, ehe ich weitergehe, daß, wenn ich die Tragödien und Komödien anderer Nationen mit unseren vergleiche, das nicht soviel heißen soll, als hielte ich sie den unserigen für gleichwertig. Ich glaube nicht, daß irgend jemand Lust haben wird, unseren Vorrang in diesem Punkt anzufechten, indem er etwa Sophokles mit Corneille, Euripides mit Racine, einen Terenz oder Maenander mit Molière auf eine Stufe stellte. Selbst die Engländer wagen es nur zaghaft, unsere Überlegenheit auf dem Gebiet anzufechten, so eifersüchtig sie sonst auf alles schauen, was in Frankreich gearbeitet wird, und obwohl sie eher als irgendein anderes Volk ausgezeichnete Schriftsteller uns entgegenhalten können, wie Shakespeare, Addison, Congreve, Vanbrugh, Waller und noch manche andere, die ganz unbestreitbar Vortreffliches in beiden Gattungen geleistet haben.

Was freilich die Oper angeht, so ist das allgemeine Vorurteil gegen uns, zugunsten der Italiener. Wir werden bald sehen, worauf sich diese Anschauung gründet, und daß sie bei weitem nicht so ungerecht gegen uns ist, wie man in Frankreich gemeinhin glauben möchte. Das wird mir Anlaß geben, auf die Musik beider Völker im einzelnen einzugehen, dabei werde ich dann auch die lyrischen Dichtungen Metastasios prüfen, die ganz die höchsten Lobsprüche verdienen und näher mit Corneille verwandt sind als mit Qui-

nault. Ob das freilich Dichtungen sind, die sich gerade für Musik eignen, überlasse ich Ihrem Urteil.

Ich habe Ihnen eben die vier Gattungen unserer Theaterspiele aufgezählt, prüfen wir nun die wichtigsten Punkte der beiden Hauptgattungen, nämlich der Tragödie und Komödie.

Ich behalte mir vor, dann noch von der Oper zu reden, deren Gebiet ausgedehnter ist, und was die Pantomime anlangt, so wird von ihr noch die Rede sein, wenn ich einige Bemerkungen über die Mimik und das Gebärdenspiel der Alten hinzufüge.

Gestatten Sie mir, Ihnen eine Stelle aus Aristoteles anzuführen, die mir gerade in den Sinn kommt und meinen Gedanken auf die klarste Art der Welt ausdrückt:

»Omnis tragoediae partes esse sex necesse est, quae faciunt ad qualitatem illius, hae sunt: fabulae, mores, dictio, sententiae, melo-poeia et apparatus.« (Sechs Stücke tragen zum Gelingen eines Schauspieles bei und alle vereinigt geben ihm erst seine Vollendung: 1. Erfindung und Anordnung der Handlung, 2. die Charaktere, 3. der Stil, 4. die Schönheiten im einzelnen, 5. die Sprechkunst und das Spiel der Schauspieler, 6. die Pracht der Ausstattung.) Von diesen sechs Stücken, könnte man nun meinen, gehörten nur die vier ersten in das Machtbereich des Poeten, und die sechste vollends, möchte man annehmen, sei einzig und allein Sache des Dekorationskünstlers. Ja, das ist wohl die Meinung des Aristoteles, wenn er hinzusetzt: »Apparatus autem animum oblectat quidem minimum, tamen partes habet.« Ich hoffe indes, Sie durch ein paar ganz schlagende Beispiele zu überzeugen, daß auch an der äußeren Schönheit eines Schauspiels die dichterische Erfindung starken Anteil hat, ebenso starken wie die Ausführung des Dekorationskünstlers, und daß ein tragischer Dichter sogar die Kunst besitzen kann, seine Dekorationen in hohem Grade mitwirken zu lassen an der Handlung des Spiels und der Entwicklung seines dichterischen Vorwurfs.

Bisweilen kann ein einziges dieſer ſechs Stücke, ſelbſt wenn die anderen verſagen, einem Schauſpiel für gewiſſe Zeit zu einem ſtarken Erfolge verhelfen, ſo wenig dies natürlich genügt, das Schauſpiel wirklich gut zu machen. Oder erleben wir es nicht manch liebes Mal, daß eine neue Dekoration, ein ſonderbares Kleidungsſtück ganz Paris ſechs Wochen lang in eine Oper oder ein Schauſpiel rennen läßt, das man ohne ſie ſchon nach zwei Tagen kaum mehr angeſchaut hätte!? Und das ging den Griechen kein bißchen anders als uns.

Das unter dieſen ſechs Stücken aber, das am häufigſten über Erfolg oder Mißerfolg eines Schauſpiels entſcheidet, iſt zweifellos das fünfte, ich meine das Spiel der Schauſpieler. Auch das war bei den Griechen genau ſo. »Harum vero partium maxime oblectat melopoeia.« ‹Am meiſten aber von allen dieſen Stücken ergötzt uns die Kunſt des Schauſpielers.› Wer beſtreitet, daß dieſer Satz wahr iſt, war nie im Theater. Ein Stück muß ſchon ſchlechter als mittelmäßig ſein, um bei der Aufführung nicht mehr oder weniger zu gefallen. Der Zuſchauer, erregt durch die Leidenſchaft oder Wahrheit des Spiels, zollt den Schauſpielern verſchwenderiſch Beifall, den der Dichter nicht verfehlt, ſich ſelbſt anzueignen. Leider aber läßt ſich das Spiel des Schauſpielers nicht mit den Worten zugleich drucken. Und das wäre heute in Frankreich nötiger als je vorher, wo die Herren Dichter ihre Charaktere nicht mehr nach dem Leben zeichnen, ſondern nach dem eigentümlichen Spielcharakter eines jeden Schauſpielers, dem ſie in ihrem Stück eine Rolle beſtimmt haben; ſo kommt es, daß, wenn dann dieſe fremde Schminke im Druck gefallen iſt, das Publikum, beſonders das in der Provinz, ſich aufs höchſte wundert, weil, was man ihm mit ſolchen Lobpreiſungen anpries, ein recht mittelmäßiges Stück iſt. Daher kommt es auch, daß von zwanzig Stücken, die auf der Bühne leidlichen Beifall hatten, kaum eins beim Leſen ſtandhält. So ſind es meiſt die Komödianten, denen die heutigen Dich-

ter ihren Ruhm verdanken, eine Wahrheit, die ſie begreif-licherweiſe nur ungern zugeben, da ſie nur für Dichter niedern Ranges gelten kann. Die großen Meiſter erhalten ſich durch eigene Kraft lebendig, nichtsdeſtoweniger müſſen auch ihre Werke auf der Bühne ſtets vollkommener wirken als beim Leſen, weil ſie geleſen zweier wichtiger Stücke entbehren, deren ſie zur vollkommenen Wirkung bedürfen.

Da wir eben geſehen haben, daß in der Regel die Art der Aufführung über den Erfolg eines Schauſpiels entſcheidet, wollen wir ſie zuerſt ins Auge faſſen, obwohl ſie gewiß nicht das Weſentlichſte an einem Schauſpiele iſt. Wie die Alten ihre Stücke ſpielten, war von unſerer Art himmelweit verſchieden und mußte es ſein. Bei uns geht ins Theater, wer Geſchmack, Muße oder Geld hat, der Saal gilt ſchon als ſehr voll, wenn einmal ſieben- bis achthundert Menſchen zuſammen ſind, Handwerker aber und niederes Volk kämen im Leben nicht auf den Gedanken, hinzugehen. Ganz im Gegenteil war das niedere Volk Roms und Athens auf alle öffentlichen Spiele ſo verſeſſen, daß man es kaum begreifen kann. In republikaniſchen Staaten ſpielt das niedere Volk ſtets eine bedeutende Rolle durch ſeine Maſſe und ſeinen politiſchen Einfluß. Leute in hohen Stellungen oder ſolche, die erſt hineinwollten, mußten ſich beim Volke beliebt machen: Und kein ſichereres Mittel, das Volk für ſich günſtig zu ſtimmen, als wenn man öffentliche Spiele abhielt. Ein Ädil konnte aus Erfahrung wiſſen, daß es ihm bei ſeiner Bewerbung um einen höheren Poſten nicht an Stimmen fehlen würde, wenn das Volk während ſeiner Ädilität mit den von ihm veranſtalteten Spielen zufrieden war. So hatten damals die Schauſpiele, die bei uns nur Zeitvertreib ſind, hohe politiſche Bedeutung. Noch weiter als Rom aber ging in dieſen Beſtrebungen Griechenland. Dort verließ man ſich nicht auf die Sorgfalt oder Freigebigkeit von Privatleuten, ſondern hielt mit feſtlichem Gepränge in einer ganzen Reihe griechiſcher Städte unter hohen Koſten Spiele ab, die mit


L GELLIO · L · F

großer Feierlichkeit gestiftet worden waren, von allen Seiten zog man die Begabungen heran und ließ sie miteinander wetteifern. Selbst Richter hielten es für ein wichtiges Geschäft, wenn sie über eine Tragödie oder einen Athleten einen Spruch zu fällen hatten. Wer den Preis davontrug, ward mit Lorbeer bekränzt, im Triumph geleitet, von den berühmtesten Dichtern besungen, und der Staat sorgte für seinen Unterhalt. Sein Name ward in die Listen eingetragen, und Statuen errichtete man ihm zu Ehren. Die Völker strömten in Masse zu diesen Spielen herbei, und der Brauch, sich dort zu sehen und miteinander umzugehen, ward als eines der Hauptmittel angesehen, um die Einmütigkeit im ganzen Körper der Nation zu erhalten. Um nun eine solche Menge von Zuschauern zu fassen, war ein entsprechend großer Raum nötig. Man beschränkte ihn zwar, so gut es ging, indem man ihn kreisrund machte und überdies die Zuschauer auf Stufen übereinander setzte, aber, wie man es auch anstellen mochte, sei es, die Schauspieler näher zu rücken, sei es, die Stimmen der Schauspieler größer zu machen, indem man da und dort die Mauern wie mit vasenförmigen Einbauchungen versah, die den Schall zurückwarfen: es ist leicht begreiflich, daß in den entferntesten Plätzen des Theaters eine Menge Zuschauer saßen, die nur sehr unvollkommen sahen und hörten, um so mehr, als das »pulpitum«, so hieß der Ort, wo die Schauspieler spielten, dem großen Theater entsprechend ebenfalls sehr geräumig sein mußte. Wir können aus einigen Stellen bei Terenz und Aristophanes sehen, daß die Schauhäuser so groß waren, daß man eine ganze Menge Verse sprechen konnte, ehe man aus der Tiefe der Bühne nach vorn kam.

Und ich glaube, diese große Entfernung von den Zuschauern ist der wahre Grund für die seltsame Verkappung und Ausrüstung, in der die Schauspieler in tragischen Rollen auftraten. Ein Gewand, wie ich es bei den Alten beschrieben finde, wäre in unseren Augen nicht weniger lächerlich als

ungeheuerlich. Aber es galt eben, die Eindrücke für Auge und Ohr einer fernen Menge zu vergrößern. Schauspieler von natürlicher Größe würden ihnen wie Pygmäen erschienen sein, ein Umstand der ... ‹Der Rest wie der Anfang dieses Briefes fehlen.›

## FÜNFZIGSTER BRIEF

An Herrn von Maleteste.

Musik und Schauspiel.

‹Rom, den .. 1739, 40?›

Reden Sie, soviel Sie mögen, mein lieber Maleteste, aber überreden werden Sie mich nicht, und voreingenommen, wie wir beide für die eine oder die andere Musik sind, könnten wir ein Jahrhundert streiten, ohne uns zu überzeugen. Erstens einmal steht es überhaupt nur bei mir, Sie als »unzuständig« einfach abzulehnen, wie das jeder Franzose ist, der über italienische Musik ein Verdikt fällt, ohne sie in ihrer Heimat gehört zu haben. Der Franzose kann aber geradesowenig die Bühnenwirkung des »Artaxerxes« begreifen, als der Italiener imstande ist, unsere »Armida« nachzufühlen. Ich habe in Rom beim Kardinal Ottoboni den zweiten und den letzten Akt dieser französischen Oper singen hören. Es war gewiß das Beste, was man aus dem ganzen Lulli wählen konnte. Aber die eingesessenen Italiener gähnten, und wir zuckten die Achseln.

Ja, es war einfach zum Lachen, und da fühlte man einmal recht klar, daß keine Stimme eine Musik, die nicht die ihrer Heimat ist, wirklich gut singen kann. Italienische Musik, die wir in Frankreich singen, muß dort notwendig ebenso lächerlich wirken, als es unsere hier tat. Man muß sich also sehr hüten, sie nach dieser zu beurteilen. Um fremde Musik

zu singen, ist gewiß völlige Vertrautheit mit der Sprache und den Gefühlswerten ihrer Worte Erfordernis, um sie zu beurteilen, nicht minder. Hiezu wiederhole ich noch, was ich immer vertreten habe: man dürfe die Opernszene nicht aus der Spielhandlung lösen, aus der sie ja Ausdruck und Kraft zieht, eine gute Bühnenszene gehört nicht ins Musikzimmer.

In Paris hören wir nur hübsche kleine italienische Menuette und prächtige Koloraturarien, daraufhin nun lassen wir zwar der Schönheit ihrer Harmonieführung und Melodie Gerechtigkeit wiederfahren, behaupten dann aber, die italienische Musik sei nur ein Getändel mit Silben, und es fehle ihr an gefühlgestaltendem Ausdruck. Dem ist aber durchaus nicht so: sie vermag im Gegenteil ganz ausgezeichnet, entsprechend dem Geist ihrer Sprache, die Welt des Gefühls kraftvoll oder leidenschaftlich auszudrücken. Was hier in den Opern am meisten Bewunderung findet, sind gerade die schlichten und rührenden Stellen, aber solche Arien läßt uns keine unserer Sängerinnen je hören, einfach deswegen, weil sie für deren Kraft kein Gefühl haben und sie nicht singen können, außerdem diese schlichteren und weniger melodiösen Stücke von uns kaum genossen würden. Herausgerissen sind sie nur Fetzen, ihr Bestes, die Angemessenheit des Ausdrucks, kann nur der ganz empfinden, der das Vorhergegangene erlebt hat und die Lage kennt, in der sich der Spieler in dem Augenblick befindet.

Ich fand neulich beim Buchhändler Pagliarini eine Abhandlung über die Musik beider Nationen, von einem Franzosen namens Bonnet. Trotz der Wunderlichkeiten, die ihn eine eigensinnige Vorliebe für die Schlichtheit »der vertonten Deklamation« vertreten läßt, und so gern er verföchte, daß Musik nicht um der Melodie willen da ist, spricht daraus ein Mann von Geist und Geschmack und gerechter Bewunderer Lullis, der fast stets trefflich denkt, solange er von französischer Musik spricht. Sobald er aber auf die italienische kommt, wird er denkbar töricht, kein Schimmer von dem,

was er sagt, ist richtig, ja, ganz offenbar ist nicht einmal ein platter gesunder Verstand drin. Er kann sie nicht ausstehen, »nicht einmal für den Galgen sei sie gut genug«, und im nächsten Augenblick kommt ganz nebenbei heraus, daß er nie in Italien gewesen ist, kein Wort von der Sprache weiß und, was schlimmer, niemals wirklich italienische Singweisen gehört hat. Als Hauptwerk der italienischen Musik will er uns ein altes angeblich italienisches Lied aufhängen, »io provo nel cuore un lieto ardore«, das nach meiner Schätzung französisches Fabrikat ist und seit fünfzig Jahren bei uns wiederholt wird. Das ist sein Vergleichsstück, wonach er urteilt. Der Musiker Menicuccio fand dies Buch einmal bei mir am Tisch, begann es zu lesen und war starr über diesen Gipfel von Unvernunft. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um ihm aufzumutzen, wie ungerecht er selbst in seiner Abneigung gegen unsere französische Musik ist, die er kaum besser kennt, wiewohl er kurz in Frankreich gewesen ist. Denn die Italiener sind gegen uns noch weit ungerechter, als selbst der leidenschaftlichste Anhänger französischer Musik gegen sie sein kann. Nichts kann sie von ihrem halsstarrigen Vorurteil gegen unsere Musik abbringen, sie sind so vernarrt in ihre eigene, daß sie es kaum fassen können, wie man überhaupt noch von einer anderen sprechen mag.

Der berühmte Tonsetzer Hasse, genannt »il Sassone«, hätte sich in Venedig beinahe mit mir gewürgt wegen einiger sanfter Einwände, die ich gegen sein unbezähmbares Vorurteil machen wollte. »Aber haben Sie denn«, sagte ich ihm, »etwas von unserer Musik gehört!? Kennen Sie etwas von unseren Opern von Lulli, de Campra, Destouches!? Haben Sie einmal auf den Hippolyte unseres Rameau einen Blick geworfen?« — »Ich? nein,« erwiderte er, »Gott behüte mich, andere Musik zu sehen und zu hören als italienische, nur die italienische Sprache ist sanghaft, und es kann keine andere Musik geben als italienische. Eure Sprache ist voll harter unsangbarer Silben, die ganz abscheulich in Musik sind. Ich

will von keiner anderen Sprache als jener wissen.« »Aber Latein,« warf ich ihm ein, »was hat Ihnen die edle klangvolle Sprache getan, was die Psalmen Davids, so voller Poesie und so reich an lyrischen Bildern? Sie wissen nicht einmal, daß wir für Kirchenmusik Lalande haben, der in dieser Gattung alle eure Komponisten übertrifft.« Daraufhin aber erlebte ich, daß der Mann vor Zorn auf Lalande und seine Gönner beinahe erstickt wäre, seine Stimme ging schon ins Chromatische, und wenn nicht seine Frau Faustina zwischen uns getreten wäre, so hätte er mich mit einem Sechzehntel harpuniert und mit Kreuzen niedergeschlagen. Nur Tartini habe ich hierin vernünftig gefunden. Obwohl nie aus Padua herausgekommen, meint er durchaus richtig, daß zu jedem Volk die ihm eigene Musik gehört, die dem Geist seiner Sprache und dem Stimmcharakter seiner Bewohner gemäß ist, folglich von derjenigen der anderen sich unterscheiden muß und von Fremden nur in dem Grade gewürdigt werden kann, als sie sich in Land und Sprache einleben. Es ist damit ebenso wie mit dem Lustspiel: Nur das Volk, in dem es gewachsen ist, kann sich daran ergötzen, denn jedes Volk hat seine Lächerlichkeiten wie seinen Gesang für sich, und beides kann nur von dem recht gefühlt werden, dem es verwandt ist.

Die Lustspiele des Aristophanes oder des Congreve können nur Griechen oder Engländer zum Lachen reizen, oder solche, die mit Sprache und Lebensgewohnheiten beider Völker sehr vertraut sind. Und vielleicht hat auch der Gesang, so natürlich er dem Menschen zu liegen scheint, doch an sich etwas Lächerliches, wie jede Stimmbiegung und Betonung, die sich vom schlicht gesprochenen Wort abhebt. Jeden, der zum ersten Male irgendeinen ausländischen Gesang hört, kommt das Lachen an, nach und nach gewöhnt man sich daran und erwirbt sich so zwei Arten zu genießen, anstatt einer, was ein wirklicher Gewinn ist.

Obwohl an den europäischen Höfen die französische Sprache

weit mehr in Brauch ist als die italienische, haben sie nur italienische, niemals französische Opern, sie berauben sich damit eigensinnig eines wirklichen Genusses. Und Leuten unter uns, die es gern sähen, wenn unsere zeitgenössischen Komponisten unsere Musik »italienisierten«, kann ich aus tausenderlei Gründen nicht beipflichten, von denen einer ist, daß ich lieber zwei Musikgattungen habe statt einer.

Ich wünschte also, man eröffnete in Paris auch eine italienische Oper, ließe aber unsere daneben bestehen, wie sie ist. Zugegeben, daß das Fremde dem Nationalen vielleicht schaden könnte, zumal in unserer Stadt, die alles Neue mit an Wahnsinn grenzender Begeisterung aufnimmt. Vor den Koloraturen und der schönen Melodik der einen könnten die eintönige Schlichtheit der anderen dürr erscheinen: Wer sich mit Champagner vollgetrunken hat, findet am Nuits keinen Geschmack mehr, obwohl der eine so gut ist wie der andere. Damit Sie aber in der Lage sind, selbst Vergleiche über die beiden anzustellen, will ich Ihnen über die italienischen Bühnenspiele etwas erzählen.

Vor allem anderen: der Italiener liebt die Bühne vielleicht mehr, als das irgend ein anderes Volk tut, da er aber nicht minder leidenschaftlich die Musik liebt und beides nicht scharf trennt, so wird ihm in den meisten Fällen die Tragödie, die Komödie und Posse zur Oper. Gesprochene Trauerspiele habe ich nur in Genua gesehen, einfache Lustspiele sind etwas mehr im Schwange, dagegen sah ich in Neapel drei Operntruppen gleichzeitig, zwei für die komische, eine für die ernsthafte Oper. In Rom spielen diesen Winter drei Gesellschaften: drei für ernste Oper: im Teatro Alibert, Argentina, Capranica, und eine entzückende Musikkomödie im »La Valle«, zu geschweigen vom Teatro Tordinona, das nur feiert, weil die Unternehmer fürchteten, der kommende Tod des Papstes werde das Geschäft stören.

Diese Überfülle vertonter Bühnenspiele hat nun sicherlich einen Grund darin, daß sie eine Reihe guter Komponisten,

aber recht wenig gute dramatische Dichter haben. Ich wüßte unter letzteren kaum einen einzigen Tragödiendichter zu nennen, der sich mit einem unserer Dichter zweiten Ranges messen könnte. Wohl habe ich einige ihrer Tragödien in griechischem Stil von ihren alten Schriftstellern gelesen, aber ich glaube, all das wird auf der Bühne nicht mehr gespielt: mir schienen sie ziemlich langweilig.

Maffeis »Merope« und ein paar andere Stücke verschiedener Dichter haben ganz schöne Situationen, neben Schlichtem und Leidenschaftlichem manches Platte, fast nie Erhabenheit. Da ich aber nicht gut Bescheid weiß, was sie in dieser Art besitzen, will ich mich nicht weiter darüber verbreiten, ebensowenig über das Spiel ihrer Tragödien, das mir nicht gefallen hat. Vielleicht taugte ja die Truppe nichts, und ich habe nur eine einzige gesehen, vielleicht aber lag auch die Schuld, daß ich mich langweilte, mehr an mir als an ihnen, denn ich verstand damals noch ziemlich wenig von der Sprache.

Für opernförmige Tragödien aber besitzen sie einen vorzüglichen Dichter, der noch heute lebt, den Abbate Metastasio, dessen höchst geistvolle und interessante Stücke, voll fesselnder Situationen und überraschender Entwicklungen, sicher sehr stark wirken würden, wenn man die kleinen Opernmätzchen, Arietten usw., die leicht zu streichen wären, wegließe.

Was die Komödie angeht, so haben sie einige alte, ganz gute Stücke. Zwei oder drei recht lustige habe ich von Ariost gelesen: Sie haben eine derbe Komik, die aber über das Ziel hinausschießt und oft bis zur Grimasse geht. Sitten- und Charakterspiele, die echteste Komödiengattung also, haben sie nur wenige. Ihre berühmteste Komödie ist Machiavellis Mandragora, die ich Algarotti noch über die besten Stücke Molières stellen hörte, »denn«, behauptet er, »Machiavelli habe hier die Sitten und, was lächerlich daran sei, ebenso gut gemalt wie Molière, außerdem aber das Ränkespiel

weit witziger gelöst, als das Molière in den meisten seiner Stücke zu tun pflege.« Sie können in der gemilderten Übersetzung bei Rousseau sehen, was daran ist, oder nein, urteilen Sie lieber nicht danach! denn die »Mandragora« ist freilich ein recht gutes Lustspiel, natürlich im Stil, mit geschickter Schürzung des Knotens, höchst komisch und schicklich für die Sitten der Leute und Zeitläufte, unter denen es geschrieben ward. Es schildert ausgezeichnet die Listen italienischer Verliebtheit, die Heuchelei der Mönche und den törichten Aberglauben des Volkes, aber die Handlung ist dermaßen gewagt und unseren sittlichen Anschauungen so fernliegend, daß wir es nicht vertragen würden. Es wirkt ein wenig töricht, wenn man sie den guten Werken Molières, die für ganz Europa vortrefflich und für uns Meisterwerke sind, vergleichen hört. Tatsächlich, wer heute oder irgendwann einmal den Wunsch hat, die französische Nation des vergangenen Jahrhunderts gründlich zu kennen, braucht nur Molière zu lesen, und er kennt sie bis in die Fingerspitzen. So habe ich denn gegen Algarotti verfochten, kein Mensch sei jemals in seiner Kunst so weit gekommen, wie Molière in der seinen, das heißt, er sei vollkommener als Komiker, wie Homer als Epiker, Corneille als Tragiker, Raffael als Maler und Cäsar als großer Heerführer. Hier unterbrach er mich und bemerkte, auf Lösung des Knotens habe sich Cäsar unbedingt besser verstanden als Molière, denn er habe den unübertrefflich geistreichen Einfall gehabt, sich auf dem Gipfel seines Ruhmes, im Augenblick, wo er ihn vielleicht gegen die Parther hätte riskieren müssen, erdolchen zu lassen, und sei also wirklich mit der Uhr in der Hand gestorben. Damit endete unser Wortstreit: Solvuntur risu tabulae.

Sämtliche alte Stücke, die gedruckt sind, werden nicht mehr gegeben, sondern man spielt wie bei den Italienern in Paris ungeschriebene Possen, bei denen sich eine Art grober Rahmen von Mund zu Mund forterbt, den die Schauspieler selbst mit Spiel und Reden aus dem Stegreife ausfüllen. Von

Sittenschilderung, Charakterzeichnung und Wahrscheinlichkeit ist dabei keine Rede. Das Ganze besteht aus Intrigen, sonderbaren Begebenheiten, Grimassen, Hanswurstereien und zum Lachen reizenden Vorgängen. Das Ergötzlichste von der Welt, wenn man unvoreingenommen es zum erstenmal sieht, ist fade und langweilig beim zweiten. Das Stegreifspiel, das den Stil sehr schwächt, kommt der Lebhaftigkeit und Wahrheit der Handlung stark zugute. Denn die Italiener sind geborene Komödianten. Selbst unter Leuten von Stande finden Sie hier ein Feuer in der Unterhaltung, das bei uns undenkbar wäre, und dabei gelten wir selbst schon als so lebhaft. Geste und Stimmbiegung entspricht wundervoll dem, was sie von der Bühne aus vorbringen, die Schauspieler kommen und gehen, handeln und reden, wie bei sich zu Hause. Das Spiel ist ganz anders ungekünstelt als bei uns Franzosen, wo vier bis fünf Schauspieler in einer Reihe nebeneinander vorn an der Rampe stehen, wie die Figuren eines Flachreliefs, und jeder seine Rede anbringt, wenn er an der Reihe ist.

Die Schauspieltruppen, die ich hier gesehen habe, sind sämtlich mindestens so gut wie unsere Italiener in Paris, sie besitzen einige Personen, die uns fehlen, z. B. Brighello, vormals Zanni, der Harlekins Stelle vertritt und seine Maske, aber ein anderes Kostüm hat, als zweiten Zanni eine Art Pulcinello in Lumpen, der ganz anders als unserer aussieht und mehr dem alten Pierrot ähnelt. Sie könnten ihm nicht gram sein, wenn Sie ihn inmitten einer Synagoge sähen, wie er die Juden anpumpt, die ihm erst einen schmählichen Wucherzins abnehmen und schließlich auch noch verlangen, daß er Jude wird, ehe sie ihn auszahlen und gleich daran gehen, ihn zu beschneiden. Das ist der große Augenblick, wo er wütend wird und mit dem dicken Prügel, den er als Waffe trägt, die ganze Sippe kräftigst versohlt. Kurz, man lacht wohl, aber man zuckt gleichzeitig die Achseln. Herrliche Komödianten und jämmerliche Komödien. Dabei ist

es nichtsdestoweniger erstaunlich, wie viel Molière den alten Plänen solcher Stegreifkomödien entlehnt hat. Ihre ganzen Erfindungen hat er benutzt, gerade wie er die »Deux Sosies« des Rostand als Unterlage für seinen Amphitryon genommen hat.

Ich bewundere freilich Molière deshalb nur um so mehr, daß er es fertig brachte, so gute Stücke aus so elenden Possen zu schaffen. So sah ich hier unter anderen den ganzen George Dandin von vorn bis hinten, aber mit einer Menge dummen Zeugs belastet, das unser komischer Dichter sich zu übernehmen gehütet hat. Nur an einem Punkte fand ich die Handlung des alten Stückes wahrscheinlicher als bei ihm, und er hätte es hier meiner Meinung nach ruhig so lassen sollen:

In der Straße nahe der Haustüre des Gatten liegt nämlich ein Brunnen. Die Frau kommt in der Nacht von ihrem Stelldichein zurück und findet ihren Gatten am Fenster, statt sich nun zu stellen, als ob sie sich mit einem Messerstich töte, droht sie ihm, sie werde in den Brunnen springen, wenn er sie zur Verzweiflung bringe und ihr nicht vor Rückkunft ihres Vaters die Tür öffne, sie nimmt dann wirklich einen Pflasterstein auf, läßt ihn in den Brunnen fallen und duckt sich gleichzeitig hinterm Brunnenrand nieder, das wirkt äußerst natürlich. Pantalone, so heißt hier ihr Gatte, hört das Aufklatschen des Steins im Wasser, bekommt Angst und steigt die Treppe herunter. Nun aber, statt es damit gut sein zu lassen wie bei Molière, holt er sich die Angel und jammert laut, wie er aus dem Brunnen Bänder, Zöpfe, einen Reifrock, Frauenunterröcke und hundert andere Lumpereien herauszieht. Ich mache die Bemerkung, daß die Leute hier fast stets, indem sie die Handlung im Komischen wie im Tragischen überlasten, den Eindruck schwächen, weil sie eben nicht an der Grenze des Wahrscheinlichen stehen bleiben.

Für die Theaterliebe dieses Volkes sprechen seine vielen großen Theater. Die Mittelstädte haben schönere als Paris.

In großen Städten wie Mailand, Rom und Neapel vollends sind sie sehr geräumig, prächtig, schön und vornehm gebaut und reich ausgestattet. Das königliche Theater in Neapel ist märchenhaft groß, besitzt sieben Ränge übereinander, die sich auf eigene Korridore entleeren, die Bühne ist breit und tief und wie geschaffen zur Entfaltung von Dekorationskünsten mit weiten Fernblicken. In Rom ist das Theater »Alle Dame«, welches Graf Alibert, ein französischer Edelmann in Diensten der Königin Christine von Schweden, gebaut hat, das größte und gilt als schönstes. Hier werden die großen Tragödien aufgeführt. Das zweitgrößte ist das »Teatro Argentina«, es ist am einen Ende rund, am anderen viereckig, kleiner als das erstgenannte, aber gedrungener im Bau und faßt auf engerem Raum annähernd ebensoviele Zuschauer. Auch das »Teatro Tordinona«, das fast die gleiche Form hat, ist recht hübsch.

In einigen Theatern hat man beim Bau darauf Bedacht genommen, die Logen desselben Ranges, wie sie sich von der Bühne entfernen, etwas übereinander zu erhöhen, so daß die Vordersten die Hintersten durchaus nicht am Schauen hindern. Die Zuschauer setzen sich hier niemals weder in der Oper noch in der Komödie auf die Bühne, das gibt's nur in Frankreich, wo wir lächerlicherweise einen Platz für uns beanspruchen, der nur für die Spieler und die Dekorationen bestimmt ist. Aber in Frankreich gehen eben tausend Leute vielmehr der Zuschauer wegen ins Theater, als wegen des Schauspiels.

In einigen Theatern ist unterhalb der ersten Logenreihe, und zwar ihr ganz entlang, eine Tribüne über dem Parterre angebracht, die »Ringhiera«. Das scheint mir eine gute Erfindung. Hierhin sitzen die Männer und können sich in den Pausen, wenn sie aufstehen, bequem mit den Damen in den Logen unterhalten. Das Parterre steht voller Bänke wie eine Kirche. Es gibt nur Sitzplätze. Weniger geräuschvoll ist es aber deswegen nicht: Brüllen zum Preise

des Schauspielers auf Verabredung! Beifallklatschen, solange der Liebling einer Partei am Singen ist, bisweilen sogar schon, ehe er angefangen hat! Antwortrufe erschallen aus den obersten Logen, Verse zu des Sängers Ruhme werden herabgeheult oder flattern auf kleinen Zetteln nach unten, kurz, hier herrscht ein so lästiges und unziemliches Getöse, daß die erste Logenreihe dadurch unbewohnbar wird. So überläßt man sie den anrüchigen Damen, weil sie dem Parterre zu nahe liegt, in dem fast nur Pöbel verkehrt, über das sich dieser erste Rang nur sehr wenig erhebt. Standespersonen mieten im zweiten, dritten, oder wenn es sehr voll ist, sogar im vierten Range eine Loge. Noch höher hinauf sitzt das Volk. Sein Billett wie in Frankreich an der Türe zu nehmen und sich dann hinzusetzen, wo man mag, ist hier für den Adel nicht Brauch. Am Eingang bekommt man nur Plätze für das Parterre zu einem sehr mäßigen Preise, jeder muß also seinen Logenplatz für die ganze Spielzeit mieten.

Hier und in den anderen Hauptstädten beginnen die Opern im November, gegen Weihnachten oder am Dreikönigstage und dauern bis Fastnacht. In der übrigen Zeit des Jahres wird nicht gespielt. Die Musikanten tun dann entweder nichts oder sie schließen sich zu kleinen Trupps zusammen, gehen zur Messe nach Alessandria oder in andere kleinere Mittelstädte, im Herbst bisweilen sogar aufs Land, auf die nahen Schlösser, wenn sich viele Adlige dort in der Sommerfrische aufhalten.

Im Augenblick, wo die Theater hier begannen, haben die Kränzchen bei der Prinzessin Borghese und in der Casa Bolognetti aufgehört. Der allgemeine Treffpunkt der Gesellschaft ist von nun an die Oper, die sehr lange dauert, von acht oder neun Uhr abends bis gegen Mitternacht. Die Damen halten jetzt gewissermaßen ihre Empfänge in ihren Logen, wo die Zuschauer ihrer Bekanntschaft ihnen kurze Besuche machen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß hier jeder eine Loge mieten muß.

Da diesen Winter in vier Theatern gespielt wird, haben wir uns zusammengetan und vier Logen genommen, so daß nun für die vier Theater einem jeden die Loge auf ungefähr 20 Zechinen kommt. Hierhin gehe ich wie in meine Wohnung. Man zückt sein Lorgnon, um zu sehen, was an Bekannten da ist, und besucht sich gegenseitig, wenn man Lust hat. Daß die Menschen hier Schauspielliebhaber sind, tritt übrigens weit mehr darin zutage, daß sie da sind, als daß sie etwa dem Stücke aufmerksam zuhörten. Sind die ersten Vorstellungen, wo es bis auf das Parterre hinunter ziemlich still ist, vorüber, so ist es nicht mehr guter Ton, zuzuhören, außer an den Glanzstellen. Die Hauptlogen sind artig ausgestattet, erhellt durch Kronleuchter. Manchmal wird hier gespielt, öfter geplaudert, und man sitzt in einem Kreise in der Loge, es ist also nicht wie in Frankreich, wo die Damen das Theater zieren, indem sie in einer Reihe vorn an den Logen Platz nehmen. So können Sie sich vorstellen, daß trotz der prunkvollen Theatersäle und der Ausschmückung der Logen das Gesamtbild bei weitem nicht so glänzend ist wie bei uns.

Einmal als ich mit Rochemont fast allein in einer Loge im Teatro della Valle saß, kam ich sogar auf den Einfall, Schach zu spielen, man spielte die entzückende Komödie »Gefährliche Freiheit«, die wenig Zulauf hat, mir aber viel mehr zusagt, als ihre großen Trauerspiele. Schach ist eine herrliche Erfindung, um über die Leere der langen Rezitative wegzukommen, und die Musik vortrefflich, um die allzu große Emsigkeit des Schachspiels zu unterbrechen.

Einen sehr artigen Brauch pflegt der Herzog von Saint-Aignan, wenn er ins Theater geht: er läßt in allen Logen der Damen durch seine Lakaien Eis und Erfrischungen herumreichen. Diese Bewirtung kommt ihm übrigens, wie er mir gesagt hat, billiger, als man denken möchte.

Die italienischen Opern unterscheiden sich von den französischen durch die Wahl und den Aufbau ihrer Stoffe,

außerdem aber auch in der Zahl und Gattung der Spieler und der Art, wie sie sich zu einer Truppe zusammenschließen. Die italienische Oper ist nämlich nicht wie bei uns ein fester Verband oder eine Akademie, bestehend aus den gleichen Mitgliedern, die nur bei Bedarf erneuert werden, sondern wenn hier jemand eine Oper für den Winter auf die Beine stellen will, so verschafft er sich die Erlaubnis des Gouverneurs, mietet ein Theater, holt sich aus verschiedenen Orten Stimmen und Musiker zusammen, schließt mit den Theaterarbeitern und dem Dekorateur ab und macht am Ende ziemlich häufig mit seiner ganzen Gesellschaft Pleite, genau wie die Direktoren unsererer Provinzschmieren. Um sicher zu gehen, lassen sich die Arbeiter bestimmte Logen übertragen, die sie dann zu ihrem Nutzen vermieten. In jedem Theater werden allwinterlich zwei, manchmal drei Opern aufgeführt, so daß wir während unseres Aufenthalts ungefähr auf acht rechnen können. Jedes Jahr bringt andere Opern und Sänger. Kein Stück, kein Ballett, keine Dekoration, keinen Schauspieler, die man im Vorjahr gesehen hat, will man zum zweitenmal sehen, höchstens eine der ausgezeichneten Opern Vincis oder einen ganz außerordentlich berühmten Sänger. Als der berühmte Senesino letzten Herbst in Neapel auftrat, rief man: »Was soll das heißen! Den haben wir doch schon gesehen! Der singt gewiß altmodisch!« Er hat freilich keine ganz frische Stimme mehr, aber sein Gesang war, meine ich, doch das musikalisch Feinste, was ich gehört habe.

Um nun so viele Neuheiten an Stücken und Sängern bringen zu können, machen sie es folgendermaßen. Ist eine für den Gesang bestimmte Dichtung erst einmal vertont, so ist sie vogelfrei und gehört allen. Komponisten gibt es viele, wer etwas schaffen will, nimmt ein Gedicht, das schon von anderen vertont ist, und schreibt eine neue Musik auf die alten Worte. Besonders Metastasios Opern müssen dazu herhalten, fast über sie alle haben schon die berühmtesten

Meister der Reihe nach gearbeitet. Dies Verfahren ist bequem und nützlich, wir sollten es ebenso machen, wo die Opern häufig durch Schuld des Dichters mißglücken: auf schlechte Worte läßt sich keine gute Musik schreiben.

Überdies trägt der Text, wenn er auch in dieser Gattung des Schauspiels der Musik untergeordnet ist, doch außerordentlich viel zum Erfolg bei, denn er gibt den Kern und die Spannung. Sehen Sie selbst, ob unsere besten Opern nicht auch den besten Text haben: Armida, Theseus, Atys, Roland, Thetis, Tancred, Iphigenie, die verliebte Europa, Issé, die Elemente, Venezianische Feste usw.

Ich wünschte, Rameau nähme ganz einfach die Dichtungen von Quinault und Lamotte, er würde schon Opern daraus machen, die sich von denen Lullis und Campras unterschieden, da seine Begabung eine andere ist. Wenn er sie im Rezitativ vielleicht nicht erreichte, würde er sie in anderen Punkten übertreffen. Ich habe es ihm schon mehr als einmal angeraten, und er entgegnete mir, daß er selbst schon denselben Gedanken gehabt habe, bisher werde er aber durch die Befürchtung zurückgehalten, man möchte es ihm als Eitelkeit auslegen, als ob er die alten Meister übertreffen wolle, ich glaube freilich, daß die Furcht vor Parteiränken und Vergleichungen bei ihm noch stärker wirkt. Vergleiche sind hierzulande weniger zu fürchten, wo man kein Stück zweimal hört, noch in Druck oder Stich herausgibt, so bleiben nur die berühmtesten Stücke in der Erinnerung haften, das übrige wird rasch vergessen. Immerhin bleibt die Fruchtbarkeit der italienischen Komponisten noch erstaunlich genug, daß sie in so vielen Werkstätten an denselben Dichtungen arbeiten, ohne dabei auf dieselben Wege zu kommen. Auch wie leicht die Arbeit ihnen von der Hand geht, ist bewundernswert, ein Komponist, den ein Unternehmer um eine Oper bittet, komponiert das ganze Stück in vier bis sechs Wochen. »Darf man sich wundern,« sagte mir eines Tages Tartini, »daß die Rezitative bei uns meist nichts taugen, wenn der Komponist

die Hauptkraft einzig und allein auf die Arien verwendet und alles Halbgesprochene nur eilig hinkritzelt!« Was mich angeht, so entschuldige ich sie, heute, wo sich die Zuschauer vollkommen abgewöhnt haben, nach den Rezitativen überhaupt noch hinzuhören. Tartini beklagte sich auch noch über einen anderen Mißbrauch, den nämlich, daß die Komponisten für Gesang denen für Instrumentalmusik ins Handwerk pfuschen. »Beide Gattungen«, meinte er, »sind so grundverschieden, daß, wer in der einen etwas leistet, fast unmöglich auch die andere beherrschen kann, jeder sollte in den Grenzen seiner Begabung bleiben. »Ich bin«, fügte er hinzu, »aufgefordert worden, für die venezianischen Theater etwas zu schreiben, aber ich habe es nie tun wollen, denn ich weiß zu gut, die menschliche Kehle ist kein Geigenhals. Vivaldi, der sich auf beiden Gebieten hat versuchen wollen, ist auf dem einen stets ausgepfiffen worden, während es ihm in dem anderen vollkommen glückte.«

Die Komponisten werden schlecht bezahlt. Der Unternehmer gibt ihnen 30 bis 40 Pistolen, das ist neben dem Erlös für die ersten Abschriften der Arien, die als Neuheiten teuer verkauft werden, ihre ganze Einnahme. Sind die Lieder erst einmal bekannt, verdienen sie nichts mehr daran, da es zu leicht ist, Abschriften davon herzustellen.

Ich sagte schon, daß das Drucken und Stechen jeglicher Musik, gesungener oder gespielter, in Italien völlig unbekannt ist, da hätte man viel zu tun, Concertos und Symphonien mit großen Chören regnen förmlich von allen Seiten.

Stimmen braucht man verhältnismäßig nur wenige, denn die italienische Oper besteht meist nur aus einem halben Dutzend Personen, der ganze Chorapparat, des wir bei unseren gesungenen und getanzten Festen bedürfen, fällt bei ihnen weg.

Dagegen ist das Orchester sowohl zahlreicher als mannigfaltiger besetzt als bei uns, aber Instrumentisten sind weder rar noch teuer hier, für schöne Stimmen zahlt man hin-



(24)

wiederum ganz außerordentliche Preise und muß sie außerdem noch mit großen Kosten von fernher kommen lassen.

Die Herren Hämlinge sind recht hübsche und höchst anspruchsvolle Herrchen, die ihre Effekten nicht für ein Butterbrot verkauft haben. In einer Oper sind meist drei oder vier Oberstimmen, dazu ein männlicher oder weiblicher Kontraalt, und ein Tenorist für die Königsrollen. Baß ist nicht üblich, er ist selten und wird wenig geschätzt. Eigentlich bedient man sich seiner nur für die Posse, in der die komische Rolle meist ein Bassist hat.

Die drei erstgenannten Stimmen stehen eine Terz oder Quart höher als bei uns. Kontraalte sind selten und hoch im Preise, sie stehen auf h-e, haben aber einen anderen Charakter als die unseren, und keine französische Stimme kann ihren Gesang eigentlich wiedergeben. Es sind Frauenstimmen im zweiten Diskant, aber tiefer als irgendeine der unseren, denn sie singen nicht in der weiblichen Oberlage, sondern in gleicher Lage mit den Männern. Manchmal wechselt die Stimme der Kastraten bei eintretender Mannheit, wird bei fortschreitendem Alter tiefer und dann Kontraalt aus Sopran, der sie vorher war. Oft aber verlieren sie beim Stimmwechsel die Stimme überhaupt ganz, so daß ihnen bei dem Tauschgeschäft nichts als Gegenwert bleibt. Ein schlechtes Geschäft das! Man nimmt die Operation an ihnen vor, wenn sie sieben bis acht Jahr alt sind, das Kind selbst muß sie verlangen. Nur unter der Bedingung leidet's die Polizei, wird's aber dadurch weniger unleidlich? Meist werden sie groß und feist wie Kapaune und bekommen Hüften, Rückenende, Brust, Arme und Hals voll und rundlich wie Weiber.

Begegnet man ihnen einmal in Gesellschaft und hört sie sprechen, so ist man ganz verblüfft, wie aus solchem Koloß ein helles Kinderstimmchen heraufschallt. Es gibt recht hübsche Kerlchen darunter, sie benehmen sich geckenhaft und sind wohlgelitten bei den schönen Damen, die sich, so klatscht

man, um ihre unerschöpfliche Potenz förmlich reißen sollen, denn sie bringen schon noch was fertig. Es wird sogar erzählt, einer dieser Halbmänner sei beim Papste um Heiratserlaubnis eingekommen, mit der Begründung, daß die Operation schlecht gemacht sei. Worauf dann der Papst an den Rand schrieb: »Kastrier' er sich besser.«

Man muß schon an die Kastratenstimmen gewöhnt sein, um daran Geschmack zu finden. Sie sind in der Klangfarbe ebenso hell und durchdringend, wie die der Chorknaben und viel lauter. Mir scheint, daß sie noch eine Oktave höher singen als die gewöhnliche Frauenstimme. Es liegt, ganz wenige ausgenommen, etwas Sprödes und Herbes in ihrem Gesang, das von der weichen Lieblichkeit der Frauenstimme weit entfernt ist, aber ihre Stimme hat Glanz und Leichtigkeit, dabei Kraft und Umfang. Auch die italienischen Frauenstimmen haben ähnlichen Charakter, sind leicht und außerordentlich biegsam, kurz, gerade wie ihre Musik. Rundheit des Tons freilich dürfen Sie nicht von ihnen verlangen, sie wissen nicht, was das ist. Reden Sie ihnen auch nicht von unseren langgesponnenen, ausgehaltenen, gradweise verstärkten oder abnehmenden Schwelltönen auf einer Note, wie sie unsere französische Musik so wundervoll hat, sie wären kaum fähiger zu verstehen, was Sie meinen, als solche Töne hervorzubringen. Immerhin unterscheiden auch die Italiener zweierlei Stimmen: die eine nennen sie »voce di testa«, Kopfstimme, das sind die ganz leichten Töne, die sich vortrefflich zu den entzückenden kleinen Schnörkeleien schicken, die sie ihren musikalischen Belustigungen zu geben wissen, bei der »voce di petto«, Bruststimme, sind die Töne freier, natürlicher und voller. Kurz, die Stimmen dieses Landes sind anmutend, biegsam und höchst verführerisch, aber wenn man sie auch alle einschmölze, so erhielte man noch nicht eine Stimme, die der unserer Lamaure zu vergleichen wäre oder ihr auch nur etwa nahekäme. Und wiewohl eifriger Parteigänger der italienischen Musik, bleibe ich

doch darin mit Ihnen einig, daß diese Art Stimme mit ihrer Weichheit, Rundheit und Fülle, kurz, ihrem sanften Wohllaut allen anderen vorzuziehen ist.

Die besten, die ich gehört habe, sind die Faustina, Tesi, die Baratti, an Kastraten Senesino, Laurenzino, Marianini, Appianino, der ein ausgezeichneter Kontraalt ist, dann Egizietto, Monticelli, Salimbeni, Porporino, ein junger Schüler von Porpora und hübsch wie das hübscheste junge Mädchen. Als Tenor Rabbi, der beste hohe Kontraalt, den man sich wünschen kann, er singt ebenso hoch wie Jellyot und ist ein vortrefflicher Schauspieler. Mit den Geschlechtern gibt es bei der Oper ein arges Durcheinander. In Neapel spielte die Baratti Männerrollen, hier werden überhaupt keine Frauen auf dem Theater geduldet. Der Anstand läßt das nicht zu und gestattet nur hübsche, in Mädchen verkleidete Bürschchen. Und, verzeih mir Gott, vernarrt wie die Welt nun einmal allenthalben in die Mädchen vom Theater ist, fürchte ich, daß es auch so nicht ganz ohne Unzucht abgeht. Bisweilen sind diese berockten Schönheiten nicht gerade zierlich. Marianini, der seine sechs Fuß hoch ist, spielt jetzt eine Frauenrolle im Teatro Argentina, solch große Prinzessin sehe ich mein Lebtag nicht wieder. Von geschmackvollem Gesang kann Ihnen niemand einen reineren Begriff geben, als die bezaubernde Vanloo, die Sie vielleicht in Paris gehört haben. Ihre Stimme hat keinen großen Umfang, und Stimmen, die schöner sind, gibt es hierzulande die Menge, aber in der Kunst der Stimmführung, in Feinfühligkeit und Geschmacksreinheit des Gesanges übertrifft sie keiner.

Sie sehen, fast alle Rollen, ob männlich oder weiblich, sind hier für Oberstimme, die Notenführung für Gesang zeigt stets den C-Schlüssel auf der ersten Linie. Der G-Schlüssel auf der zweiten gilt nur für Instrumente. Den G-Schlüssel auf der ersten Linie, den wir meist anwenden, gebrauchen die Italiener nicht. — Kommen wir nun auf den Unterschied im Bau ihrer und unserer Texte. Die französischen Dich-

tungen sind so, wie es in dieser sonderbaren und gesetzlosen Schauspielgattung folgerichtig und erlaubt scheint, eines Schauspiels, das, wenn man überhaupt die Oper noch auf ihr Verhältnis zu den Regeln betrachtet, sich über jede Satzung hinwegsetzt. Denn ihr Wesen ist, daß sie das Wahrscheinliche und Natürliche zugunsten der Vereinigung einer Fülle von Belustigungen und fortwährenden Erheiterung der menschlichen Sinne opfert. Vollkommen richtig haben wir daher eine fabelhafte Handlung, Verzauberungen, magische Künste, die dem Wunder freien Eingang geben und das Eingreifen von Göttern, die Verwendung von Maschinen, buntmannigfaltige Feste, Tänze und Augenweiden aller Art gestatten, in denen nacheinander Himmel, Erde und Hölle erscheinen dürfen, und wo die Unwahrscheinlichkeit, da sie zum Wesen der Gattung gehört, nicht verletzt.

Wir haben noch eine zweite Gattung, weniger groß und vornehm, aber dem Natürlichen näher: nämlich unsere Schäfereien und Tanzspiele, bei denen jeder Akt ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet, sich jedoch einer Gesamtidee unterordnet, auf die sämtliche Akte Bezug haben. Dabei mischen wir häufig die einfache Erzählung mit Zwie- und Dreigesängen, mit großen Chören, reichwechselnden Tänzen und geben dadurch dem Ganzen die Buntheit und Pracht, die wir in dieser Gattung des Schauspiels zu erleben wünschen.

Nichts von alledem haben die Italiener. Ihre Opern sind pure Geschichtsdramen. Ja, man möchte sagen, daß der Italiener in dieser Schauspielgattung nur ein Mittel sah, eine Handlung durch Musik und Gesang noch packender zu machen, als der Sprechvortrag ermöglicht. Der Gedanke wäre gut, wäre er nur auch richtig. Aber er hat nur einen ersten Schein von Wahrheit für sich. Gewiß, bei sehr heftigen Gemütsbewegungen wird der Gesang, der eine Art von Übertreiben der Sprechstimme ist, gewissermaßen natür-

lich, und es ist tatsächlich so, daß ein sehr leidenschaftlich erregtes Gefühl den Hörer stärker rührt, wenn die Musik zu ihm hinzutritt, als im schlichten, gesprochenen Vortrag. Aber abgesehen von diesen heftigen Erregungen wirkt Gesang in der Tragödie lächerlich. Es scheint nur anfangs, als sollte man je nach der Situation singen oder sprechen, ähnlich wie die Engländer die Kraftstellen ihrer Trauerspiele in Versen schreiben und das Füllsel in Prosa, aber man fühlt bald, solche Buntscheckigkeit von Gesang und Sprechvortrag wäre unerträglich.

Die italienischen Opern sind also wirkliche Trauerspiele, und zwar tragisch von vorn bis hinten, im Geschmack eines Corneille oder Crébillon. Selbst ein Stoff wie Atreus würde ihnen nicht zu stark sein. Die Stücke spielen sich in drei sehr langen Akten ab, wobei der Ort der Handlung in jedem Akt zwei- bis dreimal wechselt, um Gelegenheit zur Entfaltung von vielen Bühnenbildern zu bieten. Alle Auftritte bestehen aus Rezitativen und schließen regelmäßig mit einer großen Arie. Der Schauspieler tritt ab, weil er seine Arie gesungen hat, ein anderer bleibt, weil er noch eine singen muß. Kurz, meiner Meinung nach verstehen sie die Szenenverknüpfung durchaus nicht. Diese langen drei Akte haben weder Dreigesänge noch Chöre, höchstens ein elendes Chörchen am Ende des ersten, keine Tänze, nur ewigwährende Rezitativszenen, die mit einer Arie schließen. Dieser eintönige Aufbau ist ohne Widerspruch bei weitem nicht so gut, wie der unsere. Zugegeben, daß unsere Feste recht oft an den Haaren herbeigezogen werden, ohne Wahrscheinlichkeit für die Zeit oder den Ort, wohinein sie verlegt sind. Aber das ist Schuld des Dichters, nicht der Dichtung. Ein anderer Mangel selbst unserer besten Musiktragödien scheint mir gewichtiger, nämlich der, daß unsere Seele, gerade dann, wenn sie am stärksten durch die Handlung ergriffen ist, wieder aus ihrer Rührung gerissen wird, indem man nun Augen und Ohren durch Tanz und Gesang beschäftigt, die

beide einen Genuß ganz anderer Art bieten und so unser Gefühl wiederum erkälten, so daß uns die Haupthandlung, wenn sie wiederkehrt, erst aufs neue erwärmen muß. Die Oper schwächt, weil sie zuviel Erfreulichkeiten auf einmal bringen will, deren Genuß ab. So hat die französische Oper neben viel Erfreulichem doch auch Augenblicke der Langeweile für mich, die ich im guten französischen Trauerspiele nicht kenne, wo die Teilnahme am Geschehen ohne Ablenkung weiterwirkt, gradweise wächst und von Aufzug zu Aufzug das Herz noch vom vorigen her erwärmt findet.

Die Anhänger der Oper werden nun sagen, man gehe nicht in die Oper wegen der Handlung, sondern um des musikalischen Beiwerks, der Tänze und des Schauspiels willen, und das ist richtig. Gerade deshalb aber gebe ich der Komödie und Tragödie vor ihr den Vorzug, weil die Freuden der Seele lebhafter sind als die der Augen und Ohren. Wenn aber nun die Italiener gemeint haben, sie hätten die Mißstände, die ich eben an unseren Opern rüge, durch die von ihnen gewählten Stoffe vermieden, und dadurch, daß sie ihnen den theatralischen Prunk, der die Haupthandlung unterbricht, genommen haben, so sind sie schwer im Irrtum. Ganz gewiß sind ihre Dichtungen, (ich denke jetzt an die des Metastasio) sehr schön und spannend. Indes diese den Szenenschlüssen angeflickten Arien, die nicht immer in genügend starker Verbindung mit der Handlung stehen, die köstlichen Arien, durch welche die italienische Musik der unseren so hoch überlegen ist, haben genau dieselbe Ablenkung im Gefolge und lassen unsere Teilnahme erkalten, gerade indem sie unsere Ohren entzücken. Also, wenn einmal dieser Mangel gewissermaßen im Wesen aller in Musik gesetzten Dichtungen begründet liegt, so ist mir die Mannigfaltigkeit der unseren noch lieber als der einförmige Aufbau der ihrigen.

Die Arien sind in lyrischen Versformen abgefaßt, die Rezi-

tative in freien reimlosen Versen, die sich kaum von Prosa unterscheiden. Ich sagte schon, daß man in den meisten Fällen diese lyrischen Verse wegschneiden könnte, ohne den Zusammenhang zu gefährden. Die Stücke Metastasios ergäben dann, beschränkt auf schauspielerischen Vortrag und ganz ohne Gesang, sehr schöne Trauerspiele. Freilich dieser geistvolle Dichter fühlt mit seinem feinen Geschmack wohl, daß es schicklicher ist, seine Arien enge mit der Haupthandlung zu verknüpfen, und tut dies auch, besonders an den spannenden Stellen, nach Kräften. Wenn er es so nicht überall macht, muß man ihm schon zugeben, daß er in seinem Opersystem dazu ein Recht hat. Der Gesang ist darin die Hauptsache, die Musik muß also allem anderen vorgehen.

Die Italiener verlangen alle möglichen Arten von Arien, welche die mannigfachen Bilder wiedergeben, die darzustellen die Musik fähig ist. Sie haben große Bravourarien mit starker harmonienreicher Begleitung für die glänzenden Stimmen, andere melodisch anmutende und wollüstige für die feinen und biegsamen, noch andere schließlich voll Leidenschaft, zärtlich und rührend, wahrhaftig im Ausdruck ihres Naturgefühls, die sich der Handlung einfügen und dem Spiel des Sängers Raum geben. Die der ersten Art sind Tongemälde des bewegten Meeres, eines gewaltigen Windes, eines über die Ufer getretenen Sturzbaches, des einschlagenden Blitzes, eines Löwen, der von Jägern verfolgt wird, eines Rosses, das die Kriegsdrommete erschallen hört, der grauenvollen Nachtstille usw.

Da das alles nun von Natur aus sich nicht in den Tragödien findet und sich für die musikalische Gestaltung doch trefflich eignet, so muß man es in sie einführen, und tut das durch Vergleichungen, die der Dichter zwischen diesen natürlichen Erscheinungen und dem seelischen Zustande, in den er seine Gestalt versetzt hat, anstellt. Ich weiß, solche Vergleiche sind im Munde eines Menschen, den die Leidenschaft hin- und herwirft, wenig am Platze,

denn er müßte sich zwar lebhaft aber kunstlos ausdrücken, dabei würde aber die Musik, die hier die erste Rolle spielt, schlecht fahren. Die Schlichtheit lieferte ihr vielleicht zwei Worte, aber nimmermehr ein Gleichnis. Und diese Musik ist so schön, so voller Überraschungen, sie malt die Dinge so kunstvoll und natürlich, daß man ihr gern noch größere Mängel nachsieht, wie der ist, daß man eine Person auf der Bühne ausharren läßt und ihr lange, lange Arien zu singen aufgibt, im Augenblick, wo sie die Gefahr zur Flucht zwingt. Arien der Art mit starken Effekten werden fast stets von Blasinstrumenten, Hoboen, Hörnern und Trompeten begleitet, und das wirkt besonders bei Seesturmarien ganz prächtig. Sie verstehen es mit hundert Saiten- und Blasinstrumenten zu begleiten, ohne die Stimme zu überdecken.

Ich will Ihnen hier, so gut es gehen will, eine Arie der Art übersetzen, um einen deutlicheren Begriff zu geben.

Wie ein Meerfahrer auf leckem Schiffe
In Klippen sitzt, den Winden preisgegeben,
Und Erd und Wasser sieht verschworen auf sein Leben
Und weiß sein Ende nahe bei jeder Woge Griffe,
Von überall die grause Parze droht!
        Wohin er immer blickt umher,
        Sieht er das Felsriff, sieht das Meer.
Er starrt auf die Wogen, er starrt auf das Boot.
Er will hinab, doch die Angst ihm wehrt,
Was bleibt ihm zu tun, kann nicht vor noch zurück!
Bis zum Augenblick, wo die Flut wiederkehrt,
Sein Zaudern zu enden, und erfüllt sein Geschick.

Die Arien der zweiten Gattung sind eine Art Madrigale: hübsche Lieder mit geistvollen und feinsinnigen Gedanken oder Vergleichungen mit angenehmen Gegenständen, wie Zephirlüftchen, Vögeln, der murmelnden Welle, dem Landleben usw.

Das folgende müssen Sie sich im Munde eines zaghaften

Liebhabers denken, der ſeine Schöne durch Ehrerbietigkeit zu gewinnen hofft:

Vor dem Bach, der mit ſchüchterner Klage
Hinzwitſchert durch Blumen und Kraut,
Iſt noch nie die Nymphe, die zage,
Erſchrocken, noch hat ihr gegraut.
Ohn' Gefährde ſpiegelt in Reinheit
Sie ſeiner Welle Kriſtall,
Ganz leiſe nur preiſt ihre Feinheit
Seines Fließens ſanftmurmelnder Hall.
Vor Zephir, der unhörlich leiſe
Durch Ulmen und Palmen hinſtreicht,
Iſt noch nie auf der flutenden Reiſe
Der Schiffer im Kahne erbleicht.
Er zieht in das Königreich Florens,
Der Roſe zu huldigen in Eil',
Und ſchirmt den Liebling Aurorens
Vor des Lichtgotts brennendem Pfeil.

Oder dies andere:

Ja, eine wahre Liebe und die ewig währe,
Der Phönix iſt's, von dem ſo viel man ſpricht!
's gibt einen wo, ſo geht im Land die Märe,
Geſehn — geſehn doch hat man ihn noch nicht,
Zu wem denn könnte man Vertrauen faſſen,
Wenn doch bei denen, ſo man liebt,
Die Treu' und der Beſtand ſich nirgends finden laſſen,
Auf die ein jeder doch ſein Wort uns gibt.

Bei der dritten Gattung endlich, die nur dem Ausdruck der Leidenſchaft dienen ſollen, iſt Metaſtaſio ſorgſam darauf bedacht, ſie an die lebensvollſte und ſpannendſte Stelle ſeines Stückes zu ſetzen und innig der Handlung zu verknüpfen. Dann ſucht der Komponiſt weder Schnörkel noch Läufe, ſondern will ganz ſchlicht das Gefühl, welches es auch ſei,

in ſeiner ganzen Kraft ausdrücken. Dieſe Arien haben weniger Melodie als die anderen, aber dafür Erhabenheit und Wahrheit, und zwar genau ſo viel, wie die wirkſamſten Theaterſzenen unſeres Lulli, und ſind dabei weit muſikaliſcher. Dieſe Stellen werden von der ganzen Oper am ſtärkſten genoſſen, und zwar geraten die Zuſchauer faſt ebenſoſehr in Feuer, wie der Schauſpieler. So ſind alſo die Italiener weit davon entfernt, den inneren Ausdruck zu verſchmähen, wie man ſich das in Frankreich vorſtellt, wo der Biedermann meint, daß ihre Muſik ſtets nur über den Vokalen hintändele und ſich ſo wenig auf die Worte beziehe, daß ſie ihrer einfach entbehren könnte. Nein! Aber ihre Ausdrucksmuſik verliert zu drei Vierteln die Kraft, wenn man ſie von der Bühne loslöſt.

In dieſelbe Klaſſe rechne ich auch die eng mit der Handlung verknüpften ſchlichten Arien, die Vinci und ſeinem Schüler Pergoleſe, dieſen beiden natürlichen und ſchlichten Komponiſten, ſo köſtlich geglückt ſind. Ebenſo die Arien, die das Entſetzen beim Anblick von etwas Grauſigem wiedergeben: bei Geſpenſtern, Erſcheinungen uſw., denen der muſikaliſche Ausdruck ganz erſtaunliche Kraft gibt. In der Oper Siroë, die gerade jetzt gegeben wird, ſtanden mir bei einer ſolchen Szene die Haare zu Berge, als ich ſie zum erſtenmal hörte: Chosroës entdeckt im Augenblick, wo er ſeinen Sohn hat töten laſſen, daß der unſchuldig iſt. Er verfällt in Raſerei und meint den Schatten ſeines Sohnes zu erblicken, der ihn verfolgt. Inmitten der Arie erhebt ſich einen halben Takt lang der Ton einer Trompete, die allein die Begleitung hat und das Geſpenſt verkörpert, das den Chosroës verfolgt. Das Kläglichſte und Fürchterlichſte zugleich, was man ſich denken kann!

Tuba mirum spargens sonum
per sepulcra regionum.

Das iſt die Trompete des jüngſten Gerichts.

Das etwa wäre über das Mufikalifche in Metaftafios Operndichtungen zu fagen, aber auch das Dramatifche in ihnen verdient einige Worte. Kein Dichter kam ihm je in der Kunft gleich, die Hörer in einem Augenblick mitten in die Handlung hineinzuftellen. Diefe Aufgabe, die unfere Dichter zweiten Ranges foltert, und an der auch unfere Dichter erften Ranges mehr als einmal gefcheitert find, ift Metaftafio ein Kinderfpiel, eine Expofition macht er niemals. Weiß der Teufel, wie er feine Prothefis handhabt, daß der Befchauer faft ohne Vorbericht über alles Befcheid weiß, was er zum Verftändnis des Stückes wiffen muß. Mit einer glänzenden Tat läßt er meift fchon die erfte Szene beginnen und führt dann mit reißender Gefchwindigkeit feine Sache durch, bis zur Löfung des Knotens. Er ift Meifter darin, uns das Spiel der Leidenfchaften erleben zu laffen, und reich an Begebenheiten und verblüffenden Theatertricks. Doch bisweilen ift er freilich auch geradezu überladen damit, und feine Bühnenblender ereignen fich manchmal auf Koften der Wahrfcheinlichkeit. Dadurch find feine guten Stücke wie Adriano, Artaxerxes, Titus, Achille riconosciuto und andere mehr höchft fpannend, und die mittelmäßigen wie Hypfipyle, Semiramis ufw. find doch mindeftens eigenartig. Er arbeitet mit erftaunlicher Leichtigkeit und ift an Erfindungen und Einfällen fruchtbar. Seine Stücke haben meift eine Doppelhandlung, die derart verknüpft ift, daß fie fich nur zufammen entwickeln kann, was allerdings bisweilen die Anteilnahme der Hörer fpaltet. Außerdem hat er denfelben Fehler, den man an den Horatiern des großen Corneille bemerkt hat: So, wenn er im Demophoon feinen Helden, den er fich eben aus einer Gefahr hat retten laffen, unverzüglich in eine neue unvorhergefehene Gefahr ganz anderer Art ftürzt. Damit beginnt dann gewiffermaßen eine neue Handlung. Er hat häufig die überedlen Charaktere, die man im Theater mit Vergnügen bewundert, er hat andere, die uns wunderlich übertrieben fcheinen, die zu ftark oder zu fchwach find. Seine

Verwicklungen sind geringfügig, drehen sich um eine Verwechslung oder ein Mißverständnis und streifen ans Komische. Ich erstaune immer wieder, wenn ich bemerke, daß dies Volk durch etwas Unedles selbst in den erhabensten Stoffen durchaus nicht unangenehm berührt wird. Das Ränkespiel ist fast stets eine Verräterei oder Verschwörung. Man möchte sagen, ihre Tragödien seien tragisch durch die Handlungen, die sich darin abspielen, komisch durch die Behandlung. Selbst in ihren Trauerspielen lassen die Italiener gerne einen Zanni oder tragischen Hanswurst mitwirken, der durch eine Schufterei den Knoten schürzt und den braven Leuten Fallen stellt. Die Zuschauer scheuen sich auch nicht, mitten in einer spannenden Szene zu lachen, kehren aber dann sofort wieder in ihre mitleidige Teilnahme zurück, als ob nichts geschehen sei. Freilich ist Metastasio ein Freibeuter, plündert die beiden Corneilles, Racine, Quinault, Crébillon, und wen er sonst erwischen kann, nach Kräften: Gedanken, Stoffe, Situationen, alles ist ihm recht. Aber er gibt, was er sich aneignete, ausgezeichnet zurück, nur daß er bisweilen zu stark häuft, wenn er beispielshalber zwei oder drei Tragödien nur für seinen letzten Olympiasakt ausschlachtet. Die Olympias gehört nicht zu seinen besten, obgleich der zweite Akt schön und spannend ist, sie ist ein wenig anders gebaut als die übrigen: jeder Akt hat Chöre, und der erste eine lange Exposition, die außerordentlich verwickelt ist. Sie ist der Geschichte von Leone und Ruggiero bei Ariost entlehnt.

Es steht nun nur bei uns, wieder bei ihm Anleihen zu machen, unsere heutigen Dichter fänden sicherlich etwas, sich zu bereichern. Er läßt seine Leute reden wie ein Engel (höchstens das allzuhäufige Beiseitesprechen ist ein Fehler), und sie sprechen mit einer Natürlichkeit, die ich bei unseren Dichtern nicht immer finde: Wir haben zu lange Tiraden. Bei ihm sind die Szenen wirkliche Gespräche, sein Stil ist flüssig, lebhaft, voller Sinnsprüche und geistreicher Einfälle, die manchmal allerdings etwas gesucht sind. Doch muß man

ihm billigerweise zugeben, daß er diesen allgemeinen Fehler seines Vaterlandes weniger hat als irgendeiner seiner Landsleute. Alles was zur Mache gehört, beherrscht er völlig und weiß das ganze Rüstzeug des Schauspiels wie Feste, Triumphzüge, Kämpfe, kurz alles, was den äußeren Prunk mehrt, natürlich einzuführen. Ich schätze die Kunst, mit der er im »Achille riconosciuto« eine Dekoration mit dem Kern der Handlung zu verknüpfen gewußt hat:

Odysseus trifft in der Galerie des Lykomedes eine junge Dame, in der er übrigens schon den verkleideten Achilleus vermutet, und geht daran, die Statuen, die die Arbeiten des Herkules vorstellen, zu betrachten, womit die Galerie geschmückt ist. Er überschüttet nun den Heros mit Lob bis zum Augenblick, wo er an die Statue kommt, die ihn als Kammerfrau der Omphale in Weiberkleidern darstellt: hier bricht er in Entrüstung aus über eine solche Herabwürdigung. Durch diese zornigen Worte treibt er dem Achill so die Schamröte ins Gesicht, daß er an der Richtigkeit seiner Vermutung nicht mehr zweifeln braucht.

In Italien gilt als Regel, niemals eine Szene, geschweige denn die Katastrophe, durch die Ermordung eines Haupthelden auf offener Bühne zu beflecken, selbst dann, wenn das Stück die gräßlichsten Handlungen der Welt darstellt. So kann man von vornherein wissen, daß die größten Frevel bei der Auflösung des Knotens ungesühnt bleiben. Leute, die man tötet, sind ganz untergeordneter Art, oder sie kommen nicht auf die Bühne. Der Brauch ist so feststehend, daß, als Metastasio in seinem »Kato von Utica«, dessen Handlung ja bekannt ist, ihm zuwiderhandeln und den zu Tode verwundeten Kato auf die Bühne bringen wollte, die Stelle ändern mußte. Freilich, in »Hypsipyle« sah ich einen Learkos kopfüber ins Meer springen, aber das ist eine milde Art sich zu töten, ohne Anwendung von Stich- und Schußwaffen. Ende Karneval wird man uns hier den »Kato von Utica«, eine schöne Oper von Leo, aufführen.

Metastasio ist, soviel ich gehört habe, ein Kind unbekannter Herkunft, das ein römischer Adliger, der bekannte Rechtsgelehrte Gravina, aus Barmherzigkeit in seinem Hause erzog und zum Erben einsetzte. Er zeigte schon in früher Jugend ein glückliches Talent und ward noch sehr jung in die Academia degli Arcadi aufgenommen. Er ist erster Hofdichter des Kaisers und lebt in Wien, wo er außerordentlich beliebt ist, für diesen Hof hat er auch seine Opern gedichtet und komponiert. Er hat außerdem einige hübsche Balletts oder einaktige Tanzspiele, sowie Oratorien über Stoffe der heiligen Schrift geschaffen.

Das italienische Rezitativ mißfällt denen, die nicht daran gewöhnt sind, gänzlich. Man sagt, wenn man sich erst daran gewöhnt habe, finde man Geschmack daran. Ich fange wirklich an, mich hineinzufinden, die Eingeborenen aber haben sich vielleicht noch nicht ganz hineingefunden, denn sowie sie das Stück kennen, hören sie nur noch bei den spannenden Szenen zu. Ich staunte anfangs, wie diese Rezitative gleichzeitig so verschnörkelt und eintönig sein können.

Eines Tages fragte ich einen Engländer, der ja hierin ohne Vorurteil sein mußte, ob es möglich sei, daß das Rezitativ in unseren Opern ebenso platt und lächerlich wirke, wie das ihre. »Ganz genau so,« sagte er, »ich versichere Sie, eins wie das andere ist aufs höchste langweilig und unleidlich.« Und doch lieben wir das unsere und wissen völlig sicher, daß es gut ist, zum mindesten für uns gut. Die Italiener aber sagen von ihrem dasselbe. Ich fühle sogar, daß bestimmte, gut gearbeitete Stellen beginnen, mir zu gefallen, es ist schlichter und noch weniger melodiös als unseres, fast nicht mehr, als ein skandierter Sprechvortrag in Art mancher unserer Tragöden, die singend sprechen. Ich meine, so wird man früher auch in Frankreich Tragödien gespielt haben, ehe Baron und die Lecouvreur den rechten Ton fanden. Die beständige Baßbegleitung ist ganz schlicht und liefert nur einen Akkord, der Satz ruht, um den Ton zu halten, das

Klavizimbel patſcht ſeine Akkorde roh hin und arpeggiert nie. Es gibt wohl auch Rezitative mit obligater Violine, es ſind ſogar die ſchönſten, doch ſind ſie ſelten. Wenn ſie gut behandelt ſind, wie zum Beiſpiel einige von Jomelli, die ich gehört habe, ſo muß man zugeben, daß ſie durch die Kraft des Vortrags und die wohltönende und vornehme Schattierung der Begleitung, zum Dramatiſchſten gehören, was man ſich vorſtellen kann, und die beſten franzöſiſchen Rezitative und die ſchönſten italieniſchen Arien weit übertreffen. Die Ausführung dieſer Rezitative mit Begleitung iſt ſchwierig, beſonders für die Inſtrumente, wegen der Verſchnörkeltheit der Figuren, zu denen nicht taktiert wird.

Zur lateiniſchen Muſik in der Kirche wird wohl Takt geſchlagen, niemals aber in der Oper, ſo zahlreich das Orcheſter auch ſein mag, und ſoviel begleitende Stimmen zu der aufgeführten Arie gehören. Die Leute haben hier ein ganz anderes Gefühl für Reinheit und rhythmiſche Genauigkeit, wie wir. Darum reden ſie auch von der Art, wie wir muſizieren, noch ungünſtiger als über unſere Muſik. »Ich habe«, ſagte mir Zuccareni, »in der franzöſiſchen Oper nur ein einziges gutes Stück gehört, nämlich den Chor aus Jephta, und ſelbſt er war noch entſetzlich verſtümmelt.«

Für die Oper haben ſie nicht unrecht, aber von der königlichen Kapelle und in den geiſtlichen Konzerten wird ganz gut geſpielt, wenn auch nicht mit derſelben Eigenheit und Sauberkeit wie hier. Das italieniſche Orcheſter vermag ſowohl durch die Stärke ſeiner Beſetzung wie durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Inſtrumente das Tönegeſchmetter hervorzubringen, das gewiſſe Stücke verlangen. In einem geiſtlichen Konzert, das am Weihnachtsabend im Papſtſaale des Monte Cavallo gegeben wurde, ſchätzte ich das Orcheſter ſo auf zweihundert Inſtrumente, ich machte mich auf wunder was für einen Lärm gefaßt. In der Aufführung aber war die Wirkung nicht ſtärker, als ob fünfzig geſpielt hätten, wonach

ich vermute, daß schon eine bestimmte Zahl Geigen genügt, um der Luft das Maß Erschütterung mitzuteilen, das sie zu empfangen fähig ist, und daß also auch tausend mehr diese Erschütterung nicht verstärken könnten. Da das ganze Orchester begleitet, muß es gut achtgeben, die Stimme nicht zu übertönen. Indes die Füllstimmen die harmonischen Akkorde geben, spielt die erste Geige fast stets dieselbe Melodie wie die Stimme, diese Vereinigung stützt sie und macht sich als Begleitung vortrefflich. Ich weiß nicht, warum wir es nicht ebenso machen. Sie haben in ihrer Art zu begleiten etwas, was wir nicht verstehen und doch leicht auch bei unserem Musizieren einführen könnten, und was die Schönheit ihrer Musik außerordentlich hebt: nämlich eine Kunst, die Tonfülle zu verstärken oder zu dämpfen, die ich die Kunst der Abschattierung oder des Helldunkels nennen möchte. Das geschieht entweder in feinen Abstufungen fast unmerklich oder auf einen Schlag. Außer »laut«, »sehr laut«, »leise« und »sehr leise« haben sie noch ein mehr oder minder ausgeprägtes »halblaut«, »mezzo piano«, »halbstark«, »mezzo forte«. Das sind Schlaglichter oder Halbtinten, die der Tonfarbe unglaubliche Anmut verleihen. Donnerwetter, das war mal hübsch ausgedrückt. Das hätte selbst Vater Castel*) nicht niedlicher sagen können! Manchmal gehen, während das Orchester leise begleitet, auf einen Schlag alle Instrumente auf ein oder zwei Noten ins Forte und übertönen die Stimme völlig und fallen dann ebenso plötzlich in ihr gedämpftes Spiel zurück: Das tut eine ausgezeichnete Wirkung.

Eine andere Verschiedenheit entsteht aus der Art, wie sie die Tonarten anwenden. In Moll komponieren sie fast gar nichts, fast alle ihre Arien sind in Dur gesetzt. Aber da hinein mischen sie, ohne daß man sich dessen vermutet,

*) Castel (Louis Bertrand), Jesuit, Landmesser und Physiker, geboren in Montpellier 1668, gestorben 1758, arbeitete fast dreißig Jahre am Journal de Trevoux und ließ mehrere Werke in Druck erscheinen. R. C.





Mollsätze, die überraschen, das Ohr fesseln, und geradezu ins Herz gehen, sie haben wunderschöne Tonarten, die bei uns so gut wie gar nicht angewandt werden, unter anderen eine in E-Dur mit drei b, die sie re-la-fa (d a f) nennen, von eigentümlicher Schönheit und Vornehmheit.

Ebenso verstehen sie sich darauf, den Ton durch die Klangfarbe der mannigfaltigen von ihnen angewandten Instrumente zu umwölken: Geigen, Hörner, Trompeten, Hoboen, Flöten, Harfen, Viola d'amore, Theorben, Mandolinen usw. Wir haben nicht genug Mannigfaltigkeit in unseren Instrumenten, und dadurch tritt die Monotonie noch stärker hervor, die man unserer Musik vorwirft. Ihre Ritornelle sind entzückend, und der ihnen folgende Chor findet so hübsche Wendungen, ist so einschmeichelnd oder überraschend, daß daneben unsere französischen Arien wie Choräle wirken. Es ist geradezu Wahnsinn, die überhaupt in einem Atem zu nennen. Ich sage nur ein einziges Wort gegen Ihre Anschauung: daß nämlich, da das Wesen der Musik darin besteht, daß man sie singt, auch derjenigen, die am meisten Sanghaftes hat, der Vorzug zukommt. Die einfarbigsten Stücke ihrer Musik stehen mit den melodiösesten der unseren auf einer Stufe. Wenn unsere Musik gleichförmig ist, so scheint indes auch die ihre Wiederholungen zu haben, besonders für fremde Ohren, die an ihre Stimmführung, ihre Art, die Noten zu verschleifen, ihre Stimmschlüsse, die von den unseren stark abweichen, nicht gewöhnt sind. Anfangs überrascht, bemerkt man späterhin eine Wiederholung um so leichter.

Der Mangel ihrer Musik, den sie übrigens auch selbst zugeben, ist der, daß sie sich nur für Theater und Konzert eignet, da sie der Begleitung nicht entraten kann. Fordern Sie eine Sängerin auf, eine Arie im Zimmer zu singen, so wird sie sich stets an das Klavizimbel setzen und sich begleiten, dabei spielt sie den Baß mit der linken Hand und die Melodie, nicht die Akkorde, mit der rechten, soviel spielen können sie alle. Daher lobt man hier unsere heiteren Vaude-

villes sehr, so wenig sie im übrigen für unsere Musik übrig haben, ebenso unsere Zwiegesänge und Tischliedchen, das ist aber auch das einzige, was ihnen in unserer Musik zusagt.

Fast alle ihre Arien sind für eine einzige Singstimme. Kaum zwei bis drei Zwiegesänge gibt's in einer ganzen Oper und fast nie Dreigesang. Die Zwiegesänge sind dem Zärtlichen und Rührenden gewidmet und bilden die Höhenpunkte. Sie sind wunderbar schön und rühren das Gemüt außerordentlich. An solchen Stellen besonders haben Stimmen und Geigen ein unmerkliches Anschwellen des Tons, der von Note zu Note bis zum Fortissimo anschwillt und dann wieder in eine unbeschreibliche rührende Sanftheit zurückebbt. Hierzulande werden die Triller oder Orgelpunkte, die im Schlußsatze jeder Arie in den Solis gesungen werden, bewundert, mir gefallen sie nicht, denn erstens kommen sie zu oft und sagen zweitens immer dasselbe. Mir kommt allemal das Lachen, sehe ich so einen dicken Kastraten sich wie einen Ballon aufblähen, um dann eine Viertelstunde lang, hinauf und hinunter, ohne Atemholen zwanzig Koloraturen hintereinander vollführen zu hören. Ebensowenig schätze ich die ständige Sitte, daß eine Arie wie unsere Kantaten in zwei Teile geteilt ist, von denen der erste nach dem zweiten noch einmal wiederholt wird. Das wird sogar höchst anstößig durch die Art, wie die Verse gebaut sind. Es sind nämlich stets zwei Vierzeiler, wo das Stärkste des Gedankens sich im zweiten Teil findet, also durch die Wiederholung des ersten in seiner Wirkung geschwächt wird.

Wenn doch bisweilen auf der Opernbühne getanzt wird, so haben diese Balletts mit dem Stück nichts zu tun, werden also weder durch Festlichkeiten veranlaßt noch sonstwie mit seiner Handlung verknüpft, sondern da jede Oper aus drei Aufzügen besteht, von denen jeder eine Stunde dauert, so macht man ihre Länge durch zwei mit Tänzen oder Zwischenspielen ausgefüllte Zwischenakte verdaulich. Diese

Tänze sind eine Art Pantomimen, die in die Pausen einer Tragödie zu verlegen eigentlich lachhaft ist. Ihre Tänzer und Tänzerinnen sind quick, leichtfüßig und hüpfen höher wie die Camargo und ebenso hoch wie »Maltère der Vogel«. Sie sind schwipp im Knie, haben eine gewisse gefällige Anmut und gutes Gefühl für Rhythmus, Armbewegungen aber und vornehme Grazie fehlen. Mit einem Wort, der italienische Tanz steht dem unseren nach, und das geben sie selbst zu. Wenn sie auf einem Balle tanzen wollen, lassen sie sich nicht etwa eigne Weisen aufspielen, sondern französische oder deutsche Menuette. Die italienische Musik ist mehr singend als tanzend. Ihre schönen harmoniereichen Symphonien sind nicht von der Gattung, um ihnen Tanzbewegungen anzupassen. Aber auch eigens für den Tanz komponieren können sie nicht recht und haben nur wenige wirklich hübsche Tanzweisen in ihren Balletten.

Ich habe tausendmal sagen hören, die italienische Instrumentalmusik übertreffe die unsere, wir aber seien ihnen in der Vokalmusik überlegen. Wie mir scheint, liegt das Verhältnis gerade umgekehrt, und die Hiesigen urteilen darin wie ich. Erstens, was die Vokalmusik angeht, so bitte ich, hierin überhaupt keine Vergleichung anzustellen, ich würde das nie zugeben. Im Instrumentalen haben sie Konzerte teils für großes Orchester mit großen Chören, teils für Orchester mit Chören und führenden Geigensolis, die alles, was wir in der Art zeigen könnten, weit überragen: ihre Stimmen sind besser geführt, die Harmonie ist ihnen natürlicher. Sie suchen sie sorglich in sich selbst zu verschmelzen und zu versöhnen, geben Obacht, daß nur eine Stimme auf einmal führt und lassen die anderen ganz schlicht und gedämpft mitklingen, so daß die Hauptmelodie sich rein abhebt, die Akkorde sauber und bestimmt gegeneinander stehen, ohne sich gegenseitig zu stören, wie es geschieht, wenn Oberstimme und Baß gleichzeitig zu stark arbeiten, all das verstehen sie besser als wir. Andererseits aber sind unsere Opern voll

einer unendlichen Fülle von Tanzweisen jeder möglichen Gattung für die mannigfaltigsten Tanzfiguren, von natürlicher angenehmer Melodik, leicht behältlich, so daß sie kaum dem Theater entsprungen schon ihren Weg von Mund zu Mund nehmen. Das ist in Wirklichkeit unsere französische Symphonie, weniger bedeutend, weniger harmoniereich als die ihre, dafür aber lebensvoller und heiterer in der Melodik.

Was nun die Violinsonate angeht, so besitzen sie, sei das Wort gewagt, keine, die sich mit denen unseres Leclair messen können; übrigens, ob sie nun ihren Reichtümern dieser Gattung nicht so recht trauen, oder ob ihnen nur die Symphonie mit großem Orchester was Rechtes zu sagen hat, spielen sie Sonaten überhaupt wenig. Ich führte neulich einen recht guten französischen Geiger in ein Konzert beim französischen Kardinal Bichi ein und ließ ihn die sechste Sonate in C-Moll aus dem dritten Bande von Leclair spielen; ich wollte sehen, ob die Leute wohl die Stirn hätten, diese Musik nicht schön zu finden. So dumm waren sie tatsächlich auch nicht, aber sie machten nur wenig aus dem Spieler, obwohl er nicht übel spielte. Ich weiß nicht warum, aber ich finde, das französische Spiel wirkt, neben das ihre gehalten, matt, saftlos. Nicht daß wir nicht eine ebensogute Hand für den Geigenhals hätten, aber an der Bogenhand fehlt es. Sie haben tausend feine Wendungen, tausend Einfälle, kurz einen Reichtum des Ausdrucks, den wir nicht erwischen.

Der Römer Pascalini z. B. ist, was glanzvolle Tongebung angeht, ausgezeichnet. In Santa-Cecilia spielte er neulich wie ein Gott. Er ist der Guignon Italiens wie Tartini in Padua für großen Stil des Spieles sein Leclair ist. Als Führhund der Meute aber, an der Spitze des Orchesters, glaube ich, daß unser venezianisches Mädchen niemandem nachsteht.

Wenn Sie schon an den pantomimischen Balletten Anstoß nehmen, mit denen man hier die Zwischenakte einer düsteren Tragödie ausfüllt, was werden Sie dann erst zu den Zwischenspielen sagen, die sie geradezu entzweischneiden!?

Diese »Intermezzi« sind zweiaktige kleine Possen niedrigkomischer Gattung, die ungefähr auf den Ton gestimmt sind, wie man sie auf den Schragen der Place royale in Paris spielt. Urteilen Sie selbst, ob derartige Stücke als Zwischenakte einer Tragödie irgendwelche Vernunft haben, aber bitte bitte, üben Sie Nachsicht, denn sie sind wonnig, wenn sie gute Musik haben, und die Musik in der Vollendung gespielt wird. Das Mittelmäßige der Gattung ist nichts weiter als platt und gemein. Diese kleinen Possen enthalten nur zwei oder drei komische Personen, die Musik dazu ist schlicht, heiter und in ihrer Natürlichkeit zwerchfellerschütternd komisch. Wahrhaftig, ich gäbe was drum, könnte ich Sie den Gatten hören lassen, der seine Frau nachmacht, die all ihr Geld im Pharao verliert, oder das Gejammer eines armen Teufels, der gehenkt werden soll, oder ein wunderliches Keifduett oder ein Versöhnungsduett zwischen einem Liebhaber und seinem Schätzchen. Es ist das Lustigste, was es auf der Welt gibt. Nehmen Sie dazu noch die Lebenswahrheit, mit der Musiker und Darsteller diese Kleinigkeiten zu gestalten und wiederzugeben wissen, und die merkwürdige rhythmische Sauberkeit, mit der so etwas hier gespielt wird. Diese Hanswurste greinen, schlagen eine helle Lache an, tun wie wahnsinnig und machen alle möglichen Mätzchen, ohne dabei auch nur ein halbes Viertelchen einer Sekunde aus dem Takt zu fallen. Ich gestehe offen, solche Stücke, wenn sie so sind wie der »Maestro di musica« von Scarlatti, die »Serva padrona«, »Livieta und Tracollo« von meinem entzückenden Pergolese, machen mir mehr Vergnügen als alle anderen. Die Übergeschmackvollen unter den hiesigen Damen, die nur ihre ernsten Stücke schätzen, spotten mich aus wegen meiner Schwärmerei für solche Possen. Aber ich bleibe bei meiner Meinung, daß die italienische Musik um so Vollkommeneres leistet, je weniger schwerblütig die Gattung ist, in der sie sich betätigt. Man fühlt tatsächlich, daß sie Heiterkeit atmet und daß sie hier in ihrem Element ist. Auch

ihre Komödien, die ein Gemisch aus Ernst und komischen Rollen sind, schätze ich sehr. Man gab jüngst eine sehr hübsche von Rinaldo di Capua im Teatro della Valle und ich sah eine entzückende in Neapel von Leonardo Leo. Ich glaube nicht, daß wir eine Musik, die so zum Lachen reizt, schaffen könnten, so vorzügliche Komödien wir in etwas gehobenerem Stile besitzen. Wie die Fêtes vénitiennes bezeugen, wo der wirkliche Komödienton getroffen ist. Gefiele es doch Gott, daß man uns mehr solche bescherte!

— Ihre besten Musikschulen oder, ihren eigenen Ausdruck zu brauchen, Seminarien für Kapellmeister sind in Neapel. Hieraus sind Scarlatti, Porpora, Domenico Sarri, Porta, Leo, Vinci, Battista Pergolese, Gaetano Latilla, Rinaldo von Capua und noch mehrere andere berühmte Musikmeister hervorgegangen. Die beste Schule für Gesang ist in Bologna; die Lombardei hingegen glänzt durch Instrumentalmusik. Wie mir scheint, stand die italienische Musik vor sechs oder sieben Jahren auf ihrer größten Höhe. Der Geschmack wechselt hier oft. Heute ist Latilla in Rom die große Mode; die Oper Siroës, die man uns jetzt im Teatro Alibert aufführt, ist von ihm komponiert. Aber weder er noch Terradellas oder andere haben die Kraft derer, die vor einigen Jahren hier schufen; diese aber hatten ihre Vorgänger hinter sich gelassen, wie Buononcini, Porta, den älteren Scarlatti, den tiefsinnigen aber düsteren Sarri, den natürlichen aber wenig erfinderischen Porpora. Vinci, Adolf Hasse, genannt »il Sassone«, der von Geburt Deutscher ist, und Leo sind zur Zeit die, deren Stücke den größten Ruf haben. Vinci ist der italienische Lulli, ist wahr, schlicht und natürlich, hat viel Ausdruck und die schönste Melodie der Welt, ohne dabei zu künsteln; er hat viel geschaffen, wiewohl er sehr jung gestorben ist. Man sagt, er sei ein frecher Bursche gewesen und schließlich vergiftet worden, nachdem man ihn schon vorher wegen eines Liebeshandels, in den er allzu öffentlich mit einer vornehmen Dame verwickelt war, gezüchtigt hatte. »Arta-

xerxes« gilt für sein Bestes und ist gleichzeitig eines der besten Stücke des Metastasio, das er teils dem »Stilicho« von Thomas Corneille, teils dem »Xerxes« Crébillons entlehnt hat. Dieser Artaxerxes ist die berühmteste italienische Oper. Aufführen sehen habe ich sie zwar nicht, kenne sie aber doch, weil ich sie fast ganz in Konzerten gehört habe; ich war von ihr begeistert. So vortrefflich aber dies Werk Vincis ist, die Szene mit der Verzweiflung des Artaban, die der Dichter hinzugefügt und Hasse komponiert hat, übertrifft vielleicht alles andere. Das Rezitativ »Eccomi al fine in libertà del mio dolor« ist wundervoll, ebenso die Arie, die ihm folgt: »Pallido il sole«. Das Stück ist nicht leicht zu bekommen, Prinz Eduard war so gütig, es mir zu schenken; ich betrachte es als die schönste von den sieben- bis achthundert Arien, die ich aus verschiedenen Stücken habe abschreiben lassen. Hasse, »il Sassone«, ist sehr tüchtig; seine Opern sind mit großem Geschmack in Ausdruck und Harmonieführung gearbeitet. Auch Leo hat eine ungewöhnliche Begabung: er versteht ausgezeichnet, mit seiner Musik zu malen, seine Harmonien sind sehr rein, seine Melodien fein und gefällig und sehr gewählt in der Erfindung. Ganz leicht zu entziffern sind sie freilich nicht, wiewohl die italienische Musik im allgemeinen leichter zu lesen und zu singen ist als unsere; außerdem erfordert sie auch weniger Stimme. Ich hatte diese Beobachtung schon an ein paar jungen Genferinnen gemacht, die man in italienischer und französischer Musik zugleich unterrichtete, und die schneller drei italienische Arien singen konnten als eine französische. —

Pergolese, Bernasconi, Scarlatti und Jomelli sind den Meistern, die ich Ihnen eben genannt habe, fast gleichwertig. Unter allen Musikern aber ist Pergolese als Komponist mein Liebling. Ach der liebe, schlichte und natürliche Geist! Man kann nicht leichter, anmutiger und feiner schreiben. Trösten Sie mich in meiner Trübsal, ich habe es nötig: mein armer Liebling ist mit dreiunddreißig Jahren brustkrank gestorben,

als er schon fast so berühmt war wie sein Lehrer Vinci. Er starb unter den Beifallsbezeugungen, die ihm seine ausgezeichnete Oper Olympias eintrug, die mir solch Vergnügen gemacht hat. Seine kleinen Zwischenakter sind entzückend, so heiter und zur Fröhlichkeit stimmend. Seine Orpheuskantate gilt hier als die beste italienische Kantate und sein »Stabat mater« als Meisterwerk der lateinischen Musik, kein Stück wird mehr gepriesen, was die weise Verwendung der Akkorde angeht. Ebenso sagt man Wunder von einem »De profundis« seiner Schöpfung, das sich in den Händen des Herzogs von Monteleone befindet. Man hatte mir verheißen, ich sollte es erhalten, aber es muß erst noch kommen. Jomelli hat uns neulich seine Oper Ricimer und einige andere Stücke im Teatro Argentina hören lassen. Der junge Mann verspricht Großes und wird es bald den Meistern aller Zeiten gleich tun. Er hat ebenso viel Kraft wie Geschmack und Feinheit, die Harmonie beherrscht er von Grund auf und entfaltet sie in einem verblüffenden Reichtum. Auch darf ich in meinem Verzeichnis mir bekannter Musiker weder Jacomelli noch Lampugnani auslassen, letzter hat ganz rührende Arien geschrieben, auch Antoine Gay, ein Franzose, der hier rechtes Glück gemacht hat, verdient Erwähnung. Eine Menge anderer übergehe ich mit Stillschweigen. Händel genießt großen Ruf in England, in Italien sind seine Werke wenig verbreitet, und nach dem, was ich von seinen Gesangskompositionen zu sehen bekommen habe, möchte ich ihn unter alle stellen, die ich bisher genannt habe.

Die Pracht der Ausstattung in den italienischen Opern ist, zumal mit der bei uns üblichen Dürftigkeit verglichen, derart, daß ich nur einen ganz schwachen Begriff davon geben kann, man muß es gesehen haben. Die Malkunst ist heute in Italien völlig herabgekommen, nur Leute, die sich auf Perspektive und Dekoration verstehen, gibt es noch. Dies Können zu entfalten, dazu geben ihre Riesentheater in Räumen, wie wir sie in unseren Jammersälen in Paris nie

haben, Gelegenheit. Sie können sich einfach nicht denken, mit welcher Lebenswahrheit im Großen und Kleinen sie die vorgestellten Örtlichkeiten wiedergeben. Da ist wirklich eine Galerie, Wald, Feld, eine Scheune, ein Arbeitszimmer oder ein gewölbter Kerker. Statt wie wir die Dekorationen einförmig auf zwei Kulissenbahnen zu schieben, verteilen sie sie kreuz und quer über die ganze Bühne. Soll eine Säulenhalle oder Galerie dargestellt werden, so stellen sie die Stücke auf mehreren Linien schief hintereinander auf, was den perspektivischen Eindruck viel überzeugender macht. Bei einem kleinen Raum hingegen engen sie die Bühne ein und schließen sie so wohl nach allen Seiten ab, daß man behaupten möchte, man befinde sich in einer Höhle, einem Zelt oder unter einem Gewölbe. In jedem Aufzug gibt es zwei- bis dreimal Szenenwechsel. Dabei geht es nicht übermäßig geschickt her, weil sie nicht so rasch und genau ineinandergreifend als wir arbeiten. Stehen sie aber dann erst, so ist die Naturwahrheit so verblüffend, daß ich mit aller Aufmerksamkeit herauszubringen suche, wo die Stücke aneinandergefugt sind, die ich eben eines nach dem anderen aufbauen sah.

Statt der Choristen und Tänzer, mit denen wir unser Schauspiel bevölkern und schmücken, füllen sie das ihre mit einem großen Apparat von Aufzügen, Opferhandlungen, Zeremonien jeder Gattung, die sie bis ins kleinste getreu, merkwürdig und ergötzlich nachbilden. Die stummen Schauspiele, mit denen Servandoni jetzt in den Tuilerien beginnt, sind ungefähr dasselbe. Maschinen im strengen Sinne des Wortes habe ich bei ihnen nicht bemerkt, ihre Dichtungen, die weder Wunder, noch Gottheiten, noch Zauberei enthalten, haben dafür keinen Raum. Die Aufzüge haben viele Mitwirkende, bisweilen hundert bis hundertfünfzig Personen. Auf den ersten Blick wirken die Triumphwagen, ihre Volksszenen, ihr ganzes theatralisches Rüstzeug prächtig und prunkvoll. Aber sie bringen doch keine so gute Unterbrechung ihrer immer und ewig mit einer Arie beschlossenen

Szenen, wie dies ein bunter Wechsel von Chören und eingeschalteten Tänzen tun könnte. Überdies sind die Gefolgsleute der Hauptheiden weder in Haltung noch Kleidung den Gruppen unserer Choristen oder den zierlich gefälligen Trupps unserer Tänzerinnen an die Seite zu stellen. Es sind Lumpenkerls in schlechtem Schuhwerk, die ein mit Flittern bemaltes Oberkleid und eine x-beliebige Kopfbedeckung aufhaben.

Das Volk erwärmt sich vor allem bei Kämpfen und Handgemengen. Jede Oper muß, um dem Parterre zu gefallen, irgendein Glanzstück derart aufweisen: »Quando succede qualche zuffa spaventosa quì, si fa gran fracasso«, und das Parterre ist zufrieden. Solche Kämpfe werden recht gut ausgeführt und machen auch mir Vergnügen. So habe ich hier Heerführer auf herrlichen, wirklichen Pferden an der Spitze ihrer Truppen einreiten sehen, die Pferde freilich hatten, wie es schien, an der Musik nur mäßiges Vergnügen und nicht viel mehr an dem Trab über die Bühnenbohlen.

Um nun also in einen Satz die unerhörte Länge dieser Abhandlung zusammenzufassen, in die Ihr Brief mich, wider mein aber auch wahrscheinlich wider Ihr Erwarten gestürzt hat, so ist die italienische Musik zweifellos der unseren überlegen, hingegen ist, alles wohl abgewogen, unsere Oper ebensogut wie die ihre, höchstens wäre noch zu bedenken, daß es wohl leichter wäre, ihrer Oper die Form der unserigen zu geben, als wir vermöchten, dem französischen Gesange den glänzenden Schwung und die schmeichelnde Süße des italienischen zu verleihen.

Nur noch zwei Worte will ich über ihre Kirchenmusik hinzufügen: wir hören oft welche, denn bei jeder Feier in einer Kirche gibt es Musik, und es gibt hier ja so viele Kirchen, von denen jede einzelne ihre vielen Feste feiert! Es werden da nicht nur Motetten aufgeführt, sondern auch große Konzerte, manchmal sogar mit zwei Chören, die sich von einem Flügel der Kirche zum andern auf zwei verschiedenen Tribünen antworten.

Eine prachtvolle Musik der Art gab es am Neujahrstage bei den Jesuiten, die aber von der in Santa-Cecilia übertroffen wurde, wo ein Spanier eine von ihm verfaßte Motette aufführte, die schönste, die ich in Italien gehört habe. Die Chöre ihrer Motetten sind herrlich, den Rezitativen fehlt es für mein Gefühl an der Vornehmheit und Würde, die solche Gegenstände erfordern, und unsere Motetten von Lalande sind schöner und besser gesetzt als ihre. Die lateinische Musik ist weniger im Schwange als die in italienischer Sprache: Außerhalb der Kirchen wird sie kaum aufgeführt. Ich wüßte schwer zu sagen, wer in dieser Gattung die berühmtesten Komponisten zur Zeit sind. Was den alten Carissimi anlangt, den Sie in Ihrem Brief erwähnen, so hüten Sie sich wohl, hier von ihm anzufangen, denn Sie gälten damit unbedingt für zopfig, es ist schon lange her, daß seine Nachfolger wieder aus der Mode sind. In Venedig pries man mir die italienischen Psalmen eines Mannes namens Benedetto Marcello, sie sind drei- oder vierstimmig gesetzt mit beständiger Baßbegleitung ohne Orchester. Was ich davon hörte, schien mir von großem Können zu zeugen, dabei aber düster und melodielos.

Das, lieber Maletesté, ist alles, was ich Ihnen über die italienische Musik zu sagen wüßte. Ich umarme alle unsere Freunde tausendmal, geben Sie meinen Brief dem kleinen Potot zu lesen, der zwar nur ein dilettante, aber als solcher fast ein virtuoso ist.

## EINUNDFÜNFZIGSTER BRIEF

An Herrn Abbé Cortois de Quincey.

⟨Rom, . . . Januar 1740.⟩

Wenn Sie beim Heiligen Vater einen Segen für das letzte Stündlein wollen — ich meine dabei seinen Tod, nicht Ihren,

lieber Abbé — so haben Sie keine Zeit zu verlieren. Seit dem Vorfall vom letzten Oktober hat er nicht einen Augenblick das Bett verlassen. Jetzt geht es mit ihm völlig zu Ende, und es kann sich nur um ein paar Tage weniger oder mehr handeln, man glaubte, er werde schon die letzte Woche nicht überleben. Der Kardinalvikar hatte daraufhin alle Schaustellungen verboten und das Allerheiligste in den Kirchen aussetzen lassen. Die armen Fremden wußten nicht, was sie am Abend mit sich anfangen sollten, weil die Oper nicht spielte, und waren recht in Verlegenheit. Nach einigen Tagen, als es weder zurück noch vorwärts ging, begannen die Leute, die für die Schauspielunternehmer arbeiteten, sich laut zu beschweren, man muß dazu wissen, daß den meisten von ihnen als Arbeitslohn die Tageseinnahme bestimmter Logen der oberen Ränge zusteht, deren Ertrag der Unternehmer ihnen überläßt. Der Gouverneur von Rom wollte also die Theater wieder spielen lassen, ging zum Kardinalvikar und machte ihm Vorstellungen. Der aber antwortete: »Solange das Allerheiligste ausgestellt sei, sei es unmöglich.« Darauf erwiderte der Gouverneur, dann solle man es lieber wieder einschließen, als die Leute verhungern lassen. Es gab einen langen Kampf mit dem guten Kardinal Guadagni, bis er Vernunft annahm.

»Dann aber, freilich ohne Mühe nicht, geschah's,
Daß endlich doch der Teufel Sieger blieb.«

Das Theater also hat wieder begonnen, aber man spricht bereits davon, es von neuem zu schließen. Mich verdrießt das ewige Hin und Her, und ich finde, der Heilige Vater sollte sich nun so oder so entscheiden. Meint er, ich hätte Zeit zu warten und wollte dreimal zehn Jahre hier zubringen?! Ich schicke alle Morgen zum Monte Cavallo um Nachricht und arbeite im voraus an diesem Brief, daß ich ihn gleich fertig habe und Ihnen ohne Verzug Nachricht vom Ende geben kann.

Um Ihnen, wenn Sie für das nächste Konklave Ihren Plan machen, behilflich zu sein, lege ich ein Blatt bei mit allerlei kleinen Notizen über alles, was ich hier und da von dem Charakter verschiedener Kardinäle gehört und gesehen habe. Zum Ränkespinnen gab das hohe Alter und lange Siechtum des Papstes Zeit genug, und doch verlautet noch kein Wörtchen über den voraussichtlichen Nachfolger.

An der Spitze der zwei Hauptparteien steht der Kämmerling und der Papstneffe. Und da die mächtige französische und spanische Partei sich letzterem anschließen dürfte, der schon sowieso die vielen von seinem Oheim ernannten Kardinäle für sich hat, könnte ihm das den Sieg sichern. Doch hat er einen ganzen Mann zum Gegner.

## KANDIDATENLISTE

Der Großvikar Guadagni ist ein frömmelnder Karmeliter und geist- und geschmackloser Heuchler, er ist der »weiße Kardinal«. Die Mönche tragen das Kardinalshabit wie alle anderen, nur statt rot in der Farbe ihres Ordens.

Aquaviva von Aragon, Erzbischof von Monreale, Wahrnehmer der geistlichen Angelegenheiten für Spanien und Neapel, der erste Grandseigneur von Rom und der prunkliebendste. Sein Wuchs ist edel, obwohl er ein wenig beleibt ist, sein Geist entspricht der Gestalt. Er ist mächtig durch seine Partei, angesehen und einflußreich, gilt als braver Mann und eifriger Schürzenjäger.

Accoramboni, »un cardinalone«, tut ohne Grund sehr wichtig.

Corio, Mailänder, Gouverneur von Rom und so Kardinal geworden, ein wackerer Mann.

Ottoboni, Venezianer, Kardinaldechant, Neffe Alexanders VIII., Wahrnehmer der geistlichen Angelegenheiten für Frankreich, wurde mit siebzehn oder achtzehn Jahren Kardinal, hat weder Sitten noch Einfluß, ist ein Wüstling und ruiniert, Liebhaber der Künste, sehr musikalisch.

Corsini, ein tonsurierter Schreiber, Florentiner, Neffe des gegenwärtigen Papstes, wenig Geist, noch weniger Verstand, gänzlich unfähig, wird nur seiner Stellung wegen hofiert und wegen der vielen von seinem Onkel ernannten Kardinäle. Im Konklave wird man sehen, was er fertig bringt. Die Regierung ruht in seinen schwachen Händen: besonders die Finanzen hat er kläglich heruntergebracht. Das Volk beklagt sich laut über die Knappheit und den geringen Wert des Geldes, beschwert sich

über das Wegschaffen der Münze nach Florenz und will keinen Papst mehr, der nicht aus Rom oder dem Kirchenstaat ist. Die Familie Corsini hat Verdienste, sie hat sich nur recht ungünstig in einem Palazzo am Tiber festgesetzt, an der Lungara, und das ist ein entlegenes Viertel. In drei Monaten wird niemand mehr hingehen. Die Prinzessin Albani sagte, die Mitglieder der päpstlichen Familien stürben zweimal: einmal beim Tode ihres Onkels, das zweitemal körperlich.

Fleury, Franzose. Staatsminister, aufs höchste geschätzt, besonders seit dem letzten Kriege und dem Frieden von Wien, den man ohne Zweifel überschätzt. Er gilt als Orakel von Europa; majore longinquo reverentia!

Alberoni, aus Piacenza: geistvoll und feurig, unruhig, lebhaft, mißachtet, sittenlos, zuchtlos, rücksichtslos, urteilslos. Nach ihm ist ein Kardinal »ein Hanswurst in Rot«. Man ernannte ihn zum Legaten in Ravenna, und er faßte dort den schönen Plan, die Republik San-Marino zu erobern.

Ruffo, Neapolitaner. Hat Verdienste und Einfluß, ist einer der »Zelanti«. Er hat die Überzeugung, daß man im nächsten Konklave niemand bessern wählen kann als ihn, vielleicht hat er recht.

De Bossu, Vlame. Erzbischof von Mecheln, ein anständiger und hochgeachteter Mann, aber Fremder, also unbrauchbar und ohne Bedeutung.

Fini, recht unbedeutend, ehemals bei den niedrigen Hausämtern.

Davia*), Bologneser. Nuntius für Flandern in Köln und für Polen in Wien. Gelehrt, verständig, sehr geachtet, gilt als Jansenist, stand mit Klemens XII. auf der Wahl und wäre, wie man sagt, Papst geworden ohne den Kardinal Bissy.

Polignac, Franzose. Erzbischof von Auch, ein wissenschaftlich gebildeter und kluger Mann. Er hat mehr Glanz als Tiefe und ist ein mittelmäßiger Unterhändler, höflich, milde, gesellig und in Rom sehr beliebt.

Petra, Großpönitenziar. Ein alter Schwätzer. Er glaubt, er werde Papst, ist aber der einzige dieser Ansicht.

Rezzonico, Venezianer. Sohn eines Bankiers, nicht ohne Verdienste.

Aldrovandi, Bolognese. Aus gutem Haus, geschätzt, mit gut gebautem Kopf: papabilis.

Del Giudici. Wahrnehmer der geistlichen Angelegenheiten für das Kaiserreich, geschätzt.

Quirini. Bischof von Brescia, Bibliothekar des Vatikans, fromm und gelehrt, aber ein schwerfälliger Wissenschaftler.

Colonna. Ein armseliger Dummkopf, bis vor kurzem waren die Colonna Deutsche, heute sind sie Spanier. Sie werden immer das sein

*) Davia war vor Eröffnung des Konklave gestorben. Vgl. S. 40f.

was der Inhaber des Königreichs Neapel ist, denn das Haupt ihrer Familie ist dort Konnetabel.

Der Kardinalinfant, Erzbischof von Toledo, Sohn des Königs von Spanien, der kommt ganz gewiß nicht.

Molta, Portugiese, in Rom wenig bekannt.

Die beiden Altieri, von hohem Geblüt, Neffen Klemens X., der erste ist aufmerksam und genau, der zweite ein ganz schlichter Mensch, alle beide sind gute Kerle. Den ersteren schätzt man, der zweite genießt wenig Achtung.

Sacripanti. Früher Generalschatzmeister, ein Erzspitzbube. Da er nicht nur für sich allein mauste, hat man ihn zum Kardinal gemacht, damit er keine Rechnung abzulegen brauchte.

Macchi, französischer Nuntius, Bischof von Ankona, arm, aber sehr angesehen, er gilt als papabilis.

Zondadari, wohnt in seiner Vaterstadt Siena und ist dort Erzbischof, er ist ein Bruder des verstorbenen Großmeisters der Malteser. Die Franzosen hassen ihn und haben seine Pläne durchkreuzt.

Colonitz und Zinzendorf, der eine Erzbischof von Wien, der andere Bischof von Breslau, wohnen alle beide in Deutschland.

Lambertini, Bologneser. Erzbischof von Bologna, ein braver Mann, schlicht, umgänglich, liebenswürdig und ohne Standestick, was bei seinesgleichen selten, in der Unterhaltung witzig und ausgelassen, im Tun von unsträflicher Tugend. Er hat mehr einen angenehmen Geist als ein vielumfassendes Genie, weiß besonders gut im kanonischen Recht Bescheid, gilt als dem Jansenismus zugetan, ist im Kardinalskollegium sehr geschätzt und beliebt, trotz jeglichen Mangels an Standestick, und das ist sehr merkwürdig.

Riviera. Achtbar und sehr rechtschaffen, früher etwas verliebter Natur, jetzt sehr streng: einer der besten Papabili.

Albani, Annibale. Neffe Klemens XI., Kämmerling, ungeheuer geschätzt wegen seiner Fähigkeiten, und außerordentlich gehaßt und gefürchtet, er kennt weder Treue noch Grundsätze, ist als Feind unversöhnlich, auch wenn es scheint, daß er Frieden gemacht hat. Ein glänzender Mann für die Geschäfte, unermüdlich im Ränkespinnen und nie um einen Ausweg verlegen, der beste Kopf des Kollegiums und der böseste Mann von Rom. Seine Partei ist wenig zahlreich, denn seines Onkels Anhänger nehmen täglich ab. Er wird sich aber an die Spitze der Zelanti stellen und den Corsini mit seiner ganzen Sippschaft schlagen. »Ein Heer von Hirschen, das ein Löwe befehligt, ist stärker als ein Heer von Löwen, dem ein Hirsch befiehlt.« Er beherrscht im Konklave alles durch die Überlegenheit seines Genies, seine Amtsgewalt und herrische, furchtgebietende Art. Er weiß genau, daß er selbst niemals Papst werden wird,

will aber einen Papst von seiner Hand haben. Und wenn er ihn nicht allein macht, wird er mindestens verhindern, daß es ohne sein Zutun geschieht. Er ist Franzosenfeind.

Albani, Alessandro. Bruder des Vorgenannten und sein Gegner. Allerdings behaupten einige, dieser Haß sei nur Schauspielerei, um ihre Machenschaften zu verdecken. Seit kurzem haben sie sich einander etwas genähert. Er ist das Haupt der Piemontesen, gescheit, ein Verehrer des schönen Geschlechts und am häufigsten von allen in den Geselligkeiten der Stadt zu treffen. Er liebt Spiel, Theater, Literatur, die schönen Künste und die schönen Frauen, und ist ein Kenner.

Firrao, Neapolitaner. Staatssekretär, schlechter Staatsmann und in jeder Beziehung mittelmäßiger Mensch.

Valenti, Mantuaner. Ein Verwandter des Hauses Gonzaga, ist nicht in Rom. Man redet gut von ihm, er gilt als einer der fähigsten Köpfe des heiligen Kollegiums.

Borghese, junger wohlgewachsener Mensch. Die Rasse der Borghese ist durchweg schön, wie in Frankreich die Rohans. Er ist seit elf Jahren Kardinal, und es heißt, sein Vater habe Coscia zehntausend Goldstücke gegeben, um die Stelle für ihn zu erhalten. Andere versichern, der Sohn habe, als er von dem Vorhaben seines Vaters erfuhr, ihn davon zurückgehalten und abgelehnt, durch solche Mittel Kardinal zu werden, aber die meisten glauben, daß die Summe gezahlt worden ist.

Ferreri, Piemontese, Bischof von Nizza, wo er auch wohnt.

Gesvres, Franzose, an ihn denkt niemand.

Gotti, Jakobinermönch, hat eine gewisse mönchische Gelehrsamkeit, ist sehr fromm und ohne Einfluß. Trotzdem wird er für das nächste Konklave genannt, aber doch kaum im Ernst. Höchstens, weil er ein wirklich ganz mittelmäßiger Mensch ist.

Tolomei, Jesuit, recht angesehen.

Von »Bovillon«, wie er hier genannt wird, ist der Kardinal der Auvergne: das sagt alles. Die Römer kennen ihn gar nicht, aber es besteht Neigung, ihn um seines Namens willen und im Andenken an seinen Onkel zu schätzen. Sie werden ihn zu sehen bekommen.

Pico della Mirandola, ein alter gebrochener und ganz braver Mann, den der Papst hoch schätzt. Hat seine Studien im Kloster gemacht und ist Anhänger des Scotus, Jesuitenfreund, und gehört zur Partei der Deutschen.

Coscia, Minister unter Benedikt XIII., Galgenvogel, ist zu ewiger Haft im Castello Sant-Angelo verurteilt, wo es ihm, wie man sagt, ausgezeichnet geht, denn es kostet ihn nichts und er häuft Geld auf. Der Papst hat seine Strafe gemildert, mit dem nächsten Konklave wird er frei sein und vielleicht nicht ohne Einfluß, denn er ist ein Ränkespinner.


ANNIBAL S.R.E. DIACONVS
CARDINALIS ALBANVS VRBINAS
ARCHIPRESBYTER BASILICÆ VATICANÆ
ET CONGREGATIONIS FABRICÆ PRÆFECTVS
CREATVS DIE XXIII. DECEMBRIS MDCCXI.
Petrus Nelli pinxit
Hieronymus Rossi inc

D'Acunha, Portugiese. Großinquisitor und Ignorant, der in Rom großen Aufwand macht.

Spinola, Genueser. Legat in Bologna, ist ein schöner Mann mit den Manieren eines Grandseigneurs und steht in hohem Ansehen.

Rohan, prunkvoll, hier wie in Frankreich, ein großer Herr, der vornehm aufzutreten weiß. Ist trotzdem wenig geachtet und angesehen. Man glaubt, daß er alles, was er für unsere Geistlichkeit tat, nur um sich selbst ein Ansehn zu geben oder aus Ehrgeiz getan hat. Außerdem versteht er nicht, sich der italienischen Art anzupassen, ist sehr gewagt in leichtfertigen Redewendungen und trägt seine Staatskunst in den Boudoirs zu Markte. Er und der Abbé von Vauréal brachen dem verstorbenen Kardinal Olivieri den Hals, den schon alle Welt für den kommenden Papst hielt, indem sie laut verkündeten, sie seien gekommen, ihn auf den Thron zu heben. Diese unverbrämte Redeweise nahmen die Italiener übel. Und Olivieri selbst, dem allerdings italienische Tücke näher lag, als französische Leichtfertigkeit, glaubte eine Zeitlang, Kardinal von Rohan habe nur so gehandelt, um ihn zu stürzen.

Bichi, Sienese. Derselbe, der vom römischen Hof aus so viele Händel in Portugal anstiftete und es durchsetzte, gegen den Willen des Papstes Kardinal zu werden, übrigens ein Schelm und armseliger Kerl dabei, unangesehen und einflußlos, liebt sehr Musik, und das ist seine beste Eigenschaft.

Porzia, Benediktiner, Venezianer aus Friaul, ist ein verdienstvoller und sehr angesehener Mann aus edlem Hause. Ein hoher adliger Charakter, ist er fest, streng, gerechtigkeitsliebend, unnachsichtig gegen alles Gesindel und durchaus papabilis. Er brächte es auch fertig, in Rom Ordnung zu schaffen, und es wäre sehr begreiflich, wenn die Wahl auf ihn fiele. Wahrscheinlich wird man ihn zum Papst machen. Freilich ist er beim gemeinen Volk geradezu verhaßt, dieses nennt ihn: »il nemico del povero«.

De Tencin, Franzose. Erzbischof von Embrun, hart, bösartig und rachsüchtig von Gemüt, ist von Standes wegen weltklug und ernsthaft, folgte er seiner natürlichen Neigung, würde er den Umgang mit Welt und Frauen lieben. Schmiegsam und kriechend am Hof von Frankreich, ist er stolz und hochnäsig an dem von Rom, versteht zu repräsentieren und macht ein größeres Haus als irgendein anderer. Seine Fähigkeit wird hier eher über- als unterschätzt. Nehmen Sie hinzu, daß der Name des Königs von Frankreich seit dem letzten Kriege in Italien allmächtig ist. Da noch überdies französischer Geist in der numerisch recht starken spanischen Partei sehr mächtig ist, glaubt hier alles, daß Kardinal Tencin den Papst machen wird, und es wird wohl so kommen. Seine Aufgabe beim nächsten Konklave wird darin bestehen, dem Kämmerling die Spitze zu bieten, Corsini zu leiten und sich eng verbündet zu halten mit Aquaviva.

Cinci, Römer, ist kein guter, aber auch kein schlechter Bewerber, wenn diese beiden Gründe genügen: egli papeggierà!

Spinelli, Neapolitaner, Erzbischof von Neapel, empfehlenswert durch Frömmigkeit und gute Sitten.

Lercari, Genueser, kein übler Kandidat.

Delci, Florentiner, vormals Nuntius in Frankreich.

Mosca, aus Pesaro, macht nicht viel von sich reden, es heißt, er sei mit den Albani verbündet.

Passionei, aus Fossombrone. Nuntius in der Schweiz und in Wien, ist ein entschiedener Vorkämpfer des deutschen Geistes und Sekretär für die Breve, gibt sich offen und schlicht, nimmt nie ein Blatt vor den Mund, erzählt viel und geistvoll, und hat eine souveräne Verachtung für jegliche Kardinalsmiene. Mehrere seiner Amtsbrüder bezeigen ihm wenig Achtung, was er ihnen dann mit Scheffeln heimzahlt. Einige beschuldigen ihn, er berge unter dieser Maske übertriebenen Freimuts einen falschen Charakter. Er legt großen Wert auf seinen Ruf als Gelehrter.

Marini, Genueser, hat die Weihen nicht.

Lipski, Pole, in Rom unbekannt, ist Erzbischof von Gnesen.

Belluga, Spanier, war, ehe er Priester wurde, General der spanischen Armeen und Kommandant des Königreichs Valencia, er ist ein wackerer, alter Soldat und hat auch seinen kriegerischen Schnurrbart behalten.

Endlich, heute morgen. Eben trat mein getreuer Pernet ins Zimmer und meldete, daß es mit dem Statthalter Christi aus sei: er ist zwischen sieben und acht Uhr gestorben. Ich will mich gleich anziehen und zum Monte Cavallo gehen. Schon läutet die Glocke vom Kapitol und der Tambour in unserem Stadtteil trommelt . . .

Im päpstlichen Palast, von wo ich soeben komme, sah ich ein trauriges Abbild menschlicher Größe. Alle Gemächer, die ich durchschritt, standen offen und verödet, und ich fand nicht eine Katze bis zum Gemach des Papstes. Dort lag noch sein Leib wie sonst im Bette, bewacht von vier Jesuiten der Penitenziaria, die Gebete aufsagten oder so taten. Der Kardinal-Kämmerling, der gegen neun Uhr kam, hatte schon seines Amtes gewaltet: er hat zu wiederholten Malen mit einem kleinen Hämmerchen an die Stirn des Toten gepocht und ihn bei Namen gerufen: »Lorenzo Corsini!« Als

er sah, daß dieser nicht antwortete, hat er gesprochen: »Das also ist die Ursache, daß deine Tochter verstummt ist.« Dann hat er ihm den Fischerring abgenommen und zerbrochen, wie es der Brauch ist, und wie es scheint, sind ihm alle nachgefolgt, als er hinausging. Da die päpstliche Leiche lange ausgestellt bleibt, ist man unmittelbar danach gekommen, hat das Gesicht rasiert und etwas Rot aufgelegt, um die Todesbläße zu mildern. Ich versichere Sie, daß er so besser aussieht, als jemals während seiner Krankheit. Er hat von Natur recht ebenmäßige Züge und war ein sehr schöner alter Mann. Heute abend wird die Leiche einbalsamiert, und ohne Verzug beschäftigt man sich dann mit den vielen Dingen, die die Stadt in Bewegung bringen werden: der feierlichen Überführung, der Aufbahrung und den Vorbereitungen zum Konklave. Während der Sedisvakanz gebietet hier unumschränkt der Kardinal-Kämmerling, einige Tage hat er sogar das Recht, zu seinem Profit Münzen mit seinem Namen zu prägen, und hat eben zum Direktor der Münze geschickt, er lasse ihn hängen, wenn er nicht in den nächsten drei Tagen eine gewisse, recht hohe Summe fertigstellte. Der Direktor wird sich wohl vorsehen, denn dieser schreckliche Kämmerling ist der Mann, sein Wort wahr zu machen.

Mir war angekündigt, daß regelmäßig am Tage, wo ein Papst stirbt, sich der Plebs des Trastevere auf dem spanischen Platz zusammenrotte und meutere. So hoffte ich, auch noch das Schauspiel eines solchen Aufruhrs hier zu erleben und stand schon am Fenster. Ich habe aber vergeblich gewartet, denn es ist nichts vorgefallen. Überhaupt, wenn die Feierlichkeiten bei der Einsetzung des neuen Papstes nicht mehr taugen, wie die Totenfeier für den Gestorbenen, lohnt's nicht, das Konklave abzuwarten, das sich übrigens allem Anschein nach ungebührlich lange hinziehen dürfte. Das Interessanteste daran wären unzweifelhaft die Machenschaften im Konklave selber, aber davon erfährt nur, wer darin-

steckt. Und der erkauft diese Kenntnis so teuer durch seine Einkerkerung, daß ich ihn für den Preis nicht darum beneide. Ich ging zum Herzog von St.-Aignan, um das Leichenbegängnis — nichts weiter als die Überführung der Leiche nach Sankt Peter — anzusehen. Vorauf zogen Chevaulegers und andere Soldaten, Trompeter und mehrere Kanonen, die umgekehrt auf die Lafetten gesetzt waren, dann die Schweizer Garde mit ihren Hellebarden, und in ihrer Mitte der Papst auf einer Bahre mit scharlachfarbenem, goldgesticktem Sammet, außerdem ein paar Lakeien und ganz nette Illumination, denn es war acht Uhr abends. Zuerst habe ich geglaubt, es sei irgendein im Feld gefallener Marschall von Frankreich, den man aus der Schlacht in sein Lager brächte. Ich will verflucht sein, wenn ich einen Schimmer von Geistlichkeit gesehen habe, außer einigen Priestern der Penitenziaria in langen, schwarzen Mänteln.

Die Aufbahrung in Sankt Peter ist prächtig und äußerst geschmackvoll: ein architektonischer Aufbau mit nachgemachten Statuen und Medaillons, Inschriften und Bildern, die auf die Hauptdaten seiner Papstzeit und die von ihm errichteten Bauten Bezug nehmen. Sogar der Hafen von Ankona und das schöne Lazarett, das er mitten im Meere errichtete, ward nicht vergessen. Es ist staunenerregend, wie man diesen Katafalk, den man wohl ein Gebäude nennen könnte, so rasch fertigbrachte. Freilich ist es auch ein Spaß, an Ausschmückungen solcher Art in der Peterskirche zu arbeiten: In Höhe und Breite ist Raum da, soviel man will. Der Leichnam bleibt bis zum neunten Tage ausgestellt, worauf ihn das heilige Kollegium und die Stiftsgeistlichen von Sankt Peter vorläufig bestatten, das heißt, ihn in einem viereckigen, gemauerten Loche aufstellen, wo er bis zum Jahrestag seines Todes stehen bleibt. Dann geben ihm seine Angehörigen auf ihre Kosten ein herrliches Leichenbegängnis und er wird in die prächtige Kapelle überführt, die er für sein Grab in San-Giovanni di Laterano herrichten ließ. Dort wird man ihn in

pace in dem wundervollen Porphyrsarkophag des Agrippa beisetzen, der ehedem in der Vorhalle des Pantheon gestanden hat.

Das heilige Konsistorium tagt seit dem Tode des Papstes jeden Tag, die Kardinäle betrachten sich alle als ebenso viele regierende Fürsten, da ihnen in corpore das Hoheitsrecht zusteht. Seit der Sedisvakanz setzen wir uns also nicht mehr neben den Kardinal Tencin in seinen Wagen: er sitzt als teilweise Verkörperung einer Fürstlichkeit allein im Rücksitz. Alle, die mit ihm sind, sitzen vorn oder am Wagenschlag.

Es ist ein Spaß zu sehen, wie die ganze Stadt durcheinanderkribbelt und sich um den Bau des Konklaves, den man im Inneren des Vatikans errichtet, aufregt. Man baut, kurz gesagt, eine Stadt in einem Hause und kleine Häuschen in großen Zimmern, woraus Sie schließen können, daß es die unwohnlichste und beengteste Stadt der Welt wird. Zuerst gingen Maurer ans Werk und haben die äußeren Pforten des Palastes zugemauert, die Säulenhallen der Loggien oder Hofgalerien und alle Fenster, nur durch zwei oder drei freigelassene Scheiben dringt noch etwas Dämmerlicht ins Innere. Da die Räume sehr weit und hoch sind, kann man drin kieferne Kabinen mit einem Zwischenstock darüber aufstellen und daran entlang noch einen Gang freilassen. Die Zimmer mit den schönsten Gemälden bleiben unberührt, um sie nicht zu verderben. Der lange Säulengang über den Eingangstüren zu Sankt Peter bildet eine ungeheuere Galerie, in der man bequem beide Seiten entlang Zellen um einen Zwischengang bauen kann. Sie allein umschließt siebzehn Wohnzellen, und das sind die geräumigsten, die ganze Geschichte muß binnen vierzehn Tagen fertig stehn. Und als einzigen Einlaß für Arbeiter, Gerüste, Holzwerk, Möbel, Werkzeuge und alles übrige dient ein Türchen, zu dem man auf einer eigens angelegten Treppe von der Straße aus heraufsteigt. Stellen Sie sich vor, welch wüstes Gelärm und Durcheinander es geben muß, wenn man siebzig solche Häuschen in

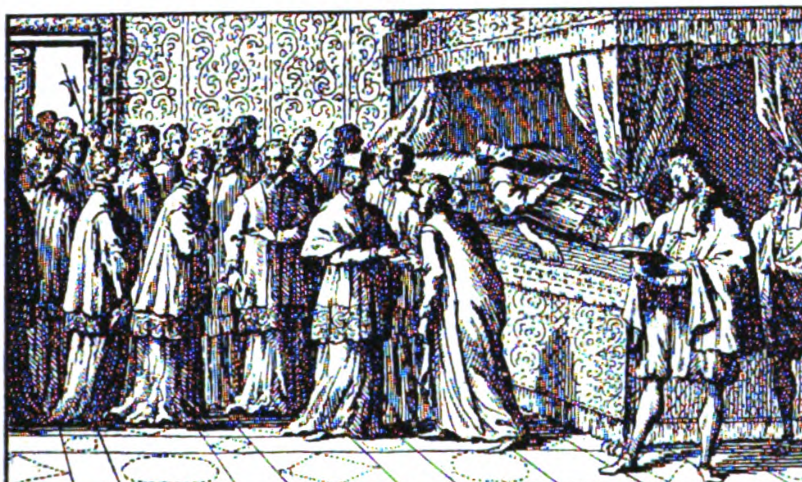
einem einzigen Stock aufführt. Der römische Handwerker ist im gewöhnlichen Leben ein Faulpelz, aber er vertauscht seine Trägheit mit einem Fleiß ohnegleichen, wenn Not und Zeit drängen. Ich wollte, Sie könnten die Arbeiter in diesem Palast sehen, dazu die Kardinalsdiener und die Unzahl Gaffer, die zuschauen, wie man geht, kommt, sich rührt, alle möglichen Arbeiten zugleich verrichtet, seine Mitmenschen knufft und geknufft wird, und wie es durch ein und dieselbe Tür fortwährend hinaus- und hineinströmt. Der reine Ameisenhaufe oder Bienenstock. Mit »Achtung«-Schreien strengen die Arbeiter ihre Kehlen nicht weiter an, bleiben auch keinen Augenblick etwa der Leute wegen stehen, sondern überlassen es getrost den langen Balken, die sie tragen, sich die engen Gänge entlang Weg zu bahnen.

Solch eine Kardinalswohnung besteht in der Regel aus einer Zelle, in der das Bett des Kardinals steht, einem kleinen Gemach daneben und einem winzigen Studierzimmer, von dem eine Treppe zum Zwischenstock führt, wo sich zwei Kammern für die Dienerschaft befinden. Ist der Raum günstig, hat man ein bißchen mehr. Diejenigen, die sich in der großen Loggia über dem Portal, das heißt in dem schon erwähnten Säulengang befinden, haben es besser, denn für sie sind an der anderen Gangseite längs der Fenster eine ganze Reihe Häuschen, die sie zu Studierzimmern oder Versammlungsräumen benutzen. Und liegen etwa am Ende des Stockwerks kleinere Zimmer ohne Ausgang, oder nicht geräumig genug, um drin zu bauen oder menschenleere Gänge anzulegen, läßt man sie ganz wie sie sind und stellt nur die bretterne Zelle hinein, in der der Kardinal schlafen muß. Denn sein Bett muß jeder in der Zelle haben, das ist unumstößliche Vorschrift: diese Wohnungen sind die allerbesten. Coscia, der Racker, hat so eine, die aus einem schönen Zimmer und zwei artigen Kammern besteht. Nach ihm hat es Kardinal Rohan am besten getroffen. Die Wohnungen werden nämlich verlost. Kardinal Fleury ist so übel untergebracht, wie

man nur sein kann, ganz am Ende einer öden und verlassenen Zimmerflucht, aber er macht sich nicht viel daraus. Doch bin ich neugierig, was der Kardinal der Auvergne zu seiner Bleibe sagen wird, er ist auch sehr übel herausgekommen, und hängt doch so an seiner Bequemlichkeit. Unser Kardinal de Tencin wohnt in der Mitte des Säulenganges hinter dem großen Balkon über dem Portal von Sankt Peter. Die Ausbuchtung dieses vermauerten Balkons dient seiner Studierstube als ganz geräumiges Hinterzimmer. Dafür wird man ihn aber plündern und zerstückeln, wenn der neue Papst auf den Balkon tritt, um das auf dem Petersplatz versammelte Volk zu segnen. Er hat sich auch mit seinen Ellbogen ein wenig ausgedehnt auf Kosten seines Nachbars Molta, der nicht zum Konklave kommt, so geht es ihm nicht übel. Passionei, Aquaviva und der Infant von Spanien sind auch in diesem Raum. Sie müssen wissen, daß jeder Kardinal, ob er zum Konklave kommt oder nicht, die Kosten für seinen Bau tragen muß, und auf weniger als 5—6000 Franken kommt das nicht. Gott weiß, wie teuer sich die Arbeiter diesen Notstand bezahlen lassen. Die Bretterhütten sind bei allen von Klemens XII. ernannten Kardinälen einheitlich mit violettem Serge überzogen, hingegen grün, wenn es einer vom alten Kollegium ist. Drinnen sind sie nach Belieben ausgestattet, Sie glauben wohl, daß man hier nicht sehr wählerisch ist. Die Infantenwohnung, die unbewohnt bleibt, ist weit prunkvoller als die anderen, mit Damast, Pfeilerspiegeln und Marmortischen, und Fenstern aus Spiegelscheiben, die so groß wie irgend möglich gemacht wurden, damit die Pracht innen ordentlich zu sehen ist. Man könnte es nennen: das »Café zum Konklave«. Die anderen haben in ihren Zimmern nur ein kleines quadratisches Fenster, durch das von den finsteren Gängen etwas Licht fällt. Hier sitzen sie eingepreßt wie Heringe in der Tonne, ohne Luft und Licht, müssen am hellen Tage Licht brennen, sind aller Ansteckung ausgesetzt und werden von Flöhen und Wanzen aufgefressen. Das

wird ein feiner Aufenthalt, wenn die Herren ihr Geschäft nicht erledigen, ehe die Hitze einsetzt. Man rechnet auch damit, daß gewöhnlich zwei oder drei bei jedem Konklave eingehen.

Der Kämmerling hat als Vorsteher der Apostolischen Kammer das Recht, im Konklave zu gebieten und die Polizei auszuüben. Kardinal Annibale Albani, der dies Amt mit hochmütiger Strenge ausübt, macht jeden Abend die Runde und sieht, ob alles ruhig und in Ordnung ist. Nachts stehen seine Sendlinge Schildwache, um nächtliche Besuche, die geheimen Wahlverabredungen dienen könnten, zu verhüten. Aber man bringt es doch fertig, im Schutz der Dunkelheit herumzuschleichen. Wenn ein Kardinal nicht gestört werden will, kreuzt er gewisse Stäbe draußen vor der Tür, das heißt dann: »Ich schlafe und wünsche nicht gestört zu werden.« So widerwärtig unbequem auch das Leben in diesem häßlichen Gefängnis ist, so verstreicht doch die Zeit rasch, da eine Unmasse Ränke, Quertreibereien und andere Beschäftigungen sie ausfüllen. Abends und morgens versammeln sich die Kardinäle in der Sistina, um zur Wahl zu schreiten. Sie nehmen in den Chorstühlen Platz, und jeder hat ein Verzeichnis des heiligen Kollegs vor sich, in welchem er, sobald die Zählung der Stimmzettel beginnt, die Zahl der auf einen jeden fallenden Stimmen anmerkt. Ein Kardinal jeder Klasse, ein Bischof, ein Priester und Diakon werden jeden Tag ernannt, um die Abstimmung zu leiten, die Stimmzettel zu öffnen und die Erwählten auszurufen. Jeder Kardinal leistet erst einen Eid auf den Altar, daß er ohne Wahlverabredungen, Eigensucht und menschliche Rücksicht handeln wolle, nur nach seinem Gewissen, zur Ehre Gottes und der Kirche bestem Wohle, eine Formel, die jedesmal wiederholt wird. Dann legt er seinen Stimmzettel im Beisein der drei Inspektoren in einen Kelch, der mitten in der Kapelle auf einem kleinen Tisch steht. Die Zettel enthalten den Namen des Wählers, den des von ihm Gewählten, außerdem


Apres la Mort du Pape, on fait rompre son Cachet.


Desordre apres la Mort du Pape a Rome.


l'Entrée des Cardinaux au Conclave.

noch ein Merkwort aus der Bibel, sie sind mehrfach gefaltet und auf jeder Faltung gesiegelt. Zuerst werden sie nur am unteren Ende geöffnet, so daß einzig der Name des Gewählten sichtbar wird. Vor der Öffnung aber werden die Zettel sorgfältig gezählt, deckt sich ihre Zahl nicht mit der der anwesenden Kardinäle, verbrennt man alle Zettel, ohne sie anzusehen und beginnt von neuem. Erhält keiner der Kardinäle die erforderliche Stimmzahl — nämlich zweidrittel der Stimmen —, um gewählt zu werden, so werden die Zettel nicht weiter aufgebrochen, sondern verbrannt, damit die Wähler ungekannt bleiben. Wäre die Zahl genügend, so müßten die anderen Faltungen auch entsiegelt werden, um Wähler und Merkwort als richtig festzustellen, von denen jeder wohl eine Abschrift zurückbehält.

Da man aber, wenn man sich einzig an die Zettelwahl hielte, nie zu Ende käme, schreitet man, wenn sie vorüber ist, zum »Accessit«, d. h. man tritt der Wahl eines der in der Zettelwahl vorgeschlagenen Kandidaten bei. Machen dann beide zusammen die Zahl genügend, so ist die Wahl kanonisch. Jeder Kardinal tritt an den Altar und spricht: ich trete denen bei, die ihre Stimme dem und dem gegeben haben. Ist die Zahl ausreichend, so werden die Namen derer festgestellt, die ihren Stimmzettel für den Wahlkandidaten abgaben, um zu sehen, ob es auch nicht die gleichen sind, die im »Accessit« hinzutraten, aus Furcht, es könnte dieselbe Stimme, in beiden abgegeben, für zwei gezählt werden. Beim »Accessit« steht es frei, niemandem beizutreten: accedo nemini! (Ich trete niemandem bei), das geschieht häufig, und Kardinal »Nemini« hat oft die meisten Stimmen. Manchmal wird plötzlich bei dieser zweiten Zeremonie das Ergebnis der ersten völlig umgeworfen, so gibt das »Accessit« Gelegenheit zu den feinsten politischen Streichen. Wenn sich beispielsweise eine Partei auf jemanden verpflichtet hat, behält der Parteiführer alle guten sicheren Wähler fürs »Accessit« zurück und gibt allen zweifelhaften auf, ihre Stimme

in die Urne zu werfen, damit er gleich an der Stimmenzahl erkennt, ob alle, deren Treue er beargwöhnt, ihr Versprechen ehrlich gehalten haben, und lüftet die Maske nur, wenn das Spiel sicher ist. Es gibt noch andere Arten zu wählen, durch Zuruf, Eingebung von oben, oder Anbetung, wenn man sich stark genug sieht, jemanden plötzlich laut als Papst auszurufen, in der Erwartung, die Minderheit einzuschüchtern und mitzureißen. Denn niemand ist erpicht darauf, seine Stimme dem neugewählten Herrscher versagt zu haben. Um aber eine der letzten Arten anzuwenden, muß ein Parteihaupt verstehen, den entscheidenden Augenblick wahrzunehmen oder eine plötzliche Begeisterung bemerken. Bei der Anbetung fällt ein Kardinal vor dem anderen nieder und betet ihn an als Statthalter Christi. Der Kardinal Orsini, nachmals Benedikt XIII., ward so gewählt. Solch stürmische Arten werden aber nur selten angewendet, denn, verfehlen sie ihr Ziel, wirken sie peinlich. In der Regel erfolgt die Wahl des voraussichtlichen Papstes einstimmig. Die Herrschaften haben eine so feine Nase dafür, wann eine Partei stark genug ist, um auf jeden Fall ihre Wahl durchzusetzen, daß dann die Gegner verstummen und jeder Widerstand aufhört. Ich glaube, seit Pamfili, für den die Barberini die Zustimmung des französischen Gesandten, der ihn ausschließen sollte, erkauften, gab es am Wahltage selbst keine Stimmenspaltung. Der Kniff besteht also darin, den Gegnern Fallen zu stellen und sie einzuschüchtern, indem man glauben macht, die Wahl sei gesichert. Freilich fällt auch darauf nur selten jemand hinein. Überhaupt kommen sie aus ihren Schleichwegen fast stets auf ganz andere Art heraus, als sie erwartet hatten. Ich habe Kardinal Alessandro Albani einmal sagen hören, sie erreichten mit ihren Batterien eine so durchaus andere Wirkung, als sie beabsichtigt hätten, daß er tatsächlich zu glauben versucht sei, der heilige Geist bediene sich aller dieser Kunstgriffe, um sie zu seinen Zielen zu leiten. Einfacher gesagt, die Parteien müssen, wenn sie sich gegen-

seitig ihre Batterien rettungslos ruiniert haben, sie wohl oder übel in Stich lassen, sich auf einen anderen Punkt werfen und suchen, durch irgendeine Türe herauszukommen. Dann erlebt mancher, an den im Anfang keiner dachte, daß man sich auf ihn einigt, nur, weil sonst keiner mehr da ist.

Ich komme wieder zu Ihnen, lieber Abbé, nachdem ich die Prozession verlassen habe, die die Kardinäle beim Eintritt ins Konklave veranstalteten, und von einem üppigen Mahle, das ich danach zu mir nahm, um unseren Herrschaften, die sich schlagen wollen, Mut zu essen. Heute morgen also habe ich der Heiligen Geist-Messe beigewohnt, die in der Kapelle von Sankt Peter durch den Kardinaldechanten Ottoboni zelebriert wurde. Die Kardinäle nahmen in den oberen Stühlen Platz, die Prälaten des Hofes mit dem Gouverneur von Rom an der Spitze in den unteren. Assemani hielt eine lateinische Predigt »de eligendo pontifice«, die mir die Verse des burlesken Dichters wieder wachrief:

Phlegias dort predigen tut,
Erstens sehr lang, zweitens nicht gut.

Es war nichts als ein recht plattes Abgeleier von Gemeinplätzen in schlechter Sprache: »Finita che fù questa cerimonia«, setzten sich die Kardinäle unter Absingen des »Veni, Creator spiritus« und Vortritt der gesamten Geistlichkeit in Bewegung, durchschritten in feierlichem Zuge die Peterskirche und stiegen die große Treppe des Vatikans hinauf, wo wir ihnen Lebewohl sagten und viel Vergnügen wünschten. So eine Prozession vollzieht sich nicht in der Ordnung wie die unseren, ja noch unordentlicher als die unserer Ordensritter in Versailles. Ich, als unansehnliches Zwiebelchen, schritt in Reih und Glied mit ihren Eminenzen, wobei ich unaufhörlich mit unserem Kardinal plauderte. Wir gingen mitten durch eine Hecke von Zuguckern, die wir ihre Vermutungen über das zukünftige Konklave äußern hörten. Denn zu dieser Stunde ist natürlich das, worauf die Menschen am neugie-

rigſten ſind, zu wiſſen, wer Papſt wird. Man zählt Ihnen gleich ein ganzes Dutzend am Finger auf, die ganz beſtimmt Papſt werden. Es ließe ſich ganz gut auf einen von ihnen wetten, oder beſſer noch darauf, daß es von den Jetztgenannten keiner werden wird, nach dem Sprichwort, daß »wer als Papſt ins Konklave geht, als Kardinal wieder herauskommt«. Außer der allgemeinen Teilnahme der Nation lebt weder hoch noch niedrig in Rom, der nicht ein ganz perſönliches Intereſſe daran hätte, daß der oder jener gewählt wird: der Vettern- und Günſtlingswirtſchaft wegen, der Kardinäle wegen, die der neue Papſt ernennen wird, und beſonders, weil er gleich nach der Wahl ſeinen Kardinalshut an ein Glied der Familie des Papſtes weitergibt, der ihn ſelbſt zum Kardinal gemacht hat. So iſt es für viele Leute höchſt wichtig, ob der neue Pontifex aus der Zahl der von dem oder von jenem Papſt gemachten Kardinäle ernannt wird.

Unter den Kreaturen der verſchiedenen Päpſte machen die vom Papſt Klemens XII. ernannten Kardinäle, weil ſie die ſtärkſten an Zahl ſind, die Partei des Corſini beträchtlicher als irgendeine andere. Zweiunddreißig Kardinälen hat ſein Onkel den Hut gegeben, und wenn Corſini verſteht, ſein Schifflein zu ſteuern, wird er zweifellos, mit der Unterſtützung, die ihm von anderer Seite werden wird, die Wahl nach ſeinem Gefallen lenken können. Unter ſeinen Kreaturen kann man Macchi, Aldrovandi, Delci, Cinci, Ruſpoli und Rezzonico zu denen zählen, die gute Ausſichten haben. Macchi und Delci haben gegen ſich, daß ſie gebürtige Florentiner ſind, das ſpricht zwar bei Corſini zu ihren Gunſten, der ihr Landsmann iſt, iſt aber gleichzeitig ein Grund, um den Römern wenig genehm zu ſein, die ſich heftig über den ſchlechten Finanzſtand beklagen, in den das letzte Pontifikat eines Florentiners den Staat gebracht hat, und die vielleicht zu Unrecht behaupten, daß man viel Geld nach Toskana hat ſchaffen laſſen. So will man einen römiſchen Papſt, und das kommt wieder Cenci und Ruſpoli zuſtatten, von denen

ſonſt kaum die Rede ſein würde. Allermindeſtens wünſcht man einen Untertanen des Kirchenſtaates, wie Aldrovandi, der geborener Bologneſer iſt: außerdem aber haben Macchi und Cenci eine Nuntiatur in Frankreich gehabt, was ſie möglicherweiſe Öſterreich verdächtig machen wird. Rezzonico, der geborener Venezianer iſt, hat keine dieſer Gründe weder für noch gegen ſich: ein verdienſtvoller Mann, der aber wenig vorſtellt und von geringer Geburt iſt.

Die von den älteren Päpſten ernannten Kardinäle haben weniger zu bedeuten. Von Alexander VIII. leben nur noch Ottoboni und Altieri. Es heißt, daß Ottoboni ſich für ſeine eigene Perſon Hoffnung mache. Das iſt aber von keiner Seite her glaublich. Er iſt Wahrnehmer der geiſtlichen Angelegenheiten für Frankreich, Neffe des letzten Papſtes und genießt in der Öffentlichkeit keinerlei Anſehen. Altieri iſt recht geachtet, Römer und ſehr wohl papabilis, aber er iſt der Neffe Klemens X. und ſo raſch nimmt man nicht gern wieder einen Papſt aus derſelben Familie. Aleſſandro Albani iſt allein von den von Innocenz III. Ernannten übrig, er iſt ein Anhänger des Hauſes Savoyen und würde ſich mit ſeiner Stellungnahme nach den Intereſſen des Königs von Sardinien richten.

Wiewohl von Klemens XI. ernannte Kardinäle noch in ziemlicher Anzahl am Leben ſind, ſind ſie, ſcheint es, doch nicht ſtark zu rechnen. Es ſind größtenteils Ausländer oder an die Kronen gebundene Kardinäle. Ihr Parteihaupt iſt wohl der noch von ſeinem Onkel ernannte Kardinal Annibale Albani, ſeine Partei empfiehlt ſich durch die Geſchicklichkeit ihres Führers, ſeine große Erfahrung in Konklavedingen, und durch die Macht, die ihm ſein Amt in die Hand gibt, den Umtrieben der anderen im Wege zu ſein und ſelber welche anzuzetteln. Ich ſehe aber nicht, wen er außer Ruffo unter den Kreaturen ſeines Onkels vorſchlagen ſollte. Er wird von dieſer und jener Seite ſo viele Anhänger an ſich heranziehen, wie er erraffen kann, aber trotzdem wird ihre Zahl gering bleiben. Aber, wenn er zu ſchwach iſt, einen

Papſt zu machen, hat er es doch in der Gewalt, die Wahl manches Kandidaten zu verhindern. Denn die Zahl, die zu ſchwach iſt, um jemanden zu wählen, iſt mehr als genügend, um jemanden von der Wahl auszuſchließen. Man gibt ſich viel Mühe, ihn mit ſeinem Bruder auszuſöhnen, und das iſt gewiß, daß der Kardinal Aleſſandro, da er mehr Beziehungen hat und viel mehr Verbindungen mit der großen Welt unterhält als irgendein anderer, durch ſeinen Anſchluß an Annibale dem letzteren ſehr von Nutzen ſein könnte. Übrigens behaupten viele, dass man ſich müßig damit abgebe, einen Zwiſt zwiſchen beiden Brüdern beizulegen, den ſie nur vortäuſchten.

Die Benediktiner Kardinäle, das heißt diejenigen, die Benedikt XIII. ernannt hat, ſind ziemlich zahlreich, ſpielen aber trotzdem keine ſelbſtändige Rolle, ſie haben kein Parteihaupt, aber einige ſehr tüchtige Kerls in ihren Reihen, unter anderen Porzia. Ich zweifle nicht, daß er ſein gutes Stück vom Kuchen abbekommen wird.

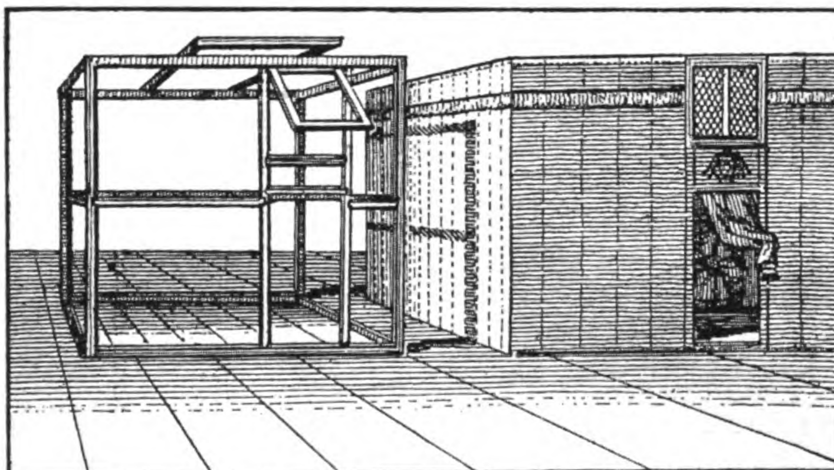
Die dritte Partei endlich bilden die Zelanti, das ſind Leute, die behaupten, daß ſie einzig der Eingebung des heiligen Geiſtes zu folgen gewillt ſind, ohne ſich ſelbſt irgendwie einzumiſchen, von keiner Wahlabredung hören wollen, und dem ihre Stimme geben werden, von dem ſie überzeugt ſind, daß er keinerlei Ränke angewandt habe, um zum Pontifikat zu gelangen. Es gibt in dieſer Partei viele alte Leute, Ruffo und Petra ſtehen an der Spitze und beide erheben für ſich ſelber Anſprüche. Ruffo iſt ein guter Kandidat und ſehr alt, was beides ſtark zu ſeinen Gunſten ſprechen wird.

Del Giudici, ein ſehr fähiger Menſch, iſt das Haupt der deutſchen Partei, die ziemlichen Einfluß hat. Tencin iſt mit der wenig zahlreichen franzöſiſchen Partei im Verſtändnis, die aus den paar franzöſiſchen Kardinälen beſteht, die jetzt kommen werden und einigen anderen, die Frankreich aus beſonderen Gründen zugetan ſind. Aquaviva befehligt die ſpaniſche Gruppe, in die man auch die heute von Spanien

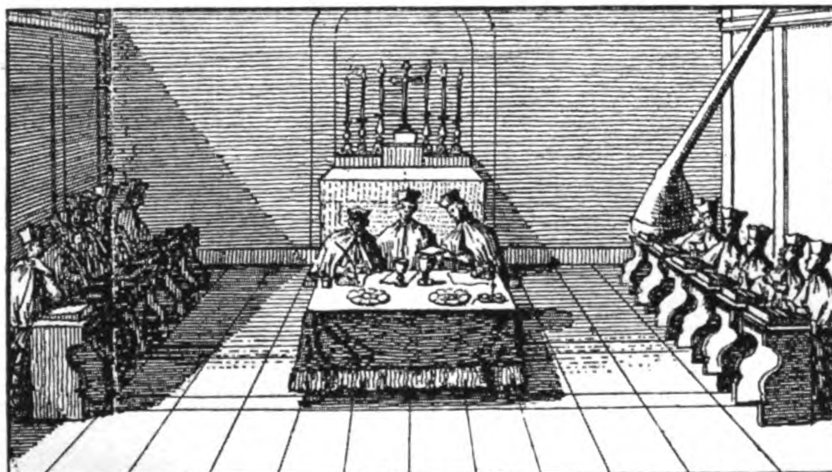
abhängigen Neapolitaner mit hineinrechnen muß, und ihrer sind viele im heiligen Kollegium. Diese ist also die mächtigste der nationalen Parteien. Aber die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Zweigen des Hauses Bourbon, die Überlegenheit der älteren über die jüngere Linie, und das Übergewicht, was dem Tencin der allgemeinen Meinung nach sein überlegener Geist über den Aquaviva geben muß, lassen hier Spanien gewissermaßen als Hilfskirche von Frankreich erscheinen. Nehmen Sie dazu die hohe Achtung, die Frankreich in Italien genießt, besonders seit dem letzten Kriege, den Einfluß, den Kardinal Fleury in ganz Europa ausübt, für dessen hiesiger Vertrauter Tencin gehalten wird und endlich die Meinung, die man hier hegt, daß Tencin über den furchtsamen Charakter des Corsini wie über den etwas unfreien Aquaviva Herr ist. So herrscht infolgedessen fast allgemein die Ansicht, daß Tencin den heiligen Geist in der Tasche hat und allein über die Wahl entscheiden wird. Als wir uns während der Prozession mit ihm unterhielten, hörten wir nicht ohne Vergnügen, wie die Umstehenden sich in dem Ton ungefähr über den Fall besprachen. Ich habe mehr als einen mit dem Finger auf ihn zeigen sehen und sagen hören: »Sara questo, che farà il papa.« Aber wer ist der, den man von ihm aus erwarten darf? Ich weiß es nicht und werde es auch erst wissen, nachdem alles vorbei ist. Doch denke ich mir, daß die Wahl hauptsächlich auf Porzia oder Aldrovandi fallen dürfte, aber wahrscheinlicher noch auf den ersten. Alle diese Parteien lassen sich schließlich auf nur zwei bringen: die des Corsini und die des Annibale Albani. Jener ist mächtiger, dieser aber geschickter. Zu Corsini rechne ich Aquaviva und Tencin samt ihrer Gefolgschaft. Die vielen Kreaturen Klemens XII., die Franzosen und Neapolitaner, machen es wahrscheinlich, daß Corsini Herr der Wahl bleiben wird, sowohl wenn er sie unter den von seinem Onkel Ernannten oder den parteilosen Kardinälen vornimmt. Freilich ist Corsini weit davon

entfernt, wirklich alle die von seinem Onkel Ernannten in der Hand zu halten. Annibale Albani scheint sich hinter die Alten, die Zelanti, zu stecken. Da er ein Feind Frankreichs ist, hat er alle österreichisch Gesinnten für sich. Auch hat er dem Corsini schon einige abspenstig gemacht. Der Kardinal Alessandro Albani aber wird sich wohl, alles reiflich erwogen, auf die Seite seines Bruders schlagen. Das ist die Truppe, mit der Albani eine verteidigende Rolle spielen und dem Gegner zu schaffen machen wird, denn in Geschäften ist er ein geriebener und durchtriebener Bursche. Die Zelanti werden sich auf diese oder jene Seite schlagen, je nachdem der zur Wahl Stehende ihnen zusagt. Die Greise sind stets gegen die Wahl eines jungen Mannes: leicht werden sie sich auf Ruffo einigen, dessen hohes Alter auch ihnen noch Hoffnungen läßt, denn es gibt fast keinen Kardinal, der nicht hofft, daß auch an ihn noch die Reihe kommt, und nicht von der Sucht befallen ist, die man hier die »rabbia papale« oder »Papstwut« getauft hat. Unter den Älteren kann man Ruffo, Gotti, Aldrovandi, Riviera als papstfähig ansehen.

Zählen wir dann auch die in mittleren Jahren stehenden auf, an die man denken könnte: Rezzonico, Spinola, Lambertini, Lercari, Valenti, von den Letztgenannten aber wird nirgends gesprochen. In der Öffentlichkeit wünscht man, daß ein Papst gewählt wird, dessen Regierung einige Aussicht auf Dauer hat, der noch Pläne zur Regelung der Staatsgeschäfte fassen kann und Zeit vor sich hat, sie durchzusetzen. Von den Fähigkeiten Valentis hört man viel Lobes. Aber er ist von Geburt kaiserlicher Untertan, ganz abgesehen davon, daß ein Ruf allzugroßer Tüchtigkeit im Konklave nie sehr für jemand einnehmen wird, da jedes Parteihaupt beabsichtigt, den auch zu leiten, den es zum Papst macht. Das, mein lieber Abbé, wäre so das Wesentlichste, was man über die Aussichten der verschiedenen zu sagen weiß, für ein Ereignis, das, wie Sie sich denken können, für alle Unterhaltungen den Stoff gibt.



*Chambre ou cellule pour un Cardinal.*



*Les Cardinaux assemblé pour l'Election d'un Pape.*



*On apporte les Viandes aux Cardinaux.*

Von der Heiligengeistprozession begaben wir uns alle sechs zu einer Schmauserei, welche die Engländer im »Vascello«, nahe der Porta di San-Pancrazio hatten herrichten lassen. Nie in meinem Leben habe ich eine so ausgelassene und merkwürdige Gesellschaft mitgemacht. Wir waren alle noch ganz eingeräuchert von den Zeremonien, die wir eben mitgefeiert hatten, und die Gesellschaft hatte es sich in den Kopf gesetzt, ein Konklave abzuhalten und den Papst zu wählen. Der eminentissimo Naso hatte das Amt des Zeremonienmeisters übernommen, Monsignore Loppino hat also zuerst in allem Ernst die Wahlhandlung eröffnet und ich habe nach bestem Gewissen meine Stimme dem Kardinal Lambertini gegeben, der vom ganzen heiligen Kollegium meinem Dafürhalten nach sich am besten eignet. Mindestens ist er der, den ich von allen am besten leiden kann, denn er ist ein kluger Mann und ein guter Kerl dabei, soweit das überhaupt möglich ist, und das sind seine Herren Amtsbrüder nicht. Aber die Engländer zogen bald die Zeremonie ins Lächerliche. Die verfluchten Ketzer störten den Ernst der Handlung, und uns war es unmöglich, der englischen Partei zu widerstehen, die an Zahl die mächtigste war und sich so zur Herrin der Wahl machte. Chevalier Ashewd, einer der drolligsten Käuze der Welt, hatte seine Perücke abgenommen und sich als Kardinaldechant aufgetakelt. Stafford und Kardinal Legouz machten den Priester und Diakonus bei der Wahlprüfung. Kardinal Stafford ist einer der schlechtesten Katholiken, die ich kenne, wiewohl er aus dem Haus Howard ist. Ashewd im Tone Ottobonis, den er täuschend nachmachte, stimmte Oremusfänge an, die sicher nicht im Ritual stehen, es war zum Umfallen vor Lachen. Der verfluchte Hugenott hat in seinem Hirnkasten eine ganze Lese von Lumpenliedern auf das Papsttum, kurz, es war ein »scandalum magnatum«. Alberoni ist gewählt worden, aber nie gab es eine unkanonischere Wahl. Ich war dermaßen in Wut über eine solch unerbauliche Feier, daß ich

um ſieben Uhr vom Mahle aufſtand und mich zu Haus eingeſchloſſen habe, um mich im Umgang mit Ihnen wieder ein wenig zu heiligen.

Nun ſind alſo die Kardinäle allen Ernſtes hinter Schloß und Riegel. Nachdem ſie ſich erſt einmal im Konklave häuslich eingerichtet haben, iſt der Reſt des Tages zur Regelung einiger häuslicher Geſchäfte verwandt worden und zum Empfang der Staatsviſiten, die die königlichen Botſchafter den Ordensgeneralen zu machen pflegen. Als ich zu mir zurückkehrte, ſah ich Coscia in einem geſchloſſenen Wagen des Kardinals Aquaviva vorüberfahren, der ihn aus ſeinem Gefängnis im Caſtel Sant-Angelo abgeholt hatte und in ſeine Zelle brachte. Wenn er das Konklave wieder verläßt, wird er frei ſein, der verſtorbene Papſt hatte ihm dieſe Gnade noch gewährt und ſo die Strafe ewiger Haft, zu der er verdammt war, gemildert. Mag dieſer Kerl auch ſo entehrt ſein, wie er will, der Partei, zu der er ſich ſchlägt, wird er nicht ohne Nutzen ſein, er iſt ein gefährlicher Kopf und in Hofintrigen außerordentlich beſchlagen.

Am gleichen Abend noch hat man das Konklave vollends vermauert. Zur Verbindung nach außen bleiben nur eine Art Drehladen, die wie die in den Sprechzimmern der Nonnen gebaut ſind, ſie ſtehen unter der Aufſicht der Räte der Rota (wonach dieſe ihren Namen haben), Vertretern der Geiſtlichkeit und der römiſchen Konſervatoren. Die Schweizer ziehen draußen vor dem Vatikan auf Wache. Das Amt des Konklavemarſchalls hat Prinz Savelli. Die Kardinäle empfangen ihre Beſuche aus der Außenwelt in den Drehladen, und die Beiſitzer der Rota ſind zugegen. Aber das erſte, was ein Kardinal tut, ſobald er Gefangener iſt, iſt, daß er ſich mit ſeinen Leuten ans Werk macht und in der Dunkelheit an den friſch gemauerten Wänden nahe ſeiner Zelle zu ſcharren beginnt, bis ſie ein kleines Loch gemacht haben, durch das ſie womöglich etwas Luft und Licht bekommen, beſonders aber auch, um hier bei Nacht ſeine

Schnüre herunterhängen zu lassen wie die Gefangenen an ihren »Sparbüchsen«, an denen dann von drinnen und draußen die Nachrichten kommen und gehen. Jeder Kardinal hat an Bedienten für das Konklave einen Sekretär, einen Mundkoch und einen Kammerdiener. In der Regel dürfen sie nicht mehr als zwei haben. Drei oder vier gestattet man den Ausländern, ebenso denen, die alt und gebrechlich sind. Für grobe Arbeiten bei den niedrigsten Dienstleistungen gibt es noch eine Anzahl »Facchini« oder Arbeiter. Immerhin aber ist das Amt eines Konklavedieners das trübseligste Geschäft, das man sich denken kann, man kann sagen, ein richtiges Knechtsamt. Trotzdem ist es begehrt der Vorteile wegen, die dabei herausspringen. Sie sehen ja, daß die vornehmsten Abbés in Frankreich sich eifrigst um diese Posten bewerben, und zwar sowohl aus Neugier, als auch deswegen, weil sie Bullen auf Pfründen geschenkt erhalten, mit denen sie dann möglicherweise in Zukunft versorgt sind.

Die Kardinäle lassen sich ihre Mahlzeit in pomphaftem Aufzuge von Hause kommen. Alle Karossen kommen gravitätisch mit Galageschirr angefahren, voller herrlich geschmückter Schaugerichte, umgeben von Stafettenreitern, und voran schreiten die Stabträger und an ihrer Spitze ein »scalco«, Leibkoch, oder Vorschneider, wie Sie ihn benennen wollen. Und manchmal ist es nur ein armseliges mageres Huhn, das in so feierlichem Aufzuge gebracht wird. Wer sich sein Essen nicht von Hause kommen lassen will, wird aus den vatikanischen Küchen gespeist, wo auf Kosten der Apostolischen Kammer gemietete Köche und Küchenmeister walten. Nach der strengen Regel soll man ihnen schon nach den ersten acht Tagen ein Gericht weniger geben und sie schließlich ganz auf Suppe setzen. Würde die Vorschrift streng durchgeführt, hätte ich Hoffnung, daß in kurzem eine Gutschmeckerpartei entstünde, die das Konklave beenden und uns das Schauspiel verschaffen würde, um des willen man uns zum Bleiben zuredet. Geschieht das aber nicht, dürfen wir

uns mit dieser Hoffnung kaum schmeicheln. Es wird lange dauern und kann sich auf zwei, ja drei Monate ausdehnen. Es sitzen Leute darin, die keine Eile haben. Ich denke an die Worte, die ich den Kämmerling einmal gesprächsweise sagen hörte:

»Die Herren Kardinäle aus Frankreich und anderen fremden Ländern haben es immer sehr eilig«, sagte er zu uns. »Kaum angekommen, sähen sie das Geschäft am liebsten schon erledigt und die Ungeduld auf die Rückreise packt sie. Denn sie bleiben nach der Krönung nur ein paar Wochen da, um sich fein zu erlustigen, lassen sich von aller Welt feiern und vom neuen Papste den Hof machen, darauf kehren sie heim und hören nie im Leben wieder vom Papst außer von weitem. Ich aber, ich bleibe hier unter seiner Fuchtel: er ist mein Fürst und kann mich ins Gefängnis stecken, wann er will. Also wollen die Herren Kardinäle aus dem Ausland gütigst gestatten, daß ich mir alle nötige Zeit zur Wahl nehme und sie so bedenke, wie es mit meinen eigenen Interessen übereinstimmt.«

Sainte-Palaye, Lacurne und ich haben also beschlossen, in ein paar Tagen abzureisen. Nun es weder Papst noch Kardinäle, weder Opern noch Geselligkeit mehr hier gibt, ist die Stadt zum Sterben trübselig. Man flüstert sich zur Zeit nur noch leise ins Ohr, was das Mäuschen aus dem Konklave gesagt hat, dessen kleiner Zeh recht häufig ein Lügenhans ist. Ich habe solche Luftpolitisiererei satt und mache mich davon. Loppin weiß noch nicht, was er will, Legouz und Migieu, die erst nach uns gekommen sind und noch nicht alles gesehen haben, sind halb entschlossen, zu bleiben. Damit will ich meinen Brief schließen, den letzten, den Sie von mir erhalten. Geben Sie ihn bitte an Neuilly, dem ich noch von unterwegs schreiben will. Er wird Ihnen dann von mir berichten.

## ZWEIUNDFÜNFZIGSTER BRIEF*)

An Herrn von Neuilly.

Reise von Rom nach Modena. — Aufenthalt in Modena.

Modena, am Aschermittwoch 1740.

Ich habe Wort gehalten, geliebter Gegenstand. Einen Tag darauf, als ich den letzten Brief schrieb, den Sie von mir bekommen haben, entschlossen wir uns, die Herren Kardinäle ihrem Gefängnis zu überlassen, wo sie von uns aus sich soviel hochehrwürdigste Bübereien antun mögen, wie sie wollen. Wir umärmelten Loppin, Legouz und Migieu zum Abschied. Die zwei Letztgenannten haben sich noch nicht lange genug in der Hauptstadt der Welt umgesehen, Loppin aber wollte sein kostbares Bäuchlein der Unmilde der eisigen Jahreszeit nicht aussetzen. Sie erben einen halben Palazzo, dessen vollen Nießbrauch wir ihnen überlassen, und können sich nun ausbreiten. Doch bezweifle ich sehr, daß sie viel damit anfangen werden. Ich vermute, jeder wird sein Steckenpferdchen reiten und unsere Abreise wird das Ende des geselligen Zusammenlebens. Weniger sind wir indessen nicht geworden. Lacurne hat sich sehr gegen meinen Wunsch mit dem großen Marchese Bevilacqua verschwägert, Fähnrich bei der leichten päpstlichen Reiterei und Vetter seiner holden Liebsten Bentivoglio, aber einer von der Sorte Vetter, zu denen man sagt: »Vetter, ach was tut ihr da!?« Das hat mir die Laune verdorben, neue Gesellschaft ist mir unbehaglich, zumal auf Reisen, wo man es sich gern bequem macht und keine Rücksicht zu nehmen wünscht.

So fuhren wir also in vier Postkutschen ab, den 28ten Februar acht Uhr abends, bei einem Frost, der an Munterkeit nichts zu wünschen läßt, und nehmen rechts und links von

*) Lettre LIII bei Colomb, der hier einen schon in Frankreich geschriebenen Brief über die Papstwahl einschiebt, findet der Leser am Ende unserer Briefsammlung. Der Übersetzer.

Obelisken und Fontänen Abschied. Die Tränen liefen mir übers Gesicht bei der Porta del Popolo. Dem Ponte Molle winkte ich noch einmal schirmherrlich zu und fort ging's im Trabe auf der Heerstraße nach Otricoli. Wenn ich Ihnen sagen sollte, was für einen Anstrich diese Stadt hat, so gestehe ich, daß ich es selbst nicht weiß. Überhaupt will ich Sie diese Strecke Galopp fahren, da sie nichts Bemerkenswertes bietet. Außerdem, lieber Neuilly, bin ich überhaupt zu versessen, Sie bald wiederzusehen, um mich noch in letzter Stunde mit Kleinigkeiten aufzuhalten. Des lobenswerten Motivs wegen werden Sie mir nicht verübeln, daß ich Sie, ohne ein Wort zu sagen, an Castelnuovo, Regnano und Cività-Castellana vorbeifuhr. Obendrein ist dort nichts, was einen Aufenthalt verlohnte.

Auf der ganzen Via Flaminia wird man ehrenhalber gerädert, sie ist wirklich eins der härtesten Altertümer, das ich kenne. In Regnano begab sich's mitten in der Nacht, daß wir schon hatten anspannen lassen und den Postillon, der uns fahren sollte, bezahlt hatten, als wir plötzlich zu unserem höchsten Erstaunen fühlten, daß wir nicht fuhren. Die Ursache hiervon war, mit Verlaub von Eurer Gnaden, daß unser gerissener Postillion, unter dem Vorwand pissen zu gehen, hehlings mit unserem Geld verduftet war. Der Postmeister hat das Kunststück durchaus nicht begreifen wollen, wir mußten ihm neue Zechinen aushändigen, um weiterzukommen. Ich beargwöhne ihn freilich, dass er selbst bei diesem Geniestreich mittat.

Vor Otricoli geht's noch einmal auf einer schönen Steinbrücke, die die Päpste gebaut haben, über den Tiber. Dann kommt Narni, eine Bergstadt mit ein paar leidlichen Springbrunnen. Die steile Straße führt durch liebliche Täler. Es folgt Terni (inter amnes), das inmitten einer schmalen baumreichen Ebene in einem Tal liegt. Es enthält ebenso wie Narni nur recht alltägliche Dinge, aber, halt, bei den Wasserfällen verstehen Sie keinen Spaß und würden gewiß ebenso-

viel Lärm wie ſie machen, wenn ich ſie Ihnen nicht zeigen wollte. Dazu müſſen wir aber ausſteigen und zu Pferd eine Meile oder mehr in die Wälder und Berge eindringen.

Bei ruhigem Wetter iſt ihr Getöſe ſchon von ziemlich weit vernehmbar. Sie werden durch den Velinofluß gebildet, der mit ſtarkem Gefälle von ſteilen Bergen kommt und ſich, wenn plötzlich der Boden ausgeht, in ein ſteinernes Becken wirft, aus dem die Waſſer mit recht ſchöner Wirkung wieder emporprallen. Aus dem Becken ſtrömt er dann wie ein Tiſchtuch auf drei Felſen, die eine Art Deich bilden, überflutet ſie in gewaltigem Schwalle, drei ſchäumende Wirbel bildend, und ſtürzt mit donnerartigem Gebrauſe in die Nera, die er mit ſeinem heftigen Überfall dermaßen überraſcht, daß ſie lang braucht, um ſich von ihrer Verwirrung zu erholen. Dieſe vielgeprieſenen Ternifälle ſind freilich höher als die des Teverone bei Tivoli, aber ſo lieb ſind ſie mir doch nicht. Ihre Wirkung iſt weder ſo lieblich noch ſo bequem von jeder Seite aus zu betrachten, um ſie mit Behagen zu genießen, denn das Gelände macht ſie ſehr ſchwer zugänglich. Auch iſt der Fluß nicht ſehr waſſerreich und das große Laken alſo ein bißchen zerfetzt. Der Berg, von dem ſie herabſtürzen, iſt nach grober Schätzung etwa neunzig bis hundert Fuß hoch. In Bugey und anderswo ſah ich verſchiedene Waſſerfälle, die ihnen kaum nachſtehen, und möchte deshalb Reiſenden, die Eile haben, beſonders wenn es ſpät und trüb iſt, zu dieſem Abſtecher kaum raten. Bei heiterem Sonnenſchein und in der ſchönen Jahreszeit freilich iſt es eine wahre Luſtpartie, zumal wenn man ein gutes ländliches Mahl in den Talgrund ſchaffen läßt, zu Fuß hinabſteigt und ſich zwiſchen den Berg und den Bogenſchwall des Waſſerfalls hinkauert, ſo kann man wohl ein paar Stunden hier zubringen und ſich an den verſchiedenen Wirkungen des Sturzes und der Brechung der Sonnenſtrahlen erluſtigen. Der Umweg koſtete uns ſoviel Zeit, daß wir erſt bei Nacht in Spoleto anlangten. Von Terni an iſt das Gelände völlig bergig, das Land garſtig.

Die Stadt Spoleto liegt auf einer Anhöhe, zu sehen war von ihr bei Nacht nichts, es ist aber auch kaum der Mühe wert. Hoch oben liegt eine merkwürdige Brücke oder vielmehr ein Aquädukt, der einen Berg mit dem andern verbindet, außerdem ein Triumphbogen und ein paar Reste antiker Bauten. Nahebei die Stadt Assisi, wohin zu gehen ich mich wohl hütete, die Wundmale scheu ich wie alle Teufel.

Am anderen Morgen, ach Gott, verehrte Freunde, eine Hundekälte, »fa fresco, fa fresco!« Teufel noch mal, gegen das Wetter, das auf dem verfluchten Apenninübergang und in ganz Umbrien herrschte, war sogar das bei unserer nächtlichen Abfahrt aus Rom lind wie Rosen. Ein spitziger Nordwind durchsticht Sie von allen Seiten, und in einer vorn offenen italienischen Kutsche ausgerechnet nach Norden fahrend, geht Ihnen kein Hauch verloren. Um Ihr Blut in Wallung zu halten, ist die Straße sehr schmal, nach dem Absturze zu stark abgeböscht und führt an einer unaufhörlichen Kette gräßlich steiler Abgründe vorüber, diese abgeböschten Wege sind eine wenig angenehme Erfindung für den Reisenden, aber freilich nötig der Wasser wegen, die sonst unüberschreitbare Schluchten in die Straße reißen würden. So windet man sich an einer langen Bergkette entlang und stößt nicht weit von Pesignano auf ein hübsches Tempelchen aus weißem Marmor mit korinthischen Säulen. Von hier geht's kaum merklich bergab nach Foligno, des bergumstandene Ebene eine Mulde voll kleiner Gehöfte bildet. Der Blick von der Höhe ist sehr schön und in der guten Jahreszeit muß das Land entzückend sein.

Der Wind bläst in der Ebene ein bißchen weniger scharf, aber das dauert nicht lange, denn schlimmer als je muß man in die Berge hinein, und diesmal sieht man überhaupt kein Ende. In Serravalle hob man mich aus meiner Kutsche und trug mich steifgefroren zu einem Trupp junger Mädchen, wirklich liebe Herzchen, sie nahmen das als gutes Vorzeichen, aber, ach Gott, es war nichts »parte in qua«. Sie

wärmten sich um ein großes Feuer, das auf einem Unterbau von Backsteinen brannte. Ich fragte, ob es in ihrem Italien öfter so kalt sei. »Gewöhnlich«, entgegneten sie mir, »bis zum Monat Juni«. »Gratuliere herzlich, Verehrteste, aber ob ich mir dann bei Ihnen eine Villa baue, bezweifle ich.« Wir streckten uns auf dicken Decken auf den Boden nieder, umgeben von einem großen Feuer, schluckten schwarzes Brot und einige dicke Zwiebeln hinunter, und das Pflaster diente als Tischtuch. Daraufhin schläft man ein wie gar nichts. Übel ist nur, daß man weiter muß. Ouff!! ein rasender Tag! Wir kommen inzwischen weiter bis nach Valcimara, dann nach Tolentino, wo ich dem heiligen Nikolaus Ihren Gruß ausrichtete und dem Apennin Lebewohl sagte, den in dieser Jahreszeit zu überqueren über die Maßen blöd ist. Verfluchtes Gebirge! Ich habe dich in schwarzen Lettern auf mein Verzeichnis gesetzt, neben den Vesuv, und gedenke nicht, in näherer oder fernerer Zeit mit euch zweien wieder anzubändeln.

Unterdes wird die Straße erträglich und das Land gewinnt ein etwas treuherziges Ansehn. Ohne Beschwernis erreichen wir Macerata und Recanati, es verlohnt nicht, dort auszusteigen. Im Grunde genommen verdient es Loretto nicht viel mehr, aber es ist mal berühmt: man muß also schon haltmachen.

Die Stadt Loretto ist mittelgroß, die Straßen sind nicht schlecht geschnitten und leidlich bebaut. Der Hauptplatz vor der Kirche ist, glaube ich, mit einem Springbrunnen und einem Standbild Sixtus V. geschmückt. Auf eine Plattform oberhalb der Kirchenfassade hat man ein paar Feldstücke aufgestellt, um sie im Falle eines unvorhergesehenen Angriffes durch Piraten zu verteidigen. Sie würden nicht gar viel helfen, wenn man wirklich einen Anschlag auf die Schätze der Santa-Casa machen wollte, aber verschiedene andere Umstände machen solchen Raubzug wenig aussichtsvoll. Loretto liegt dreiviertel Meilen ins Land hinein und in seiner

Nähe ist an der Küste keine gute Reede. Nördlich und südlich liegen Ancona und Fermo, wo immer Garnison steht, und es wäre also für eine Korsarenflotte recht schwierig, unbemerkt hier zu kreuzen, das würde einen Alarm im ganzen Land geben. Aber selbst, wenn die Piraten Loretto überrumpelten, so hätte man ihnen rasch den Rückzug abgeschnitten und ihre Beute abgejagt. Nehmen Sie dazu noch, daß man für solch ein Unternehmen schon ein ansehnliches Geschwader ausrüsten müßte, wozu simple Korsaren aus Algier oder Tunis nicht im Stande sind: abgesehen davon, daß die Kosten solcher Heeresrüstung einen Teil des Gewinnes wieder verschlänge. So bliebe also nur der Großtürke übrig, der solch Unternehmen wagen könnte, und der tut es gewiß nicht, denn er braucht nicht den Straßenräuber zu spielen, um sich zu bereichern.

Die Kirche ist weder schön noch häßlich, ganz schlicht und weiß, und Arkaden trennen die einzelnen Schiffe. Die Santa-Casa steht mitten darin für sich und nimmt den Chor ein. Sie wissen, daß die Santa-Casa außen ganz mit Marmor verschalt ist, der sie aber nicht unmittelbar berührt, aus Ehrfurcht, zwischen ihr und dem Marmor bleibt ein paar Finger breit leerer Raum. Die Architektur und die Flachreliefs dieser Umschalung sind von mehreren Künstlern, einiges von Sansovino, das meiste von Raffaello di Montelupo. Weder die des einen noch die des anderen sind sehr gut, so sehr sie Misson in den Himmel hebt.

Über Einzelheiten hiervon, sowie über alles, was diese göttliche Kammer angeht, brauche ich mich nicht auszulassen. Misson hat eine lange und genaue Beschreibung davon geliefert. Sie finden bei ihm die Einzelheiten, Figuren, Stiche und alles weitere. Die »Casa« ist aus graugelbem Gestein gebaut, das wie kleine Backsteine behauen ist.

Dieser Stein, leicht kenntlich an Korn und Färbung, findet sich um Loretto und Recanati häufig, wie ich leicht feststellen konnte. Das Wunder, die Santa-Casa eigens aufzuführen,

war, wenn man sich nämlich die Mühe dazu gab, nicht überaus schwierig, das läßt sich in ein paar Stunden machen. Das Innere war einst mit einem Verputz bedeckt, der heute fast abgefallen ist. Darüber waren einige grobe Malereien geschmiert, wie sie das dreizehnte Jahrhundert zu leisten pflegte. Die Reste der Gestalt eines französischen Königs sind noch zu erkennen. Auf dem Altar in der heiligen Kammer liest niemand Messe, das war ein Vorrecht des heiligen Petrus, das nur seine Nachfolger geerbt haben. Für das gewöhnliche Volk der Zelebranten dient ein zweiter Altar in einem kleinen, sehr engen und langen Beischlag dahinter. Dies Kabinettchen blitzt von oben bis unten, an sämtlichen Mauern, von Geschmeide, Gold und Diamanten. Sein Hauptbild ist die Beatissima Madonna di Loretto, fast drei und einen halben Fuß hoch und gemalt von Sankt Lukas wie so viele andere. Man sieht von ihr nicht mehr als die Nasenspitze, denn sie steckt von oben bis unten in einem Kapuzenmantel oder langem Gewande mit Diamanten und einer ebensolchen Krone, einfach prachtvoll. Die Krone des Jesuskindes ebenso wie seine Gewandung sind aus gleichen Stoffen, nur noch schöner, denn die Steine sind erlesener. Gegenüber reicht ein silberner Engel der Madonna einen kleinen Ludwig XIV. aus purem Gold dar, der das Gewicht hat, mit dem dieser Fürst auf die Welt kam: es ist ein Votivgeschenk der Anna von Österreich. Ihn hätte ich in der angeborenen Liebe, die jeder Franzose für seinen Souverän hat, gern mitgenommen.

Mit einem Verzeichnis der hier aufgehängten Exvoti will ich weder Sie noch mich langweilen, auch nicht mit den Haufen goldener und silberner Berlocks im Kirchenschatz, wo man vor lauter Sachen schließlich nichts sieht. Gehen Sie auf den Quai des Orfèvres in Paris, der ist kein bißchen weniger merkwürdig. Von Raffael bemalte Fayenceteller fehlen natürlich auch nicht. Sobald nämlich hierzuland eine Untertasse blau und gelb beschmiert ist, muß sie Raffael gemalt haben. Nun ist freilich wahr, da und dort gibt es Por-

zellane, die sehr schön sind und wohl nach seiner Zeichnung gemalt sein könnten, freilich wären sie auch Meisterwerke aus Japan, sie wären doch nimmer so ehrwürdig, wie die zwei alten ausgescharteten Tonnäpfe, aus denen das Jesuskind einst seinen Milchbrei löffelte. Man hebt sie sorgfältigst in einer Mauervertiefung auf, nebst einem Gewande der heiligen Jungfrau aus einem grobkörnigen, mohnfarbenen Stoff, ähnlich starker neapolitanischer Seide. Es hat sich bis heut unversehrt erhalten, durch ein Mirakel. Kritteln Sie nun aber bitte nicht an diesem Gewand herum, darum, daß die Seide damals selbst im Orient eine zu teuere Ware war, um gewöhnlichen Leuten als Bekleidung zu dienen, noch auch an dem Mirakel, weil der Stoff zwischen vier Glaswände eingesiegelt ist und also nie unter der Luft zu leiden hat. Die Decke der Schatzkammer ist von Pomarancio bemalt. Soldaten ziehen hier auf Wache, geradeso wie in der Kirche.

Ancona, wohin wir von Loretto kamen, ist sehenswerter. Die Stadt liegt prächtig auf einem meerumspülten Felsen mit schönem, gutem Hafen. Schon Trajan hat ihn einst bauen oder wiederherstellen lassen. In jüngster Zeit hat ihn Klemens XII. mit riesigen Kosten prächtig erneuert und sogar ein sicheres, bequemes Lazarett ins Meer für die Quarantaine gebaut.

Den Hafen, einen der besten des adriatischen Meeres, schließt eine lange Mole. An der Einfahrt ein schöner Triumphbogen aus weißem parischen Marmor, der zu Ehren Trajans von seiner Frau Plotina und seiner Schwester Marciana errichtet wurde.

Die Stadt Ancona ist das Beste, was wir seit unserer Abreise von Rom gesehen haben. Man kann sie unter den Städten des Kirchenstaats an die vierte Stelle setzen, hinter Bologna, Ferrara und Ravenna. An letzterem vorbeizufahren war ein Fehler, denn es sollen sehr schöne Altertümer dort sein, es ist der einzige bemerkenswerte Ort Italiens, den ich nicht gesehen habe.

In Ancona hatten wir eine Begegnung mit unserem Freunde, dem Kardinal Lambertini und begrüßten ihn, er reiste zum Konklave. Ich erzählte ihm lachend, daß ich ihm bei unserer Papstwahl im Vascello meine Stimme gegeben hätte, er müsse mich dafür zum Kardinal machen. Er erwiderte mir in derselben Tonart, daß er dafür noch zu jung sei, ich möge ihm meinen guten Willen für ein anderes Konklave aufsparen. Nach viertelstündigem Gespräch schieden wir. Er zog hinter seinem Fähnlein her, wir das Meer entlang nach Sinigaglia, einem sehr hübsch daliegenden Städtchen, in das wir aber nicht hineinfuhren. Hier wird jeden Sommer ein Meßmarkt gehalten, der durch die vielen Levantiner, die dazu kommen, berühmt ist.

Hinter Sinigaglia kommt Fano mit einer dreiteiligen Triumphpforte, deren Bögen schlecht erhalten sind. Dann das kleine aber hübsche Pesaro mit einem Springbrunnen auf dem Marktplatz. Schließlich Rimini, in das man durch den Triumphbogen einzieht, der dem August zu Ehren errichtet wurde. Ich bemerkte dort im Mondschein eine lange, gerade Straße, einen Platz und eine schöne antike Marmorbrücke mit fünf Bogen. Alle diese Städte sind aus Backstein.

Die ganze Fahrt durch die anconische Mark ist herrlich. Von Loretto an ist das Land äußerst fruchtbar und wohl bepflanzt. Und wenn es unseren Augen trotz einer zwei Fuß dicken Schneeschicht erfreulich schien, die in aller Bescheidenheit nur hundertvierzig Meilen lang ist und von Loretto bis zum Mont-Cenis reicht, was wäre die Fahrt erst gewesen, wenn wir den Anblick dieser Ebene in der schönen Jahreszeit genossen hätten! Wie schade, daß dies Land nicht in den Händen eines Herrschers ist, der es besser zu nutzen wüßte! Man darf nicht wie Misson sagen, daß die Strenge der päpstlichen Herrschaft das Land zugrunde richtet. Nichts ist falscher als diese Anschuldigung, wie freilich die meisten lächerlichen Geschichten, die der im übrigen achtungswerte Schriftsteller aus Haß gegen den Papismus in die Welt setzt. Die päpst-

liche Regierung, wiewohl die schlechteste in Europa, ist zu gleicher Zeit die gelindeste. Aber gerade diese Gelindigkeit, ihre Unbekümmertheit und Schwäche wird dazu beitragen, das Land zu verarmen und es in der Hand alter und kraftloser Herrscher ganz verfallen zu lassen.

Das niedere Volk ist außerordentlich träge, aber gleichzeitig höchst anspruchslos, so daß es, da es fast keine Steuern zu zahlen hat und für sich keinerlei Sorgen kennt, gerne sein Leben mit Nichtstun hinbringt.

Ein gut Stück unseres Wegs fuhren wir im Meere selbst auf feinem Sand. Die Kutscher fahren hier lieber als auf dem Kies am Ufer und tun recht damit. Solche Fahrt ist vergnüglich, besonders nachts bei strahlendem Mondschein, wie wir ihn hatten.

In Rimini verläßt man das Meer und biegt links ein. Auf der Fahrt bis Bologna berührten wir Forli, Faenza, das die Ehre hat, seinen Namen der Fayence zu geben, und Imola. Wir haben beinahe den Schnee aufscharren müssen, um Bologna zu finden. Endlich erblickten wir es wieder, nachdem wir seit Rom fast in einem Atem dreihundertacht Millien gemacht hatten. Eine grimmige Strecke, lieber Freund, und Sie sehen mich davon noch ganz aus der Puste, suchen Sie mir eine baumwollene Herberge, um mich wieder aufzufrischen.

Am anderen Tage wollte ich erproben, ob ich durch das viele Bildersehen abgespannt sei und die Freude daran verloren hätte. Ich ging also zuerst zum Martyrium der heiligen Agnes von Domenichino und empfand, dies Bild, ferner »Hiob« und der Salomo Guidos, die heilige Cäcilia von Parmigianino und die Wunderwerke des Lodovico Carracci waren Wunderwerke wie zuvor. Der Bilder in Rom ward ich nur überdrüssig, weil man in einigen Galerien zu vielerlei durcheinander hat und man überhaupt häufig mehr Wert auf Masse als auf Güte legt. So bleibe ich bei meiner alten Behauptung, und die bolognesische Schule ist mir noch immer die liebste.

Ebenso säumten wir nicht, unsere Bekanntschaft mit unseren Dämchen vom letzten Sommer wieder aufzufrischen und fanden: sie waren noch immer die besten Leutchen der Welt. Am Abend war Ball im Kasino und tutta la nobilità war versammelt, ich aber war der Held des Tages. Sobald ich eintrat, scharte man sich um mich, um Neues über das Konklave zu hören und aus meinem Munde zu erfahren, wer Papst würde. Ich folgte immer weiter meinem alten System und sagte, übrigens auch um diesen Herrschaften etwas den Hof zu machen, Lambertini, ihr Erzbischof würde es werden. Es kam ihnen so vor, als ob diese Nachricht doch erst noch einer Bestätigung bedürfe, aber was mich überraschte, war, daß einer von ihnen sich nach meiner Seite hinwendend sagte: »faranno qui un bel cazzo!!« Ich fand die Äußerung nicht nur dummdreist, sondern auch ganz unzutreffend, denn ich habe Lambertini überall beliebt und geachtet gesehen, hier sowohl, in seiner Heimat, wie in Rom.

Der Gallier Sainte-Palaye war zu versessen, sich von Muratori irgendeine Sammlung alter provenzalischer Bänkelsänger vorweisen zu lassen, als daß er übers Herz gebracht hätte, noch diesen ganzen Tag mit uns in Bologna zu verbringen. Er entflog also auf den Fittichen seiner altbackenen Gelehrsamkeit nach Modena und fand hier so wenig Muratori wie grüne Hunde. Ich habe Grund zu der Vermutung, daß er seinen Kummer bei Fräulein Grognet verschmerzt hat, die einst Tänzerin an der Opéra Comique und Liebling der Mademoiselle Sallet war, wie die Chronik zu sagen weiß, heut erste Springerin des Herzogtums Modena und in starker Gunst bei gewissen Damen der Stadt ist, weil sie, wie Sie wissen, nicht nur große Fähigkeiten, sondern auch Zähne hat. Sie geht übrigens, um ihre Abenteuer wahrscheinlicher zu machen, auch stets »vestita da uomo«. Da eine Sappho wohl einen Muratori wert ist, erwählte Sainte-Palaye sie sich als holdes Gegenüber bei einem kleinen Nachtessen. Ich kann Ihnen nicht genau sagen,

wer von den beiden in dieſer Sache die Oberhand behalten hat.

»Daß die Pariſer Herrchen, die
Schöngeiſter und Meiſter der Akademie
Im Fron ſtehn ſolch einer Infamie.«

Jedenfalls befanden ſie ſich gut genug dabei, um am anderen Morgen in ſchönſter Eintracht mitſammen zu frühſtücken, und hatten ſich kaum von den Mühen ihrer Tätigkeit erholt, als Lacurne und ich beide trafen. Marcheſe Bevilacqua war bei ſeiner Schweſter abgeſtiegen und wollte uns nach Tiſch aufſuchen. Wir machten uns auf zur Staatsviſite bei Marcheſe Rangoni, dem erſten Miniſter, um ihn zu bitten, uns der gnädigen Frau Herzogin vorzuſtellen. Der Marcheſe aber belehrte uns, zur jetzigen Stunde ſei's noch nicht Tag, in dieſem Haus ſpeiſe man erſt um ſieben Uhr abends zu Mittag. Die gnädigſte Frau Herzogin haben nämlich geruht, die ganze Nacht durch Biribi zu ſpielen, um ſechs Uhr morgens zu Nacht zu ſpeiſen und um acht Uhr ſchlafen zu gehen. Infolgedeſſen ſtehen Hoheit um fünf Uhr abends auf, widmen den Vormittag ihren Geſchäften und gehen zur Stunde, die ich Ihnen genannt habe, zu Tiſche. Beſagter Marcheſe, der das weniger erbaulich als ſie findet, klagt bitter über die Zerrüttung, in die ſolcher Lebenswandel den Hof bringt, eine Zerrüttung, die wohl hauptſächlich daher rührt, daß man allnächtlich acht Stunden beim Biribi mithält. Solche Regierungstätigkeit, bei der man die Einkünfte einer Panurgeſchen Burgvogtei unſchwer in einem Winter verzehren kann, muß den herzoglichen Staatshaushalt ſchwer mitnehmen. Das ſteht feſt, ſie iſt noch immer recht liebenswürdig, die gute Fürſtin. Wir gingen am ſelben Tag nach Ende ihres Mittageſſens hin, um ihr aufzuwarten und Briefe zu überreichen, die Kardinal von Tencin uns für ſie übergeben hatte. Sie empfing uns ſehr gnädig, beehrte uns für den nächſten Tag mit einer Einladung zur Tafel und gab uns


Franciscus Maria
Erb-Printz von Modena

noch für den gleichen Abend Stelldichein auf einen prächtigen Ball, den ein Edelmann der Stadt gab. Ihr Aussehen hat sich seit der Reise, die sie neulich nach Frankreich machte, nicht verändert, sie ist ziemlich stark, hat lebhafte Farben, sieht höchst stattlich und dabei gutmütig aus, kurz, wird dem seligen Regenten, ihrem Vater, immer ähnlicher. Alles in allem eine schöne, vornehm wirkende Frau. Sie grollt heute ihrem Schicksal nicht mehr und scheint es sich, in Ermangelung von Paris, wo man nicht immer sein kann, in Modena behaglich zu machen, wo es ihr in der Tat seit dem Tode ihres alten Schwiegervaters, der sie zur Verzweiflung brachte, recht gut geht. Ihr Gatte scheint ausgezeichnet mit ihr auszukommen. Sie lebt gut bürgerlich mit ihm in einer Art von Freundschaft, mit den Damen ihres Hofes geht sie vertraulich und gütig um. Ehe wir zu ihr gingen, hatten wir noch bei dem Herzog Besuch gemacht. Er war allein in seinem Arbeitszimmer, wo wir ein kleines halbes Stündchen über Paris, Rom und andere Allgemeinheiten plauderten: er empfahl uns dringend, am anderen Tage früh wiederzukommen und seine Gemälde anzusehen. Daß wir uns das nicht zweimal sagen ließen, können Sie sich denken. Er preist sie mit Recht: er besitzt unstreitig die schönste Galerie Italiens, nicht die zahlreichste, aber die bestgehaltene, bestgeordnete und geschmackvollst ausgeschmückte. Kein Bilderhaufe, eins über dem andern, kein Durcheinander ohne Wahl und Ordnung, ohne Rahmen und Zwischenräume, das die Augen verblüfft, aber nicht befriedigt, wie man fast allerwärts in Rom bei den Giustiniani, Altieri und anderen findet. Hier ist alles erlesen, in jedem Raum nur eine kleine Zahl Bilder, wundervoll gerahmt und leicht übersichtlich auf einen Damastbehang gehängt, von dem sie sich wunderbar abheben. Sie sind nach der Schönheit abgestuft: In jedem neuen Raum finden Sie schönere Bilder als im vorhergehenden.

Die Galerie beginnt mit Julius Cäsar Procaccini, aber mit den allerbesten, das heißt sehr schönen Stücken, dann Albani,

Parmigianino, Veronese, Tizian und Raffael, der ersten Periode. Der Zinsgroschen, Mariä Himmelfahrt, von Lodovico Carracci, beide groß und vornehm in der Gestaltung, und noch mehrere andere, die ich leider nicht in mein Verzeichnis aufnahm. Meine Faulheit ist ein dummes Tier! Schließlich Correggio, aber was für Correggio! Zwei große Bilder der Jungfrau, schön im Stil und entzückend in der Farbe! Der heilige Georg, der völlig aus der Leinwand herausgetreten ist und ebenso rasch wie Sie am anderen Ende des Zimmers sein wird . . . Die kleine Magdalena, handgroß, die man in die Wand eingelassen hat und hinter einem Schreingitter verwahrt hält, denn sie ist leicht fortzutragen und zum Stehlen köstlich: ganz bezaubernd! Der selige Herzog trug sie überall bei sich, wo er ging und stand, ich würde es gern gerade so machen . . . Die heilige Nacht! Gott, welch ein Bild! Ich kann nie ohne einen Ruf des Entzückens daran denken. Vergib, göttlicher Raffael, daß keines deiner Werke mich wie dies Bild bewegt hat. Du hast deine nur dir eigene Anmut, die vornehmer, feiner ist, diese aber ist verführerischer. Du weißt, wie ich dich bewundere, wie ich dich preise, laß mich den anderen von ganzem Herzen lieben! Die Handlung des Bildes geht bei Nacht vor sich, das Land vor dem Stall erhellt schwacher Mondglanz. Dies matte Licht gibt den Gegenton zu demjenigen, das von dem Körper des Jesuskindes ausgeht und alle Gegenstände im Stall hell bestrahlt. Die Wirkung dieses Helldunkels ist unglaublich, nicht nur durch den wundersamen Gegensatz zu dem Mondglanz draußen und den Kunstgriff, mit dem der Maler alles Licht auf einen Punkt sammelt und es nur ganz leicht über die vom Mittelkreise entfernten Oberflächen ausstreut, sondern auch durch die Farbtöne, die er hier anwendet. Es ist kein gelbliches Lampenlicht, wie man es wohl in Werken Caravaggios oder der holländischen Schule sieht, sondern reines, starkes Sonnenlicht, wie man nirgendwo sonst findet. Selbst »Petrus im Gefängnis« von Raffael wirkt kaum so

ſtark. Eine Hirtin, deren Blicke ſich beim Eintritt in den Stall unwillkürlich auf den Körper des Kindes richten, blinzelt, wie jemand, deſſen Auge von der Sonne getroffen wird. Sowie man das Bild aufgedeckt hatte, tat ich unwillkürlich dasſelbe, ſo überraſcht und blendet dieſer Lichtglanz. Die Wieſenkräuter, das Gelände, mit einem Wort alles Einzelwerk hat eine wundervolle Friſche und Vollendetheit der Farbe und iſt ſo trefflich erhalten, daß man behaupten möchte, es ſei erſt geſtern gemalt worden. So habe ich von Künſtlern äußern hören, man habe nie auch nur annähernd herausbringen können, wie Correggio bei der Miſchung ſeiner Farben verfahren ſei. Wer aber vermöchte die Zartheit und Lieblichkeit, die Huld und Schönheit, den Ausdruck in den Geſichtern von Mutter und Kind wiederzugeben, wie ſie faſt über ihr Kind hingeſtreckt liegt, um es zu liebkoſen! »Ich grüße Dich, Maria, voller Gnaden!« Sie iſt wirklich die Gnadenvolle, oder es gab ſie niemals.

Es mag, alles abgewogen, noch vollkommenere Bilder als das geben, wenn man mir die Wahl unter allen, die ich je ſah, freiſtellte, griffe ich hier zu, ſo habe ich's liebgewonnen. Der Herzog erzählte mir, daß er den ſchriftlichen Werkvertrag, den man für das Bild mit Correggio abgeſchloſſen habe, noch aufbewahre (der Preis des Bildes betrug etwa 600 Lire nach unſerem Gelde, wenn ich mich recht erinnere), und daß er den Vertrag beſonders deswegen aufhöbe, weil er die lächerliche Fabel zerſtöre, die einige Geſchichtſchreiber von dem Bilde berichtet haben: nämlich, daß man ihm 200 Livres in Kupferdreiern als Preis ſeines Bildes gezahlt habe, worüber er dermaßen entzückt geweſen, da er noch nie eine ſo hohe Summe erhalten hätte, daß er ſchleunigſt mit der ſchweren Laſt heimgerannt ſei, davon habe er ein Seitenſtechen bekommen und ſei dran geſtorben.

Unſer Stelldichein auf dem Balle haben wir nicht verſäumt: Auf dem Hinweg ſchmiſſen mich meine Träger auf einen hohen Haufen Schmelzſchnee. Ich zog mich noch

recht geschickt wieder heraus, wie mir schien, und kaum war ich in den Saal getreten, so holte man mich zum Tanz mit der jungen Prinzessin. Ich und tanzen, glänzend! Sie wissen, wie ich solche Sachen leiste! Ich glaubte indes, es sei weder höflich noch respektvoll, mich zu weigern. Mitten im schönsten Menuett merkte ich, daß ich bei meinem Sturz meine schönen weißen Strümpfe das ganze Bein hinauf mit Schmutz bespritzt hatte. Sie können sich denken, wie diese Beobachtung die Anmut meines Tanzes erhöht hat. Ich weiß nicht, ob man darauf acht gab, sobald ich mit meinem Tanze fertig war, verkroch ich mich in die dunkelste Ecke des Saales. Dorthin kam kurz darauf der Herzog und war während eines Teils des Balles so gütig, sich über Malerei und eine Menge anderer Dinge mit mir zu unterhalten. Er ist geistvoll und weiß ausgezeichnet zu sprechen. Er weihte mich in die Skandalchronik der Stadt ein, wozu die Frauen, die er an sich vorbeipassieren ließ, den Stoff gaben. Der liebe Herr ist recht spottlustig! Der andere Morgen verging mit Besichtigung der Stadt, was schnell geschehen war. Sie ist mittelgroß, wenig hübsch und ebenso schmutzig, wie zur Zeit Pottas. Der Grund, auf dem Modena gebaut ist, liegt tief, ist wenig fest und sumpfig, es scheint hier eine ganz junge Erdschichtung zu liegen, denn in ganz außerordentlicher Tiefe hat man, wie Sie wissen, Pflanzen und Baumteile gefunden, die schon seit vielen Jahrtausenden dort liegen müssen. Ein schöner Vorwurf für moralische und physikalische Erörterungen. Aber nein! sprechen wir lieber von Potta und der »Secchia rapita« (Die geraubte Milchgilte, Vorwurf einer epischen Dichtung von Tassoni). Man bewahrt sie unter dem Domturm in einer kostbaren Truhe auf und drang in uns, sie zu besichtigen: ich war gar nicht so neugierig darauf, denn ich vermutete gleich einen verschimmelten, wurmstichigen Holzeimer. Der Turm ist hoch und hat eine schöne Marmortreppe. Die Kathedrale enthält nichts Besonderes, an das ich mich noch erinnerte. Der einzige her-

vorragende Bau, den Modena hat, ist der Palazzo: vollendet, wäre er einer der prächtigsten Bauten Italiens. Der Stil der Außenfassade gefällt mir kein bißchen, man hat in der Mitte einen mittelalterlichen Wartturm von maßloser Höhe oder einen Turm zu Babel in vier Stockwerken begonnen, der stets in einem Mißverhältnis zu der übrigen Linie des Gebäudes stehen wird. Kann man mir niemals Fassaden wie die des Louvre bauen oder die Säulenhalle der Antoniana in Rom!? Im Innern zwar ist der Bau prachtvoll. Den Hof umgeben Gänge und Säulenhallen durch zwei Stockwerke, doch sind erst zwei Seiten und eine halbe Halle davon fertig. Aber bitte, lassen Sie Ihre Aufmerksamkeit ein wenig bei einer offenen Treppe weilen, die von unten bis in die Spitze des Baues führt und von Reihen gekuppelter Säulen getragen wird. Sagen Sie mir, ist das nicht die Königin aller Treppen, und ob Sie satt werden, sie zu betrachten!

Da die Stunde des Mittagsmahles ein Loch in unseren Tag gemacht hätte, schenkten wir die Zeit lieber der Bibliothek und Muratori. Wir fanden den guten alten Mann mit den vier weißen Haaren auf seinem Kahlschädel trotz heftiger Kälte ohne Feuer und barhaupt in der eisigen Galerie arbeiten, inmitten eines Haufens Altertümer, oder nein, alten italienischen Plunders. Denn wirklich, ich kann mich nicht entschließen, den Namen »Antiquität« all dem zuzugestehen, was diese garstigen Jahrhunderte voller Unwissenheit angeht. Ich glaube, daß es außer polemischer Theologie nichts Widrigeres geben kann als dies Studium! Gut, daß sich Leute damit abgeben mögen (oportet unum mori pro populo), und ich lobe Leute wie Ducange und Muratori höchlich, die wie Curtius sich als Opfer in den Abgrund gestürzt haben, es ihnen nachzutun habe ich keine Neigung. Sainte-Palaye dagegen war außer sich vor Vergnügen, so viele alte Schinken aus dem zehnten Jahrhundert beisammen zu finden. Wir schufen eine kleine Ablenkung durch ein paar römische Inschriften, denn Muratori ist ein vielseitig brauchbarer Herr.

Er erzählte uns, er habe sich gewöhnt, zeitlebens so zu arbeiten, ohne von Schutzmaßregeln gegen Hitze oder Kälte Notiz zu nehmen. Er beklagte sich, daß man alles Geld für Soldaten ausgebe, und so schließlich die Wissenschaft zugrunde gehe. Endlich nach zweistündiger Unterhaltung, in der auch des Präsidenten Bouhier nicht vergessen wurde, dessen Name wie von selber den Gelehrten aller Länder auf die Lippen kommt, trennten wir uns von dem wackeren Manne, hoch befriedigt von seinem schlichten Wesen und seiner umfassenden Gelehrtheit. Unterwegs, als wir ihn verlassen hatten, stellten wir Betrachtungen an über die Laune des Großherzogs, der den beträchtlichsten und sichersten Teil seiner Einkünfte auf den Unterhalt von zweitausend Mann verwendet, die ihm in Friedenszeit nur als Rekruten für die andern Souveräne dienen, denen sie unaufhörlich durchbrennen, und in Kriegszeiten keinerlei Stütze bieten, den großen Heeren gegenüber, die sich in der Lombardei in den Haaren liegen. Aber was wollen Sie?

»Ein jeder Graf will seine Pagen haben.«

Dabei muß er, ohne irgendwas dagegen tun zu können, bei jedem italienischen Krieg gewärtig sein, daß sein Land dem ersten besten als Beute in die Hände fällt. Wie das der verstorbene Herzog recht schmerzlich erfahren hat, als ihn Marschall Villars um die Schlüssel der Stadt Modena ersuchen ließ. Der Herzog weigerte sie ihm nicht, sondern bat nur, daß man ehrenhalber, und weil er kaiserlicher Lehnsherr sei, ein paar Feldstücke oder wenigstens einige Truppen anrücken ließe, zu welcher Gefälligkeit sich Marschall Villars jedoch nicht verstanden hat. Diese Tatsache wurde mir von dem Edelmann selbst erzählt, der mit Marschall Villars darüber die Verhandlungen geführt hatte, er war heute noch über diese Härte ganz entrüstet. Das ist das große Übel für dies kleine Staatchen, das einzige seiner Art, was heute noch in der Lombardei besteht. Es hat sehr an Bedeutung ver-

loren, seit es nicht mehr wie ehedem seinesgleichen zu Nachbarn hat, sondern Mächte, wie die Bourbonen und Österreich. Davon abgesehen ist es ein sehr niedliches Fürstentum, das zwei Millionen Einkünfte einbringt und nicht mit der unendlichen Liste von Ausgabetiteln belastet ist, die die großen Königreiche bedrücken.

Ich habe häufig die Beobachtung gemacht, daß kleine Fürsten verhältnismäßig reicher sind als große. Der Apparat einer großen Monarchie, besonders das Militär, pumpt diese aus, jene hingegen haben, wenn sie klug sind, Luxusausgaben nur für Bauten und Kunstsachen: sehen sich also in der Lage, Sammlungen von höherem Werte, als die der Könige, zu erwerben, wie beispielsweise die Farnese und Medici getan haben. Wenn der Papst so hohe Abgaben von seinen Untertanen erhöbe, wie die anderen Fürsten, und seine Gelder ordentlich verwalten ließe, wäre er nach Abzug aller Ausgaben der reichste Herr Europas.

Unter solcherlei Gesprächen machten wir Besuche bei dem Marchese Guicciardi, dem jungen Rangoni, Madama Cesi und verschiedenen anderen Herren und Damen, mit denen wir Bekanntschaft gemacht hatten. Das ging hier sehr rasch, denn der Adel beiderlei Geschlechts dieser Stadt ist recht höflich und zuvorkommend, liebt Unterhaltung und Vergnügen und versteht's, lustig zu leben. Die ganze Zeit über, die wir in Modena blieben, war ein Fest nach dem anderen, freilich sind wir jetzt in den letzten Tagen des Karneval, die übrige Zeit des Jahres hat die Stadt kein so lebhaftes und glänzendes Gepräge. Der Herzog hat dies Jahr hier einen ausgezeichneten Gedanken durchgeführt, indem er den Karneval in Modena genau so feiern läßt wie in Venedig. Man geht also in Maske zu Hof, auf die Promenade, ins Theater und die Ridotti, wie die Galerien nahe der Oper heißen, wo man sich zum Spiel versammelt. Diese Maskerade leiht der Stadt das Gepräge eines nie aussetzenden Festes. Wir machten gegen Abend in unserem Wagen den Korso mit, das

heißt, wir fuhren in langsamem Trab die »Große Straße« auf und nieder. Nicht als ob Wetter und Jahreszeit dazu gerade übermäßig einladend gewesen wären, aber man mußte mit dem Strom schwimmen, es den übrigen Bewohnern der Stadt gleichtun und vorbeibummelnd die Masken betrachten, grad wie man in Paris an der Porte-St.-Antoine zu tun pflegt. Nun, Freundchen, beschwert euch nochmal darüber, daß ich »stets und bei jeder Gelegenheit mich erwarten lasse«: Wahrhaftig, ihr habt wohl noch ein Recht dazu, nachdem ich die gnädige Frau Herzogin von Modena in ihrer eigenen Hauptstadt auf die Abendtafel habe warten lassen. Das war doch noch ein Titel, der zu meinem Ruhmeskranz fehlte, und ich weiß selbst nicht, warum ich mich so geschämt habe. Auf dem Korso hatten wir unsern Kutscher angewiesen, er solle sich aus der Wagenreihe herauswinden und der Kutsche der Herzogin nachfahren, sobald er sähe, daß sie ins Schloß zurückführe. Er nahm den Fuchs für den Zobel und fuhr, da er die Leibwachen noch sah — die aber dem Herzog seine waren —, seelenruhig auf und nieder, und wir ließen ihn fahren, so daß wir bei Morgengrauen, wenigstens, wie wir uns einbildeten, im Palast ankamen, denn es war nicht viel über sechs Uhr abends. Als wir in das Vorzimmer eintraten, ward uns gesagt, Ihre Hoheit sei bei Tisch und habe eine halbe Stunde lang auf uns gewartet, dreimal herausgeschickt, ob wir nicht kämen, und schließlich den Schluß gezogen, wir hätten sie vergessen. Daraufhin faßten wir den Beschluß, wieder umzudrehen, ich hielt es jedoch für richtig, um unserer Dummheit nicht noch die Krone aufzusetzen, die Frau Herzogin wenigstens vorher wissen zu lassen, daß wir gekommen wären. Sie schickte sofort wieder heraus, wir möchten doch eintreten, ich stieß Lacurne vor, damit er in dieser fatalen Sache unseren Sprecher mache. Er stammelte einige entschuldigende Worte, sie ließ ihn aber nicht weit damit kommen und wußte die Sache sehr gütig beizulegen, indem sie sagte: »Ich habe früher als gewöhnlich gespeist, weil ich

vorhatte, gleich nach der Tafel in die Oper zu gehen, wohin Sie hoffentlich mitkommen.« Man setzte uns Sessel hin, die Suppe war eben erst aufgetragen, und das Mahl verlief in vergnügtester Unterhaltung, fast nur auf französisch. Die beiden Prinzessinnen, ihre Schwägerinnen, waren zugegen, sieben oder acht Damen und noch zwei oder drei Herren außer uns vieren, denn der Marchese Bevilacqua machte den vierten. Nach der Tafel gingen wir in die Loge der Herzogin zur Oper. Diese Oper war für Italien etwas Neues. Der Herr Herzog ist nämlich mit Recht der Meinung, unsere zur Komposition bestimmten Dichtungen, die mit Rezitativen, Arien, Zwiegesängen und Ballett untermischt sind, seien wegen ihrer Mannigfaltigkeit in Musik und Schauspiel in ihrem Bau der Eintönigkeit der italienischen Gedichte mit ihren ewigen Rezitativszenen vorzuziehen, und hatte deshalb eine französische Oper »Le Carnaval et la Folie« übersetzen lassen. Die Worte sind recht hübsch und waren vorzüglich übersetzt, doch stand die recht mäßige Musik des Signore Pulli nicht auf gleicher Höhe, so weiß ich nicht, wie der Versuch dem italienischen Geschmacke behagen wird. Da müßte schon mein lieber Pergolese oder der »Sassone« kommen, um dem Plane zu einem Erfolg zu verhelfen. Die sehr hübschen Tänze waren von Mademoiselle Grognet, die sich, groß wie eine Pariser Pinte, in ihrem Mannshabit gar nett zu tummeln wußte. Am Schluß des ersten Aktes sagte die Herzogin zu mir: »Geben Sie, bitte, acht auf die Tänzerin, die jetzt auftritt, und sagen Sie mir, ob Sie auf allen Ihren Streifzügen je ein so schönes Geschöpf gesehen haben.« Ich hob meine Lorgnette und erkannte meine — wundervolle Ancilla aus Venedig. Als die Herzogin mein Gesicht sah, sagte sie lächelnd, sie merke schon, daß ich sie noch besser kennte, wie sie. Das Geschöpfchen hält hier den jungen Rangoni unter dem Pantoffel und bringt ihn mit ihrer Dummheit und ihren närrischen Einfällen zur Verzweiflung. Ihr Wuchs ist schön wie der einer Prinzessin im

Märchen, aber nie gab es ein törichter Schlänglein. Sobald die Oper vorbei war, besuchte ich sie in ihrer Loge, und wir erneuerten unsere Bekanntschaft. Ich traf Rangoni dort, der mir gestattete, sie bei ihr zu Haus zu besuchen, was ich dann am anderen Morgen auch wirklich getan habe. Diese selbe Nacht aber gab es noch großen Ball und großes Biribi. Ich gab mich aber mit dem einen so wenig ab wie mit dem anderen, trottete ein wenig herum, machte alle meine Touren ab wie Hans Hase und schlief dann sechs Contretänze hindurch in einer Saalecke.

Am Faschingsdienstag lud uns der Herzog zu einem großen Fest, das er abends veranstaltete. Wir begaben uns in die Oper, wo alle die jungen Prinzen zugegen waren. Er winkte den jüngsten herbei, den seine Frau vor drei Jahren in Frankreich geboren hatte, und sagte: »Da sehen Sie meinen kleinen Pariser, ist's nicht ein hübsches Kerlchen?«

Dem Kleinen schien die Sache viel Spaß zu machen, er ist dem Herrn Regenten wie aus dem Gesicht geschnitten. Der älteste der Prinzen ist ungefähr sechzehn Jahr alt, er gleicht im Gesicht und Wuchs sehr seinem Vater, man sagt, er sei hochnäsig. Seine Vermählung mit der jungen Cibo, einzigen Tochter des Prinzen Massa-Carrara ist eben vollzogen worden. Das ist ein kleines Fürstentum zwischen den Gebieten Luccas und Genuas. Von dort bezieht man den schönen carrarischen Marmor, den schönsten der weißen Marmorarten, die heutzutage noch gebrochen werden, der aber an Glanz dem von Paros im Archipel nachsteht, den die Römer verwandt haben. Die Heirat ist ein gutes Geschäft, besonders, weil sie dem Herzog von Modena ein Plätzchen am Mittelmeer zubringt.

Nach der Oper griff mich der Herzog bei der Hand und sagte: »Kommen Sie, ich will Ihnen den Tuileriensaal zeigen.« Er hieß seine Pagen Fackeln bringen und führte mich in einen großen Theatersaal, der jenem bis ins kleinste glich. Derselbe Baumeister hat beide aufgeführt, der in Modena

ist das Original. Da er so gepriesen wurde, wollte der König einen ebensolchen in Paris haben. Er wird in Modena wie in Paris nicht allzuoft benutzt. Man hat eingesehen, daß die gewöhnliche Form unserer Theater bequemer ist.

Ich hatte Ihnen für heute abend ein Fest des Herzogs verheißen: es war wirklich vollendet und sehr artig ausgedacht. Er bewirtete Stadt und Vorstädte ohne Ausnahme. Unmittelbar nach Schluß der Oper wurde im Parterre und in jeder Loge für die Zuschauer das Abendessen aufgetragen, ein zweites auf der Bühne für die Schauspieler und eins für die Musiker im Orchester. Indes führte er seinen ganzen Hof in eine Galerie der Ridotti, wo an vier Tafeln gedeckt war. Seine Gattin, seine zwei Schwestern und er selber hatten den Vorsitz. Er hatte alle Leute zusammengestellt und namentlich angegeben, wer an jeder sitzen sollte, wir vier kamen jeder an eine andere. Wir hörten in dem Gedränge einen Küchenmeister mit einer Liste in der Hand wie besessen schreien: »Quattro signori francesi.« Er hatte für diesmal den Bevilacqua als Franzmann naturalisiert.

Wir eilten uns, damit wir nicht wieder so in Verlegenheit kämen wie am Vorabende, saßen zu zehnen an jeder Tafel, und ich kam an die des Herzogs. Das Mahl verlief heiter, voller Vertraulichkeiten und guter Scherze, und wir tafelten noch, als man im Theatersaal schon die Tafel aufhob. Während wir zu Ende speisten, erhöhte man das Parterre, um einen Ballsaal zu schaffen, den wir bei unserer Rückkunft schon fertig und mit einer Menge von Kronleuchtern und Kandelabern erhellt fanden. An den beiden Saalenden hatte man zwei Salons ausgespart für Pharao und Landsknecht. Hier bemühte ich mich, nicht ganz ohne Not, ein paar Zechinen zu gewinnen, da unsere Barmittel, die ich zum Teil in Rom mit Migieu gegen Wechsel auf Mailand eingetauscht hatte, fast erschöpft waren. Die Herzogin spielte in ihrer Loge aus Leibeskräften Biribi. Der Generalsteuerpächter ist beim Biribi Bankhalter und läßt es durch angestellte »Beutel-

spinnen« verwalten, das heißt, er bringt die ganze Nacht damit zu, Quittungen in Empfang zu nehmen.

Um vier Uhr morgens haben wir uns, mit Huldbeweisen überschüttet, von den Hoheiten verabschiedet. Dann bin ich hierhergekommen, um diesen Brief abzuschließen und an Sie abzuschicken, worauf wir in unsere Postkutschen steigen wollen, um dasselbe Leben in Mailand fortzusetzen. Welch letztere Entschließung Ihnen vielleicht nicht ganz angebracht erscheinen mag, denn bei der Regelmäßigkeit, mit der Sie die Fasten halten, werden Sie den Einfall verrückt finden, daß man Hals über Kopf abreist und Karneval am Aschermittwoch beginnen will. Sie werden sehen!

## DREIUNDFÜNFZIGSTER BRIEF*)

An Herrn von Neuilly.

Fahrt von Modena nach Mailand.

Mailand, den 23. März 1740.

Eure Herrlichkeit müssen wissen, daß die Osterfasten allen Regeln nach auf vierzig Tage eingerichtet sind, so wurden sie auch zur Zeit des heiligen Ambrosius noch gehalten. Erst irgendwelchen Epilogisten, die gern das Tüpfelchen auf das i machen wollten, ist später eingefallen, daß auf die vierzig Tage vier Sonntage kamen, an denen nicht gefastet wurde, was der Figur der Vierzig ein kleines Loch machte: darauf bescherten sie uns dann das Zusatzschwänzchen von vier Fasttagen zu der übrigen Mahlzeit, was wir auch gutmütig und dumm annahmen. Aber ihre Beredsamkeit glitt an den Ohren der Mailänder ohne Eindruck ab, denn die beriefen sich auf das Rituale und kümmerten sich einfach nicht um die neue Verordnung. Weder Drohen noch Bitten

*) Lettre LIV bei Colomb.

vermochten sie in ihrem Eifer für die Formen der Urkirche in diesem Punkt abzukühlen. Umsonst versuchte Karl Borromaeus seinerzeit, den alten Zankapfel wieder hervorzuholen. Seine Beichtkinder sandten einen Bevollmächtigten nach Rom als Gesandten des Karnevals und erreichten immerhin, weil man ihnen doch Schwierigkeiten machte, daß der Freitag und Sonnabend von dem allgemeinen Fasten ausgenommen wurde, indem sie hervorhoben, es sei unerhört, daß am Tage vor dem Fasten ein magerer Tag liege. Mild denkende Leute haben den Brauch auch auf den Sonntag ausgedehnt, da es doch nicht passend wäre, eine so lange Bußübung am Ruhetage der Woche zu beginnen. Oder auch, weil ... wie die heilige Elisabeth zu ihrem Gemahl sagte: »Aber Herr, heut ist Pfingsten, und da wollt Ihr so etwas tun!«

Also setzt man sich nach einem großen Ball, der am Sonntag abend beginnt und bis in den Tag dauert, zu Tisch und bleibt hier einen beträchtlichen Teil des Montag sitzen, denn all das ist nur das Nachtmahl vom Sonntag. Freilich, letzteres wird nur geduldet, als ihr eigentliches Recht betrachten das auch sie nicht. Im Ernst: dieser Brauch bringt, wie man sich denken kann, der Stadt Mailand ein gut Stück Geld ein. Alle Leute aus den umliegenden Sprengeln kommen herbei in Masse nach dem Grundsatz: »Unangenehmes soll man abkürzen.«

Bevor wir abfuhren, nahmen wir noch herzlich und mit Bedauern von unserem Freund, dem Marchese Bevilacqua, Abschied, ich tat unrecht, ihn bei meiner Abreise von Rom Ihnen gegenüber zu verlästern. Aber ich hatte mich auf die Hinterfüße gestellt, weil ich ihn ein Gewerbchen daraus machen sah, ständig Madame Bentivoglio auf dem Nacken zu sitzen, ohne je ein Wort zu ihr zu sagen. Für den Zuschauer ist die Rolle, die der Cicisbeo spielt, wirklich nicht zum Ansehen. Aber ich war im Unrecht. Er machte die üble Angewohnheit, die sein Volk einmal hat, nur einfach mit. Er ist ein Prachtbursche: vernünftig, geistvoll und gütig, kurz,

der angenehmste Gesell der Welt. Er kehrt in seine Heimat Ferrara zurück.

Durch Reggio fuhren wir rasch, ohne anzuhalten, so eilig hätten wir's, mit der Extrapost in Mailand zum Karneval einzutreffen. Reggio schien mir etwa so groß als Modena, aber besser angelegt und gebaut. Alljährlich gibt's hier eine ziemlich berühmte Marktmesse, zu der auch der Hof ein paar Tage kommt, um sich zu amüsieren. In dieser Zeit spielt dann hier eine vorzügliche Oper, das würde mich wohl am meisten locken. Der Weg von hier bis Parma geht fast immer über Wiesen, die ein Flüßchen benetzt, das man an einigen Stellen überqueren muß.

Die Stadt Parma ist an sich nicht besonders hübsch, liegt aber vortrefflich in einer fruchtbaren Ebene und ist nicht weniger reich an Bildern Correggios als Modena. Denn hier sind die zwei berühmten Kuppeln, die den Carraccis so viele bewundernde Ausrufe entlockt haben, »daß sie hier Vollkommeneres gefunden hätten als die Cäcilia Raffaels«. Ja, Schöneres unwidersprechlich, viel Schöneres sogar, aber es gibt ja auch von Raffael weit schönere Bilder als die Cäcilia, nur hatten die beiden Carracci nichts weiter von ihm gesehen. Sie können sich denken, daß wir zu den beiden Kuppeln liefen, wie wenn es gebrannt hätte. Von der Domkuppel war ich nicht sehr befriedigt. Man hält die Dächer schlecht instand, so daß die durchdringende Feuchtigkeit viel an den Bildern verdorben hat. Davon abgesehen hat sie den bösen Kompositionsfehler, daß sie mit kleinen Bildkompositionen und Figuren bemalt ist, die in solcher Höhe schlecht zu sehen sind. Die vier Statuen, die den Zwickeln der Wölbung als Stützen zu dienen scheinen, scheinen mir besser im Stil als das übrige, haben auch die rechte Größe.

Die zweite Kuppel, die von San-Giovanni, löschte den schlechten Eindruck wieder aus, den die erste mir hätte hinterlassen können. Die Komposition besteht aus nur zwölf riesengroßen Gestalten, von unerhörter Kühnheit der Zeichnung,

so wirklich, so perspektivisch treu da oben an der Kuppel in der Luft stehend, daß ganz gewiß niemals etwas Gleiches der Art geschaffen worden ist. Obendrein beachten Sie noch, daß einige dieser Riesen in Wirklichkeit nicht höher als zwei Fuß sind. Dabei sind sie von unten bis oben, von der Sohle biz zum Scheitel zu sehen, und diesmal, wahrhaftig, schwöre ich Ihnen, daß sie in der Luft stehn. An vielen Orten haben die Carracci diese schöne Manier nachgeahmt, die Correggio erfunden hat. Vor ihm brachte man die Bilder an Decken wie Teppiche an. Sie erinnern sich, was ich Ihnen über diesen Gegenstand berichtet habe, als ich von dem Deckenbild der Psyche an der Longara in Rom sprach. Aber: »Non omnia possumus omnes.«

Nein, wenn man ein Verzeichnis der großen Maler aufstellt, muß man diese zwei herauslassen, sie stehn zu sehr außerhalb aller anderen, um sich irgendeiner Klasse einzufügen. Zwei Engel sind sie, die vom Himmel herabkamen und wieder zu ihm emporstiegen. Und Correggio war für die Nachahmer sogar noch weniger erreichbar als Raffael, er hat außerdem das voraus, daß er nie ein vollkommenes Vorbild gehabt hat, denn er konnte sich nicht am hohen Stil der Antike bilden, weil er nie aus seiner Heimat gekommen ist. Mit einem Wort, er dankt alles eigenem Erfinden und der zauberischen Schönheit seines Genies. Andererseits freilich hatte er wohl einen besseren Lehrmeister als Raffael: denn Mantegna steht hoch über Perugino, aber der Abstand von Lehrern und Schülern ist hier zu gewaltig, ihr Einfluß ist kaum niedrig genug zu veranschlagen. All das sage ich, nicht um Correggio mit Raffael auf eine Stufe zu stellen, sondern damit Sie ihm einen besonderen Ehrenplatz nach jenem geben. Dann erst lassen Sie die folgen, die Sie an die ersten Stellen der ersten Klasse zu haben wünschen. Unsere französischen Kunstgelehrten werden Ihnen Rubens und Poussin vorschlagen, wenn es nach mir geht, und ich meinem Verstande folge, so ist es Lodovico Carracci, frage ich mein

Herz, Guido Reni. Die zweite Kuppel, von der ich eben erzählte, verdient einen Platz in der ersten Reihe der ersten Klasse der großen Werke.

In einer anderen Kirche ist noch ein sehr berühmtes Bild Correggios, Maria Magdalena, Jungfrau und Kind anbetend, mit dem gleichen Glanz und entzückendem Schmelz der Farbe, wie er keinem Maler außer ihm eigen ist. Seit die Stadt Parma keinen Hof mehr hat und keine Farnese, verarmt sie, wie Ferrara und die anderen Städte, die ihre eigenen Herrscher verloren haben.

Im Palazzo verweile ich nur noch bei dem Theater, das fast wie ein antikes gebaut ist und eine ausführliche, schöne Beschreibung verdient hat. Seine Form ist in der einen Hälfte, die für die Zuschauer bestimmt ist, gerundet, in der anderen mit dem Bühnenhause viereckig. Man tritt durch die ziemlich niedrige, der Bühne gegenüberliegende Tür in das Parterre ein, das die Form eines halben Ovals hat. Es ist wie ein Boot, ungefähr drei Fuß tief, ausgehöhlt und gepflastert, und kann, wenn es die Gelegenheit fordert, bis zu dieser Höhe mit Wasser gefüllt werden. Für gewöhnlich ist der Boden mit Erde aufgehöht und eingeebnet. Um das Parterre zieht sich eine mäßig hohe, sanft abhängende Terrasse in Form eines Hufeisens, durch eine Balustrade nach vorn geschlossen, die vierundzwanzig kleine Genien bekrönen. Über dem Hufeisen ein Amphitheater aus etwa vierzig fußhohen Sitzstufen, da und dort unterbrochen durch enge Treppchen, die zum Erreichen der Stufen dienen. Auf diesen Stufen sitzen die Damen nieder, was freilich ziemlich unbequem ist, da sie vorn nichts zum Aufstützen haben, aber es schmückt das Schauspiel, da es alle Damen übereinander aufgebaut in ihrem ganzen Putz sehen läßt. Das Amphitheater wird durch ein Halboval von Arkaden geschlossen. Jeder Bogen, von der anderen durch zwei gekuppelte Säulen abgetrennt, bildet eine Loge. Ein über den Arkaden fortlaufendes Kranzgesims dient einem zweiten Stockwerk ähnlicher Arkaden


LUDOVICUS ANTONIUS
MURATORIUS,
Præpositus Ecclesiæ Parochialis S. Mariæ de Pomposia,
Bibliothecæ et Tabulario Serenissimi Ducis Mutinensis
Præfectus, Societatum Literariarũ Londinensis et Italica-
rum plerarumque membrum.
Nat. A° MDCLXXII. d. XXI. Octobr.

und Logen als Stütze, und über diesem zweiten Stock läuft eine Balustrade, die mit Statuen geschmückt ist. Dort im dritten Stockwerk befindet sich das »Paradies«. Das wäre für die Zuschauer: das Theater kann fünfzehntausend aufnehmen. Das Orchester befindet sich in zwei Tribünen seitlich vor der Bühne. Das Theater ist gut hundertzwanzig Fuß tief und entsprechend breit. Die Flügelgebäude sind mit Säulen und vierzehn Statuen geziert, von denen die zwei ersten Reiterbilder Alessandro und Ranuccio Farnese darstellen. Das Gebäude erscheint durchaus nicht groß im Verhältnis zu all dem, was es enthält, so vortrefflich sind die Maße darin beobachtet und der Baugrund ausgenutzt. Man versteht an der Eingangstür jedes Wort deutlich, das im Hintergrunde der Bühne gesagt wird, ich habe den Versuch selbst gemacht. Das Theater wird nur bei Festvorstellungen und anderen feierlichen Anlässen gebraucht, für gewöhnlich wird in einem Theater gespielt, das wie alle anderen hierzulande gebaut ist.

In Parma blieben wir nicht ganz einen Tag, reisten schon abends wieder ab auf einer sehr schönen Landstraße, die zwischen zwei Bewässerungsgräben hinläuft und die große Heerstraße war. Wir verweilten ziemlich lange bei der Betrachtung des Schlachtfeldes, wo wir 1734 gegen General Mercy gesiegt haben. Das Gelände erscheint der vielen Bäume wegen für ein Treffen von einiger Bedeutung recht ungeeignet. Die zwei Gräben, die die Straße, auf der sich die Schlacht zum Teil abspielte, einsäumen, müssen die Aktion sehr erschwert haben. Der Hauptzusammenstoß erfolgte um eine Mühle, die ungefähr eine Viertelmeile von der Stadt liegt. Es war uns große Freude, von Leuten aus der Stadt, die wir eigens dazu mitgenommen hatten, alles genau gezeigt und erklärt zu erhalten. Die Schlacht war ein Begegnungsgefecht, das keine der beiden Parteien erwartet hatte, und von dem unsere Herren Generäle, die, wie das Liedchen sagt, »nichts dafür konnten«, noch eine

Viertelstunde vorher nichts ahnten. Die lange grade Landstraße brachte uns bis Borgo San Donnino, wo wir übernachteten, und von dort nach Piacenza, wo ich mich kurze Zeit aufhielt. Die Stadt ist groß und macht einen ganz guten Eindruck. Die Straßen, die ich sah, sind breit und nicht übel angelegt, schienen mir freilich wenig belebt zu sein. Die Hauptstraße ist sehr lang und gradlinig. Hier fährt man auf den Korso, das heißt, man setzt sich täglich zur Zeit der Spazierfahrt dem Ersticken aus, gemäß dem ziemlich törichten Brauche vieler italienischer Städte.

Das Schiff der Kathedrale ist alt, ihren Hauptwert sehe ich in den Fresken: von Guercino, Lanfranco, ja sogar von den Carracci. Die Deckenfigur der Jungfrau in der Himmelfahrtskapelle steht ausgezeichnet in der Luft, wiewohl die Decke fast gar nicht gewölbt ist. Das Werk ist gut und wäre noch besser ohne seinen weißlichen Farbton. Beachten Sie auch »die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande« und eine »Beschneidung« desselben Künstlers. Das Beste aber, was ich in Piacenza gesehen habe, ist die Augustinerkirche mit einer rings von Arkaden umgebenen Vierung. Sogar die Querseiten der Vierung haben noch eine doppelte Reihe Arkaden. Zwei Reihen Säulen bilden das Hauptschiff, von dem ganz schlichte Arkaden rechts und links zwei Nebenschiffe abtrennen. Auf jeder der beiden Querseiten sind ebenso viele Kuppeln wie Arkaden. All das ist in weißem Stein recht geschmackvoll gebaut.

Den Rathausplatz zieren zwei bronzene Reiterbilder: Ranuccio Farnese und dessen Vater. Die adlige Welt von Piacenza hat öffentliches Kränzchen im Kasino wie in Bologna und vermietet ihre Kutschen an die Fremden wie die Signori von Siena, dürfte aber kaum recht viel mit dem Gewerbchen herausschlagen. Wir wenigstens kamen weder in ihre Kutschen noch in ihr Kränzchen, sondern begaben uns nach einigen Stunden Rast weiter nach Mailand. Kaum aus Piacenza heraus, geht es recht gemütlich über den Po auf kleinen

Fährbrücken, die hüben und drüben auf Rampen münden, auf denen die Wagen in die Fähren fahren. Die Fähre hat Ringe, in denen ein ſtark geſpanntes Seil läuft: An ihm läßt man die Fähre entlangrutſchen, und drüben ſind wir. Immer wieder Ebenen, Landſtraßen mit Bewäſſerungsgräben bis Mailand, wo wir uns zum zweiten Male mit weit weniger Geld wiederfanden als das erſte, ja, rund herausgeſagt, mit ſo wenig, daß wir Mühe hatten, nur die letzte Poſt zu bezahlen. So mußte unſer erſter Beſuch, den wir zu machen hatten, dem Herrn Bankier gelten. Ich wurde von der Geſellſchaft zu dieſem Pflichtbeſuch abgeordnet und ziemlich übel empfangen, als ich bei meiner Rückkehr meldete, daß Jerobeam Rouſſelets ehernes Herz

»Auf den Wechſel, von meiner Hand endoſſiert,
Zu zahlen verweigert, durch nichts gerührt.«

Er gab mir als Grund dafür an, die Handſchrift des Herrn Migieu ſei ihr Gewicht in Gold wert, ja, er halte ſo viel von ihr, daß er, wie üblich, vor Auszahlung einen Avisbrief von ihm haben wollte. Malen Sie ſich aus, in welche Lage uns das verſetzte. Daß Migieu nach Neapel ausgeflogen iſt, wette ich, darauf, daß er zu ſchreiben vergißt, will ich nicht wetten, denn ich weiß zu gewiß, daß ich gewinne. An das Herz unſeres unſeligen Bankiers verſchwendete ich eine Rhethorik, die das Herz eines Kannibalen erweicht hätte. Ich glaube, ich habe ihm ſogar ein paar Stellen aus den alten Lateinern angeführt, aber alles ganz gut, die Gelehrſamkeit war für die Katze.

»Und das wiſſet, wenn unſer römiſches Reich
Bankiers gehabt hätt', hart, felſengleich,
Und jüdiſcher Jud' als der Teufel.
Ganz ſo ſtandhaft und feſt
Wär's auch dann nicht geweſt.«

Glücklicherweiſe hatte ich mir in Nachahmung deſſen, was der treue Brinon einſt für den Grafen von Grammont getan

hatte, noch eine Birne für den Durst, nämlich ein paar alte Goldmünzen aus der Zeit Ludwigs XIV. aufgespart, die ich meinen betrübten Landsleuten zum Anschaun gab, um ihren Kummer zu lindern. Sie sind alles, worauf wir uns für unseren hiesigen Aufenthalt und unsere Reise nach Turin verlassen müssen, wo wir den Betrag von anderen Wechselbriefen erheben werden. Auf alle Fälle haben wir alte Freunde hier wie Conte Simonetta, die uns in dieser Klemme nicht stecken lassen. Sie sehen, so unterhalte ich Sie mit unseren kleinen Kümmernissen:

»Wenn wir Verdrießlichkeiten einem Freund erzählen,
So zaubern wir sie fort, so sehr sie quälen.«

Wohl hatte ich vor, hier wie in Bologna manchen alten Schwarm von mir wieder aufzusuchen. Aber wahrhaftig! Rom und so viele andere schöne Dinge, die ich seither sah, haben mir Mailand verleidet. Je feiner man sich seinen Geschmack bildet, um so heikler wird man. Gern würde ich an allen den Superlativen festhalten, die in meinen ersten Briefen an Sie geschrieben stehen. Aber gar viele Dinge, von denen ich Ihnen mit ganz prunkhaften Ausdrücken sprach — sie waren ja auch wirklich großartig in meinen Augen, die nichts Besseres gesehen hatten —, sind unterdes mittelmäßig geworden, durch Vergleich mit Besserem. Zum Beispiel denke ich eben an ein pomphaftes Verzeichnis, das ich Ihnen von den Bildern der Ambrosiana geschickt habe, die ich jetzt sämtlich ziemlich übel finde. Freilich haben wir heute einen so dunklen und garstigen Tag, daß alles grau und trüb wirkt. Über zehn Fuß hoch liegen die Schneehaufen auf den Plätzen. Nur die antike Säulenhalle San Lorenzos vermochte auch dieser Umgebung standzuhalten.

Lassen wir also alle diese grobstofflichen Schönheiten, und widmen uns lieber den Freuden des Karnevals und der Geselligkeit, die hier liebenswürdiger und unserer französischen Art verwandter ist als in irgendeiner Stadt Italiens.

Wir ſehen unſere alten Bekannten wieder, Prinzeſſin Trivulzi, die gute Gräfin Simonetta, die Bellinzoni, Archinti, Clerici und andere. Wir ſchmauſen, hauen ein wenig über die Faſten, gehen abends in die Oper und verbringen die Nächte auf Bällen. Aber ſpielen tun wir nicht, warum, wiſſen Sie. In der Oper gibt man ein Stück mit Muſik von Leo, einem meiner liebſten Komponiſten. Vermutlich ausgezeichnet, wenn ich's nur hörte. Aber das Parterre iſt rein närriſch oder ſternhagelvoll, vielleicht beides, und der Lärm, den das Volk vollführt, iſt frech, ſchamlos, zum Verrücktwerden, die »Halle« iſt nichts dagegen! Nicht genug, daß ſich jeder einzelne unterhält und ſchreit, daß ihm der Kopf dröhnt, daß man unter Geheul Beifall tobt, nicht dem Geſungenen, ſondern den Sängern, ſobald ſie ſich blicken laſſen und ſolange ſie ſingen, aber ohne zuzuhören! Nein, die Herren im Parterre haben ſogar lange geſpaltene Stöcke, mit denen ſie zum Ausdruck ihrer Bewunderung auf die Bänke ſchlagen, ſo laut ſie können. Sie ſtehen wieder im Bunde mit den Bewohnern der fünften Logen, die auf dies Signal millionenweis Flugblättchen herabſchleudern, auf denen ein Sonett zum Lobe der Signora oder des Virtuoſo, der gerade geſungen hat, gedruckt ſteht. Jeder biegt ſich mit halbem Leibe aus ſeiner Loge, um eins zu erhaſchen, das Parterre hüpft in die Höhe, und die Szene endigt mit einem allgemeinen Ah! wie beim Feuerwerk zur Johannisnacht. Soviel Schauſpieler, ſoviel Parteien, und ebenſo oft wiederholt ſich der Auftritt. Der lauteſte Radau bedeutet den größten Triumph, und als Löſung des im Stück enthaltenen Knotens verbleibt nichts als ein Rieſenkopfweh, mit dem die Anweſenden nach Haus gehen. Der Gouverneur war bei all dem zugegen. Ich war nahe daran, ihm eine Szene zu machen, daß er einen derartigen Skandal duldete. Nach ein paar Vorſtellungen kam ich ahnungsweiſe dahinter, daß die Oper die Keuſchheit Scipios behandelte, und daß ein Sänger namens Salimbeni, der den Gatten ſpielte, eine der ſchönſten Kaſtratenſtimmen

hatte, die ich in Italien gehört habe. Die Dekorationen waren schön, freilich nicht so schön wie in Rom. Ein Gladiatorengefecht im Amphitheater, das in dem Stück vorkam, wurde vortrefflich ausgeführt. Wir sollten solche Schaustellungen auch in unsere Oper einführen, dem Volk und sogar Leuten in den höheren Rängen würden sie gewiß gefallen. Aber unsere Bühnen sind so klein, daß man kaum eine genügende Zahl Leute für Schlachten und ähnliche Darstellungen unterbrächte. Das Mailänder dagegen ist ungeheuer, größer, wie mir vorkam, als das Teatro Alibert in Rom, aber weniger groß als das neugebaute Theater in Neapel: ehrlich gestanden, die beiden letzten sind es zu sehr.

Die hiesigen Bälle sind prächtig: Herrlich verzierte und erleuchtete Säle und eine Menge reich geschmückter, maskierter Damen. Meinen Sie aber nicht, ihr Anblick sei so verblüffend und prunkvoll, wie der Ball der Opéra in Paris, dafür freilich sind hier nicht so viele nichtssagende und gemeine Masken darunter. Der junge Senneterre, der Sohn des Botschafters, läßt es sich nicht nehmen, mitzufeiern, trotz des Gedränges und zweier Augen, die ihm fehlen. Er nimmt den ersten besten, den er unter seiner Hand findet, zum Führer und geht überallhin, plaudert mit dem und jenem und läßt sich alles erzählen, was vorgeht. Ich rechne es ihm hoch an, daß er sein Leiden in Geduld nimmt und auch auf das Schauspiel nicht verzichtet hat, wiewohl er nun selbst kein Zuschauer mehr dabei sein kann.

Wie aber kommt's, daß wir nicht abreisen? Da ist auch dieser angeklebte Karneval wieder vorbei und sogar schon einige Tage darüber, nun aber rasch! weit aufgemacht beide Flügel der Türe! Meiner Seel'! Migieu hat mich getäuscht, der Avisbrief ist endlich angekommen, und da ist auch schon der Herr Bankier, der unter tiefen Bücklingen unser Geld bringt! Hm! Um wieviel hübscher ich den Mann diesmal finde, als letzthin! Das noch, nun aber guten Abend für heute!

Ich reise nach Turin ab, wohin auch Sie bitte kommen mögen. Nur das eine muß ich Ihnen noch sagen, ehe ich Sie verlasse, daß ich eigens in den Mailänder Dom gegangen bin, um seinen Anblick mit dem der Peterskirche zu vergleichen. Die Mailänder Kirche scheint, wiewohl sie kleiner ist, deshalb größer, weil die Maße in ihr nicht so gut beobachtet sind, und weil ihre Pfeiler, die hier in großer Anzahl stehen, den Durchblick ausgedehnter scheinen lassen. Übrigens hat er wohl tatsächlich das größte Schiff, das ich nach Sankt Peter kenne, höchstens San Paolo fuori le mura, die wohl ebenso groß wie die Peterskirche ist oder ihr sehr nahekommt, dürfte das des Mailänder Doms übertreffen. Ihre Größe ist allerdings das einzige, worin sich die römische und die Mailänder Kirche miteinander vergleichen lassen. In allem sonst verdient der Duomo nicht, in einem Atem mit Sankt Peter genannt zu werden. Er ist schwarz, dunkel und obendrein gotisch. Wie großartig und wie fabelhaft gearbeitet diese Gotik ist: man wird wütend, ja noch einmal so böse darauf, wenn man die Bauten der alten Römer gesehen hat. Wirklich schön daran ist nur die Kühnheit und Größe des Unternehmens, erst wenn man den Bau im einzelnen betrachtet, bekommt man einen Begriff, welch eine riesige Summe von Arbeit darin steckt, und von der übertriebenen Kostspieligkeit des Unterfangens.

Ich habe Hochamt darin halten sehen, nach ambrosianischem Ritus, der sich hier noch bewahrt hat. Nach dem »Gloria in excelsis« wird das »Kyrie eleison« gesungen. An Stelle der Epistel singt man zwei Lektionen, hierauf nimmt eine Schar Männer und eine Schar Weiber nacheinander das Abendmahl mit Wein und Brot. Nach dem Abendmahl wird das Credo gesprochen. Der zelebrierende Priester wäscht sich die Hände, unmittelbar bevor er Brot und Wein weiht, und die Messe schließt mit einem neuen »Kyrie eleison«.

Ich bin jetzt in der Ambrosianischen Bibliothek, um verschiedene für mich angefertigte Kollationierungen von Sal-

lustmanuskripten abzuholen. Es fiel mir dabei wieder ein, in dem berühmten Josephusmanuskript, das Rufinus übersetzt hat, festzustellen, ob die in der gelehrten Welt soviel angefochtene Stelle über Jesus Christus sich darin befand oder nicht, aber ich habe nicht die Genugtuung gehabt, das herauszubringen, was ich zu wissen wünschte. Das Manuskript hat viele Lücken, und die Stelle gerade, wo man diese Bemerkung in die Werke des Josephus eingeschaltet haben soll, fehlte. Schließlich ist freilich dazu keine große Gelehrsamkeit und keine verzwickte Prüfung nötig. Man braucht nur die Stelle bei Josephus zu lesen und sieht sofort, daß die Stelle untergeschoben, sogar recht ungeschickt untergeschoben ist. Denn nicht genug, daß sie die Erzählung zweier unmittelbar einander folgender Begebnisse voneinander abtrennt, sie trennt sogar zwei Sätze, bei denen klar ersichtlich ist, daß sie ohne Unterbrechung aufeinander folgen müssen. Dies Josephusmanuskript auf ägyptischem Papyrus ist eins der merkwürdigsten, die überhaupt existieren. Es scheint an dreizehn Jahrhunderte alt zu sein und ist möglicherweise noch zu Lebzeiten des Rufinus geschrieben worden. Es ist sehr unvollständig und enthält nur fünf Bücher der »Jüdischen Altertümer«, nämlich das sechste bis zehnte Buch, und die sind noch lückenhaft.

Nun aber wirklich ganz »Guten Abend«!

## VIERUNDFÜNFZIGSTER BRIEF*)

An Herrn von Neuilly.

Fahrt von Mailand nach Turin. — Aufenthalt in Turin.

Turin, den 3. April 1740.

Eh' ich wieder beginne, einen guten Rat anstatt einer Vorrede: Nehmen Sie niemals die Cambiatura, allem zum

*) Lettre LV bei Colomb.

Trotz, was ich Ihnen vielleicht Gegenteiliges in früheren Briefen gesagt habe. Der Mailänder Gouverneur hatte uns auf unser Ansuchen eine Ermächtigung ausgestellt, sie zu benutzen. Die Erlaubnis ist nicht ganz leicht zu erhalten, und ach wie vortrefflich wären wir ohne diese Vergünstigung ausgekommen! Postmeister, Postillione nehmen es einem kreuzübel, wenn man die Erlaubnis hat, weil man so um ein Drittel billiger fährt, und machen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. So wollten sie durchaus nicht nachts von Mailand abfahren, indem sie behaupteten, die Cambiatura reise nur bei Sonnenschein. Bei jedem Pferdewechsel ließen sie die Koffer abpacken und wiegen, um uns die Überfracht über das, was die Cambiatura mitführen darf, aufzurechnen, falls wir nicht, um den Zeitverlust zu vermeiden, ihnen das Übergewicht nach ihrer Schätzung zahlten, wobei sie es dann doppelt so hoch ansetzten, als es war. Dazu eine verteufelte Kälte auf der großen Landstraße. Wenn ich den Postillionen sagte, sie möchten doch gefälligst traben, erhielt ich als einzige Antwort: »Come duncque Eccellenza? questo è la cambiatura, non è la posta.« Vergebens boten wir ihnen an, die Post zu bezahlen, die Henkersknechte waren boshaft und wollten nicht: »Oh! Signori, no! Avete la cambiatura, non avete la posta.« Wir haben also sehr rasch auf diese Wohltat verzichtet, sobald wir aus kaiserlichen Landen wieder heraus waren. Wenn man nämlich nicht nur ganz kleine Strecken zu fahren hat, z. B. von einer Stadt zur nächsten, sollte man nie ein anderes Gefährt als die Post wählen. Freilich ist sie überall recht teuer außer im Kirchenstaat, besonders aber in Piemont und der Lombardei, von allen unseren Ausgabeposten ist dieser der höchste gewesen, er ging sogar noch über das hinaus, was ich vorgesehen hatte, als wir unsere Reise antraten. Doch sind Sie dafür ausgezeichnet bedient, man kommt vorwärts, wie es einem behagt, und ist von niemandem abhängig, und die Annehmlichkeit hat man auch mit den Mietskutschern, den vetturini, nicht, die man obendrein

alle Augenblicke verhauen muß, und das ist ermüdend. — Von Bologna bis Turin zweihundertzwölf Millien, im ganzen von Rom bis Turin, unsere Strecke, die längste, die man wählen kann, fünfhundertzwanzig Millien, das heißt nach meiner Rechnung zweihundertacht Wegstunden. Gewöhnlich rechnet man drei Millien auf eine Meile oder Wegstunde, aber ein Fußgänger, der seinen gleichmäßigen Wanderschritt geht, macht nicht mehr als zweieinhalb Millien die Stunde. — Da wären wir also endlich in Turin, — mit zweihundert Meilen Vorsprung. Also bleibt uns nur noch, ehe wir uns wieder in die Arme schließen, der Mont Cenis, der, wie Sie wissen, ein lächerlich kurzer Paß ist, denn das übrige rechne ich dann überhaupt nicht. Der freilich wird nicht vergnüglich werden. Man hat uns schon gewarnt, er sei bis auf den Grund gefroren, was mir sehr glaubhaft erschien, wenn ich sehe, wie kalt es hier in der Lombardei noch Ende März ist. Sollten Sie zufälligerweise Freunde besitzen, die sich vorstellen, daß es in Italien keinen Winter gibt, so können Sie ihnen von mir aus versichern, daß das auch eine der irrigen Volksmeinungen ist, über die Brown in seiner Richtigstellung ruhig auch ein Wort hätte sagen sollen.

Wiewohl wir von Novara hierher fuhren, was die Gäule rennen konnten, hab ich den Weg, der übertriebenen Kälte wegen, recht lang gefunden. Allerdings hatte ich den Trost, mit Augen zu sehen, daß unsere französischen Kardinäle, die zum Konklave reisen, nicht besser als wir fahren. In Vercelli begegnete ich Kardinal Rohan und sagte ihm guten Tag. Die Garnison hatte für seine Durchfahrt Spalier gebildet. Er saß mit Abbé Soubise-Ventadour in einer italienischen, allen Winden offenen Kutsche, wie die unsern, wovon Seigneur Abbé mäßig erbaut schien. Der Kardinal machte sich nichts daraus. Ich bewunderte seinen Schneid in dem Alter, und dabei ist er gar nicht wohlauf. Die ganze Befestigung von Vercelli ist geschleift. Nur Fetzen der in die Luft geflogenen Festungswerke stehen noch aufrecht. Ein jämmer-

licher Anblick ist doch so eine zerstörte Festung, besonders im Schnee, der selbst die vergnüglichsten Dinge verdüstert. Ich war schon früher einmal durch Novara gekommen, damals fand ich's weit hübscher. Mehr weiß ich davon nicht, denn wir sind nur durchgefahren. Ich warf rasch einen Blick in die neue Kirche San-Gaudenzio, sie ist samt ihrem Hochaltar recht sehenswert. Die Stadt, die den Bau aufführen läßt, hat eine Steuer auf das Fleisch gelegt, um die Kosten zu decken.

Turin scheint mir mit seinen geraden Straßen, regelmäßigen Bauten und schönen Plätzen die hübscheste Stadt Italiens, ja ganz Europas. Der neueste davon wird rings von Säulenhallen umgeben. Allerdings der große Stil, der in einigen Denkmalen anderer Städte herrscht, findet sich hier nicht mehr, oder nur selten, wofür einem aber auch das Mißbehagen erspart bleibt, Strohhütten zu erblicken neben Palästen. Hier ist nichts hochgradig schön, aber alles gleich gut und nichts Mittelmäßiges darunter, und so wirkt das Ganze nicht gewaltig, da die Stadt nur klein ist, wohl aber ansprechend. Der königliche Palast ist recht schön und hat große Räume. Ich sah sie und die Gemälde, indem ich rasch einmal hindurchtrabte, es sind viele gute Bilder da. Aber Quintin soll mich in Ruh lassen und kein Verzeichnis mehr von mir verlangen. Ich muß mir wirklich das Vergnügen versagen, diese eisigen Bilder mit der Feder in der Hand einzeln zu beschreiben: In den Galerien ist es bei dem jetzigen Wetter höchstens im Kamin auszuhalten. In den Räumen der Königin ist ein Schrank, der völlig mit Chinalack auf Schwarz lackiert ist, eine prunkende Trübsal!

Der sogenannte »Palazzo Madama« hat eine prächtige Fassade, die weit schöner als die des großen Palasts ist. Die Balustrade, mit der die zweite Säulenordnung abschließt, trägt steinerne Statuen, die sehr leicht wirken. Im Innern eine der schönsten Treppen der Welt mit zwei Aufgängen und köstlicher Architektur. Die Wölbung, auf der sie ruht, ist gefällig und schön geschwungen, die, zu der sie hinauf-

führt, ist verziert mit Rosetten aus den verschiedensten Steinarten: weiter suchen Sie hier nichts. Wohnräume sind nicht vorhanden: es ist eine Treppe ohne den Palast dazu. Die winzige Behausung darüber bewohnt der junge Herzog von Savoyen, den Herr von ***, sein Hofmeister, uns vorstellte. Am Abend meiner Ankunft ging ich zum Marquis von Senneterre, unserem Gesandten. Seine Frau ist höchst geistvoll und geradeso bissig in ihren Bemerkungen, seine Schwiegertochter ist reizend: eine geborene Sainte-Suplice. Der junge Senneterre hat sie nach dem Gedächtnis geheiratet, seit er das Augenlicht verloren hat. Es ist ihm wieder eingefallen, daß er sie als hübsches Mädchen gekannt hat, und so hat er sie haben wollen. Der Gesandte ist, wie Sie wissen, ein ausgezeichnetes menschliches Wesen, er hat nicht das Pulver erfunden, liebt aber, und da scheint er mir vorzuziehen, leidenschaftlich Musik und versteht sich darauf vortrefflich. Ich wurde mit einem köstlichen Konzerte bewirtet: eine gute Sängerin und Arien, diese bezaubernden italienischen Arien. Selbst im Paradies wünschte man sich nichts Besseres. Dazu Lanzetti, von dessen erlesenem Cellospiel Sie ja aus eigener Erfahrung wissen, aber alle überragend die zwei Berruzzi, der eine Hoboe, der andere Baßgeige, die miteinander kleine musikalische Gespräche führten, bei denen man vor Entzücken hätte vergehen mögen. Die Entzückungen, in die einen so etwas versetzt, kann ich nicht in Worten ausdrücken. In meinem Leben habe ich nichts Beseligenderes empfunden, das ließe sich einzig mit der »Heiligen Nacht« Correggios vergleichen. Das Fest galt dem Kardinal von Auvergne, der am Vorabend hier angekommen war. Der Botschafter stellte uns vor, samt einer Menge piemontesischer und ausländischer Edelleute, darunter auch den Marquis von Courbon. Ehrlich gesagt, war ich aufs tiefste darüber entrüstet, daß ein Mensch, der wegen einer schimpflichen Handlung in Frankreich verurteilt und von dort flüchtig ist, ganz offen derart bei einem Gesandten

empfangen wurde. Der armſelige Kardinal darf jetzt dem römiſchen Volk und Senat ſein rot Käppchen und blau Bändchen zeigen und den Papſt wählen und iſt dahinter her, wie ein Kind hinter der Puppe. Ich dämpfte die Wellen ſeiner Begeiſterung ein wenig, indem ich den Plan des Konklaves aus der Taſche zog und ihn darauf das Rattenneſt ſehen ließ, das ihm als Schlafſtelle beſtimmt iſt, denn er hat bei der Ausloſung der Plätze am wenigſten Glück gehabt. Ich ſetzte ihm alles auseinander, was zu dieſer Art Behauſung gehört und nicht gehört, und unterrichtete ihn gleichzeitig in ſeinem Kardinalsgewerbe, von dem er nichts wußte, das heißt, ich belehrte ihn, wie man im hochehrbaren Konklavegefängnis ſeine Tage zubringt. Mein Bericht ſchien ihn aber weniger zu erfreuen als eine Partie Brelan.

Der Hof hat Trauer wegen des Todes des Herrn Herzogs, eines Schwagers der verſtorbenen Königin. Die jetzige kennen Sie ja. Ihre habsburgiſche Unterlippe tritt immer ſtärker hervor, im Geſicht iſt ſie noch kupfriger, als wir ſie in Dijon ſahen. Sonſt iſt ihr Ausſehen nicht übel, ja ſie hat etwas durchaus Vornehmes und Majeſtätiſches. Ihr allabendlicher Cercle iſt ein Muſter von Langeweile, etwas Trübſeligeres können Sie ſich nicht vorſtellen. Sie ſitzt in ihrem Lehnſeſſel inmitten des Empfangszimmers, ſämtliche Damen ſtehen reihenweiſe um ſie herum, wie Sprechpuppen. Alle ſtehen, ſie ſetzen ſich nur, wenn geſpielt wird. Von Zeit zu Zeit richtet die Königin an eine von ihnen ein paar Worte, die dieſe vom Platz weg beantwortet, ohne näherzutreten oder ſich auch nur zu rühren. Von dort geht es dann zum »Salute« oder »Stabat«. Darin beſtehen zur Zeit die Ergötzlichkeiten des Turiner Hofes. Geſpielt wird nicht wegen der Hoftrauer und noch mehr wegen der Faſten. In freudigerer Zeit ſpielen vier Damen eine unfrohe Quadrille, denn die Herren ſpielen nicht mit der Königin. Ich denke mir, dieſe unterhaltſame Etikette bringt den Herrſcher ebenſo zum Gähnen als ſeine Höflinge.

Vergnüglicher als der Hof ist die Stadt. Es fehlt nicht an liebenswürdigen Frauen, und in manchem Hause entfaltet sich eine vielköpfige und glänzende Geselligkeit. Hier wird das Pharao höchst sonderbar gespielt. Der Bankier, ein »Hausierer erster Klasse«, oder wenn Sie wollen ein Commis der Herren Bazire oder de la Fresnaye setzt als Bank seinen Kasten mit irgendwelchem lumpigem Anhängekram und Schmuckstücken denkbar mäßiger Beschaffenheit, jedes mit seinem Wert, das heißt, mindestens doppelt so hoch als der wirkliche, ausgezeichnet. Die Gewinner machen sich mit Schmuckstücken nach Wahl bezahlt, die Verlierer zahlen in barem Geld aus. Entscheiden Sie selbst, ob das Verfahren in dem schon an sich unvorteilhaften Spiel ein wenig die Gerechtigkeit herstellt. Auch die Spielregel weicht in einem Punkt von unserer ab: wir bezahlen bei Double die Hälfte des Einsatzes, hier nimmt der Bankier ihn ganz. Dafür zahlen Sie, wenn Ihre Karte mit Sonica verliert, nur ein Drittel. In Gesellschaften dieser Art und auch sonst muß man sehr acht geben, wenn man über Eingesessene etwas äußert. Ich weiß nicht, woher die piemontesischen Ehegatten den gefährlichen Brauch haben, ihre Gattinnen einen anderen Namen tragen zu lassen, als sie selbst tragen. Die Gattin des Comte A. ist die Frau Marquise B. und so weiter. Das könnte manchen, der hiermit unbekannt ist, zu einer ärgerlichen Verwechslung verleiten. Französisch und Italienisch wird fast gleich viel in Turin gesprochen, keins von beiden aber ist Landes- oder Volkssprache, sondern das ist das Piemontesische, ein italienischer, ganz heruntergekommener Dialekt, von dem ich kein Wort verstehe. Ein entartetes Kauderwelsch, wie die selbst zugeben, die es sprechen!

Es ward uns leicht, ziemlich rasch in die hiesige Gesellschaft einzuschlüpfen, da man uns mit Empfehlungsbriefen für Herrn Marquis de la Roque, einem Bruder des Stadtkommandanten de Solar, und manche andere versehen hatte. Außerdem befinde ich mich hier in meiner Bekanntschaft,

da mehrere Verwandte von mir, Herr von Bellegarde, vormals Botschafter in Frankreich, und der Marquis des Marches hier wohnen. Entsinnen Sie sich übrigens noch, daß Sie den großen Comte de la Roque, diesen schreckenerregenden Argus der Königin, in Dijon sahen? Wir alle hielten ihn damals für einen Menschenfresser, der zum Frühstück ein paar kleine Kinder von der Faust aß. Nicht die Spur: er ist ein reizender Mann von vollendeter Lebensart. Er nahm uns mit größter Freundlichkeit auf, gibt uns ein Fest nach dem anderen und bewirtet uns vor allem mit der Stimme Ezechiels, eines der besten italienischen Kastraten. Er muß damals strengsten Befehl gehabt haben, so schnauzbärtig vorzugehen.

Ich ging eines Vormittags in die Hofkapelle, um Somis zu hören, aber er spielt nicht täglich, und eigentlich sollte erst in einiger Zeit die Reihe an ihn kommen; so mußte ich dem Herrn der Kapelle und ihm selber ein wenig derb schmeicheln, um ihn gleich zu hören. Dem einen sagte ich, seine Musikanten seien die besten Europas, dem anderen, er sei die Hauptzierde der Turiner Kapelle, und es wäre mir recht schmerzlich, nachdem ich die berühmtesten Geiger Italiens gehört hätte, abreisen zu müssen, ohne ihrer aller Meister gehört zu haben. Mit Hilfe dieser Rhetorik kriegte ich meinen Somis für den nächstfolgenden Tag; er spielte ein Concerto »apposta«, eigens für mich, was sehr dumm von ihm war. Ich wäre mit der festen Überzeugung abgereist, er sei ein Geiger allererster Klasse, und nun fand sich, daß er zwar ein guter Geiger, aber weder an Tartini, Veracini, Pasqualini, San-Martini, noch einige andere heranreicht. Oh! Wie gern würde ich ihn für seine Schwester, die bezaubernd himmlische Vanloo eintauschen, die vor keiner Stimme, die ich in Italien hörte, in meinem Herzen verblaßt ist. Umfangreichere, klangvollere Stimmen gibt's wohl die Menge, aber keine offenbart in höherem Grade Geschmack und Anmut und leiht ihrem Gesang soviel Lebendigkeit und Freude.

Auch der König war in der Kapelle; seine Figur ist un-

vorteilhaft, er ist klein von Wuchs und sieht nicht gut aus, ist aber arbeitsam und klug, ein geschickter, tapferer Politiker, und versteht die Kriegskunst. Ich habe in Frankreich sagen hören, die Ehre an der gewonnenen Schlacht bei Guastalla gebühre dem Marschall Broglie, dagegen versicherte mir der Marquis des Marches, der dabei war und dem König von Sardinien keinen Augenblick von der Seite wich, es sei einzig sein Herr gewesen, dem man in dieser Schlacht den Sieg zu verdanken hatte. Dagegen, erzählte er weiter, nie im Leben habe er einen Menschen so groß gesehen, wie den Marschall Broglie an dem Unglückstage, als er an der Secchia überfallen ward, als er vor dem König und der ganzen Armee erschien, ohne Hosen, nachdem er alles, was er auf der Welt am liebsten hatte, Ruhm, Vermögen und Familie, eingebüßt, mit einem Worte in Umständen, wo jeder andere als er in Mutlosigkeit verfallen wäre und den Kopf verloren hätte. Alles war, wie Sie sich vorstellen können, in einem fürchterlichen Wirrwarr, und der König und Marschall de Coigny waren im besten Zuge, mit ihren Anordnungen alles zu verderben. Der einzige Herr von Broglie, in einer Kaltblütigkeit sondergleichen, erfaßte mit einem Blick, was ihre Anordnungen Fehlerhaftes hatten, zeigte es ihnen mit vier Worten, verbesserte sie, fügte das Nötigste hinzu und rettete die Armee. »Nie,« sagte er mir, »sei ein Mann größer gewesen als er in dem Augenblick.«

Ein einziger, der Marchese d'Ormea, besitzt das Vertrauen des Königs völlig. Er gilt für höchst befähigt, und man sagt, die wichtige Rolle, die sein Herr zur Zeit in Europa spielt und aller Voraussicht nach noch lange Zeit spielen wird, sei hauptsächlich auf seine Rechnung zu setzen. So kommt es, daß von allen italienischen Mächten die Italiener nur ihn allein fürchten, er sitzt ihnen, wie sie sich ausdrücken, an der Gurgel und wird sie früher oder später erdrosseln. Freilich ist er nicht stark genug, um viel auf einmal zu verschlucken, aber er breitet sich allmählig aus. König Viktor, sein Vater, sagte,


A rilevar in poche note accolto
Musico spirto un Giovanetto attende,
E l'armonia d'Amor intanto apprende
Di Donzella gentil nel roseo volto

〈31〉

Italien sei wie eine Artischocke, die man Blatt für Blatt verspeisen müsse. Sein Sohn wird diese Maxime so gut als möglich befolgen und sich nacheinander ohne Rücksichten auf die Vergangenheit mit sämtlichen bedeutenden Fürsten verbünden, die seine Stellung stärken können, mit Vorliebe indessen mit Österreich, lieber als mit uns oder den Spaniern, wiewohl er sich einzig auf Kosten des Hauses Österreich vergrößern kann, denn das Herzogtum Mailand ist der eigentliche Gegenstand seiner Begehrlichkeit. In schwierigen Zeitläuften wird er sich immer ein Stückchen österreichischen Besitzes heranangeln und mit der nötigen Geduld bekommt er alles. Ließe er dagegen zu, daß irgendein Prinz des spanischen Herrscherzweiges in der Lombardei sich einrichtet, so entstünde eine Macht neben ihm, die mindestens so stark wäre wie seine eigene, und würde für alle Folgezeit ein Stein des Anstoßes für seine Pläne werden. Ganz gewiß fände er, einmal im Besitz des Herzogtums Mailand, schreckliche Schwierigkeiten, sich dort zu halten, denn die Mailänder hassen die Piemontesen wie die Pest, und im ganzen übrigen Italien sind sie kaum beliebter. Vor einiger Zeit hat der König recht wenig großmütig gehandelt. Sie wissen, daß er ziemliche Meinungsverschiedenheiten mit dem Papst hat und daß diese durch die Vermittlung des Kardinals Alessandro Albani einer friedlichen Schlichtung nahe sind. Nun kam Giannone, der eine Geschichte des Königreichs Neapel geschrieben und durch sein Werk den ganzen römischen Hof gegen sich aufgebracht hatte, nach Piemont als Zuflucht suchender Flüchtling, und der König hat ihn in einem finsteren Gefängnis begraben lassen, um den Päpstlichen gefällig zu sein und in seinen Verhandlungen mit Rom ein bißchen bequemeres Spiel zu haben. Die Regierung im Piemontesischen schmeckt überhaupt ziemlich stark nach Willkür, vor allem auf der savoyardischen Bevölkerung trampelt man nach Herzenslust herum.

Da wir noch beim Kapitel Militär und Politik sind, sollte

ich Ihnen, mein lieber Kerl, die Zitadelle von Turin zeigen. Sie ist ein nach allen Regeln der Kunst befestigter Platz mit fünf Bastionen, alle Werke sollen, wie man behauptet, miniert und gegenminiert sein. Zum größten Teil ausgeführt wurden sie, ebenso wie die unterirdischen Räume, durch den Herzog Philibert von Savoyen. In der Mitte des Werks befindet sich ein wunderbarer, leider heutzutage schon fast verfallener Brunnen, er besitzt eine Doppeltreppe, deren Aufgänge sich kreisförmig umeinander winden, so daß ein Pferd, das hinabgestiegen ist, nachdem es getrunken hat, auf einem zweiten Aufgang nach oben steigt, ohne den Pferden, die auf dem ersten Treppenzuge hinabsteigen, zu begegnen. Ein Gewölbe, das den Brunnen bedeckte und das man verfallen ließ, hat nun auch die Treppe selbst zerstört.

Ich wollte der Valentinsburg einen Besuch machen, weil es einstmals meiner Familie gehört hat, der Urahn meines alten ewiglebenden Onkels verkaufte es, als er seinen Wohnsitz in Turin aufgab, an Prinz Emanuel Philibert, der ein Lustschloß daraus gemacht hat. Aber der Schnee, der unaufhörlich vom Himmel rieselt, hat bis heute diesen Ausflug vereitelt. Man hat hier übrigens ein höchst bequemes Verfahren, den Schnee aus den Straßen loszuwerden. Im höchstgelegenen Viertel der Stadt, das eine kleine Ebene bildet, staut man das Wasser eines dort entspringenden Baches zu einem kleinen See, der durch den hineingeworfenen Schnee noch rascher anschwillt. Wenn er voll genug ist, so leitet man sein Wasser, dem verschiedenen Gefälle entsprechend, durch die Straßen der ganzen Stadt. Das Volk stößt überall den Schnee in den Bach, der dadurch beständig anschwillt. Der Bach, der in den Po mündet, reinigt in zwei Stunden alle Straßen.

Eins der meistgepriesenen Dinge von Turin ist die Kapelle del Santissimo Sudario, sie ist hinter dem Chore der Metropolitankirche San-Giovanni und vierzig Stufen oberhalb erbaut, die Innenarchitektur ist von dem Theatiner Pater Guarini, ganz ausgeführt in schwarzem Marmor, des-

ſen Schwarz aber nicht beſonders ſchön iſt. Sechs große, um einen Kreis angeordnete Arkaden ſteigen von unten bis zu einem breiten Bande empor, das ein ganz herumgeführtes Kranzgeſims abſchließt, in dieſem Kranzgeſimſe ſind drei Tribünen mit vergoldeten Baluſtraden untergebracht, die in die Wölbung der Kuppel hineinragen. Der Reſt der Kuppel iſt durch eine Art Rundblenden gegliedert, deren Bögen einer über den andern bis an den Kuppelſcheitel hinanſtehen. Dieſe Bauart erinnert ein wenig an Gotik, die Kapelle als Ganzes wirkt düſter und ihr Stil gefällt mir trotz ihrer Vornehmheit im Grunde durchaus nicht. Weit lieber ſpreche ich Ihnen von dem neuen Theater, das der König grade eben gebaut hat. Es iſt eins der prachtvollſten und verſtändigſt angelegten in Italien. Benutzt iſt es noch nicht worden, ſondern erſt im nächſten Winter ſollen die Vorſtellungen darin beginnen. Die Turiner Oper hat einen ausgezeichneten Ruf, man ſagt, ſie habe ſtets vorzügliche Kräfte, ich habe den Wunſch, daß es ein wenig leiſer in ihr zugehe, wie in den andern Operntheatern Italiens. Die Univerſitätsbibliothek beſitzt nicht gerade ſehr viele Bände, ſcheint aber gute Sachen zu haben. Vor allem recht anſehnliche Handſchriften, unter anderen ein Lactantius, der derjenige ſein ſoll, nach dem man ihn zuerſt gedruckt hat, ich ließ mir wie gewöhnlich ein paar Salluſthandſchriften beiſeite legen. Von hier weitergehend, beſichtigte ich in einem geräumigen Bau mit mehreren Sälen den Archivſchatz. Man bewahrt hier unter anderen Dingen dreißig Foliobände der Werke des neapolitaniſchen Altertumsforſchers Ligorio ⟨Pirro⟩ auf, ſämtlich von ſeiner Hand geſchrieben, mit einer Menge vorzüglicher, gleichfalls eigenhändiger Zeichnungen aller Art. Das Werk beſchäftigt ſich faſt ausſchließlich mit Medaillen, Altertümern und Geographie, eine Rieſenarbeit. Das Hauptſtück aber, was hier zu ſehen iſt, iſt die berühmte Iſistafel aus Baſalt, ſehr eiſenhaltigem äthiopiſchem Marmor, oder irgendeiner metalliſchen Zuſammenſetzung — ich konnte nicht recht dahinterkommen —

eins der berühmtesten Stücke, die wir aus dem ägyptischen Altertume haben. Sie ist mit Hieroglyphen, ägyptischen Figuren bedeckt, die sich vielleicht auf den Isiskult beziehen, vielleicht auch auf ganz etwas anderes, denn was weiß man davon! Diese Figuren waren größtenteils in Silber in den Stein eingelegt. Eine Menge von ihnen ist heute nicht mehr vorhanden. Ich habe die ganze Geschichte dieses Denkmals einmal gewußt, aber wieder vergessen, und die Leute, die es erklären, verstehn nicht einen Deut davon. Alles, dessen ich mich noch erinnere, ist, daß sie einst in Mantua war und bei einer Eroberung dieser Stadt von Soldaten ausgeraubt wurde, die einen Teil der Silbereinlagen herausklaubten. Sie galt dann lange Zeit für verloren, und ich weiß nicht, auf welchem Wege sie in den Besitz des Königs von Sardinien gekommen ist. ‹Pignonius› Pignoria hat eine Zeichnung der Tafel mit einer langen höchst gelehrten Erklärung gegeben, ein Buch, was Sie sich anschaffen sollten, falls Sie es nicht schon besitzen.

Gestehen Sie selbst, geliebter Gegenstand, daß ich wirklich ein Übermaß an Gutherzigkeit besitzen muß, um Ihnen noch immer weiter so lange Schreibebriefe zu verfassen, indes Sie mich nun schon ein Jahrhundert nach Ihren Briefen umsonst seufzen lassen. Wissen Sie wohl, daß ich von dem Sitz aus, den ich in der Tournelle die Ehre habe einzunehmen, schon manchen habe peinlich befragen sehen, der lange nicht so schlimm war, wie Sie? Ich nehme an, daß Sie sich für ertappt und überführt halten, daß Sie ein Nichtsnutz erster Klasse sind. Sie wissen selbst, ob ich zur Nachsicht neige, wenn es sich um die siebente Todsünde handelt. Trotzdem will ich gern Gnade vor Gerechtigkeit ergehen lassen, aber glauben Sie mir, das Sicherste für Sie, dessen würdig zu werden, ist das, daß Sie sofort eine gute lange Antwort nach Genf senden, wohin ich mich nun begebe, um zu sehen, ob sich nicht doch eine Möglichkeit findet, meinem Onkel die letzten Ehren zu erweisen, der wieder einmal die schönste

Gelegenheit der Welt verpaßt hat, nämlich die, im Gefolge des heiligen Vaters im Paradies einzuziehen. Außerdem versäumen Sie nicht, um keine Maßnahme der Vorsicht zu vergessen, Ihrem Sekretär Magnien einzuschärfen, daß er Ihnen unverzüglich ein paar Gnadengesuche aufsetzt, die ich bei meiner Rückkunft dann vielleicht gütigst zu den Akten nehme. Was Sie alles unseren Freunden und Freundinnen von mir auszurichten haben, brauche ich nicht im einzelnen herzuzählen, denn das können Sie sich schon an den Fingern hersagen.

Aber für die hübschen Sächelchen, die Sie so gut unseren kleinen entzückenden Damen Bourbonne, Montot und Fontette zu sagen wissen, bedarf es eines besonderen Kapitels. Oh! welche Wonne, sie nach einjährigem Fernsein wiederzusehen und mit denen vom Kapitol zu plaudern, die man lieb hat!

Adieu, mein Fürst! Meine untertänigsten Empfehlungen an Ihre Frau Mutter und Frau Neuilly, die ich hoffentlich mit einem Buben schwanger finde. Treffen Sie Ihre Maßnahmen, wenn dies zurzeit noch nicht der Fall ist, und seien Sie sich darüber klar, daß die notwendende Notwendigkeit vorliegt, daß sie uns im Laufe dieses Jahres einen kleinen süßen Gegenstand anfertigt. Sie sehen, Sie können ein Taugenichts sein, soviel Sie wollen, ich mag davon noch so fest überzeugt sein, ich habe trotz allem eine verfluchte Freundschaft für Sie, die mich an der Gurgel packt und deren ich mich nicht erwehren kann.

## FÜNFUNDFÜNFZIGSTER BRIEF

An Herrn Abbé Cortois von Quincey.

Ich schrieb Ihnen von Rom, mein lieber Abbé, fast unmittelbar, ehe ich von dort abfuhr. Soviel ich weiß, verbreitete ich mich neulich ziemlich eingehend über das Konklave und

die Parteien, die ſich in ihm gebildet haben. Ich ſetze alſo am beſten dies Kapitel mit Ihnen fort. Die Briefe, die man mir von Rom ſchreibt, enthalten manchmal Dinge, die Ihnen neu ſein und Ihren politiſchen Sinn unterhalten werden. Ich teile ſie Ihnen in der Reihenfolge mit, wie ſie bei mir ankommen, und gebe ſie gradeſo, wie ich ſie erhalte: fides sit penes auctores!

Während der erſten Tage des Konklaves geſchah nichts von Bedeutung; es iſt Brauch, daß man die Ankunft der königlichen Kardinäle abwartet, bevor man ſich ernſthaft ans Werk macht. Die Deutſchen waren angekommen zur Stunde, wo ich abfuhr, die franzöſiſchen noch unterwegs. Der Kardinal de Boſſu, Erzbiſchof von Mecheln, der ſchon ſeit lange in Rom war, als der Stuhl Petri frei wurde, war der erſte, der eine beträchtliche Zahl Stimmen auf ſich vereinigte. Sie wiſſen zur Genüge, daß das nichts iſt, als ein Zufall oder eine kleine Tändelei. Denn wiewohl dieſer Kardinal hochgeachtet iſt und wirklich einer der beſten Kandidaten des heiligen Kollegiums, in dem gute Leute ziemlich rar ſind, ſo beſteht doch durchaus nicht die Abſicht, einen Vlamen zum Papſt zu machen; es iſt das eine übliche Höflichkeit der Kardinäle gegeneinander, ſich aus Artigkeit gegenſeitig Stimmen zu geben, ſolange man noch vor dem Spiel nur die Bälle zur Probe ein paarmal hin und herſchlägt. Auch Fleury, Tencin und andere haben ſolche Höflichkeitsſtimmen für ſich bekommen. Der erſte Papſtfähige, den man ernſthaft aufs Tapet gebracht hat, iſt Aldrovandi. Es wundert mich, daß er ſchon ſo frühzeitig zur Wahl geſtellt ward, und macht mir faſt wahrſcheinlich, daß ich mich in meiner Vermutung, daß man allen Ernſtes an ihn denke, geirrt habe. Man iſt nämlich kaum je darauf erpicht, die ſchon in den Anfängen zur Wahl zu ſtellen, die man im Ernſte gewählt wünſcht. Die erſten Auftritte ſind ſtets ſehr gewitterig, ein jeder iſt dann noch feſt eingeſchworen auf ſeine Partei und in der erſten feurigen Hoffnung des

Gelingens, die Parteien schlagen sich daher meist nur Strohmänner vor, an denen sich, so wünschen sie wenigstens, der Eigensinn ihrer Gegner, ohne Schaden anzurichten, erschöpfen soll, erst wenn sie sie für kampfmüde halten, rücken sie mit den Kandidaten heraus, die sie in Reserve gehalten haben, und das sind die, um die es gehen soll. Nach Aldrovandi erklärte sich die Mehrheit für Ruffo. Die Wahl schien glücken zu müssen. Er ist gut und geeignet. Er hat Geburt und Verdienst, und ist schon sehr alt, was die Greise für ihn günstig stimmt, wie andererseits die Zelanti, von denen er übrigens der erklärte Führer ist, durch seinen makellosen Wandel gewonnen werden, und Annibale Albani muß ihn als Kreatur seines Onkels begünstigen. Ruffo selber war seiner Wahl schon halb und halb gewiß, tatsächlich haben ihm nicht mehr als zwei Stimmen gefehlt, um Papst zu werden. Bis heute hat er es darüber hinaus nicht bringen können. Wenn ihm sein Alter bei den Greisen hilft, so schadet es ihm bei denen, die einen Papst wünschen, der lange regieren kann, und die Greise allein sind nicht zahlreich genug, um die Wahl zu entscheiden. Nach Ruffo hat man dann für Riviera gearbeitet, ein Ehrenmann, hoch angesehen und heute völlig untadelig in seinem Wandel, aber die Seitensprünge seiner Jugend sind ihm unvergessen und brechen ihm heute bei den Zelanti den Hals. Rezzonico, der nun folgte, hat die Tiara nur um eine einzige Stimme verfehlt. Diese große Stimmenzahl zu seinen Gunsten scheint aber mehr die Wirkung irgendeines unbekannten Drängens, dessen Urheber wir nicht wissen, als die Folge eines wirklichen für ihn gefaßten Beschlusses. Inzwischen fand gerade eben Ottoboni im Konklave das Ende seines Lebens und seiner ehrgeizigen Pläne, er ist krank geworden und sein Übel hat ihn in wenig Tagen fortgerafft. Dies Abenteuer ist denkbar trübselig für seine Konklavisten, umsonst haben sie darum gebeten, sich nach dem Tode ihres Herrn zurückziehen zu dürfen, man hält sie unter dem Vorwande fest, daß sie möglicherweise

von dem unterrichtet seien, was im Inneren vorgegangen sei. So werden auch sie erst am Ende des Konklaves wieder herauskommen und sind somit zur unfruchtbarsten, unbequemsten Haft verdammt, die sich denken läßt. Ruffo, Altieri, Corradini und Spinelli sind ebenfalls durch Krankheit genötigt worden, aus dem Konklave auszuscheiden, Altieri und Corradini werden es nicht lange mehr machen. Zwischendurch gab es auch noch eine Intrige für Delci, deren Fäden Tencin in der Hand hatte. Ich weiß nicht, wie sich die Dinge gewendet haben, denn im einzelnen habe ich nichts darüber erfahren, sondern einzig und allein, daß sich das Blatt seit kurzem dermaßen gewandt hat, daß Delci sich heute vielleicht ausgeschlossen sehen könnte durch die Partei der Franzosen.

Jetzt eben ist von Porzia die Rede, und hier endlich scheint das Spiel allen Ernstes einzusetzen. Porzia ist wirklich der Mann dafür, er steht in dem Alter, in dem man Papst werden muß, er gehört zu den Parteilosen als Kreatur Benedikts XIII. Er hat Geburt, Verdienste, und gilt für außerordentlich befähigt. Er ist streng und ganz der Mann, Ordnung in einem Staat zu schaffen, der dessen so sehr bedarf. Er wird zu herrschen wissen und ein kleiner Sixtus V. sein, weshalb ihn das gemeine Volk aufs äußerste fürchtet. Man hofft aber, daß trotz dieser Gebete des Packs der für ihn eingeleiteten Bewerbung ein voller Erfolg werden wird. Denn freilich ist er weder Römer, noch Untertan des Kirchenstaats, sondern Venezianer. Er war Bruder im Benediktinerorden, und da man die Mönche hier nicht sehr hoch schätzt, so könnte ihm das schaden, freilich nicht so sehr, wie wenn er aus einem Bettelorden käme oder Jesuit gewesen wäre. Sie werden niemals erleben, daß man einen Papst aus diesem letzteren Orden wählt, weil man befürchtet, sie möchten das ganze heilige Kollegium mit Leuten ihrer Tracht anfüllen. Beispielsweise habe ich von Tolomei nie anders als gut reden hören, aber niemals war von ihm als einem die


Benedictus P.P. XIV

Rede, der als Papst in Frage käme. Ehemals wurde Bellarmin häufig vorgeschlagen und immer wieder verworfen trotz seiner großen Gelehrsamkeit und seines musterhaften Wandels. Man schreibt mir, daß Porzia von den Zelanti und der Partei des Corsini gestützt wird, und bekämpft von Annibale Albani, der ihn ganz besonders fürchtet. — — —

Sagt dem armen Porzia nur Lebewohl, er hat mit einer für ihn wahrhaft tragischen Wendung ausgespielt. Sein Spiel stand so gut, daß er sich mit einiger Energie und ein paar kräftigen Rucken sicherlich auf den soglio hätte erheben sehen. Mittlerweile aber hat man im Dunkel der Nacht ein Schmähschriftchen gegen ihn im Konklave verbreitet, voll der schwersten Verleumdungen seiner Ehrenhaftigkeit und ganz groben Drohungen gegen seine Person. Obgleich diese gemeine Tat alle Ehrenmänner aufs tiefste entrüstet hat und Porzia ihre Ahndung mit der ihm natürlichen Kraft und Hoheit betrieben hat, hat er sich doch keine Genugtuung verschaffen können. Die Verfasser des Schmähschriftchens hat man nicht ermitteln können, und der Kämmerling hat ihn bei seinen ganzen Bemühungen so wenig unterstützt, daß man nicht ohne Wahrscheinlichkeit annimmt, er sei selbst an dem Stückchen beteiligt. Annibale Albani seinerseits hat diesen Vorwurf auf Feinde abgewälzt, die sich Porzia, wie er behauptet, in Rom gemacht habe und stellt sie als Äußerung des Hasses hin, den das römische Volk gegen ihn hege. Es mag sich nun mit diesem tückischen Anschlag verhalten wie es wolle, seine Wirkung hat er getan: einige von Porzias Parteigängern sind abgekühlt und sagen, es sei unmöglich, einen Mann auf den Thron zu heben, im Augenblick, wo ein öffentlicher Makel an ihm hafte. Die Zelanti wiederum sind der Meinung, daß er bei dieser Verwicklung zuviel Eifer und Ehrgeiz habe durchblicken lassen, in den darauffolgenden Abstimmungen hat er alle seine Hoffnungen fortschwimmen sehen. Die Anfechtung seines Rufes und das Zerrinnen seines Glückes, das beides zusammen säte die

Wut in sein Herz, er hat sich in seine Zelle verkrochen und ist hier nach drei Tagen gestorben an der »rabbia papale.«

So hat Aldrovandi wieder Oberwasser bekommen, Corsini, Aquaviva und Tencin stützen ihn aus allen Kräften: Annibale Albani macht kaum geringere Anstrengungen, seine Ausschließung durchzusetzen. Der Kandidat ist nicht nach seinem Geschmack, weil er eine Kreatur des verstorbenen Papstes ist und Frankreich zuneigt, das Annibale haßt, noch mehr aber deswegen, weil die Familie der Aldrovandi unter dem Pontifikat Clemens XI. recht schlecht behandelt worden ist, und Annibale fürchtet, ein Papst aus diesem Hause werde sich an den Albani rächen. Nun war die Partei, die sich für Aldrovandi gebildet hatte, immerhin so zahlreich, daß Annibale mit Recht zweifelte, ob seine Truppen ihr standhielten. Er ist also erst einmal darauf verfallen, sie durch eine kleine Ablenkung aufzuhalten und hat, wie weiß ich nicht, den von Corsini zum Kardinal ernannten Firrao aufs Tapet setzen lassen, so getan, als ob er seine Wahl billige, und sich gleichzeitig durch eine Kabale mit seinen Leuten die Macht gesichert, ihn, wann und wo er irgend will, von der Wahl auszuschließen. Man hat dies Spiel so weit getrieben, daß Viele die Sache schon für abgemacht ansahen oder wenigstens haben ansehen wollen. Die Kardinäle haben sich in Haufen in Firraos Wohnung versammelt, man hat ihn zu seiner Erhebung beglückwünscht, sie haben ihn in ihre Mitte genommen und in die Cappella Sistina geleitet, wo die endgültige Abstimmung noch zu geschehen hatte: in der Tat endgültig, denn hier war es, wo ihn die Ausschließung von der Partei des Kämmerlings, oder von den kaiserlichen Beauftragten erwartete, die erklärt haben, daß ein neapolitanischer Papst ihrem Souverän nicht genehm sei. Man hat ihm also niederträchtigerweise den Jarnacstoß in dem Moment versetzt, wo er seines Triumphes schon gewiß war. Als armer Kardinal ist er von hier in seine Zelle zurückgekehrt und alle

Welt spannte darauf, daß man ihn hier innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden würde verrecken sehen. Aber soweit wie Porzia hat er sich durch diese Fopperei doch nicht bringen lassen. So wenig ehrenvoll dieser Ausgang an sich für ihn ist, er hat ihn mit einem gleichgültigen Phlegma aufgenommen, das ihm bei seinen Amtsbrüdern große Ehre gemacht hat. Der Kämmerling hat nichts dabei gewonnen, als einen Aufschub. Man hat Aldrovandi zum dritten Male vorgeschlagen, und stärker als je.

Nun eine ganz andere Geschichte, die ich freilich wirklich nicht erwartet hatte: Tencin ist verzankt mit Aquaviva. Das ist ein neuer Schlich des Kämmerlings, über den man mir im einzelnen keine genügende Aufklärung hat geben können oder wollen. Alles, was ich darüber erfahre, ist folgendes: Annibale, der wohl einsah, daß er selbst zu geistvoll war, um Tencin hineinzulegen, hat Passionnei auf ihn losgelassen, einen der Parteigänger der Deutschen, er hat ihn deswegen für geeignet für seine Absichten gehalten, weil er annahm, daß Tencin, der ihn nicht die Bohne schätzt, sich nichts Böses von ihm versehen würde. Tatsächlich sah auch ich Tencin stets die größte Mißachtung für Passionei an den Tag legen, und war erstaunt darüber, denn ich bilde mir ein, daß er trotz seines ungehobelten bäurischen Äußeren grade soviel los hat, wie der andere. Um was die Geschichte sich drehte und die näheren Umstände kann ich Ihnen nicht verraten, denn ich weiß nichts davon. Man teilt mir nur mit, daß Tencin wirklich in die Falle gegangen ist, die ihm Annibale gestellt hat und daß es darüber zu einem heftigen Wortwechsel kam zwischen Aquaviva und Tencin, daß Aquaviva, wenig erbaut von dem Ton, den Tencin gegen ihn anschlug, ihn hochgenommen und sich mit allen den Seinigen von ihm getrennt hat, so daß Tencin von nun an ohne jeden Einfluß im Konklave bleibt. Aquaviva bleibt Haupt der ganzen Partei und führt allein, da Corsini nicht viel mehr ist, als ein Schatten. Die Sache Aldrovandis freilich hat unter diesem

Bruch nicht gelitten, man fährt standhaft fort, seine Wahl zu betreiben. Die Zelanti sind für ihn, er bekommt bis einunddreißig, ja zweiunddreißig Stimmen, und mit vierunddreißig wäre die Zahl hinreichend. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man ihm die paar fehlenden Stimmen noch erobert, so daß man also in Rom anfängt, seine Wahl als gesichert zu betrachten.

Annibale Albani verliert nichtsdestoweniger den Mut nicht, sondern setzt seinen Widerstand mit gleicher Beharrlichkeit fort. Er hat eine Besprechung mit Corsini gehabt und ihm angeboten, entweder einen Papst aus den Kreaturen seines Onkels zu erwählen oder seinetwegen auch einen der von Clemens XI. ernannten Kardinäle, ausgenommen Aldrovandi, er hat ihm Mosca vorgeschlagen, der als Kandidat weder gut noch schlecht ist. Was Corsini sich anzunehmen gehütet hat, weil damit die ganze Ehre der Papstwahl dem Albani zufiele. Albani wühlt indes weiter, soviel er kann, für Mosca, freilich mit ziemlich mäßigem Erfolg, selbst bei seinen Parteifreunden, die zwar zahlreich genug sind, eine Wahl zu durchkreuzen, aber doch zu schwach, um sie zu entscheiden, davon, daß sein Einfluß in der einen Richtung stärker wirkt als in der andern, gar nicht zu reden. Im allgemeinen sind die Kardinäle aller Parteien leichter dafür, einen Bewerber auszuschließen als zu wählen, und der Parteiführer, der seine Leute nicht so leicht zum einen wie zum anderen bringen kann, hat es fester in der Hand, jemanden zu stürzen als zu erhöhen. — — —

Ende der Geschichte Aldrovandi: Er hatte stets das beste Spiel der Welt, dreiunddreißig Stimmen bei der Abstimmung. Man schreibt mir, daß Passionei, der als Stimmprüfer vom Tage den dreiunddreißigsten Stimmzettel für diesen Kardinal öffnete, so blaß wie ein Laken geworden sei, weil er fürchtete, in denen, die noch im Kelche steckten, noch den vierunddreißigsten zu finden. Aber er ist mit der bloßen Furcht davongekommen, keine weitere Stimme gab das Accessit.

So hat sich Aldrovandi eine ziemliche Zeit fortwährend auf dreiunddreißig Stimmen gehalten, ohne weiter zu kommen oder abzunehmen, so daß er die vierunddreißigste, die er noch nötig hatte, nicht hat erlangen können. Jeder ist seiner Partei treu geblieben, dabei sind es jetzt schon fünf Monate, die dies Konklave dauert. Endlich hat Albani in der Befürchtung, die Langeweile, die Unbequemlichkeit des Konklavelebens, Hitze, Ansteckungsgefahr und andere Gründe möchten doch schließlich einen der Seinen dazu bringen, sich für seinen Feind zu erklären (und es wäre in der Tat wunderlich, wenn keiner von ihnen sich den Vorteil hätte zunutze machen wollen, dem künftigen Papst einen so wichtigen Dienst zu leisten, wäre es nicht eine alte Erfahrung, daß die Päpste für nichts ein kürzeres Gedächtnis besitzen, als für die Intrigen, die man während eines Konklaves zu ihrem Vorteil angezettelt), Annibale Albani also hat beschlossen, die letzte Feder schnellen zu lassen, um Aldrovandi um jeden Preis loszuwerden. Er hat ihm also einen gewissen Pater Ravali, ein Bettelmönch mit dem weiten Ärmel, und einen der Haupthänse des ganzen Ordens, auf den Hals geschickt. Der hat dem Kardinal Aldrovandi in der Drehlade einen Besuch gemacht, und ihn zu seiner bevorstehenden Erhöhung beglückwünscht, die man in Rom schon für gewiß hielte. Worauf der Kardinal ihm erwiderte, daß ihm freilich die Mehrzahl seiner Amtsbrüder die Ehre antue, an ihn zu denken, daß er selbst aber die Sache noch als durchaus nicht abgeschlossen ansähe. Er halte vielmehr für wenig wahrscheinlich, daß der gute Wille, den man für ihn habe, sein Ziel erreiche, da er nun schon seit langem durchaus keine Fortschritte mache, vielmehr einige Personen, die gegen ihn eingenommen seien, seine Wahl mit allen ihren Kräften zu verhindern suchten. Diese Worte hat der Mönch als Text genommen und dem Kardinal eine sehr fromme und empfindsame Predigt gehalten über die maßlose Dauer dieses Konklaves, den Mißbrauch der Intrigen, über das Ärgernis, das eine

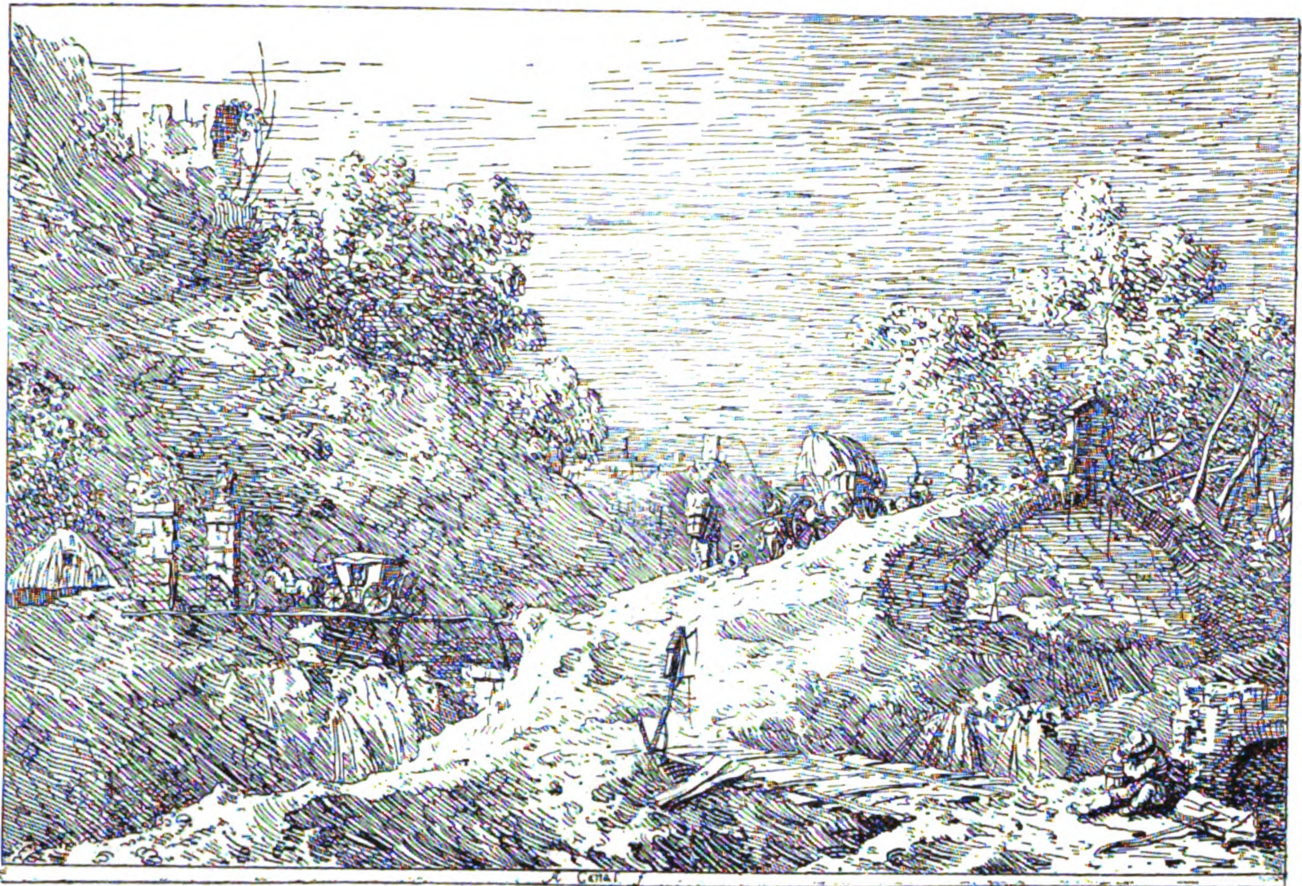
ſolch lange Ausdehnung der ganzen Chriſtenheit geben müſſe, über die Gefahren, wenn man die Kirche ſo lange ohne Haupt ließe. »Ich fühle ſelbſt ſehr wohl, wie wahr all das iſt, was Ihr mir hier vortragt,« erwiderte ihm der Kardinal, »aber ſolche höchſt gerechtfertigten Vorſtellungen ſolltet Ihr lieber Eurem Freunde, dem Herrn Camerlengo machen, der ſeinen Einfluß und ſeine Gewandtheit zu nichts braucht, als alle zu ſtürzen, die man zur Wahl vorſchlägt.« — — »Ach, Monſignore,« hat der Bettelmönch entgegnet, »mehr als einmal habe ich mir ſchon ihm gegenüber dazu die Freiheit genommen. Aber verſetzen ſich Eure Eminenz doch einmal in des Herrn Kämmerlings Lage. Sie kennen die alten Zwiſte zwiſchen beiden Familien. Der Euren iſt unter dem Pontifikat ſeines Onkels nicht wohl mitgeſpielt worden, er befürchtet nun das gleiche Schickſal für die Seinen, wenn die oberſte Gewalt in Euren Händen liegen wird. Sonſt aber glaube ich ſeine wirklichen Gefühle nach den Geſprächen, die wir miteinander hatten, zur Genüge zu kennen, um Euch zu verſichern, daß er nicht die geringſte perſönliche Feindſchaft gegen Euch im Herzen trägt, und ohne dieſe Befürchtung bald aufhören würde, Euch entgegen zu ſein. Aber freilich, ich kann Euch nicht verhehlen, daß er glaubt, Ihr ſeid ihm nicht hold.« — »Darin irrt er gewißlich,« hat der Kardinal entgegnet, der von dieſer Eröffnung entzückt war, »bei den Unſtimmigkeiten von ehedem hat es ſich nie um Wichtiges gehandelt, und ich habe alles ſchon ſeit langem vergeſſen. Auch liegt mir ſehr fern, anzunehmen, daß der Herr Kämmerling perſönlich überhaupt beteiligt geweſen iſt. Er darf nicht bezweifeln, daß ich ihn ſehr hochſtelle, und ihn ganz ſo werte, wie er es verdient, und ich bin nicht der Mann, die zu vergeſſen, die mir gute Dienſte geleiſtet haben.« — »Aber, wenn der Fall ſo liegt,« hat der Mönch wieder begonnen, »ſcheint es mir weit leichter, als ich geglaubt hätte, euch zuſammenzubringen. Ich ſehe ja, daß beide Seiten dazu geneigt ſind. Wollt Ihr mir geſtatten, ihm mitzuteilen,

wie Ihr über ihn gesonnen seid, und ich überbringe Euch, sobald ich kann, seine Antwort.«

Aldrovandi, der kein anderes Hemmnis seiner Wahl mehr erblickte und um alles in der Welt gewünscht hätte, diesen Dorn aus seinem Fuß herauszuziehen, hat liebend gern eingewilligt. Daraufhin hat man dann noch hin- und hergeredet, und nach einer Viertelstunde gleichgültiger Unterhaltung hat sich der Mönch erst verabschiedet. Dann, plötzlich, wie wenn er darüber nachdächte, hat Ravali zum Kardinal gesagt, indem er schon mit einem Fuß in der Tür stand: »Ach, Monsignore, die Worte eines armen Mönches sind für Personen von Eurer Bedeutung eine zu schwache Sicherheit, ich weiß nicht recht, ob sie auf die Gesinnung des Herrn Camerlengo von großem Einflusse sein werden, besser wäre es schon, wenn ich kräftigere Dinge aufzuweisen hätte, um ihn zu überzeugen. Gestattet mir, wie aus eigenem Antriebe Euch zu schreiben, und die Vorstellungen in meinen Brief einfließen zu lassen, die ich so frei war, Euch über das Ärgernis dieses überlangen Konklaves zu entwickeln, das gibt mir dann Gelegenheit, auf die Sache zu kommen und dieselben Dinge hinzuzufügen, die soeben den Gegenstand unserer Unterredung gebildet haben. Dann habt Ihr die Möglichkeit, in Eurer Antwort all das zu sagen, was Ihr zu mir, Monsignore Kardinal Albani betreffend, geäußert habt. Habe ich ihm dann von den Gefühlen gesprochen, die Ihr für ihn hegt, und es bleiben ihm Zweifel, so werde ich etwas in der Hand haben, sie zu zerstreuen.« Man hat sich darauf geeinigt und der Abrede gemäß gehandelt. Es wird sogar behauptet, die Antwort Aldrovandis sei in puncto Dankbarkeit reichlich stark ausgefallen. Annibale Albani aber, mit diesem Antwortschreiben bewehrt, begab sich zu den Zelanti und sprach: »Seht, seht euer Aldrovandi, euer Mann Gottes, von dem ihr mir tagtäglich rühmt, daß er sich nie dazu hergeben würde, zu intrigieren, um Gottes Statthalter zu werden! Da seht ihr den Schleicher am Werk,

wie er mit Versprechungen arbeitet, um sich mit mir gutzustellen, und meine Wahlstimmen zu bekommen.« Da riefen Ruffo, Petra und die anderen Zelanti nach der Lesung seines Briefes: »Das ist wahrhaftig abscheulich! Aldrovandi ist ein Wahlschleicher! Einen solchen will der heilige Geist nicht, man soll uns nicht mehr von ihm reden.« Der arme Mann hat von Tag zu Tag seine Hoffnungen bei der Abstimmung schwinden sehen. Er hat begriffen, daß er sich durch seine Schelmerei selbst den Hals gebrochen hat, und hat als erster seine Parteifreunde gebeten, nicht mehr an seine Wahl zu denken. Wie man weiter sagt, hat er dann selbst den Vorschlag gemacht, sie möchten ihren guten Willen für ihn auf Lambertini übertragen, der sein Landsmann und Verwandter ist.

Endlich hat Aquaviva sich noch ein letztes Mal mit dem Kämmerling besprochen. Er hat ihm vorgestellt, daß das Konklave nun fünf und einen halben Monat dauere, es sei unmöglich, noch länger darin zu bleiben, und man müsse so oder so damit fertig werden. Annibale Albani hat auf Mosca bestanden und sich über die Dickköpfigkeit des Kardinalneffen beklagt, der eine Kreatur des Corsinipapstes zurückweise. »Es ist zwecklos, von Mosca zu reden,« sagte ihm der Kardinal von Aragon, »ihr wollt von unseren Kardinälen keine, wir werden keinen Papst nach eurer Wahl machen, aber wir wollen einen Papst wählen, dem auch ihr zustimmt. Aldrovandi paßt euch nicht, gut, denken wir nicht mehr daran. Bleibt uns also nur übrig, einen von den parteilosen Kardinälen zu nehmen, und das sind die Benediktiner. Unter denen sehe ich keinen Papstfähigen außer Lambertini oder Lercari, welchen von Beiden wollt ihr haben? Wollt ihr Lambertini? Er ist aus den Kirchenstaaten gebürtig, wie es die Römer verlangen.« »Lambertini? Es sei! von ganzem Herzen,« sagte der Kämmerling, der selbst einen Imam gewählt hätte, um nur keinen Aldrovandi zu bekommen. »Na also,« hat darauf der andere erwidert, »machen wir es




⟨33⟩

ſo, die Sache iſt abgemacht.« Nachdem ſich ſo die Parteihäupter eins waren, hat man Lambertini geholt, man hat ihn zur Kapelle geleitet, wo er einſtimmig durch Zettelwahl erwählt wurde, am Tage nach Marientag im Auguſt. Er hat den Namen Benedetto angenommen zur Erinnerung an Papſt Benedikt XIII., der ihm den Kardinalshut verliehen hat. Man ſchreibt mir, daß er ſich vor Freude nicht zu laſſen wußte bei dieſem Ausgang. Schon lange ſagte er ihnen in ſeinem Ton eines Bruder Luſtig, aber aus Unſinn: »Se volete un buon coglione, pigliatemi.«

Proſpero Lambertini iſt in Bologna geboren, deſſen Erzbiſchof er bis heute war, und ſtammt aus einem adligen, und, wie ich habe ſagen hören, ſogar ziemlich alten Hauſe, aber keinem berühmten. Er iſt ungefähr vierundſechzig bis fünfundſechzig Jahre alt. Er iſt kaum mittelgroß, ziemlich beleibt, und ein ſtämmiger Menſch, mit ſeinem fidelen vollen Rundgeſicht iſt er das rechte Bild eines Biedermannes. Er iſt freimütig, ſchlicht und ohne Umſchweife, heiter und angenehm, ein guter Unterhalter, dem die Zunge manchmal ein bißchen durchgeht, denn er liebt gepfefferte Geſchichtchen. Dabei von reinen Sitten und regelmäßigem Wandel, dem Kardinal Camus, Biſchof von Grenoble, ſehr ähnlich. Seinen Sprengel in Bologna leitete er mit großer chriſtlicher Milde zu allgemeiner Erbauung. Aber die mehr grenadiermäßige als für einen Papſt ſchickliche Art, ſeine Sätze zu bauen, muß er noch ablegen. Begonnen hat er ſeine Laufbahn als Rechtsanwalt, was er ziemlich lange war und worin er ſich auch heute noch gern betätigt. Er gilt als ein gelehrter Mann, beſonders im Kirchenrecht und in gottesdienſtlichen Riten, über die er ein ziemlich langes Werk hat erſcheinen laſſen. Ob er ſich für die Regierung eines Staatsweſens eignen wird, kann ich freilich nicht ſagen, das müſſen die Ereigniſſe lehren, bislang ſcheint es ihm jedenfalls mehr Spaß zu machen, in ſeinem Arbeitszimmer literariſche Studien zu treiben, als ſich mit öffentlichen Geſchäften abzugeben,

und mit ein paar Freunden Histörchen auszukramen, als mühselig weitausschauende politische Pläne zu schmieden. Es wird allem Anschein nach eine ruhige und friedfertige Regierung werden. Alles in allem eine recht gute Wahl! Natürlich, wie wäre es auch zu bezweifeln, da ich ihm doch meine Stimme gegeben hatte, damals, als wir an der Porta di San-Pancrazio unsere Papstwahl abhielten!

In Bologna werden sie mich für einen Zauberer oder allermindestens für ganz außerordentlich gut unterrichtet in allen Geschäften halten, weil ich ihnen diese Wahl voraussagte, als ich zu Beginn des Konklaves bei ihnen durchkam. So verschafft einem bisweilen der Zufall, trotz Tacitus, den Ruf als berühmter Staatsmann, denn man will stets mehr Feinheit in den Geschehnissen entdecken als darin liegt. Aber der heilige Vater selbst, ob er mir wohl was zugute tun wird und daran denkt, mir seine Erkenntlichkeit dafür zu bezeugen, daß ich seine Erhebung voraussagte, als wir uns auf der Post von Ankona trafen? Wir werden sehen. Wenn der Heilige Geist mich damals ganz und gar erleuchtet hätte, so würde ich ihn unfehlbar um seinen Kardinalshut gebeten haben, und er wäre glücklich gewesen, ihn um den Preis an mich abzutreten. Wie schade! Die beste Gelegenheit, die ich je hätte finden können, im geistlichen Stande mein Glück zu machen, habe ich so verpaßt! Aber ich sehe wohl ein, daß der Himmel mich nicht dafür bestimmt hat, und tröste mich darüber, vorausgesetzt, daß es dem Himmel gefalle, seine Gunstbezeugungen auf Euch hinzulenken und seine zeitlichen Segnungen über Euch herabträufeln zu lassen. Also geschehe es! Sela!

---

# ANHANG

# ANMERKUNGEN

(Im Namenverzeichnis sind die Anmerkungen durch ein Kreuz hinter der Seitenziffer kenntlich. Die Zeilenziffer bezeichnet die Stelle im 35zeiligen Satzspiegel.)

Seite 5.

Zeile 24. In der Nacht zwischen 2. und 3. Dezember 691 nach Gründung Roms (= 62 v. Chr.) gingen die Sendboten der Allobroger in die Falle, die Cicero auf der milvischen Brücke ihnen gestellt hatte. Briefe der Verschworenen an Katilina und das gallische Volk fielen in seine Hand, die die Verschwörung aufdeckten und ihn vor aller Welt berechtigten, die schärfsten Maßregeln zur Rettung der Republik anzuwenden. (Geschichte der katilinarischen Verschwörung von Sallust, übersetzt von Charles de Brosses.)

Seite 6.

Zeile 25. König Sesostris gilt in griechischen Quellen, namentlich bei Herodot, als mächtiger ägyptischer König. Kurt Sethe (1900) weist nach, daß wahrscheinlich die Taten der beiden Könige Usertesen II. und Ramses II. auf ihn übertragen wurden.

Zeile 27. Der Architekt Domenico Fontana (1543—1607) war der Erbauer der Kapelle für Sixtus V. in Santa Maria Maggiore, sowie von Lateran und Quirinal.

Seite 7.

Zeile 22. Rom wurde im römischen Jahre 388 (365 v. Chr.) von den Galliern erobert und eingeäschert. Nur die Burg des Kapitols hielt sich.

Seite 8.

Zeile 29. Via del Babuino = Paviansstraße, nach einer dort früher stehenden Figur, die das Volk für einen Affen hielt.

Seite 9.

Zeile 5. Bedreddin Hassan. Das Märchen füllt die Erzählungen von Tausendundeiner Nacht von der 95. bis 122. Nacht. Der hier interessierende Hergang ist kurz folgender: Bedreddin Hassan, ein Vezierssohn, wird in der Hochzeitsnacht von Genien entführt und dann arm und verlassen von einem Zuckerbäcker adoptiert, dessen Geschäft er erbt. Von seiner Mutter lernte er einst die Bereitung besonders guter Rahmtörtchen.

Sie kommt zufällig nach Damaskus, und als man ihr die Törtchen lobt, läßt sie sich eins holen. Kaum aber hat sie den ersten Bissen gegessen, weiß sie, daß nur ihr Sohn sie bereitet haben kann, und wird vor Schreck und Freude ohnmächtig. Die Rahmtörtchen führen dann zur Wiedervereinigung von Mutter, Sohn und seiner Familie. Eine französische, sehr gereinigte Ausgabe erschien 1707 im Haag, übersetzt von Galland, mit dem Vermerk »suivant la copie imprimée à Paris«.

Zeile 14. Frangipangewürz ist die Frucht eines mittelamerikanischen Baumes, Plumeria rubra L., der nach dem französischen Botaniker Plumier ‹um 1700› benannt ist.

Zeile 20. Martialot soll wohl heißen: Jean François Massialot. Sein »Cuisinier roial et bourgeois qui apprend à ordonner toute sorte de repas« erschien Paris 1691 in 8°.

Zeile 26. Wortspiel. Deutsch: Nicht jedem ist es gestattet, nach Korinth ‹an die Korinthen› zu kommen.

Seite 10.

Zeile 32. Pater Foucquet, Jesuitenpater und Mathematiker, seit 1699 als Missionar in China tätig. Er lebte lange dort, ging aber schließlich in dem Bestreben, die christliche Weltauffassung mit den chinesischen Mythen zusammenzubiegen, seinem Orden zu weit und ward 1622 abberufen. Er trat dann aus der Gesellschaft aus und starb etwa 1740.

Seite 12.

Zeile 14. Bedschapur oder Visapur, — Name einer heute anglo-indischen Stadt im Distrikt Bombay, früher Hauptstadt eines muselmanischen Reiches.

Seite 13.

Zeile 3. Der jetzige Papst ist Clemens XII. aus dem Hause Corsini.

Seite 15.

Zeile 15. Italienisch: »Daß alles im Abtritt verschwindet«.

Seite 17.

Zeile 3. Der Brunnen auf der Piazza Navona ward von Bernini entworfen und im Auftrag Innocenz X. Pamfili ausgeführt.

Zeile 20. Paul V. Borghese ließ 1612 die Fontana dell'Acqua Paola errichten. Die Erbauer waren Carlo Maderna und Giovanni Fontana.

Seite 18.

Zeile 32. Der Titel des von de Brosses so häufig zitierten Reisebuches lautet: »Nouveau Voyage d'Italie«. Es war der erste bessere Reiseführer

überhaupt und erschien in vielen Auflagen und Nachdrucken, die erste Auflage 1691—98. Zur 5. Auflage ließ Addison Anmerkungen von sich hinzudrucken. Die römische Zensur konnte gar nicht anders, als ein Werk beschlagnahmen, das so viele Angriffe auf die katholische Kirche enthält. Misson war als eifriger Protestant zu bekannt. Hatte er doch, von den Sektierern in den Cevennen beeinflußt, einmal den Gedanken gehabt, den Papst selber zu bekehren. Er war bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes französischer Parlamentsrat, mußte dann nach England flüchten und ward Erzieher beim Grafen von Ormond, dessen Sohn er auf Reisen durch Holland, Deutschland und Italien begleitete. Die Ausbeute dieser Reise legte er in dem obengenannten Werk nieder. Er starb 1722.

Seite 19.

Zeile 3. Die »Satire Menippée« ist eine Sammlung von Satiren in zwölf Teilen, die 1594 zuerst in Tours bei Jamet Mettayer gedruckt und gegen die katholische Liga gerichtet ist. Sie enthält gereimt oder in Prosa religiöse und politische Satiren im Rabelaisstil. Als Verfasser werden genannt: Pierre le Roy, Jean Passerat, Florent Chrestien, Nicolas Rapin und Pierre Pithou, alles Anhänger der gemäßigten Partei. Der Titel ist von Varro entlehnt. Das Buch hatte großen Erfolg und diente vielen ähnlichen Werken als Vorbild.

Seite 19.

Zeile 25. Antoine Bremont, Dominikanergeneral, geboren 1692 zu Cassis in Frankreich, gestorben 1755 zu Rom. Er schrieb: Bullarium Ordinis Praedicatorum (Rom 1729—40) und Annalium Ordinis Praedicatorum Volumen Primum (Rom 1756).

Zeile 33. Ananias und Saphira hatten Land verkauft und den Erlös daraus nicht, wie es Brauch bei den Urchristen war, den Aposteln ganz ausgehändigt, sondern einen Teil zurückbehalten. Als Petrus sie wegen ihres Leugnens zur Rede stellte, fielen Mann und Frau nacheinander tot nieder. (Apostelgeschichte 4—5.)

Seite 20.

Zeile 2. François Deseine war ein französischer Buchhändler und Bücherkenner. Er starb 1715 in Rom, wo er nach mehreren Reisen in Italien sich niederließ. Seine Werke sind: Description de la ville de Rome en faveur des étrangers, Lyon 1690, Nouveau voyage en Italie, contenant une description exacte de toutes les provinces usw., Lyon 1699, Rome ancienne et moderne, Leyden 1713 in 12°, Tavole della geografia, 1690 in folio. Deseine gilt für sehr genau, besonders bei Quellenangaben.

Seite 21.

Zeile 16. John Law war Schotte von Geburt. Er hat als Erster 1716 in Frankreich eine Kreditanstalt mit Bankzetteln gegründet, zugleich plante die Gesellschaft eine Ausbeutung und Kolonisierung Kanadas und der Länder am Mississippi. Das viele umlaufende Geld, die hohen Zinsen und der leichte Gewinn versetzten das Volk in einen Rausch, dem rasch die Ernüchterung folgte. Da die Bank bald keine Deckung mehr hatte, ward die Dividende erst ungebührlich erhöht, dann das gemünzte Geld willkürlich hinauf- und herabgesetzt, das Tragen und Besitzen von Kleinodien verboten. 1720 stellte die Bank ihre Zahlungen ein und riß Unzählige ins Verderben mit. Law mußte vor der Volkswut flüchten, sein Hab und Gut wurde beschlagnahmt. Er ging erst nach Brüssel, dann nach Venedig, wo er 1729 starb.

Seite 25.

Zeile 6. Biribi, Kartenspiel, s. Bd. I. Anm. S. 423 und Abbildung in diesem Band.

Seite 27.

Zeile 30. M. Joly de Blaisy, Parlaments-Präsident in Dijon, entfaltete in Rom solchen Prunk, daß man ihn dort als »Fürsten« qualifizierte. R. C.

Seite 29.

Zeile 7. Die Fontana della Barcaccia ist von Bernini und zum Gedächtnis an den französischen Sieg über die Hugenotten bei La Rochelle (1627) errichtet.

Zeile 12. Minimen = fratres minimi, Orden, gestiftet im 15. Jahrhundert vom hl. Franziskus von Paula und zu den Franziskanerorden gehörig. In Frankreich hießen sie auch »les bons hommes«. Sie tragen schwarze Tracht und einen Gürtel mit zwei Knoten. Der Orden fordert außer den üblichen Mönchsgelübden Enthaltsamkeit von Milch, Eiern, Fleisch usw. und hat jetzt nur noch in Italien Niederlassungen.

Zeile 14. Die spanische Treppe ist auf Grund eines Vermächtnisses des französischen Botschafters Gouffier erbaut. Die Baumeister sind Specchi und De Sanctis.

Zeile 21. Kirche und Kloster der SSa. Trinità dei Monti ließ Karl VIII. von Frankreich 1494 bauen und den fratres minimi zur Verfügung stellen. Sixtus V. Peretti ließ 1595 die Kirche neu in Stand setzen und weihen. Kirche und Kloster gehören heute den Nonnen des Sacré Cœur.

Seite 29.

Zeile 24. Der Kardinal Melchior de Polignac entstammte dem Bearner Adel. Außer guter Begabung für die Wissenschaften war er gesellschaft-

lich sehr gewandt und beliebt, bei Ludwig XIV. sowohl als auch beim Königspaar Sobieski in Polen, zu dem er 1693 als Gesandter von Frankreich reiste. Nach Johanns Tod wußte er der Königin durch geschickte Machenschaften alle Aussicht auf den Thron für einen ihrer Söhne zu rauben, doch glückte ihm auch die Thronerhebung seines Kandidaten, eines Prinzen Conti, nicht, sondern die Wahl der Polen fiel auf August den Starken von Sachsen, was dem Kardinal in Frankreich eine zeitweilige Ungnade eintrug. Während dieser Ruhezeit schrieb er den »Anti-Lukrez«, eine Widerlegung des heidnischen Lukrez. 1706 ward er auditor rotae zu Rom, bis 1709, wo er im Auftrag seiner Krone nach den Niederlanden geschickt wurde. Er isolierte durch geschickte Unterhandlungen mit England die Niederlande und brachte 1712—13 den für Frankreich vorteilhaften Utrechter Frieden zustande. Polignac war als Sammler archäologisch und künstlerisch sehr bewandert. So kaufte er bei Rom ein Grundstück, wo er seinen historischen Studien gemäß Kunstwerke vermuten konnte, und richtig wurden dort neun lebensgroße Marmorstatuen ausgegraben. Der König von Frankreich kaufte sie für ein immerwährendes Jahrgehalt von 20 000 Livres an den jeweils ältesten Polignac. Auch Friedrich d. Gr. kaufte einen Teil der Sammlungen. In den Jahren 1721—31 war Polignac Botschafter für Frankreich am päpstlichen Hof. Sein Nachfolger war der Herzog von St.-Aignan. Polignac starb 1741. Am Konklave 1740 hat er als Achtzigjähriger nicht mehr teilgenommen.

Zeile 30. Lat.: »Ich kenne euch nicht!«

Zeile 32. Pierre Guérin de Tencin (1680—1758) war einer der fähigsten französischen Kardinäle. Er ward bei den Oratorianern erzogen und machte an der Sorbonne seinen Doktor. 1719 bekehrte er John Law zum Katholizismus. Seine Schwester Claudine Alexandrine, eine der geistreichsten galanten Frauen von damals, liebte ihn leidenschaftlich und hat viel zu seinem Emporkommen beigetragen, es heißt sogar durch eigene Gunstbezeugungen. Tencin war im Jansenistenstreit ein heftiger Gegner der Jansenisten. 1721 ging er mit Kardinal Rohan als Konklavist nach Rom und war dann dort französischer Geschäftsträger. Im Konklave 1740 hatte er die Geheimaufträge der französischen Krone zu übermitteln. 1742 ward er Staatsminister unter Fleury, zehn Jahre später gab er den Staatsdienst auf und zog sich in seine Diözese Embrun zurück, wo er 1758 starb.

Zeile 35. Germain Louis de Chauvelin, s. Bd. I., S. 461.

Seite 30.

Zeile 30. Daniele da Volterra, eigentlich Ricciarelli (1509—1566), Maler und Bildhauer, wahrscheinlich Schüler von Sodoma und Baldassare Peruzzi.

Seite 31.

Zeile 2. Père François Jacquier (1711—1788), Sprachgelehrter, Ingenieur und Mathematiker, kam mit sechzehn Jahren nach Rom, wo er sich besonders mit Père Leseur befreundete, so daß sie ihre Werke gemeinsam herausgaben. Um 1731 nahm ihn sein Gönner Kardinal Alberoni mit in die Romagna, zum Studium der dortigen Schutzwerke gegen Überschwemmungen. 1733 erhielt er einen Lehrstuhl für Bibelkunde im Collegium de Propaganda Fide, 1739 erschien der erste Band seines Kommentars zu Newton, 1746 ward er Professor für Experimentalphysik am Collegium Romanum. Das hier erwähnte Werk hat den Titel: »Isaaci Newtoni philosophiae naturalis principia mathematica, perpetuis commentariis illustrata communi studio P. P. Th. Leseur et Fr. Jacquier.« Genf 1739—42, 4 Teile in drei Bänden in 4°. Die sonstigen Titel seiner Schriften verraten eine erstaunliche Vielseitigkeit. Sie sind in der »Biographie universelle« aufgezählt.

Seite 31.

Zeile 7. Nicole Malebranche (1638—1715), französischer Philosoph und Mystiker. Er schrieb, vom Studium des Descartes angeregt: »De la recherche de la vérité«, Paris 1674. Darin stellt er die Behauptung auf: »Wir schauen alle Dinge in Gott, da unser Geist in seinem enthalten ist.« Außerdem schrieb er noch: Entretiens sur la métaphysique et la religion. Rotterdam 1688.

Zeile 11. Christian Freiherr von Wolf (1679—1754), deutscher Mathematiker und Philosoph, habilitierte sich 1706 in Leipzig. Leibniz veranlaßte beim König von Preußen seine Berufung nach Halle, wo Wolf zwar wegen der wundervollen Durchsichtigkeit seiner Vorträge ein gesuchter Lehrer ward, zugleich aber auch, besonders wegen seiner Schrift: »De philosophia Sinensium morali« den Groll der Pietisten erregte. Sie verklagten ihn in Berlin so, daß ihm 1723 unter Androhung des Hängens befohlen wurde, Halle in 24 Stunden zu verlassen. 1740 erhielt er dann durch Friedrich den Großen völlige Genugtuung, ward 1745 Kanzler und starb 1754. Er hat über sämtliche mathematische und philosophische Wissensgebiete gehandelt.

Zeile 14. Villa Medici, 1544—60 erbaut von Annibale Lippi, vielleicht mit Beihilfe Michelangelos. Der erste Eigentümer war Kardinal Ricci von Montepulciano. Dann kaufte sie Alexander von Medici (später Leo XI.), 1700 wurde sie von Ludwig XIV. angekauft und später die französische Kunstakademie aus dem Palazzo Salviati al Corso dorthin verlegt.

Zeile 23. Die in den Niobidengruppen dargestellte Sage ist folgende: Niobe, eine Fürstin, vermaß sich im Stolz auf ihre 7 Söhne und 7 Töch-

ter, mehr zu sein, als die Mutter von Apollo und Artemis. Darauf tötete das göttliche Geschwisterpaar die Kinder alle mit Pfeilschüssen vor den Augen der Mutter, die schließlich vor Schmerz zu Marmor erstarrte, aber immer noch vergoß der Stein Tränen. Das Werk galt damals für eine Arbeit von Praxiteles und ist heute in Florenz.

Zeile 34. Kardinal Aquaviva von Aragon stammte aus einer neapolitanischen Familie, mit Wahrnehmung der Geschäfte für Spanien beim päpstlichen Hof beauftragt. Er war Parteigänger Spaniens und Feind Österreichs. Als er spanische Werber bei sich aufnahm, stürmte das Volk seinen Palazzo, mußte aber später um Verzeihung bitten. Er lebte von 1695—1747.

Seite 32.

Zeile 3. Francesco Borromini (1599—1667), römischer Architekt, war Oberitaliener. Er arbeitete erst mit Carlo Maderna an St. Peter und dem Palazzo Barberini, dann mit G. L. Bernini, mit dem er sich bald entzweite. Er baute die Kirche San Carlo alle Quattro Fontane mit daranstoßendem Kloster, das Oratorio die San Filippo Neri mit ungeheuren Klostergebäuden, dann den Glockenturm der Sapienza (Universität), der mit seiner Gewundenheit den höchsten Unwillen der klassisch gerichteten Baumeister erregte. Borromini hat durch seine vielen Bauten, die hier nicht alle genannt werden können, dem römischen Straßenbild manchen neuen Zug hinzugefügt: Er als Erster hat den gebrochenen Giebel und die geschwungene Fassade als architektonisches Ausdrucksmittel neu angewandt. Er starb in geistiger Umnachtung und vernichtete vorher das meiste seiner Entwürfe, so daß wenig erhalten ist. Th.—B.

Zeile 4. Das Collegium de Propaganda Fide (zur Ausbreitung des Glaubens) ward 1622 von Gregor XV. Ludovisi begründet. Das heutige Gebäude ward 1627 im Auftrage Urbans VIII. Barberini erbaut und von Borromini vollendet. Es untersteht den Jesuiten und nimmt Schüler aller Zungen unentgeltlich auf. Sie müssen geloben, sich den Gesetzen des Kollegiums zu unterwerfen, in keine andere Gesellschaft ohne Erlaubnis einzutreten und sich dahin zu begeben, wohin die Kongregation sie schickt. Am 6. Januar ist dort alljährlich öffentliches Redefest in den verschiedensten Sprachen.

Zeile 13. Der Prälat Filippo Maria Monti (1675—1754) entstammt einer hochangesehenen und tüchtigen Familie Bolognas. Er war damals Sekretär bei der Kongregation de Propaganda Fide und ward 1743 Kardinal. Der miterwähnte »Cordon bleu« ist Antoine Félix Marquis de Monti, französischer Generalleutnant und Diplomat (1681—1738). Der »Cordon bleu« ist hier das Band des Hl. Geist-Ordens in Frankreich,

dessen Ritter dieser Monti 1737 wurde, sonst auch der Ausdruck für den Koch.

Zeile 27. Almagestes ist eine Zusammenfassung astronomischer Beobachtungen aus dem 2. Jahrh. n. Chr. und enthält das sogen. Ptolemäische System. Der Verfasser ist Claudius Ptolemäus, Mathematiker, Astronom und Geograph. Das Buch heißt auch: Syntaxis mathematica oder Constructio mathematica. Die arabische Übersetzung tabrir al maghesthi ward dann im 12. Jahrh. ins Lateinische übertragen und trug obigen Namen.

Zeile 34. Longhi oder Lunghi, Name zweier römischer Architekten, Martin und Hieronymus, Vater und Sohn. Der Palazzo Borghese ist um 1580 von Martin Longhi erbaut. Hieronymus baute u. a. San Carlo al Corso. Er starb 1619 im 50. Jahr.

Seite 33.

Zeile 3. Von der eigentümlichen Form des Palazzo Borghese spricht auch ein zeitgenössischer Vers:

Il Cembalo di Borghese
Il Dado di Farnese
Il Portone di Carboniani
E la Scala dei Gaëtani
Sono i quattro maravigli Romani.

Deutsch:

Die Zimbel der Borghese,
Der Würfel der Farnese,
Der Gaëtani Treppe im Haus,
Der Carboniani Pforte draus, —
Machen in Rom vier Wunder aus.

Seite 34.

Zeile 21. Der Palazzo Giustiniani ist von Carlo Fontana und Borromini erbaut. Der Auftraggeber war Vincenzo Giustiniani. Die Sammlungen von damals sind heute zerstreut, die Bilder teilweise in Berlin. Die Giustiniani sind aus Genua eingewandert.

Zeile 26. Kardinal Scipio Borghese, der Neffe Pauls V., ließ Anfang des 17. Jahrh. die Villa Borghese erbauen. Der Baumeister des »Casino« ist Hans von Xanten (Giovanni Antonio Fiammingo).

Seite 35.

Zeile 32. Der stoische Philosoph Seneka war der Erzieher des Kaisers Nero. Als sein Zögling seinem böseren Selbst folgte, ward ihm der alte

Lehrer lästig und Seneka ward zum Sterben verurteilt, ihm aber die Todesart freigestellt. So ließ er sich im Bade die Pulsadern öffnen.

Seite 36.

Zeile 2. Lucotte Du Tilliot, Sammler in Dijon und Hofjunker des Herzogs von Berry, ließ um 1741 ein Buch erscheinen: »Mémoires pour servir à l'histoire de la fête des fous qui se faisait autrefois dans plusieurs églises«: mit 12 Kupferstichtafeln und dem Präsidenten Bouhier zugeeignet. D. T. starb 1750.

Zeile 4. La Chapelle, französischer Schriftsteller, s. Bd. I. Anm. Seite 437 und 465.

Seite 37.

Zeile 9. Auf der Trajanssäule sind die Siege Trajans über die Dacier unter Decebalus dargestellt (101—107 n. Chr.) S. Cichorius: »Die Reliefs der Trajanssäule«, Berlin 1896—1900.

Zeile 18. Die Reliefs auf der Antoninussäule genannten Säule verherrlichen die Siege M. Aurels über Markomannen und Quaden (172—173 n. Chr.), weiter oben über Sarmaten, Jazygen und Quaden (174—175 n. Chr.).

Zeile 32. Der Palazzo Chigi ward begonnen auf Befehl von Alessandro Chigi, erst nach den Plänen von Giacomo della Porta um 1562. Die Erben übertrugen die Fortsetzung 1587 Carlo Maderna, schließlich vollendete ihn Felice della Greca 1630.

Seite 38.

Zeile 12. Die hier und später genannte Fürstin Borghese ist Agnes Theresia geborene Colonna. Vermählt seit 1723. Ihre Tochter, zu deren Hochzeit de Brosses geladen ist, heißt Eleonora Maria und ist 1724 geboren. Z.

Zeile 16. Marco Foscarini (1696—1763) stieg rasch zu den höchsten Ehrenstellen der venezianischen Republik, war erst mehrfach Gesandter und wurde dann von seiner Vaterstadt beauftragt, die Geschichte Venedigs von Michele Foscarini und Garzoni fortzusetzen. 1762 ward er Doge, aber nur auf 10 Monate, bis zu seinem Tode. Er besaß eine sehr große Bibliothek und hat auch Werke über die venezianische Literatur herausgegeben. S. Biographie univ.

Zeile 18. Der Palazzo del Monte Citorio ward 1650 von den Ludovisi nach den Plänen von Bernini begonnen, dann 1698 von Carlo Fontana vollendet.

Zeile 33. Teatro Capranica — im gleichnamigen Palazzo, 1450 von Domenico Capranica erbaut.

Seite 40.

Zeile 1. Die Merope ist oft bearbeitet. Hier handelt es sich wohl um das Libretto von dem Venezianer Apostolo Zeno, das mehrfach in Musik gesetzt wurde.

Zeile 10. Italienisch: »So ward dem Stück ein End gemacht.«

Zeile 19. Angelo Maria Monticelli (1710—1764), italienischer Sänger, für Stimme und Spiel gleich berühmt. Er trat zuerst in Frauenrollen auf und war dann mit Faustina Bordoni in Venedig. Auch in London hatte er außerordentlichen Erfolg. 1657 kam er unter Hasse nach Dresden und ist dort 1764 gestorben.

Zeile 27. Kardinal Antonio Davia 1660—1740. Davia bekleidete mehrmals Nuntiaturen, in Polen hielt er gegen Polignac Augusts des Starken Kandidatur um den Königsthron. Er war literarisch sehr interessiert und Schützer der Gelehrten. Im Jansenistenstreit war er den Jansenisten günstig.

Zeile 29. Das »Lucina« wollen einige von lucus, lat. Hain herleiten, andere von der Römerin Lucina, der angeblichen Stifterin der Kirche. Lucina ist auch der Name einer altlat. Geburtsgottheit. S. Ovid Metam. Die Kirche ist eine der ältesten Roms und stets Titularkirche des ältesten Kardinals.

Seite 41.

Zeile 2 ff. Das heutige Denkmal für Poussin ließ der französische Dichter und damalige Gesandtschaftssekretär René de Chateaubriand setzen. Es ward 1832 aufgestellt. Doch blieb der von de Brosses zitierte Vierzeiler erhalten. Er lautet übersetzt:

Weine nicht Tränen ihm nach, denn Poussin lebt in der Urne.
Er, der Leben erschuf, schaute nicht selber den Tod.
Freilich, er ruht hier und schweigt, doch willst du ihn redend vernehmen:
Wunder! In jedem Bild lebt er und spricht er zu dir.

Zeile 15. Charles Joachim Colbert, Bischof von Montpellier (1667—1738). Er war wie Davia kein Verurteiler der Jansenisten und nahm am Streit um die Bulla Unigenitus starken Anteil zu ihren Gunsten.

Zeile 17. Clemens XII. Corsini wurde 1730 Papst.

Zeile 19. Kardinal Heinrich von Bissy (1657—1737) war Jesuitenschüler und als solcher ihr eifriger Parteigänger. Folgerichtig war er darum auch ein Gegner der Antikonstitutionisten, also Noailles' und seiner Anhänger, gegen die er heftig intrigierte und sich auch nicht scheute, an den Erlassen des Regenten herumzubiegen, was ihm wieder scharfe Verweise und Gegenmaßnahmen zuzog. Er war im Besitz reicher Pfründen, hatte aber

sonst keine großen Gaben, so daß ein satirisches Gedicht »Philotanus« 1733 von ihm schreiben konnte:

Tel que je vois n'a pas le sens commun,
Petit chafouin qui toujours des dents grince,
Et cependant: Bénéfice de Prince
Et pour cet Homme et l'ecarlate aussi.
Par quel moyen a-t-il donc réussi?
C'est en montrant une fureur extrême
Contre Quesnel. J'en veux faire de même,
Et mériter d'avoir le Chef couvert
Et un Chapeau rouge à la place d'un vert.

Deutsch:

Was ich hier seh', geht wider den Verstand:
Ein Marderköpfchen, das nur grinsen kann —
Und doch: Ein fürstlich Lehen hat der Mann
Und kriegt dazu den Purpur obendrein.
Wie mag ihm dieses wohl gelungen sein?
Er hat mit Wut, Verfolgung, Haß bedacht
Quesnel. Dies sei von mir ihm nachgemacht,
Auf daß mir bald auf meinem Kopfe sitze
Das Purpurkäppchen statt der grünen Mütze.

Zeile 28. Hier ist de Brosses falsch berichtet. Bonifaz VIII., nicht VII. (nur auf ihn paßt die Geschichte mit Sciarra Colonna), war aus dem Hause Cajetani oder Gaetani. Vielleicht hat er sich dadurch täuschen lassen, daß diese Familie auch den Herzogstitel von Sermoneta innehatte, was rasch gesprochen ähnlich klingt. Bonifaz VIII. wurde nach einem heftigen Kompetenzenstreit mit Philipp dem Schönen von Frankreich, wobei einer den andern immer in strengen Maßnahmen überbot, von den Franzosen und den ihm mitverfeindeten Colonna 1303 zu Anagni gefangengenommen und abgesetzt. Er überlebte den Schimpf nicht lange. Damals soll ihn Sciarra Colonna geschlagen haben, der durch den Papst vertrieben, von Seeräubern gefangen und endlich nach Frankreich entkommen war.

Seite 42.

Zeile 10. Caunus und Byblis. S. Ovids Metam. Buch 9. Byblis verliebt sich in ihren Bruder Caunus, als sie ihm ihre Liebe gesteht, stößt er sie zurück und flieht aus dem Land. Sie folgt ihm. Als er weiter hart bleibt, weint sie so, daß sie sich in Tränen auflöst und zur Quelle wird, die ihren Namen trägt.

Zeile 13. Der Brunnen auf dem Pantheonsplatz ward unter Gregor XIII. Boncompagni (1572—85) von Onor. Lunghi errichtet.

Seite 43.

Zeile 20. Lat.: »Was Barbaren sich nicht trauten, tat ein Barberini uns.«

Zeile 25. Agrippa, Freund und Schwiegersohn des Augustus und Erbauer des Pantheons.

Seite 44.

Zeile 7. Arcangelo Corelli, ein außerordentlich begabter Musiker, Komponist und Freund des Kardinals Ottoboni, dessen musikalische Unterhaltungen er leitete. — Kardinal Ottoboni (1667—1740). Die Ottoboni sind Venezianer. Ottoboni ward schon mit 22 Jahren durch seinen Vetter Alexander VIII. Ottoboni zum Kardinal gemacht. Als Vizekanzler wohnte er in der Cancelleria. Er verstand, sehr viel Geld anmutig loszuwerden, lebte und aß prächtig. Als es ihm 1691 im Konklave zu eintönig wurde, ließ er vor seinen Fenstern Musik machen, »worüber sich das Volk und die andern Kardinäle sehr geärgert haben«. Überhaupt war er ein großer Musenfreund, hielt eine eigene Operntruppe und gab allwöchentlich den Gelehrten Stelldichein bei sich. Auch Freund der Frauen war er, der seine Liebchen als Heilige gemalt im Schlafzimmer hängen hatte, so daß Pasquino 1724 beim Konklave behauptete, Ottoboni werde unfehlbar Papst, denn er habe die meisten »Kreaturen«. In dem bei de Brosses beschriebenen Konklave erkrankte er infolge eines heftigen Streites mit Kardinal de Tencin, ward heimgeschafft und starb alsbald.

Seite 44.

Zeile 10. Kardinal Bembo, Gelehrter und Dichter, 1470—1547. Er entstammte einer vornehmen Venezianer Familie. Seine Hauptwerke sind lateinisch geschrieben, doch war er auch ein eifriger Förderer der eigenen Landessprache. So besorgte er um 1500 im Auftrag eines Venezianer Verlegers die Herausgabe von Petrarkas italienischen Gedichten und der Göttlichen Komödie. Bembo hat viel an italienischen Höfen gelebt, erst am Hof der Este zu Ferrara und war dort der Freund Lucrezia Borgias, dann in Urbino. 1513 ernannte ihn Leo X. zum päpstlichen Sekretär. 1530 ward er Bibliothekar der Markusbibliothek in Venedig. Paul III. machte ihn 1539 zum Kardinal, 1547 starb er in Rom. Im Auftrag der venezianischen Regierung gab er »Historiae Venetae libri XII.« heraus (1487—1513), die er selbst ins Italienische übertrug, ferner »Prose« über die toskanische Sprache, Sonette und Kanzonen, sowie lateinisch und italienisch geschriebene Briefe.

Seite 45.

Zeile 9. Die Madonna del Sole ward von der Familie Savelli aus einem heidnischen Tempel in eine christliche Kirche umgewandelt. Das

Marienbild darin ward aus dem Tiber gezogen und hat der Legende nach Sonne ausgestrahlt.

Zeile 14. Die Vestalinnen waren römische Priesterinnen, die besonders das heilige Feuer der Göttin Vesta im Tempel brennend erhalten mußten, das als symbolisch für das römische Staatswohl galt. Nachlässige erhielten Rutenstreiche. Sie mußten ferner keusch leben und im Tempel an gewissen Tagen bestimmte Bräuche erfüllen. — Die Kabirengottheiten sind noch nicht ganz erforscht. Sicher ist, daß es kosmische Gottheiten und die Personifizierung des Feuers und der alles Leben bringenden Wärme sind. Mythologisch schwanken die Angaben über sie, ebenso in bezug auf den ersten Ort ihrer Verehrung. Einer ihrer Hauptkulturorte war die Insel Samothrake. S. D'Aremberg und Saglio, Dictionnaire des antiquités grecques et romaines. Unter C.

Zeile 15. De Brosses setzt hier den Sabeismus gleich der Religion des Zoroaster. Das Wort Sabeismus hat zu verschiedenen Zeiten einen so völlig verschiedenen Wert, daß es kaum möglich ist, ihn hier zu charakterisieren. Im Dictionnaire raisonné von Diderot und d'Alembert steht unter anderem bei Sabaïsme: »Herr Hyde dagegen versteift sich in seiner »Histoire de la religion des Perses« darauf, zu beweisen, daß der Sabaismus etwas ganz anderes sei, als Götzendienst. Seiner Meinung nach sind Sem und Elam die Gründer dieser Religionsform. Abraham habe sie dann, als sie ihre erste Reinheit verloren, wiederhergestellt und gegen ihren Verfolger Nimrod geschützt, dann sei nachher Zoroaster gekommen und habe die Verehrung des reinen Gottes, wie Abraham sie gelehrt, von neuem aufgerichtet. Das Feuer sei bei den alten Persern dasselbe gewesen, das die Priester im Tempel zu Jerusalem brennend erhielten, und die Perser hätten der Sonne nur eine geringe Verehrung gezollt, die der Verehrung des wahren Gottes ganz untergeordnet gewesen.«

Zeile 31. Die Leitung der Acqua Vergine lat. Acqua virgo kommt von Trevi im Aniotal. Sie ward 22 v. Chr. von Augustus und Agrippa angelegt und ist etwas über 20 km lang.

Seite 46.

Zeile 29. Nicolò Salvi, Architekt in Rom, baute das Baptisterium in S. Paolo fuori le mura, die Villa Corsini u. a. m. Die Fontana Trevi ist sein Hauptwerk, er arbeitete 13 Jahre daran und starb schließlich 1752 an den Folgen des häufigen Aufenthalts im Wasser während des Baues, 51 Jahre alt.

Zeile 30. San Martino ai Monti, eine der ältesten Kirchen Roms, vom Kapuziner Antonio Filippin 1650 modernisiert, später 1676 von P. Scannapieco vollendet. Die Pläne sind von Pietro da Cortona.

Zeile 33. San Vincenzo ed Atanasio ist eine alte Kirche, die Kardinal Mazarin 1650 von Martin Longhi umbauen ließ. Es heißt, ein weibliches Bild darin stelle Maria Mancini dar, die erste Liebe Ludwigs XIV. und spätere Frau des Connetable Colonna, von der auch de Brosses spricht.

Seite 47.

Zeile 3. San Carlo al Corso, auf Grund eines alten Kirchleins 1610 zur Feier der Heiligsprechung des Karl Borromäus von den Lunghi und Pietro da Cortona erbaut. Die Fassade ist von 1690.

Zeile 6. Sta. Maria della Concezione ist um 1624 von Antonio Casoni im Auftrag des Kardinals Barberini erbaut. Der Kardinal lebte von 1597—1679.

Zeile 16. Innocenz X. Pamfili (1644—55) war der Nachfolger von Urban VIII. Barberini. Die Familie Barberini hatte während des Pontifikats ihres Verwandten allerlei Ungerechtigkeiten verübt und Innocenz zog sie deshalb zur Rechenschaft. Darauf stellten sich die Barberini unter den Schutz des französischen Gesandten und flohen schließlich nach Frankreich. Als trotzdem Innocenz strenge Strafen über sie verhängte, brach Frankreich, das sich schon seiner Wahl ausdrücklich widersetzt hatte, die Beziehungen ab. Erst Mazarin erlangte für sie straffreie Rückkehr und Rückgabe ihrer konfiszierten Güter. W. W.

Zeile 30. Der Palazzo Barberini ward 1624 begonnen und ist von Carlo Maderna und Borromini erbaut.

Seite 48.

Zeile 3. »Denn es war Urbanus aus dem Hause Barberini, welcher 1722 den 27. September verstarb, durch üble Haushaltung in so große Schulden geraten, daß er zur Bezahlung derselben die Lohngüter des Hauses Barberini seinem Bruder Francisco Barberini überlassen und sich mit einer jährlichen Pension begnügen mußte. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Maffaeum Barberini, Marquis de Corose, und eine Tochter, Corneliam, geboren 1716 den 19. Dezember. Diese letztere wurde nach ihres Vaters Tode in das Kloster der hl. Barbarä zu Rom getan, er nahm sie aber nachgehends heraus und vermählte sie 1728 den 19. Dezember wider des Kaisers, Papsts und ihrer Mutter Willen mit Julius Cäsar oder Stephanus Colonna, welcher den Titel als Fürst von Palestrina dadurch zu erhalten suchte. Es ist aber der obgedachte natürliche Sohn, welcher legitimieret ist, den geistlichen Stand, worinnen er bisher gelebet, zu verlassen willens, weil vermöge der Bulle Papsts Urbans VIII. die natürlichen Söhne vor den rechtmäßig erzeugten Töchtern in dem Hause Barberini succedieren können. Welche Erbfolge der Kardinal aber nicht

zugestehen will, und ist diese Sache bis dato noch nicht ausgemacht.« Z. Bd. 26, 1740.

Zeile 10. Carlo Napoletano. Nagler hat einen Carlo Napoletano als bei Titi erwähnt und Schöpfer der Transfigurationskopie im Palazzo Barberini. Bei Singer hat Filippo Liano d'Angeli den Beinamen Napoletano und soll römische Villen und Paläste ausgemalt haben. Er lebte 1600 bis etwa 1640.

Seite 49.

Zeile 23. Der Obelisk ziert heute den Spaziergang auf dem Pincio. R. C.

Seite 50.

Zeile 3. Die Inschrift lautet etwa:

I. Marcus Aurelius und Antoninus Augustus stellten diesen Obelisken im Zirkus als Zielstein auf. Valerianus Augustus ließ ihn wiederherstellen.

II. Unter dem glückbringenden Walten von Clemens XII., obersten Priester, und Ludwig XV., dem allerchristlichsten König.

III. Den Goten ruchlos fällten,
Burgunder hier aufstellten,
Den Obelisk errichteten
Sechs Bürger aus Dijon.

IV. Carl de Brosses.
Edmund de Lacurne.
Benigne Légouz.
Germain Loppin.
Abraham de Migieu.
Johannes de Ste.-Palaye.
Patrizier aus Burgund.

Seite 52.

Zeile 12. Giovanni Lorenzo Bernini (1598—1680), römischer Bildhauer und Architekt, einer der bedeutendsten Barockkünstler. Er hat in Rom viel geschaffen, u. a. den Säulengang um den Petersplatz, den Altarüberbau in St. Peter, die Scala regia im Vatikan. Weitere Werke von ihm bespricht de Brosses an verschiedenen Orten.

Seite 54.

Zeile 15. Paetus Cacina war 42 n. Chr. wegen eines Aufstands gegen Kaiser Claudius zum Tode verurteilt. Als er zögerte, sich lieber töten, als gefangennehmen zu lassen, stieß sich sein Weib Arria vor seinen

Augen den Dolch in die Brust und reichte ihn sterbend dem Mann mit den Worten: »non dolet, Paete« = »es tut nicht weh«.

Zeile 21. Papirius und Papiria. Aulus Gellius erzählt die Geschichte ungefähr so: Papirius nahm seinen jungen Sohn in den Senat mit. Als die Mutter nun wissen wollte, worüber die Senatoren beraten hätten, wollte der Knabe nichts verraten und log seiner Mutter vor, man habe sich beraten, ob man zur rascheren Volksvermehrung lieber den Frauen mehrere Männer oder den Männern mehrere Frauen gestatten wolle, und sei zu dem Schluß gekommen, es sei besser, wenn ein Mann mehrere Frauen habe. Die Frau lief nun ganz entsetzt zu ihren Freundinnen, und sie zogen zum Senat, wo sie dann hörten, daß das Ganze ein Märchen sei.

Seite 55.

Zeile 11. Der Mosesbrunnen, erbaut 1585—87 von Domenico Fontana. Der Moses ist von Prospero Bresciano.

Zeile 21. Kartäuserkirche = Santa Maria degli Angeli, ein antiker Thermensaal, von Michelangelo 1563—66 unter Pius IV. zur Kirche umgebaut.

Zeile 24. Michael Montaigne, französischer Philosoph und Schriftsteller (1533—92). Hauptwerk »Les Essais«.

Seite 56.

Zeile 25. Santa Susanna ist eine sehr alte Kirche auf zwei römischen Häusern gebaut. Carlo Maderna versah sie im Auftrag Sixtus IV. Rovere 1600 mit einer Fassade.

Santa Maria della Vittoria, so genannt zum Andenken an den Sieg der Kaiserlichen über den Kurfürsten von der Pfalz am Weißen Berge bei Prag 1620. Der Auftraggeber ist Paul V. Borghese (1605—21), der Erbauer Giovanni Battista Soria. Nach anderen ließ Kardinal Scipio Caffarelli Borghese die Kirche ausbauen aus Freude über die Auffindung einer Hermaphroditenstatue, die man beim Graben auf ihrem Grundstück auffand.

Zeile 27. Francesco Bianchini (1662—1749), Mathematiker, Physiker, Theolog und Anatom. Nach Studien in Verona, Bologna und Padua kam er nach Rom, wo Kardinal Ottoboni, später Papst Alexander VIII., ihn zu seinem und seines Neffen Bibliothekar ernannte. Bianchini hat auch in der Cancelleria gewohnt. Die Ausgrabungen um Rom erweckten sein höchstes Interesse, er war tags in den alten Ruinen, nachts auf der Sternwarte zu finden. Beim Ausmessen einer Grabstätte in der Via Appia stürzte ein Gewölbe über ihm ein und machte ihn bucklig. Bianchini hat

besonders wichtige Entdeckungen über den Planeten Venus gemacht. Die Mittagslinie ist 1703 oder 1705 gelegt. Er hat auch große Reisen gemacht und war mit vielen Gelehrten persönlich bekannt.

Zeile 28. Baldassare Croce, Maler, wahrscheinlich Schüler von Annibale Carracci, gestorben 1628.

Bruder Pozzo. Andrea Pozzo, Maler und Architekt (1642—1709). Er war Jesuit und malte die Decke der Ignatiuskirche in Rom aus, seine Hauptstärke von ihm ist die perspektivische Augentäuschung. Die von de Brosses genannten Fresken gelten heute nicht mehr für sein Werk.

Zeile 29. Die Karmeliterinnen tragen schwarzen Rock und weißen Mantel. Die hl. Teresa ist Spanierin von Geburt und wurde 1533 Karmeliterin. Die hier von Bernini gebildete Vision beschreibt sie selbst folgendermaßen: Ich sah ihn (den Engel), einen langen goldenen Wurfspieß in der Hand, dessen Spitze von Eisen und, wie mir schien, etwas glühend war, mit demselben stieß er mich einige Male so heftig in das Herz, daß er bis in die Eingeweide vordrang, beim Herausziehen kam es mir vor, daß er es mit sich nahm und mich völlig entbrannt von der Liebe Gottes zurückließ. Der Schmerz war so groß, daß er mir laute Seufzer auspreßte, und doch von so übergroßer Süßigkeit, daß ich ihn, wie groß er auch war, nicht wegwünschen konnte.« (Nach Stadler und Ginal.)

Seite 57.

Zeile 14. Übersetzt: Am Ende meines Sanges bin ich hier,
Und mach 'nen Punkt, wenn Ihr's erlaubet mir.

Seite 58.

Zeile 11. P. Guignard war Lehrer am Collège zu Clermont. Chatel, einer seiner Schüler, machte ein Attentat auf Heinrich IV. und sagte unter der Folter aus, P. Guignard habe ihn dazu aufgereizt. Als bei diesem dann Schriften gefunden wurden, die die Ermordung ketzerischer Herrscher für zulässig erklärten, ward er zum Tode verurteilt und 1595 hingerichtet, die Jesuiten anderen Tags verbannt. In ihren Annalen wird P. Guignard als Märtyrer geführt.

Zeile 27. Auf dem Monte Cavallo befindet sich der Palazzo del Quirinale, die Sommerresidenz der Päpste bis 1870, heute königliche Residenz.

Zeile 29. Marchese Gregorio Alessandro Capponi, geboren im 17. Jahrhundert, gestorben 1746. Er war als Altertumskenner und Bibliophile bekannt und hat die Altertümer im kapitolinischen Museum im Auftrag Clemens XII. Corsini geordnet und aufgestellt. Seine eigenen schönen Sammlungen besitzt heute das Museum Kircherianum, der Vatikan seine

Bibliothek, von der Monsignore Giorgi 1747 in 4° zu Rom einen »Catalogo della libreria Capponi« erscheinen ließ.

Seite 59.

Zeile 6. Minot. Über den Katalog war nichts zu finden möglich.

Zeile 15. Nereo Corsini, Kardinal (1685—1770). Corsini ist vor seiner Ernennung zum Kardinal wenig hervorgetreten. Immerhin schickte ihn Großherzog Cosimo III. von Florenz nach Frankreich, um dort wegen der Erbfolgefrage in Toscana zu unterhandeln. Zur geistlichen Würde ließ er sich erst bereden, nachdem sein Vetter als Clemens XII. 1730 Papst geworden. Er wußte dann seine Stellung gut zu benutzen, so daß der sicherste Weg zum Papst allemal über ihn ging, und hatte davon Macht, Reichtum und Ansehen. Im Konklave 1740 war sein Hauptgegner Annibale Albani.

Zeile 29. Übersetzt: »Allerheiligster Vater, die Herren möchten gar zu gern etwas Französisch aus dem Munde Sr. Heiligkeit hören, da sie wissen, daß S. Heiligkeit es ausgezeichnet sprechen.«

Seite 60.

Zeile 26. Übersetzt: »Das geht denn doch nicht.«

Zeile 32. Kardinal Firrao (1670—1744) ist Neapolitaner. Er lebte nach verschiedenen nicht stets glücklich verlaufenden Nuntiaturen in Rom und war seit 1733 dort Staatsminister.

Seite 61.

Zeile 24. Harlekin = Arlecchino, eine der männlichen Typen der italienischen Stegreifkomödie. Der Arlecchino trägt heute meist weiße lange bauschige Beinkleider, die unten zugebunden sind, weißen schlotternden Rock und eine schwarze Halbmaske.

Seite 63.

Zeile 11. Kardinal Prospero Lambertini (1675—1758). Papst seit 1740 als Benedikt XIV. Die Biographie von Ranft sagt von ihm: »Einer der gelehrtesten, geschicktesten und tugendhaftesten Kardinäle. — Er erwarb sich auch zugleich sowohl durch seine Freundlichkeit, Güte und Uneigennützigkeit eine allgemeine Liebe, als auch durch seine theologischen Schriften, woraus viel Redlichkeit, Mäßigung und Gelehrsamkeit herfürleuchtete, einen großen Ruhm unter den Gelehrten.« Bei der Papstwahl vereinigte er alle Stimmen auf sich. Unter ihm gab es keinen Nepotismus. Seine Werke erschienen erstmalig zu Rom 1747—51. Ein gutes Bild von ihm ist im Vatikan (s. den Kupferstich). Seine Bücher kamen nach Bologna.

Zeile 12. Kardinal Angelo Maria Querini (1680—1755) stammt aus vornehmem Venezianer Geschlecht. Er trat in den Benediktinerorden und hatte erst in Florenz, dann später auf seinen Reisen in Deutschland, England, Holland und Frankreich Gelegenheit, mit den Gelehrten aller Länder zu verkehren. Er hat dabei auch den Präsidenten Bouhier in Dijon besucht und mit Voltaire korrespondiert. Mit Lambertini war er sehr befreundet. Er war Sprachgelehrter und Historiker, sowie Bibliothekar des Vatikans. Seine Werke sind in der »Biographie universelle« verzeichnet. Unter andern gab er auch ein Bücherverzeichnis heraus, um zu beweisen, wie fördernd die Päpste auf den Druck von Büchern eingewirkt hätten: »Liber de optimorum scriptorum editionibus quae Romae primum prodierunt.« Lindau 1761, später von Audiffredi überholt.

Zeile 33. Kardinal Domenico Passionei (1682—1761), einer der gelehrtesten und angesehensten Kardinäle. Geboren zu Fossombrone aus altem Grafengeschlecht, kam er im 13. Jahr zu seinem Onkel, dem päpstlichen Prälaten Guido Passionei nach Rom und ins Collegium Clementinum, studierte mit größtem Eifer Rechte, Theologie, Geschichte, Literatur und Sprachen. Clemens XI. ernannte ihn zu seinem Kämmerer und schickte ihn auf Reisen. So kam er nach Frankreich, den Niederlanden und England, überall von den Gelehrten hochgeschätzt und als Gesellschafter sehr beliebt. Er war 1712—13 auch bei Abschluß des Utrechter Friedens zugegen, später auf Malta und von 1720—36 als Nuntius in Luzern, konnte sich aber mit den Schweizern nicht stellen. 1736 traute er Maria Theresia mit Franz I. Mit Prinz Eugen von Savoyen war er befreundet und verfaßte dem Verstorbenen eine Lobrede. 1738 kam er wieder nach Rom als Sekretär für die Breve. Passionei hat mit großer Leidenschaft allerwärts Bücher gekauft oder sich schenken lassen. Seine Bibliothek kam nach seinem Tode nach Modena. Er starb 1761. Die mittelbare Ursache seines Todes war ein päpstliches Breve, das einen von Passionei geschätzten Katechismus verdammte. Passionei verweigerte seine Unterschrift, bis es ihm der Papst per mandatum sanctissimum befahl. Die Sache setzte seinem leidenschaftlichen Gemüt aber so zu, daß er einen Schlaganfall bekam. Darauf spielt folgende auf seinen Tod erschienene Satire an:

È morto Passionei,
È morto d'accidente,
Amazzato da Clemente
Per quel Breve benedetto,
Che soscrisse a suo dispetto.

Piange Speranza
Baldriotti sta in stanza,

Bottari tempesta,
E al Gesù si fa festa.

Überſetzt:

An einem Schlag verſtarb er,
Vom Klemens, ach, verdarb er,
Durch das Breve maledeit.
Unterſchrieb's voll Leid.

»Speranza?« — Klaggewimmer. —
Baldriotti bleibt im Zimmer.
Bottari raſt heute, —
In Geſù herrſcht Freude.

Speranza iſt Paſſioneis Sekretär, Baldriotti ſein Beichtvater, Bottari ſein Freund, Geſù die Niederlaſſung der Jeſuiten, deren leidenſchaftlicher Gegner Paſſionei war. Er hat kein Werk eines Jeſuiten in ſeiner Bibliothek geduldet. Sein Freund Benedikt XIV. ſpielte ihm da einmal einen ſehr niedlichen Streich, der ſo ganz die Anmut des 18. Jahrhunderts an ſich trägt, daß er hier wiedergegeben ſei. Benedikt ließ Paſſionei eines Morgens, ehe der Kardinal aufgeſtanden, ein Werk des Jeſuiten Buſenbaum auf den Tiſch im Vorzimmer legen, und da er ſeinen leicht aufbrauſenden Freund kannte und der Kardinal ihm gegenüber auf dem Monte Cavallo ſeine Wohnung hatte, ſo ſtellte er ſich ans Fenſter, das weitere abzuwarten. Paſſionei kommt aus dem Schlafzimmer, ſtürzt auf die angekommenen Bücher, findet das verhaßte Buch, läßt ſeinen Kammerdiener kommen, ſchilt ihn heftig aus, reißt dann das Fenſter auf und flügelt den Buſenbaum hinaus. In dieſem Augenblick hebt der Papſt drüben die Hand und erteilt ihm lächelnd ſeinen Segen. Benedikt XIV. ſelbſt war zu klug, um ein ausgeſprochener Gegner der Jeſuiten zu ſein. Er pflegte zu ſagen: »Das Gebet der frommen Väter iſt ſehr wirkſam.«

Seite 64.

Zeile 1. Präſident Bouhier, ſ. Bd. I. Vorrede und a. a. O.

Zeile 27. Monſignore Paſſionei. Wohl Benedetto Paſſionei (1720—1787).

Seite 65.

Zeile 5. »Der alte Recke« iſt François Herzog von Beauvilliers (1610—1687). Die Herzöge von Beauvilliers führten außerdem den Namen der Baronie St. Aignan. Der Herzog nahm erſt Kriegsdienſte, die ihm außer großen Ehren in vierzehn Feldzügen zwanzig Wunden eintrugen. Nach kurzem Dienſt bei Gaſton v. Orléans war er conseiller du roi, ſowie Gouverneur der Touraine. Auch an der Dichtkunſt nahm er Intereſſe: Scarron, Corneille, Molière und Racine erfreuten ſich ſeiner

Gunst. Ludwig hat ihn später meist mit der Anordnung der königlichen Feste betraut. 1685 ritt der damals fünfundsiebzigjährige Herzog noch bei einem Karussell mit. Seine hier besprochene Heirat mit Franziska de Geré de Rance wird von der biographie générale in dasselbe Jahr gesetzt. Sein Sohn erster Ehe Paul (1648—1712) war gerade seiner Strenge wegen von Ludwig hochgeschätzt und zu Zeiten fast allmächtig. Er war mit Fénélon sehr befreundet und der Tod des Herzogs von Bourgogne, Ludwigs eigentlichem Nachfolger, beugte ihn tief. Alle seine Söhne starben vor ihm, von neun Töchtern war nur eine verheiratet, sieben lebten im Kloster. Sein Bruder, der Gesandte Paul Hippolyte de Beauvilliers, Pair von Frankreich (1684—1776), ist 36 Jahre jünger. Er war erst Soldat, dann Gesandter, von 1731 an außerordentlicher Botschafter in Rom. Er war auch Mitglied der Akademie und der Académie des inscriptions. Im Jahre 1756 schloß er eine zweite Ehe mit einer Schwester des Herrn Turgot.

Seite 65.

Zeile 6. La princesse d'Élide. Wahrscheinlich das Singspiel von Molière mit Musik von Lulli. Gedruckt 1664. Die Hochzeit Ludwigs XIV. ward 9. Juni 1660 gefeiert.

Seite 66.

Zeile 21. Der Gesandte hatte von seiner ersten Gemahlin fünf Söhne: 1) Paul François, Graf v. St. Aignan, geb. 1711, 2) Paul Louis, Marquis v. Beauvilliers, geb. 1712, 3) Paul Hipolyte, Marquis de la Ferté, geb. 1714, 4) Paul Louis Victor, Graf v. Montrésor, geb. 1720, 5) Paul François Honoré v. Beauvilliers, geb. 1724. Letzterer ward 1728 in den Maltheserorden aufgenommen. Welcher der hier besprochene Abbé ist, gelang mir nicht festzustellen.

Zeile 24. Andreas Herkules v. Fleury, Kardinal und französischer Staatsminister (1653—1743). Bis zu Ludwigs XIV. Tod 1714 trat er politisch nicht hervor, doch muß Ludwig ihn geschätzt haben, denn er bestimmte ihn testamentarisch zum Erzieher Ludwigs XV. Fleury wußte sich mit dem Regenten gut zu stellen, und als sein Zögling als Ludwig XV. zur Regierung kam, wuchs seine Macht immer mehr, so daß man von ihm sang:

Le cardinal et le Roy  
Tous deux nous donnent la Loix  
Voici la ressemblance.  
L'un règne en obéissant  
L'autre obéit en régnant:  
Voilà la différence.

Deutſch:

Der König und der Kardinal
Die geben uns Geſetz zumal.
Hier gleichen ſich die beiden.
Doch, weil der Herrſcher folgen tut,
Der Diener aber herrſchet gut,
Sie hier ſich unterſcheiden.

Fleury leitete faſt bis zu ſeinem Tode 1743 die franzöſiſchen Staatsgeſchäfte. Beſonders gelang ihm der gute Abſchluß des polniſchen Erbfolgekrieges.

Zeile 32. Der Biſchof v. Beauvais, François Honoré de St. Aignan, legte 1628 die Biſchofswürde nieder.

Seite 67.

Zeile 22. Die Crescenzi, Vater, Sohn und Enkel, waren Beherrſcher Roms und Gegner der Päpſte, die ſie ein- und abſetzten. Ein Crescenzi mußte vor Otto II. flüchten, erlangte dann wieder die Herrſchaft und ward endlich Mönch. Sein Sohn Johannes Crescentius ſtellte Ende des 10. Jahrh. im völlig außer aller Ordnung gekommenen Rom die Ordnung wieder her. Er erhob ſich mit dem Volk gegen Bonifaz VII., einen ſchmachbeladenen Verbrecher, und zwang deſſen Nachfolger Johann XV., die Autorität des Volkes anzuerkennen. Als Kaiſer Otto III. nach Rom kam, ließ er Johann abſetzen und ſeinen Freund Bruno v. Kärnten als Gregor V. zum Papſt wählen. Als Crescenzi ſich gegen den aufgezwungenen Fremdling empörte und einen Gegenpapſt aufſtellte, belagerte ihn Otto in der Engelsburg, ſicherte ihm erſt ehrenvollen Abzug zu und tötete ihn dann. Die von den deutſchen Kriegern geſchändete Frau des Crescentius gab Otto unter der Vorſpiegelung eines Heiltranks Gift. Ihr Sohn herrſchte wieder in Rom, ward dann von den Tusculanen verdrängt. Der Bruder des Marcheſe iſt Kardinal Marcello Crescenzi (1694—1768). Hier hat die Volksſtimme nicht richtig prophezeit: Wohl hatte Crescenzi 1758 große Ausſichten, Papſt zu werden, brachte es aber doch nicht auf zwei Drittel der Stimmen.

Seite 68.

Zeile 8. »Um eben dieſe Zeit (1729) war Claudius Franciscus von Montboiſier von Beaufort v. Canillac etc. Canonicus zu Lyon, und Abt von Barbeaux.« Zedler.

Zeile 35. König von England. Gemeint iſt Jakob Eduard Stuart, Sohn Jakobs II. von England, der 1689 abgeſetzt wurde. Frankreich gewährte Vater und Sohn Aſyl, und Jakob II. machte mehrmals vergeblich den Verſuch, ſein Land wiederzuerobern. Sein Sohn »the old

Pretender«, ward 1713 gemäß einer Bedingung des Utrechter Friedens aus Frankreich ausgewiesen und ließ sich, nachdem auch er in seinen Unternehmungen gegen die derzeitige englische Regierung nicht glücklich gewesen war, in Rom nieder. Er war vermählt mit Marie Clementine Sobieska. Die letzte Erhebung leitete 1740 sein ältester Sohn Carl Eduard »the young Pretender« (1722—1788). Sie endete mit der Niederlage bei Culloden 1746. Carl Eduard war später kinderlos mit einer Prinzessin Luise v. Stolberg vermählt. Nach seiner Niederlage irrte er flüchtig umher, fand erst in Frankreich Unterkunft, ward aber 1748 ausgewiesen. Später geriet er ans Trinken. Sein Bruder Heinrich Benedikt hielt, als Kardinal York, ihm die Trauerrede. Er war 1740 seinem Bruder nachgereist, erhielt aber in Boulogne einen Brief, worin ihm sein Bruder abriet, ihm zu folgen. Als das Unternehmen scheiterte, ward er geistlich, und bereits 1747 mit 23 Jahren Kardinal. Als Bischof von Frascati verbot er 1784 das Umherlaufen der Hennen auf den dortigen Straßen »des Ärgernisses wegen«. Das Geschlecht starb mit den beiden Söhnen aus. Ein Denkmal für sie von Canova befindet sich zu St. Peter in Rom. Jakob bewohnte den heutigen Palazzo Muti-Papazzurri.

Seite 69.

Zeile 17. Jakob Fitz-James, Herzog v. Berwick, war der Sohn Jakobs II. mit Arabella Churchill, Schwester des Herzogs v. Marlbourough. Er tat erst Kriegsdienste unter seinem Vater, stritt beim Aufstand für ihn und ward verwundet. Nachher tat er Kriegsdienste für Frankreich und Spanien und war ein hochgeachteter Kriegsmann, im Beruf und als Charakter. Er fiel 1734 bei Philippsburg. Seinen ältesten Sohn machte Philipp V. von Spanien zum Herzog von Liria, seinen zweiten der König von Spanien zum Herzog und Pair. Sie nannten sich dann Fitz-James. Die Memoiren des Herzogs v. Berwick sind 1788 erschienen.

Seite 71.

Zeile 6. Erzbischof von Embrun ist Kardinal Tencin.

Zeile 17. Nicolaus Coscia (1682—1755). Um Coscias Untaten aufzuzählen, bedürfte es vieler Seiten. Von unbekannter Herkunft, verstand er es mit großer List, den Kardinal Orsini, als Papst Benedikt XIII. so für sich einzunehmen, daß niemand ohne seine Fürsprache, die er sich hoch bezahlen ließ, beim Papst etwas erreichen konnte. Selbst die päpstlichen Bedienten waren Kreaturen Coscias, so daß ein Kardinal äußerte, der Papst sei wie das hl. Grab: in den Händen der Türken. Um dem geliebten Günstling alle Schwierigkeiten auch nach seinem Tode wegzuräumen, ordnete der Papst im Testament an, daß Coscia von jeder Rechnungsablage befreit sein solle. Sein Nachfolger aber kehrte sich nicht an dies

Gebot: Als der Papst starb, wurden dem nach Benevent geflohenen Schurken 300 Kisten voll Kostbarkeiten und Büchern beschlagnahmt, später auch sein Eigentum in Benevent. Dann ward ihm der Prozeß gemacht und das Kardinalskollegium verurteilte ihn zum Verlust sämtlicher Benefizien. Auch mußte er alle durch seine Käuflichkeit erworbenen Reichtümer den Armen geben und durfte nur 6000 Scudi behalten, ferner mußte er der päpstlichen Kammer alles Herausgeräuberte ersetzen. Der Papst verurteilte ihn noch zum Gefängnis in der Engelsburg, das nur ein Papst in der Todesstunde lösen könne, zum Ausschluß vom Konklave und zur Rückerstattung aller erpreßten Gelder. Im Bann war er auch längere Zeit. Coscia kam dann 1740 wieder ins Konklave gemäß seiner Bittschrift an das Kardinalskollegium. Er zog sich nachher nach Neapel zurück, hatte einen Palast an der Chiaja und ist dort gestorben. Sein Vermögen belief sich noch auf 800000 neapolit. Dukaten.

Seite 73.

Zeile 24. Die Belagerung von Gaëta geschah 1711.

Seite 74.

Zeile 1. Mylord Stafford: wohl John Paul (1700—1762).

Seite 76.

Zeile 31. Francesco Ficoroni Antiquar (1664—1747). De Brosses ist etwas grausam gegen den alten Herrn. Ficoroni war wirklich ein anerkannter Gelehrter und Mitglied der Académie des inscriptions et belles-lettres. Nur war er damals schon alt und mag darum so lächerlich gewirkt haben. Er hat allerlei antiquarische Schriften veröffentlicht, deren Titel die Biographie Universelle mitteilt. Auch ein antikes Gefäß ist nach ihm genannt. Eine wohlgelungene Karikatur nach ihm bringt Tschudi.

Seite 77.

Zeile 11. Saint-Denis — das berühmte Kloster bei Paris, mit außerordentlich reichem Kirchenschatz und den Gräbern der französischen Könige. In der Revolution ward viel davon geraubt und zerstört.

Zeile 21. Der Palazzo Colonna ist zu verschiedenen Zeiten erneuert worden. Der Hof ward 1730 von Minghetti angelegt.

Zeile 34. Don Juan d'Austria I. (1545—1578) ist ein natürlicher und anerkannter Sohn Karls V. mit Barbara Blomberg. Er ward 1568 Oberbefehlshaber der spanisch-italienischen Flotte und erfocht 1571 den Seesieg bei Lepanto über die Türken. Als er dann versuchte, sich in Holland als Herrscher festzusetzen, bekam er Schwierigkeiten und starb wohl durch Gift. Sein Leben ist mehrfach dramatisiert. Einer seiner Oberfeldherren

zur See war Marcantonio Colonna (gestorben 1584). Der Erbauer der Galerie ist Lorenzo Onofrio, zehnter Groß-Connetabel von Neapel, Grande von Spanien usw., Gemahl der Maria Mancini. Er starb 1689. Der damalige Besitzer des Palazzo ist Fabrizio Colonna, ebenfalls Groß-Connetabel (1700—1755). Seine Frau Catarina Zephirina ist aus dem Hause Salviati. Auf sie bezieht sich wohl de Brosses üble Bemerkung Seite 78. Sie war damals etwa 40 Jahre.

Seite 78.

Zeile 29. Die Menächmen (Zwillingsbrüder) sind ein Lustspiel des lateinischen Dichters Plautus.

Zeile 35. Palazzo Sciarra-Colonna ist erbaut von Flaminio Ponzio (1600—1638). Der Bau wird heute also 100 Jahre später angesetzt.

Seite 79.

Zeile 14. Hieronymus Vaini, Fürst v. Cantalupo, 1679 geboren, 1737 mit siebzehn anderen Herren in Rom in den französischen Orden der Ritter vom hl. Geist aufgenommen. Das Ordensband war blau, darum nennt de Brosses an anderer Stelle einen Ritter des Ordens »Cordon bleu«. Die Vaini waren Römer, hielten aber zu Frankreich.

Seite 80.

Zeile 5. Santa Maria della Navicella oder in Domnica ist eine der ältesten Kirchen Roms, auch mit alten Mosaiken. Um 1500 ließ Giovanni de'Medici (später Leo X.) sie erneuern.

Seite 81.

Zeile 1. Die Porphyrwanne von Santa Costanza ist jetzt im Vatikan. Die Kirche gilt als früheres Grabdenkmal der Gens Flavia. Ihren Namen hat sie von der ebenfalls dort begrabenen Constantia, der Tochter Konstantins.

Zeile 12. Das Ludovisigrab ist das Denkmal für Gregor XV., Ludovisi, von Legros in der Jesuitenkirche St. Ignazio.

Zeile 17. Rances wohl nach dem gleichnamigen nordfranzösischen Fluß genannt.

Seite 82.

Zeile 33. Das französische Botschafterpalais ist der heutige Palazzo della Prefettura, früher Valentini, erbaut 1585 von Dom. Paganelli.

Seite 83.

Zeile 4. Sta. Maria di Loretto — um 1500 von Antonio da Sangallo gebaut.

Zeile 5. Franz Duquesnoy war ein flämischer Bildhauer und lebte 1594—1644. Er verstand besonders gut, Kinderkörperchen nachzubilden und ward deshalb »fattore de' Putti« genannt. Als sein schönster gilt einer in Sta. Maria dell' Anima. Außer der Susanna ist auch die Statue des hl. Andreas in der einen Nische unter der Kuppel in St. Peter von ihm. Er war mit Poussin und Albano sehr befreundet.

Zeile 7. Die Kirche »del nome di Maria« war gerade fertig geworden. Sie ist von einem Franzosen, Derizet, 1738 erbaut, an Stelle eines anderen alten Kirchleins, das dem hl. Bernhard geweiht war.

Zeile 29. Die Petersstatue ward 1587 auf der Trajanssäule aufgestellt.

Zeile 30. Papst Gregor d. Gr. (590—604) hatte, wie die Legende erzählt, inniges Mitleid mit dem römischen Kaiser Trajan, daß er als Heide trotz seiner weisen und gütigen Regierung in der Hölle brennen mußte. Er begann darum ein inbrünstiges Gebet für ihn und erlangte durch seine Fürbitte, daß Trajan in den Himmel kam. Gregor wird deshalb öfter mit dem aus dem Höllenschlund auftauchenden Kaiser abgebildet. Trajan (98—117 n. Chr.) hat die Christen zwar nicht ganz unverfolgt gelassen, aber jegliches Nachspionieren und Denunzieren als »non est nostri saeculi« — nicht der Zeit entsprechend — verboten. S. seinen Brief an den jüngeren Plinius, Statthalter von Bithynien.

Seite 85.

Zeile 19. Das damalige Palais de France ist der Palazzo Salviati al Corso, 1662 erbaut von Carlo Rainaldi im Auftrag von Philippe-Jules Mancini, Herzog v. Nevers. Die französische Kunstakademie siedelte erst 1801 nach der Villa Medici über.

Zeile 20. Die Mancini sind ein vornehmes französisches Geschlecht und mit Kardinal Mazarin verschwägert. Berühmt sind davon besonders Maria, erste Liebe Ludwigs XIV. und spätere Fürstin Colonna, Hortense, Gemahlin des Marschalls Mazarin und Freundin St. Evremonds.

Seite 87.

Zeile 9. Christine v. Schweden, Tochter Gustav Adolfs (1626—89). Sie ward nach ihres Vaters Tod Königin, entsagte aber trotz ihres männlichen Geistes 1654 dem Thron. Sie ging dann auf Reisen und trat zur katholischen Kirche über. 1656—58 lebte sie in Paris, war aber bei Hof nicht sehr beliebt, besonders nach dem Tod ihres Günstlings Monaldeschi, dessen Ermordung sie veranlaßt haben soll. In Rom hielt sie hoch zu Roß feierlich Einzug und wohnte nach 1658 dauernd dort, gründete auch eine Akademie. Ihre Bibliothek kam an den Vatikan.

Zeile 10. Der Palazzo Odescalchi gehörte (nach Callari) erst den Colonna von Gallicano, dann dem Kardinal Fabio Chigi um 1660. Der

Palazzo ist von Maderna angelegt, dann im Auftrag Chigis von Bernini ausgebaut, schließlich von Nicolò Salvi und Luigi Vanvitelli erweitert. Die Odescalchi kamen durch den Pontifikat ihres Verwandten Innocenz XI. (1676—89) zu Reichtum und Ansehen. Innocenz übermachte dem Don Livio seine Patrimonialgüter mit 40000 Scudi Jahresrente, Kaiser Leopold I. ernannte ihn 1689 zum erblichen Reichsfürsten, belehnte ihn mit dem ungarischen Herzogtum Sirmio und verlieh ihm den Titel »Hoheit«. Dazu kaufte Don Livio noch das Herzogtum Bracciano. Die Kunstwerke aus dem Palazzo sind im »Museum Odescalcum« zwei Bände in folio, Rom 1747, abgebildet.

Zeile 13. Nach Ovids Metamorphosen verrät die vom Gotte Helios verlassene Klytia seine heimlichen Besuche bei der Schwester Leukothea an ihren Vater. Leukothea wird zur Strafe lebendig begraben, auch der Gott vermag sie mit seinen Strahlen nicht mehr der Todesstarre zu entreißen, dafür läßt er auf ihrem Grab die Weihrauchstaude sprießen. Als er aber nicht, wie Klytia gehofft, zu ihr zurückkehrt, sitzt sie, den Blick auf den am Himmel ziehenden Helios gewendet, Tag für Tag in Sehnsucht und Reue, bis sie zur Blume wird, die immer noch ihr Antlitz dem Gotte zukehren muß. Blainville schildert die Statue als mit einer Sonnenblume in der Hand.

Zeile 15. Der Teil des Palazzo (Doria) Pamfili, der nach der Via del Plebiscito zu liegt, ward um 1740 von Paolo Amalii erbaut.

Seite 88.

Zeile 28. Der Palazzo San Marco (heute P. Venezia) ist einer der wenigen gotischen Paläste in Rom und etwa 1455 von Kardinal Pietro Barbo, dem späteren Paul II. (1464—71) erbaut.

Zeile 34. Karl VIII. (nicht Karl VII.) von Frankreich (1483—98) führte mit Alexander VI. Borgia Krieg um Neapel, das er als Erbe der Anjou für sich beanspruchte, und zog siegreich am 31. Dezember 1494 in Rom ein.

Seite 89.

Zeile 3. Der Palazzo d'Aste, an der Ecke von Corso Umberto und Piazza Venezia, ward 1666 von Giovanni Antonio de Rossi erbaut. Er gehörte später den Rinuccini, dann erwarb ihn Letizia Bonaparte, und nach ihrer Familie trägt er heute den Namen.

Zeile 8. De Brosses spielt hier auf eine Erzählung aus den »Contes« von Lafontaine an. Darin wird erzählt, wie Renaud d'Ast unter die Räuber fällt, die ihn fast bis aufs Hemd ausrauben und ihn in die Winternacht davonjagen. Er hat aber des Morgens, wie immer, zum

hl. Julianus Hofpitator gebetet um gute Herberge und findet fchließlich die allerbefte bei einer fchönen Frau. Die Räuber aber werden gegriffen und gehängt. Die Legende vom hl. Julian behandelt das Ödipusmotiv chriftlich. Julian erfchlägt unwiffentlich feinen Vater, den feine Frau in Julians Abwefenheit aufnahm und den er für ihren Geliebten halten muß. Er büßt die Tat, indem er von da an jeden Vorbeikommenden gaftlich aufnimmt. Eines Tages kommt Chriftus in Geftalt eines Ausfätzigen, Julian wärmt ihn mit feinem eigenen Leibe, dafür erfcheint ihm Chriftus in wahrer Geftalt. Zum hl. Julian betete man deshalb um gute Herberge. Guftave Flaubert erzählt die Legende.

Zeile 18. Das Bild Sacchis ift heute in der Pinacoteca del Vaticano. Es ftellt nicht, wie de Broffes meint, eine Predigt dar, fondern eine Vifion des hl. Romuald, Stifters des Kamaldulenferordens. Die Kirche fteht heute nicht mehr. Ein anderes Bild mit dem hl. Romuald als Gegenftand hat (nach Nagler) Sacchi nicht gemalt.

Seite 91.

Zeile 11. Ludwig oder Aloyfius Gonzaga ift wie der hl. Stanislaus Koftka ein frühverftorbener Jefuitenheiliger. Aus altem mantuanifchen Gefchlecht, trat er früh aus unwiderftehlichem Drang in den Jefuitenorden. Er ftarb an den Folgen der Peft, die er fich beim Pflegen zugezogen hatte.

Zeile 20. Das Collegium Romanum ift nach Zeichnungen des Bartolomeo Ammanato im Auftrag Gregors XIII. 1582 begonnen.

Zeile 23. Pater Athanafius Kircher, geboren 1602 bei Fulda, geftorben 1680 zu Rom, ift einer der außerordentlichften Gelehrten des Jefuitenordens. Kühne Einbildungskraft, großes Gedächtnis und unermüdliche Geduld zeichneten ihn aus. Er ftudierte Naturwiffenfchaften, alte Sprachen und Philofophie und hatte erft in Würzburg, dann in Rom einen Lehrftuhl. In feinem Mufeum waren damals Antiken und Geräte zur Experimentalphyfik. Heute ift das »Museo Kircheriano« bedeutend erweitert.

Zeile 26. Pietro della Valle (1586—1652) war ein abenteuerluftiger Herr und Freund der fchönen Künfte in Rom. Eine nicht erwiderte Liebe trieb ihn fort, nachdem er vorher fchon mit einer fpanifchen Kriegsflotte an der afrikanifchen Küfte gewefen. Er befchloß, als Pilger in den Orient zu gehen, befuchte erft Ägypten, ging dann über Damaskus und Aleppo nach Bagdad. Dort verliebte er fich in Sitti Maani Gioërida, eine affyrifche Chriftin und heiratete fie. Er blieb dann am perfifchen Hof, um den dortigen Chriften Freiheiten zu erwirken und am Türkenfeldzug teilzunehmen. Seine Frau teilte alle Fährlichkeiten mit ihm, ftarb aber unterwegs. Da führte er fie einbalfamiert mit fich nach Rom (1626). Dort

ernannte ihn Urban VIII. Barberini zum Ehrenkämmerer und befragte sich in allen Missionsangelegenheiten bei ihm. Sitti Maani wurde mit größtem Pomp in Ara Coeli beigesetzt, er selbst hielt ihre Gedächtnisrede, und als er auf ihre Schönheit kam, konnte er vor Schluchzen nicht weiter. Die Rede ist gedruckt, auch die Arkadier in Rom veröffentlichten Loblieder. Pietro heiratete dann später eine Verwandte seiner Frau, die ihn überlebt hat. Er machte ein großes Haus, war aber trotzdem ein guter Haushalter. Seine Reiseerlebnisse sind niedergelegt in dem Werk: »Viaggi, descritti in lettere famigliari al suo amico Mario Schipano, divisi in tre parti, cioè: la Turchia, la Persia e l'India. Rom 1650—53 in 4°.« Er wurde ebenfalls in Ara Coeli beigesetzt.

Zeile 34. Der Palazzo Altieri ward um 1650 von Antonio De Rossi im Auftrag des Kardinals Marcantonio Altieri begonnen. Die Kapelle ist von Borgognone ausgemalt, die Decken von Carlo Maratta, Nicola Berettoni und Francesco oder Fabrizio Chiari. Der Palast soll über 300 Räume enthalten, und seine Treppe gilt für die schönste in Rom. Blainville zählt Bilder von Claude Lorrain, Salvator Rosa, Filippo Lauri, Borgognone, Paul Veronese, Andrea Sacchi u. a. auf.

Seite 92.

Zeile 13. Der Palazzo Strozzi ward von Carlo Maderna umgebaut und ist heute gänzlich modernisiert.

Seite 93.

Zeile 4. Der Marmorelefant ward 1665 aufgestellt.

Zeile 13. Die Übersetzung wäre etwa:

Den Rüssel nach hinten steht der Elefant hier am Platze:
»Dominikaner«, spricht er, »Euch hab' ich hinter mir nun!«

Zeile 17. Die Schöpfer der Denkmäler sind: bei Casanata: Legros, bei Pimentelli: Bernini, bei Alexandrin: Giacomo della Porta, Statue von Silla Lungo da Vigiù, bei Urban VII. ist die Statue von Ambrogio Buonvicino. Pauls IV. Grabmal erbaute Pirro Ligorio, der Bildhauerschmuck ist von Cassignola oder Cerignola. Das Grabmal Leos X. ist von Montelupo, Clemens' VII. von Giovanni di Bacio Bigio und Bandinelli, Benedikts XIII. von Marchionni, die Statue von Pietro Bracci. An den Grabdenkmälern der Medici (Leo X. und Clemens VII.) arbeiteten Giovanni di Bacio Bigio, Bandinelli und Raffaello da Montelupo. Die Kirche ward 1280 von dem Bruderpaar Fra Sisto und Fra Ristoro begonnen. Maderna hat sie im 17. Jahrhundert ausgeschmückt.

Zeile 27. Père Antoine Cloche starb 1720 fast neunzigjährig. In den Scriptores ordinis Praedicatorum steht ein längerer Artikel über ihn.

Seite 94.

Zeile 2. François de Bremond (1713—1742) war Naturwissenschaftler und Philosoph. Er hat eine Bibliographie über die »Transactions philosophiques« geschrieben. Die französische Regierung schickte ihn zusammen mit dem Arzt Morand nach England, um das Mittel gegen den Stein, das ein Frl. Stephens gefunden haben wollte, zu prüfen. Sie kamen zu einem günstigen Resultat, das im »Recueil de tous les écrits publiés en Angleterre sur le remède de Mlle. Stephens«, Paris 1742, niedergelegt wurde. Bremond ist sehr jung gestorben.

Zeile 5. Die Bibliothek in der Minerva ist die sogen. Bibliotheca Casanatense und nach der vatikanischen die reichste in Rom (schöne Miniaturen).

Zeile 27. Ultra Saromatas = bis hinter die Sarmaten.

Seite 95.

Zeile 2. Der Name des Palazzo »Madama« stammt von Margarete von Österreich, der natürlichen Tochter Karls V. und Gemahlin des Alexander von Medici. Sie starb ermordet 1537. Der Palazzo war 1739 noch im Besitze der Medici, und sie hatten darin ihre Bank. Im Jahre 1740 kaufte ihn Benedikt XIV. Der Erbauer ist nicht sicher bekannt. Auftraggeber war der Kardinal Copis 1492. 1610 ließ Cosimo II. den Palast von Luigi Cardi da Cigoli ausschmücken, andere behaupten, durch Maruccelli. Der Palazzo Giustiniani ist erbaut von C. Fontana und Borromini. Die Bilder daraus sind zum Teil in Berlin.

Seite 96.

Zeile 5. Francesco Graf Algarotti ist italienischer Schriftsteller und Gelehrter. Er studierte in Rom, Venedig und Bologna Naturwissenschaften und veröffentlichte 1733 einen Band »Newtonianismo per le dame«. Er war als Wissenschaftler über die Grenzen seines Landes berühmt und mit vielen Gelehrten befreundet, auch als Dichter geschätzt, und als Zeichner und Radierer begabt. Friedrich d. Gr. hatte ihn in Rheinsberg zum Gast, rief ihn dann später nach Berlin. Die Freundschaft währte bis zu Algarottis Tod 1764. Algarotti genoß als Künstler, Wissenschaftler, Charakter und Sammler überall das höchste Ansehen. Sein Grabmal entwarf er selbst mit der schlichten Inschrift: »Illic iacet Franciscus Algarottus non omnis.« Friedrich d. Gr. ließ hinzufügen: »Algorotto, Ovidii aemulo — Newtoni discipulo — Fridericus rex.«

Zeile 34. Capronia. In der Ausgabe von R. Colomb steht: »La Capronie«. Möglich ist Capronia als Landschaft, oder auch Caprotina, ein Beiname der Juno, die dann ein Ziegenfell als Kopfschmuck trägt.

Seite 97.

Zeile 3. Apollo und Marsyas. Nach einer antiken Sage vermaß sich Marsyas, ein phrygischer Hirt, mit Apollo zu einem Wettkampf im Flötenspiel und machte aus, daß der Sieger mit dem Besiegten anfangen könne, was er wolle. Marsyas ward besiegt und Apollo zog ihm lebendig die Haut ab.

Zeile 20. San Luigi dei Francesi. Sixtus IV. Rovere ermächtigte 1478 die französische Gemeinde zum Bau einer größeren Kirche, da die frühere zu klein wurde. Katharina v. Medici machte große Stiftungen dafür, 1589 ward der Bau vollendet. Die Fassade ist von Giacomo della Porta.

Zeile 22. Claude d'Angennes (1534—1601). Armand d'Ossat (1536—1604) war zugleich französischer Diplomat. Er widerstand hartnäckig dem Verlangen Clemens' VIII. auf Unterwerfung der französischen Krone unter den päpstlichen Willen. Dann war er Unterhändler mit der Kurie in der Scheidungsangelegenheit Heinrichs IV. mit Margarete v. Valois und seiner Heirat mit Maria v. Medici. Seine Briefe an den Minister Villeroy (Lettres, Paris 1624 in folio) gelten als diplomatische Meisterwerke. —

Paul de Foix, Rechtsgelehrter und Kardinal (1528—1584). Er war als französischer Gesandter an verschiedenen Höfen, zuletzt in Rom. Er galt als bedeutender Diplomat. —

Philibert Babou, sieur de la Bourdaisière (1513—1570), Kardinal und Diplomat, von 1558 an französischer Gesandter in Rom.

Seite 98.

Zeile 16. Der heutige Bau der »Sapienza« geht auf den Anfang des 16. Jahrhunderts zurück, der Baumeister ist nicht sicher bekannt. Um 1520 ließ Leo X. Medici den Bau erweitern, wie behauptet wird, nach Plänen Michelangelos. Fassade und Säulengang sind von Giacomo della Porta. Unter Urban VIII. Barberini ward die Kirche, unter Innozenz X. Pamfili die Kuppel nach Borromini, unter Alexander VII. Chigi der Bibliotheksaal hinzugefügt.

Seite 100.

Zeile 9. Die Piazza Navona ist auf mehreren Bildwerken des XVIII. Jahrhunderts mit dieser künstlichen Überschwemmung abgebildet. Vgl. den ähnlichen Brauch in Siena, Bd. I, 263.

Seite 101.

Zeile 5. Die Inschrift heißt deutsch: »Agnes fand, als sie das Schandhaus betreten, einen wohlgerüsteten Engel des Herrn.«

Zeile 10. Deutsch: Hundert Jahre Flagge, hundert Jahre Leichentuch.

Seite 102.

Zeile 3. Der Pasquino ist ein antikes Bildwerk und ward im 16. Jahrhundert in Rom ausgegraben. Seinen Namen hat er von einem in der Nähe wohnenden Schuster Pasquino, der als witziges Lästermaul bekannt war. Die Statue übernahm dann sein Erbe, indem sie zum Anhängen anonymer Spottverse diente. Auch Zwiegespräche mit einer zweiten Statue, dem Flußgott Marforio, fanden statt. Der Name Pasquill stammt von hier. Die »Pasquinate« sind auch gesammelt und gedruckt. Viele stehen in der Einleitung zu den Sonetten von Belli von Morandi gesammelt.

Zeile 32. Der Musiker und Komponist Benedetto Marcello (1686—1739) ist von Geburt Venezianer. Er war erst Violinist, wandte sich dann ausschließlich dem Gesang und der Komposition zu. Sein Hauptwerk ist: »Estro poetico-armonico, Parafrassi sopra i primi 50 Psalmi, Poesia di Girolamo Giustiniani«, Venedig 1724—27, ein- und mehrstimmig. Meist verfaßte er sonst die Texte selbst. Rossini hat in der Ouvertüre zur »Belagerung von Korinth« seinen 21. Psalm Note für Note ausgeschrieben. (Grove.)

Seite 103.

Zeile 27. Über Münzen aus der Sammlung der Königin Christine berichtet Keyßler.

Zeile 30. San Lorenzo in Damaso, errichtet von Papst Damasus, war erst Kirche für sich, ward 1485 unter Kardinal Riario in die Cancelleria eingebaut, 1495 schmückte Bramante das Innere aus.

Zeile 32. Das Haus Michelangelos steht in der Via dell' Aracoeli und ist das zweite Haus rechts, wenn man vom Kapitol herabkommt. Es hat eine schöne Diele, die früher mit guten Fresken verziert war.

Zeile 33. Der Palazzo Altemps ward 1533 von Martino Longhi d. Ä. im Auftrag des Kardinals Marco Stitico Altemps beendet. Die Altemps sind eine deutsche Familie=Hohenems.

Zeile 34. Kardinal Carlo Rezzonico, Venezianer von Geburt (1693—1769), war ein allzu weicher Herr und als Papst (Clemens XIII.) einer von denen, die andere regieren lassen. Er war, wie von allen anerkannt wurde, ein guter Mensch, aber so weichmütig, daß ihm z. B. beim Amtieren die Augen immer voll Tränen standen.

Seite 104.

Zeile 5. Lat.: Allzu geringe Scham zeigt das freche Gewese der Satyren.

Zeile 7. Die Kirche Sant' Agostino ist erbaut 1483 im Auftrag des Kardinals Guillaume d' Estouteville von Giacomo di Pietrasanta.

Zeile 30. Santa Maria dell' Anima ist etwa 1500 erbaut, der Baumeister steht nicht fest. Sie ist die den katholischen Deutschen zugewiesene Kirche in Rom.

Den Bau von Santa Maria della Pace ließ Sixtus IV. Rovere 1480 beginnen zum Dank für die Abwendung von Kriegs- und Unruhegefahren anläßlich der Verschwörung der Pazzi in Florenz. Als erster Baumeister wird Bacio Pintelli genannt. Wieder erneuert ist sie unter Alexander VII. Chigi 1660 durch Pietro da Cortona, von dem auch die eigentümlich geschwungene Fassade stammt.

Seite 105.

Zeile 17. Der Abbate Pietro Metastasio (1698—1782) hieß eigentlich Trapassi. Sein erster Gönner, der Rechtsgelehrte Gravina, der ihn auch ausbilden ließ, gräzisierte seinen Namen. Er ist »der« Librettist der damaligen Zeit und Dichter von Versen von außerordentlichem Wohllaut, deren Rhythmus sofort im Ohr bleibt. Er war erst in Neapel juristischer Kanzlist, hatte dann mit den »Orti Esperidi« Erfolg und war von da an dem Dichten verschworen. 1729 rief ihn Kaiser Karl VI. als Hofdichter nach Wien, wo er auch starb. Von seinen zahllosen Werken, hauptsächlich Opern- und Kantatentexten, existieren mehr als hundert Ausgaben. Eine neuere Ausgabe besorgte G. Carducci.

Leo Vinci, neapolitanischer Komponist (1690—1730). Er trat 1719 zuerst mit der Dialektoper »Lo cecato fauzo« (Der falsche Blinde) erfolgreich vors Publikum. Später wandte er sich der ernsten Oper zu. Nach Scarlattis Tod ward er Pro-vice-Maestro der kgl. Kapelle zu Neapel. In der vatikanischen Bibliothek ist seine Karikatur von Ghezzi.

Zeile 19. Der hl. Filippo Neri. S. Bd. I. Anm. S. 419. Die Oratorianerkirche ist Santa Maria della Vallicella, heute auch Chiesa nuova genannt. Ihr Grundstein wurde 1575 von Filippo Neri gelegt.

Zeile 30. Palazzo Farnese. Alexander Farnese, später Paul III., ließ um 1530 an Stelle seines Wohnhauses auf dem Campo de' fiori diesen Palast aufführen. Der erste Architekt war Antonio Picconi da San Gallo, dann ward nach Michelangelos Plänen weitergebaut, vollendet hat ihn Vignola und vielleicht Giacomo della Porta (1589). Der Bau dieser »Fabbrica« erschien dem Volk so ungeheuerlich und weit über das Vermögen der Farnese hinausgehend, daß dem Pasquino damals eine Sammelbüchse an den Hals gehängt wurde mit der Beischrift: »Per la fabbrica«.

Zeile 31. Der ursprüngliche Erbauer von San Gerolamo della Carità ist nicht bekannt. Die Kirche ist 1660 von Domenico Castelli neu ausgebaut. Das Bild von Domenichino ist heute in der Pinakothek des Vatikans, eine Musivkopie davon in St. Peter.

Seite 106.

Zeile 6. Der Palazzo der Falconieri ward im Auftrag eines Mellini, den die Falconieri beerbten, neu ausgebaut durch Borromini.

Zeile 11. Die Wannen der Brunnen auf der Piazza Farnese stammen aus den Caracalla-Thermen. Die Brunnen wurden von Girolamo Rinaldi im Auftrag des Odoardo Farnese ausgeführt.

Zeile 16. Bei Plinius »naturalis historia« 34, 66 als Werk des Euthykrates, Sohn und Schüler von Lysippos, genannt. (Nach W. Helbig, »Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom«. Verlag Trübner 1912.) In der Schulausgabe war die Stelle nicht.

Seite 107.

Zeile 16. Die Sage der Dirke ist kurz folgende: Amphion und Zetheus, die Söhne der Antiope, wuchsen auf, ohne ihre Mutter zu kennen. Einst trafen sie sie unerkannt im Wald, und Dirke stiftete sie an, Antiope an einen wilden Stier zu binden und schleifen zu lassen. Durch einen alten Hirten erfuhren jedoch die beiden, wer Antiope gewesen, und nun bereiteten sie Dirke dasselbe Schicksal. Diesen Moment stellt das Kunstwerk dar. Nach anderen ward Antiope gerettet durch eine Gottheit, Dirke vor dem Tod in einen Quell verwandelt. S. auch Th.-B. unter »Apollonios«.

Zeile 34. Die Brüder Apollonios und Tauriskos stammen aus Tralles in Karien. Sie haben etwa Anfang des 1. Jahrh. v. Chr. gelebt. Von der Überführung der Gruppe durch Asinius Pollio von Rhodos nach Rom berichtet Plinius hist. nat. XXXVI, 34.

Zeile 35. Asinius Pollio (76 v. Chr. bis 5 n. Chr.), Feldherr, Politiker, Schriftsteller und Schöngeist, war auch ein Günstling Cäsars.

Seite 108.

Zeile 11. Düsseldorf, die Hauptstadt des Herzogtums Berg, war ehemals kurfürstlich-pfälzische Residenz.

Zeile 24. Cäsar und Vitellius s. Bd. I Anm. S. 428.

Zeile 31. Der antike Stadtplan ist heute im Konservatorenpalast.

Seite 109.

Zeile 4f. Über die Carracci s. Bd. I. Anm. S. 455.

Zeile 17. Der Palazzo Spada ist 1540 von Giulio Mazzoni erbaut, von Borromini 1640 erneuert.

Zeile 23. Leben und Tod Cäsars schildern Sueton und Plutarch.

Zeile 32. Der damalige Herzog Mattei war wohl Hieronymus.

Seite 110.

Zeile 19. Die Strophe lautet übersetzt:

Genug jetzt, Herr! Nichts mehr von diesem Liede,
Ich will ein bißchen ausruhn, denn ich bin müde.

Seite 111.

Zeile 34. Ludwig Anton, Kardinal v. Noailles (1651—1729). Der Kardinal hatte als Erzbischof von Paris ein von einem Père Quesnel mit Anmerkungen versehenes Neues Testament empfohlen und schließlich selbst redigiert. Die dabei geäußerten Meinungen mißfielen den Jesuiten, sie griffen darum Noailles als jansenistisch an und berichteten nach Rom. Als Noailles 1705 in einer unter seinem Vorsitz stattfindenden Versammlung von Bischöfen den Satz aufstellen ließ, daß jeder Bischof das Recht habe, selbständig über Lehrsätze zu urteilen, und daß päpstliche Vorschriften erst durch eine Annahme in pleno bindend werden könnten, erschien ein päpstliches Breve gegen das Quesnelsche Buch. Auch dem Hof ward Noailles besonders durch die Machenschaften der Kardinäle Rohan und Bissy entfremdet. Doch traten verschiedene Bischöfe, die für die Freiheit der gallikanischen Kirche fürchteten, ihm bei. In Rom ward unterdes über ihn verhandelt und in der berühmten Bulle Unigenitus 1713 die Quesnelsche Schrift und damit auch der Kardinal verurteilt. Als er mit der Veröffentlichung zögerte, ward er nach Rom zitiert. In Frankreich verzögerte sich unterdes die Angelegenheit, da Ludwig 1715 gestorben und der Regent Noailles freundlich gesonnen war, Rom aber drängte auf unbedingte Unterwerfung. Nun gab der Kardinal nach, aber es war zu spät: Seine Anhänger erklärten den Papst für nicht zuständig und der Bruch war da. Vergeblich hoffte Noailles, bei den nun folgenden Päpsten gerechtere Beurteilung zu finden. Er war unterdes ein alter Mann geworden und wollte in Frieden sterben. So demütigte er sich 1728 in einem Schreiben an den Papst und erklärte öffentlich seine Unterwerfung, zur Freude von Papst und König. Im Mai 1729 starb er am Schlaganfall. Ein Doktor de la Morelière von der Sorbonne hat folgendes Distichon auf ihn verfaßt:

Vir simplex fortasse pius, sed praesul ineptus,
Vult, tentat, peragit, plurima, pauca, nihil.

Deutsch:

Schlicht war der Mann, vielleicht auch fromm, vor allem war schlapp er,
Will er, versucht, betreibt: vieles, weniges, nichts.

Seite 112.

Zeile 4. Jansenismus, religiöse strenge Richtung in Frankreich, genannt nach P. Jansen (1585—1638), der seine Sätze besonders auf die Augustinische Lehre von der Gnadenwahl gründete. Sie hielten treu zur katholischen Kirche, wollten aber als letzte Instanz nicht den Papst, sondern das eigene Gewissen. Ihre Hauptniederlassung war Port-Royal, ihr Verteidiger Blaise Pascal, der den Jesuiten ihre Verdächtigungen der Port-Royalisten in den glänzend geschriebenen »Lettres provinciales« heimzahlte. Die Bewegung hat ein Jahrhundert lang allerlei Phasen durchgemacht und in Frankreich 1710 mit der Zerstörung von Port-Royal geendet. Eine liebevoll eingehende Geschichte des Jansenismus schrieb Sainte-Beuve.

Seite 113.

Spalte 3. Die Legende (Ablesegebet für den Tag des betr. Heiligen) für Gregor VII. ward 1729 von Benedikt XIII. Orsini zur Verlesung in der gesamten christkatholischen Kirche vorgeschrieben, fand aber großen Widerspruch in Venedig, Frankreich und Österreich. Die anstößige Stelle lautet: Contra Henrici impios conatus fortis per omnia athleta permansit, seque pro muro domus Israël ponere non timuit, ac eundem Henricum in profundum malorum prolapsum fidelium communione regnoque privavit atque subditos populos fide ei data liberavit. Deutsch: »Gegen Heinrichs gottlose Anschläge blieb er stets stark wie ein Held bangte nicht davor, sich zur Mauer Israels zu machen, schleuderte Heinrich in den Abgrund der Bösen, beraubte ihn der Gemeinschaft der Gläubigen und seines Reiches und löste seine Untertanen von ihrem Treueid.« Kaiser war dazumal Karl VI.

Seite 114.

Zeile 4. Der Kardinal Armand Gaston de Rohan (1674—1749) entstammt einem der vornehmsten Geschlechter Frankreichs. 1706 ward er auf Vorschlag des Königs von Frankreich Kardinal. Im Streit um die Bulla Unigenitus war er auf seiten des Papstes. Seine Residenz war Zabern. Er brachte auch die Ehe zwischen Ludwig XV. und Maria Lesczynska zustande, vollzog die Trauung und taufte die elf Kinder des Königspaares. Er gehörte beiden französischen Akademien an und war äußerst prachtliebend.

Zeile 31. Heinrich IV. von Frankreich (1589—1610) war in erster Ehe mit Margarete v. Valois, Tochter Karls IX. von Frankreich, kinderlos vermählt. Nach der Scheidung von ihr vermählte er sich 1600 mit Maria v. Medici, Tochter des Herzogs Ferdinand v. Toscana. — Heinrich VIII.

von England (1509—47) war in erster Ehe mit Katharina v. Aragonien, Witwe seines Bruders Arthur vermählt. Als er sich in Anna Boleyn verliebt hatte, forderte er vom Papst die Nichtigerklärung seiner Ehe unter dem Vorwand, daß sie unkanonisch sei. Als der Papst sich weigerte, sagte sich Heinrich mit seiner ganzen Kirche von ihm los und gründete mit seinen Staatsmännern die anglikanische Kirche. Er hatte nach Anna Boleyn noch vier Frauen. Die letzte, Katharina Parr, hat ihn überlebt.

Zeile 34. Die Religionskriege in England tobten besonders unter Maria der Blutigen (1553—58), der Tochter Heinrichs VIII.

Seite 115.

Zeile 1 f. Kaiser Karl VI. (1711—40) war mit Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt, hatte aber mit ihr außer einem frühgestorbenen Sohn nur Töchter. Karl erließ darum die sogen. pragmatische Sanktion, die seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge sicherte.

Zeile 23. Gratia efficax = die tätige, wirkende, gratia sufficiens = die ausreichende Gnade, Bestandteile der Prädestinationslehre des Augustin. S. auch Bd. I Seite 429 und 432.

Zeile 25. »Ex cathedra« vom Stuhle Petri aus, also als absolute Meinung oder Befehl.

Seite 117.

Zeile 6. Übersetzt: Was du nicht willst, daß dir geschicht, das tu auch einem andern nicht.

Zeile 9. Der Fürst Corsini ist Lorenzo, geboren vor 1685, der ältere Bruder des Kardinals Nereo Corsini.

Zeile 14. Don Carlos hieß der König Karl III., er ist ältester Sohn Philipps V. von Spanien und der Elisabeth Farnese. Er ward 1735 König beider Sizilien, 1759 König von Spanien.

Zeile 15. Parma und Piacenza waren Papstlehen der Farnese. Als 1731 der Mannesstamm ausstarb, wußte Philipp V. als Gemahl einer Farnese es dahin zu bringen, daß ihr Sohn Carlos (s. vor. Anm.) die beiden Herzogtümer erhielt. Dieser verschacherte sie weiter an Kaiser Karl VI. (1735—38) und erhielt dafür beide Sizilien im Wiener Frieden zugesprochen, hätte der Papst Einspruch erhoben, hätte der Fürst Corsini seine Kämmererwürde eingebüßt.

Seite 118.

Zeile 7. Deutsch: Der hl. Vater hat zugestimmt (eigentlich »genickt«).

Zeile 29. Französisch: »Er hat von den Orsini sich Himmelssitz verdient.«

Zeile 32. Advokat des Teufels = advocatus diaboli. »Canonisation bedeutet Aufnehmung eines Verſtorbenen unter die Heiligen und geſchieht von dem Papſt, dem ſie ehedem eine der ergiebigſten Finanzquellen war. Es wird hierbei der Lebenswandel des Verſtorbenen unterſucht und ein förmlicher Prozeß darüber eröffnet, wobei ein ſogenannter Advokat des Teufels eine wichtige Rolle ſpielt. Er ſucht nämlich die Heiligſprechung auf alle Art zu hindern und das Leben des Gottesfürchtigen Mannes verdächtig zu machen, muß aber am Ende allemal den Prozeß verlieren.« Converſat.-Lexikon oder kurzgefaßtes Handwörterbuch. Amſterdam 1809.

Seite 119.

Zeile 28. Abbate Entieri ſ. Anm. Bd. I, S. 470.

Seite 120.

Zeile 24. Klerikerstückchen franz. pas de clerc. Bei Littré definiert als »faute commise par ignorance ou par étourderie dans une affaire, démarche unitile, maladroite.«

Zeile 25. Fabio Olivieri (1658—1738) ſtammte von Peſaro. Er war ein Vetter von Clemens XI. Albani und wurde auch unter ihm Kardinal. 1724 hatte er ſtarke Ausſichten, Papſt zu werden, wurde aber durch das Veto von Frankreich und dem deutſchen Kaiſer ausgeſchloſſen.

Seite 121.

Zeile 2. Orſini, als Papſt Benedikt XIII. Wegen Coſcias Lumpereien ſiehe Anm. zu Seite 71.

Zeile 21. Comacchio, ein Städtchen im Ravennatiſchen, wurde 1708 durch kaiſerliche Truppen beſetzt und befeſtigt. Es war eigentlich Reichslehen, doch hatte es der Papſt längere Zeit eingenommen und wollte es nicht gütlich wieder herausgeben. Erſt 1725 kam unter Benedikt XIII. ein Vergleich zuſtande, wonach der Papſt Comacchio erhielt, der Kaiſer dafür die Geiſtlichkeit ſeiner Erbländer mit 2 Millionen (Gulden?) Steuer belegen durfte.

Zeile 24. Aleſſandro Albani Kardinal (1692—1780) ſtammt aus Urbino. Als ſein Onkel Giovan Francesco als Clemens XI. 1700 Papſt wurde, zog die Familie nach Rom. Der Papſt beſtimmte Carlo Albani zum Heiraten, Aleſſandro zum Geiſtlichen, was dem lebensfrohen Menſchen ſehr hart war. Er fügte ſich zwar, führte dabei aber ein tolles Leben, was ihm manche Rüge zuzog. Sein kluger Onkel leitete ſpäter ſeine geiſtigen Kräfte auf Künſte und Altertümer, indem er 1717 eine Akademie der Humaniſten gründete und Alexander zum Vorſtand machte, der dann ein eifriger Sammler von Altertümern wurde. Er fand ſich hier mit Winckelmann, der ihm viel Förderung verdankt, ihm auch ſeine

Handschriften hinterlassen hat. Er war nach Passionei Bibliothekar der Vaticana. Politisch stand er auf Seite der Könige von Sardinien und suchte bei Streitigkeiten mit dem Papst zu vermitteln. Die Gunst der Päpste hat er während seines langen Lebens wechselnd genossen. Seine Hofhaltung war sehr glänzend, da er viele reiche Pfründen hatte und er war der großmütige Freund und Schützer aller Gelehrten, dabei selbst wissenschaftlich in hohem Ansehen. Seine Sammlung ist heute die des Fürsten Torlonia. — Kardinal Dubois s. Anm. Bd. I. S. 453.

Seite 122.

Zeile 15. Kardinal Annibale Albani (1682—1751) ist der ältere Bruder Alexanders, aber ein anderes Charaktergefüge. Er ist noch glänzender begabt, als sein Bruder, dazu ehrgeizig und stolz. Sein Onkel Papst fand auch hier das rechte Mittel: er ließ sofort nach der Papstwahl den Vater Albani wissen, daß er nur für seine Neffen etwas tun werde, wenn sie es verdienten. Das ließ sich Annibale gesagt sein: er lernte mit größtem Eifer und glänzendem Erfolg und ward bald in ganz Rom darum berühmt, er erwarb den theologischen und den juristischen Doktor. 1707 ward er als Nuntius nach Wien geschickt und diente dem Kaiser durch geschickte Unterhandlungen, so daß er mit seiner Familie in den Fürstenstand erhoben wurde. 1711 ging er zur Kaiserwahl nach Frankfurt, hatte aber dort mit seinen Forderungen kein Glück. Nach seiner Rückkehr nach Rom stieg er nun rasch, ward Kardinaldiakon, 1713 Geschäftsführer für den in Castel Gandolfo weilenden Papst, 1719 Kämmerling. In den verschiedenen Konklaven war er stets einer der eifrigsten Intriganten. Unter Benedikt XIII. Orsini war er der eifrigste Gegner des Plebejers Coscia und zog sich, da ihn dessen Wirtschaft in Rom heftigst ergrimmte, nach Urbino zurück, wo er allerlei gelehrte und fein ausgestattete Bücher schrieb oder herausgab. Als Benedikt XIII. starb, kehrte er nach Rom zurück und betrieb nun Coscias Verurteilung mit großem Eifer. Im Konklave spielte er die entscheidende Rolle und Corsinis Wahl war ihm sehr genehm. 1740 ist er das Haupt der Zelanten und entschied durch persönliches Zureden Lambertinis Wahl. Politisch stand er beim Kaiser und dem König von Sachsen-Polen in hoher Gunst. Coscia und der Kardinal Fini stellen ihn in einem Memoriale als ebenso geizig wie geldgierig hin. Daß er rachsüchtig war, ist die Konsequenz seiner vorher genannten Eigenschaften. In der Biographie von Ranft sind zehn Werke von ihm genannt, darunter eine Herausgabe des Terenz mit Bildern, nach dem Manuskript der Vatikana. Er war Sammler von Büchern und gelehrten Altertümern und wie sein Bruder ein großer Gönner der Gelehrten. Er starb 1751 fast siebzigjährig mit des Papstes persönlichem Segen.

Zeile 27 ff. Gregor VII. tat 1076 Kaiser Heinrich IV. in den Bann und sprach seine Untertanen vom Treueide los, Bonifaz VII. 1303 tat dasselbe mit Philipp dem Schönen von Frankreich. Bonifaz beruft sich in seiner Bulle Unam sanctam nicht auf zwei Schlüssel, sondern auf zwei Schwerter der Kirche für Geistliches und Weltliches. Gregor IX. belegte Kaiser Friedrich II. mit dem Bannfluch, was durch das Bild, daß er ihm den Fuß auf den Nacken setzt, symbolisch angedeutet wird. In Wirklichkeit ist das nicht geschehen, Friedrich II. starb 1250 unversöhnt mit dem Papst. Alexander VI. Borgia verteilte auf einem Globus die Welt.

Zeile 29. Die eigentliche Schlüsselgewalt im Sinne der Kirche ist: 1) Die, zu binden und zu lösen, nach Matth. 16, 19 und Thomas von Aquin. 2) Die Weihe- und Regierungsgewalt. 3) Gewalt, ein Urteil in Glaubenssachen zu fällen und auszuführen. 4) Tribunal für innere und äußere Dinge. 5) Ferner: Nachlassung der Sünden, Verhängung kirchlicher Strafen und Lösung davon, die Suspension, das Interdikt, die Aufstellung kanonischer Hindernisse und Verleihung kirchlicher Ablässe. W. – W.

Seite 123.

Zeile 2. Kaiser Friedrich VI. (1190—97) trotzte dem Bannfluch des Papstes.

Seite 124.

Zeile 6. De Brosses meint hier wohl die bedrängte Lage Bolognas durch die Kriege zwischen Frankreich und Victor Amadeus II. von Savoyen (1690—1720).

Anm. Der letzte Herzog von Parma hieß Antonio Francesco, er starb 1731.

Seite 125.

Zeile 1. Deutsch: »Der Kläger untersteht der Gerichtsbarkeit des Beklagten.«

Zeile 23. »Die Conservatores handhaben die Statuta und Ordnungen, haben Aufsicht über die Gemeinde, Gebäude und Wasserleitungen, ingleichen über Maaß und Gewichte, als auch den Preis derer Eßwaaren usw. Sie ertheilen die Privilegia und Ämter des römischen Volkes und nehmen die Appellation der Zünfte an.« Z.

Zeile 26. Giovan Antonio Guadagni (1674—1759) ist ein adeliger Toskaner. Er wurde gegen den Willen seiner Angehörigen Kardinal. Er ist ein Neffe des damaligen Papstes.

Zeile 27. Sulpicianer = Angehöriger des Priesterseminars von St. Sulpice in Paris.

Seite 126.

Zeile 4. Über Abbé v. Perigny war nichts festzustellen.

Seite 128.

Zeile 18. Der »böse Papst« ist Alexander VI. Borgia.

Seite 129.

Zeile 3. Deutsch: »Priesterfang, wo die Priester sangen.« Vgl. deutsche Ortsnamen, wie Vogelsang usw.

Zeile 15. Der Meidan oder große Platz, auch Mei dan-i-chah-Königsplatz genannt, ist der größte Stadtplatz der Welt. Er hat 845 m Länge und 227 m Breite. Um ihn herum liegen die Residenz des Schahs, mehrere Moscheen und Reihen offener Verkaufsgewölbe. De Brosses wird ihn aus Reisebeschreibungen des Pietro della Valle so gut gekannt haben. Die Ellipse des Petersplatzes ist im Durchmesser 273 : 226.

Zeile 29. Die Springbrunnen sind von Carlo Maderna angelegt.

Seite 131.

Zeile 3. Deutsch: »Nicht soll man Heiliges mit Gemeinem mischen.«

Zeile 31. Stifter des Dominikanerordens ist Dominikus Guzman (1170—1221), des Minoritenordens Franz v. Assisi (1182—1226), des Karthäuserordens Bruno Hartenfaust aus Köln (um 1030—1101).

Seite 132.

Zeile 18. Das Denkmal Gregors XIII. Boncompagni ist von Giuseppe Rusconi, das der Gräfin Mathilde von Tuscien, der Freundin Gregors VII., von Bernini Vater und Sohn, Andrea Bolgi und Speranza. Beim Grabmal der Christine von Schweden ist der Plan von Carlo Fontana, die Putten von Lorenzo Ottoni, das Flachrelief von Jean Theodon und die Ornamente von Giovanni Giardini. Das Grabmal Leos XI. Medici ist das Werk von Alessandro Algardi. Beim Grabmal Innocenz XI. Odescalchi ist der Plan von Carlo Maratta, die Papststatue, Statuen und Flachrelief von Stefan Monnot. Der Schöpfer des Grabmals von Paul III. Farnese ist Guglielmo della Porta, unter der Leitung Michelangelos und angeregt durch Annibale Caro. Das Grabmal Urbans VIII. Barberini schuf Bernini.

Zeile 32. Deutsch: »Du bist Petrus (der Fels) und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.«

Seite 133.

Zeile 24 u. 28. Der Hauptaltar und der Bronzemantel um die Cathedra Petri sind beide von Bernini.

Seite 134.

Zeile 4. Cav. Giov. Paola Pannini (1691—1764) hat hauptsächlich Ansichten von Rom, belebt durch lebendige Staffage, gemalt. Nagler erwähnt ein Bild vom Inneren von St. Peter als im Louvre befindlich als sein Hauptwerk, was wohl das von de Brosses erwähnte sein könnte, da auch die Statuen Polignacs vom König gekauft wurden.

Seite 137.

Zeile 9. Rom ward 1527 erstürmt. Der aus Frankreich verbannte Connétable de Bourbon hatte sich mit Karl V. verbündet und rückte vor Rom. Der erste Schuß aus der belagerten Stadt streckte ihn tot nieder. Benvenuto Cellini behauptet in seinen Lebenserinnerungen, sein Schuß habe ihn getötet. Die Plünderung Roms war über alle Maßen fürchterlich. S. Gregorovius, »Geschichte Roms im Mittelalter«.

Zeile 33. Deutsch: Raffael, wo bist du?

Seite 138.

Zeile 3. Kaiser Konstantin besiegte Maxentius 312 an der milvischen Brücke. Maxentius ertrank im Tiber.

Zeile 24. In der Schlacht bei Arbela und Gaugamela siegte Alexander d. Gr. 331 v. Chr. über den letzten Perserkönig Darius Kodomanus.

Seite 139.

Zeile 8. Der Messe von Bolsena liegt folgende Legende zugrunde: Ein Priester, der an der Transsubstantiation zweifelte, fand, als er bei der Messe einige Tropfen Wein verschüttete, das Tuch blutbefleckt und ward so von seinem Zweifel geheilt.

Seite 140.

Zeile 24. Die Dekretalien sind Sammlungen von päpstlichen Entscheiden. Die erste Sammlung ließ Gregor IX. Conti (1227—41) durch Raymundus de Pennaforte zusammenstellen: Liber extra Decretum oder Decretales Gregorii 1234. — Justinian I. byzantinischer Kaiser (527—67) ließ durch seinen Justizminister Tribonian eine Sammlung der römischen Rechtssätze veranstalten, das sog. Corpus Juris (530—34).

Seite 144.

Zeile 23. Jean Baptiste Colbert, französischer Staatsmann (1619—83), der in Frankreich ein großzügiges Verwaltungssystem einrichtete. Er war auch Förderer der Wissenschaften und Künste. Die Akademie der Inschriften, der Wissenschaften, der bildenden Künste und der Musik sind seine Gründungen.

Seite 145.

Zeile 19. Die Capella Paolina ist von Antonio da Sangallo dem Jüngeren erbaut. (Etwa 1540.) Sie ist genannt nach dem auftraggebenden Papst Paul III. Farnese.

Seite 146.

Zeile 2. Die Sette Sale liegen auf dem Esquilin und waren wahrscheinlich Wasserbehälter.

Zeile 10. Schlacht bei Pistoja — 62 v. Chr.

M. Petrejus, Legat des Antonius, war 692 = 61 v. Chr. zusammen mit Cicero Konsul von Rom. Er besiegte an Antonius' Statt Katilina, der in der Schlacht umkam. Pauly.

Zeile 18. Der Cortile del Belvedere ist entworfen von Bramante und von Giacomo da Pietrasanta unter Innocenz VIII. Cibo (1484—1492) erbaut. Die Fresken lieferte Pinturicchio.

Seite 147.

Zeile 7. Athenodor, Polydor und Hagesander lebten in der ersten Hälfte des letzten Jahrh. v. Chr. Hagesander gilt als Vater der beiden anderen.

Seite 148.

Zeile 3. Der Neubau des Hospitals von Sto. Spirito wurde um 1480 im Auftrag Sixtus IV. Rovere und des Hochmeisters des Hospitaliterordens aufgeführt.

Zeile 25. Der Sage nach machte auf Rat der sibyllinischen Bücher 293 v. Chr. eine römische Gesandtschaft eine Bittfahrt nach Epidauros wegen einer Epidemie. Ihnen folgte eine der quergestreiften Askulapschlangen aufs Schiff, wurde auf der Tiberinsel heimisch und diese ward zum Heiligtum des Heilgottes Askulap.

Zeile 26. Die ursprüngliche Kirche wurde 1001 von Otto III. zu Ehren seines Freundes, des hl. Adalbert v. Gnesen, gestiftet. Später ward der Name des deutschen Heiligen vergessen und seine beiden Gefährten Paulinus v. Nola und Bartolomeo sind allein in der Inschrift über der Pforte erwähnt. Die heutige Fassade ward 1625 von Martino Lunghi d. J. erbaut.

Zeile 29. Santa Cecilia ist eine alte Kirche und der Überlieferung nach auf dem Platz errichtet, wo die Hl. wohnte. Im Traum ward Paschalis I. (817—24) der Ort geoffenbart, wo in den Katakomben ihre Gebeine lagen und der Leichnam ward von dort in die Kirche gebracht. Sie ist 1599 im Auftrag des Kardinals Sfondrato restauriert. Kardinal Cienfuegos fügte zu de Brosses Zeiten (1725) neuen Schmuck hinzu.

Über die erste Restauration berichten Bosio und Baronio, die damals lebten. Die Statue ist 1600 von Stefano Maderna geschaffen.

Seite 149.

Zeile 7. Über den Edelmann Diego, der Motetten schreibt, konnte ich nichts finden. Ebensowenig über den Geiger Pascalini.

Zeile 19. San Francesco war als St. Blasius Benediktinerkirche, bis 1229 Gregor IX. Conti sie Franz von Assisi und seinem Orden überließ. Franziskus baute sie 1231 neu. Im 17. Jahrhundert bauten Lelio da Brescia und Alessandro Vipereschi sie auf ihre Kosten um.

Die drei Marien sind: Maria Salome, Maria Cleophae und Maria Magdalena.

Zeile 20. San Crisogono ward mehrmals umgebaut, zuletzt 1625 von Giovanni Battista Soria, im Auftrag des Kardinals Scipione Borghese.

Zeile 22. Septimius Severus soll den Christen Zusammenkünfte in einer »Taberna emeritoria« erlaubt haben. Zur Zeit von Christi Geburt floß hier der Legende nach ein Ölquell. Die alte Kirche von Sta. Maria in Trastevere ist der Überlieferung nach um 340 erbaut. Innocenz II. Papareschi baute sie 1139 völlig um und sein Nachfolger Eugen III. vollendete 1148 das Werk. Ferner ließen noch daran bauen: Nikolaus V. Parentuccelli um 1450 und 1570 Pius V. Ghisleri. Der Portikus stammt von 1702, nach Plänen von Carlo Fontana.

Zeile 24. Der Brunnen vor Sta. Maria in Trastevere ist von Fontana (erbaut 1604, erneuert 1672).

Zeile 33. Die Schilderung des Brunnens siehe S. 17.

Seite 152.

Zeile 13. Der »Tempietto« ward 1499 begonnen, 1502 beendet.

Zeile 15. Die Accademia degli Arcadi ward 1690 vom Freundeskreis um Christine v. Schweden nach deren Tod begründet. Sie wollten dem Schwulst Marinis entgegenarbeiten, suchten nach einfachen Worten und schufen besonders Hirtendichtungen. Jeder Arkadier erhielt einen Schäfernamen. Viele große Männer waren Mitglieder, so auch Goethe, vereinzelt auch Frauen. Die Accademia besteht heute noch, hat auch dasselbe Grundstück, den »Bosco Parrhasio«, nur ist sie jetzt mehr wissenschaftlich gerichtet.

Zeile 22. Dom Celestino Galiani (1681—1753) war Cölestiner. Er studierte alte Sprachen, Philosophie, Theologie und ward wegen seiner Kenntnisse hochgeschätzt. Er bewohnte teils Rom und teils Neapel, in Rom hat er an der Sapienza gelehrt. Auch tüchtiger Mathematiker war er. Seines politischen Geschicks wegen machten ihn Papst und Herrscher öfter zum Gesandten und Unterhändler. Als solcher war er damals in Rom.

Seite 154.

Zeile 18. Raffaels Geburtstag 1483 und Todestag 1520 fallen nach Nagler auf den Karfreitag. Diese wohl erfundene Geschichte seiner Todesursache findet sich zuerst bei Simone Fornari da Reggio in seinem Buch »Osservazioni sopra il furioso dell' Ariosto« 1549. Von ihm hat sie Vasari aufgenommen. Vasari stellt Raffael geradezu als geschlechtskrank hin, der aus Scham den Ärzten sein Leiden nicht habe entdecken wollen. Als sie ihm dann zur Ader ließen, sei er aus Schwäche gestorben. Maria Bibiena starb unvermählt drei Monate vor Raffael und ist im Pantheon beigesetzt. Ihre Grabschrift von Bembo lautet:

»Mariae Antonii F. Bibienae Sponsae Ejus. Quae Laetos Hymenaeos Morte Praevertit. Ante Nuptiales Faces Virgo est Elata.«

Übersetzt: Der Maria, des Antonius Bibiena Tochter, seiner Braut, die durch ihr Hinscheiden den frohen Hochzeitsliedern Halt gebot und vor dem Anzünden der Hochzeitsfackeln als Jungfrau bestattet ward.

Zeile 31 f. Der damalige Fürst Corsini heißt Bartolomeo (gest. 1752), seine Frau Maria, geb. Altoviti. Der Palazzo, den Kardinal Corsini sehr vergrößerte, ist heute Staatseigentum.

Seite 156.

Zeile 1. Übersetzt:

»Zuviel und lang bereits ist, Herr, mein Lied,
Vielleicht ist's lästig Euch, mir zuzuhören,
Drum schließ ich heute meine Plauderei
Bis nächstens wieder es genehm Euch sei.«

Zeile 34. = »bis zum allerletzten.«

Seite 157.

Zeile 9 und 24. Die hier genannten Kartenspiele werden alle mit vier Personen gespielt.

Zeile 18. Die Bona Dea ist eine mystische Gottheit des alten Roms, an deren Kult nur Frauen teilnehmen durften. Ihr Tier war das weibliche Schwein.

Seite 159.

Zeile 18. Madama Bentivoglio. Vielleicht die Frau von Fulvio Bentivoglio, Senator und Gesandter für Bologna beim hl. Stuhl. Die Frau hieß Ippolita und war eine geb. Grassi. Sie war damals eben 20 Jahre alt.

Zeile 19. Minchie = Zeugungsglied.

Zeile 21. Fürstin Borghese. S. Anm. zu S. 38.

Zeile 25. Frau Santa Croce. Die Santa Croce bewohnten den Palazzo Verospi in Rom.

Zeile 35. Foscarini. S. Anm. zu S. 38.

Seite 162.

Zeile 16. Bajocco oder Soldo = 5 Centesimi.

Seite 164.

Zeile 9. Übersetzt: Leicht geht die Tochter den Weg, den schon die Mutter gegangen.

Seite 165.

Zeile 4. Cicisbeo. S. Bd. I. Anm. S. 423.

Zeile 14. Vielleicht Girolamo Bevilaqua (1694—1766).

Seite 166.

Zeile 15. »Vielleicht schon wahr — nur schwer zu glauben ist's — für den, der seiner Sinne mächtig wäre.«

Seite 167.

Zeile 4. Patrizzi. Maria Vergine, vermählt seit 1726 mit Giovanni Chigi-Montoro. Sie war die letzte ihres Geschlechts, Güter und Lehen fielen an die Familie ihres Mannes, dessen Antwort dadurch noch charakteristischer wird. Das Geschlecht besteht noch heute unter dem Namen Patrizi-Nari-Montoro.

Seite 169.

Zeile 23. Faire des croix de Malthe = notgedrungen fasten, oder auch = sich langweilen (Littré).

Seite 170.

Zeile 2. Es muß sich hier um François Bernard, Herzog v. Gesvres, handeln (1655—1739). Zedler gibt an, daß seine Ehe mit einer M. Magd. Mascranny kinderlos gewesen, die Nouvelle Encyclopédie nennt eine Mlle. de Seiglière, von der er einen Sohn hat. Der letzte Gesvres ward 1794 enthauptet. Über die Scheidungsgeschichte konnte ich keine Angabe finden.

Zeile 17. Gebern (von gäbr = Feueranbeter) ist der ältere Name für die heute Parsen genannten Kultusanhänger.

Zeile 34. Babilans ist wahrscheinlich sprachverwandt mit lat. babulus, das auch »unfähig« bedeutet.

Seite 171.

Zeile 18. Gaetano Latilla (etwa 1713—1789) war erst Chorknabe in Bari, dann Konservatorist in Neapel, später Kapellmeister in Santa Maria Maggiore in Rom. Er schrieb über 30 Opern. Siroë, ein persischer Stoff, ist damals sehr oft komponiert worden.

Seite 174.

Zeile 10. Marcus Gabius Apicius, berühmter Feinschmecker aus der Zeit von Augustus und Tiberius. Das nach ihm genannte Kochbuch »de re coquinaria« ist von Caelius.

Zeile 32. Buondelmonti. S. Bd. I. Anm. S. 416.

Seite 176.

Zeile 24. Abbé Canillac. S. Anm. zu S. 68.

Zeile 35. Jean François Détroy (1680—1752) studierte in Italien neun Jahre italienische Kunst, ehe er Direktor der französischen Akademie in Rom wurde. Sein Einfluß auf die Schüler wird als künstlerisch nicht gut geschildert, besonders wegen der uncharakteristischen und ungenauen Zeichnung.

Seite 179.

Zeile 1 f. Sulla herrschte 88—87 v. Chr. in Rom, wurde dann von seinem Gegner Marius verdrängt und geächtet. Nach Besiegung des Mithridates kehrte Sulla aus Asien 83 nach Rom zurück, warf seinen Gegner nieder und ließ sich zum Diktator mit Recht über Leben und Tod der Bürger machen. Seine Herrschaft währte bis 79, dann zog er sich vom Staatsdienst zurück. Cäsar muß vor 64 die Büsten wieder aufgestellt haben, da ihn Q. Lutatius Catulus damals im Senat darum angriff. Plut. Cäs. 6.

Zeile 19. Marc Aurels Reiterstandbild stand früher beim Lateran, 1538 kam es aufs Kapitol.

Seite 180.

Zeile 4. Quintus Lutatius Catulus weihte im Jahre 68 v. Chr. den kapitolinischen Tempel neu und erhielt danach den Beinamen »Capitolinus«.

Zeile 5. Die Kriege zwischen Marius und Sulla spielten sich 88—80 v. Chr. ab.

Zeile 11. Die Inschrift lautet: »Quintus Lutatius Quinti filius Quinti nepos Catulus Consul substructionem et tabularium ex Senatus consultu faciundum curavit«. Übersetzt: »Quintus Lutatius Catulus, der

Sohn und Enkel eines Quintus, errichtete den Grundbau und ließ das Archiv nach Senatsbeschluß erbauen«.

Zeile 22. Das hier genannte Museo Albani ist die erste Sammlung Altertümer, die Alessandro Albani zusammenbrachte. Er hat dann noch einmal gesammelt, und diese Stücke sind heute Eigentum der Torlonia.

Seite 181.

Zeile 10. Marforio. S. Anm. zu Pasquino S. 102.

Zeile 25. Alexander Severus war römischer Kaiser von 222—235 n. Chr. und Sohn der Julia Mammaea.

Zeile 27. König Pyrrhus v. Epirus (319—272 v. Chr.), ein ausgezeichneter Feldherr, hat gegen Rom gekämpft, erst siegreich, aber mit schweren Verlusten (Pyrrhussieg), später ward er 272 bei Benevent geschlagen und im selben Jahr getötet.

Zeile 31. Lucius Junius Brutus war nach Entthronung des Königs Tarquinius Superbus mit Collatinus zusammen zuerst Konsul.

Seite 183.

Zeile 15. Prodigien sind Wunderzeichen, die bekanntlich in Rom zur Vorhersage künftiger Ereignisse oder des Ausgangs der gegenwärtigen sehr eifrig gedeutet wurden. Livius bringt ganze Kapitel davon und christliche Chronisten, z. B. Gregor v. Tours, haben ihn nachgeahmt.

Zeile 34. S. Anm. über Pietro della Valle zu S. 94.

Seite 184.

Zeile 7. Publius Terentius Afer (190—158 v. Chr.) afrikanischer Freigelassener aus Karthago, der lateinische Komödien mit griechischen Stoffen schrieb.

Zeile 19. Tullus Hostilius, der dritte römische König. Nach anderen kommt der Name von Servius Tullius, dem sechsten König.

Zeile 21. Jugurtha war König von Numidien. Er war herrschgierig und stolz, dazu schlau. Er bestach den römischen Senat, um sein Reich von Rom ungehindert auszudehnen. Als er dann zu übermütig wurde, erklärte ihm Rom den Krieg. Er ward 109 v. Chr. von Marius besiegt, vom eigenen Schwiegervater Bocchus ausgeliefert, in Marius Triumphzug nebst beiden Söhnen mitgeführt und dann im Kerker verhungern gelassen. Die Geschichte des Krieges schrieb Sallust »De Bello Jugurthino«.

Zeile 32. Ancus Martius heißt der vierte König von Rom.

Seite 185.

Zeile 6. Die Malerschule bei Santa Martina ist die Accademia di San Luca, die sich 1478 als Malerzunft auftat und 1577 durch päpstliches Breve von Gregor XIII. als Akademie begründet wurde. Sie besteht noch heute.

Zeile 7. Sta. Martina e San Luca erbaute um 1640 Pietro da Cortona, die Oberkirche im Auftrag der Barberini, die Unterkirche auf seine Kosten.

Zeile 17. Nach heutigen Forschungen ist Sant' Adriano auf der sogen. Curia Julia erbaut, einem von Cäsar erbauten Senatshaus. Die Kirche ist mehrmals umgebaut, zuletzt durchgreifend 1654 nach Plänen von Luca Berrettini, dem Neffen von Pietro da Cortona, dann noch 1703.

Zeile 18. San Cosma e Damiano ist das erste Gebäude auf dem Forum, das überchristlicht wurde. Seine heutige Form erhielt es 1633 nach Plänen von Arrigucci und Fra Michele im Auftrag Urbans VIII. Barberini.

Zeile 23. Nicht Antonius, sondern Antoninus muß es nach der Inschrift heißen. Die hineingebaute christliche Kirche heißt San Lorenzo in Miranda und gehörte früher der Apothekerzunft. Sie erhielt 1602 ihren letzten Neubau nach Plänen Torrianis.

Zeile 27. Septimius Severus (193—211 n. Chr.) war von Geburt Afrikaner, von Beruf Jurist. 193 ward er Legat, dann Kaiser. Der römische Senat ließ ihm 203 den Triumphbogen errichten und urteilte über ihn, er hätte entweder nicht geboren werden oder nicht sterben dürfen, da er zum Leben zu grausam, zum Sterben aber dem Staate zu nützlich sei.

Seite 186.

Zeile 4. Artabanos V., König der Parther.

Seite 187.

Zeile 20. Der Tempel der Pax ward von Vespasian nach der Eroberung Jerusalems im Jahre 70 erbaut.

Seite 189.

Zeile 3. Übersetzt: Zum Heim dem erhabenen — Ewigen Frieden.

Zeile 16. Die Kirche der Francesca Romana ward 1615 erneuert. Die Fassade ist von Carlo Maderna.

Seite 190.

Zeile 10. Steine, Bronzeteilchen und Zusammenfügung sind aufs feinste gestochen auf einem Stich von Piranesi zu sehen, der hier zur Reproduktion leider zu groß war.

Seite 191.

Zeile 7. Der Triumphbogen des Konstantin ist 312 n. Chr. nach dem Sieg bei der milvischen Brücke begonnen.

Zeile 35. Statt »Salle« lies »Sale«. Diese sieben Gemächer gelten heute als Wasserreservoir für die Trajansthermen.

Seite 192.

Zeile 9. Vincoli bedeutet Fesseln. Hier werden die Ketten, mit denen Petrus gefesselt war, aufbewahrt. Die Kirche ist sehr alt. Ihre heutige Form ist vom Umbau 1503 unter Julius II. della Rovere.

Zeile 32. P. Clodius war seit 57 v. Chr. mit Milo zusammen Volkstribun, später ward Milo sein Gegner und Mörder. Cicero (Pro Milone) verteidigte ihn, doch ward Milo verbannt und starb im Streit mit Rom. S. auch Seite 244 unten.

Zeile 34. San Giovanni e Paolo ist eine der ältesten Kirchen Roms. Sie heißt nach zwei römischen Märtyrern, die hier ihr Haus hatten, und die Julianus Apostata 362 n. Chr. ihrer Bekenntnistreue wegen enthaupten ließ.

Seite 193.

Zeile 2. San Gregorio ist auf der Stelle erbaut, wo Gregors des Großen (590—604) väterliches Haus stand. Die Fassade ließ Kardinal Scipio Borghese 1633 durch Giov. Battista Soria errichten. Im Garten stehen 3 Kapellen, gewidmet den Heiligen: Silvia, Barbara und Andreas. Von der Andreaskapelle spricht de Brosses.

Zeile 17. Bocchus, König von Mauretanien, ums Jahr 110 v. Chr. Er war Jugurthas Schwiegervater, mit ihm zum Krieg gegen Rom verbündet, lieferte den Flüchtigen aber an Rom aus und machte Frieden. S. Sallust: De Bello Jugurthino.

Seite 194.

Zeile 8. Santo Stefano Rotondo gilt heute als altrömische Markthalle.

Zeile 24. San Sebastiano. Der Namensheilige liegt in der Kirche bestattet. Die Vorhalle ward im Auftrag des Kardinals Scipione Borghese von Flaminio Ponzio und Giov. Vasanzio um 1630 erbaut.

Zeile 28. Das Grabmal ist etwa 280 v. Chr. angelegt. Es sind viele Angehörige der Scipionen-Familie hier bestattet, dazu der Dichter Ennius. Die Siebenschläfer sind sieben vornehme Epheser, die Pagen des Kaisers Decius waren und ihr Christentum abschwören sollten. Man ließ ihnen Bedenkzeit, und sie verbargen sich in einer Höhle. Auf ihre Bitten wurden nach Decius Rückkehr ihre Seelen entrückt. Decius ließ die Höhle

zumauern. Nach 200 Jahren erwachten sie, einer eilte in die Stadt, um Lebensmittel zu kaufen, seine Münzen aber waren so selten und kostbar, daß man ihn ergriff. Bischof und Kaiser (Theodosius) kamen zur Höhle, die Sieben legten Zeugnis für ihren Glauben und die Auferstehung ab und entschliefen dann wirklich. An dem Ort ward eine Basilika errichtet.

Zeile 30. Caecilia Metella lebte um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts.

Zeile 35. Numa Pompilius ist der Nachfolger des Romulus, also zweiter König des alten Rom. Egeria war eine Quellennymphe und der Sage nach gab sie dem König gute Ratschläge für die Staatsverwaltung. Sie wurde hier und in Aricia verehrt, wohin sie nach Numas Tod gegangen sein soll. Dort hat sie, wie die Sage berichtet, die Haine mit Klagen um ihren verlorenen Freund erfüllt und dadurch den Dianenkult gestört, bis die Göttin sie in einen Quell verwandelte. Ovid (XV, 487) Livius (I 19) u. A. behaupten, Numa habe den Verkehr mit einer Egeria nur fingiert, damit seine Anordnungen besser befolgt würden. Varro (bei Aug. c. D. VII 35) behauptet, der König sei Hydromant gewesen (quod acquam egesserit). Egeria ist auch Geburtshelferin.

(Pauly, Real-Encyklopädie.)

Seite 195.

Zeile 3. De Brosses meint hier San Paolo alle tre Fontane. Die drei Brunnen sind der Legende nach an den Stellen entsprungen, wo Paulus Haupt, als er dort hingerichtet wurde, nach der Enthauptung aufsprang. Das Kloster gehörte damals den Zisterziensern vom hl. Bernhard, heute den französischen Trappisten.

Guidos Bild stellt die Kreuzigung Petri dar. Die Kirche wurde 1559 von Giacomo della Porta im Auftrag des Kardinals Aldobrandini gänzlich erneuert.

Zeile 21. Belisar ward 537 in der Engelsburg durch die Goten belagert.

Seite 196.

Zeile 10. Caius Cestius war, wie seine Grabinschrift berichtet, Prätor und Tribun, nicht Triumvir, und gehörte außerdem zu den sieben Epulonen, Männern aus dem Plebejerstand, die bei den Opfern auf dem Kapitol (am 14. Nov.) für die Anordnung der für die Götter aufgestellten Ehrenmahle zu sorgen hatten. Im Grab war früher noch eine andere Inschrift, die besagte, Cestius habe testamentarisch verfügt, daß alle seine Reichtümer, Teppiche usw., ihm ins Grab mitgegeben würden. M. Agrippa jedoch, der damals Ädil war, litt dies nicht und ordnete den Verkauf der Sachen an. Aus dem Erlös sollen die Erben dann dies Grabmal und eine Statue für Cestius errichtet haben. Caius Cestius starb 12 v. Chr.

Zeile 20. Figurinen des Cestius, wahrscheinlich von Bartoli (Pietro Santo —, 1635—1700) gestochen und unter dem Namen »Pitture antiche delle grotte di Roma« herausgegeben (Rom 1706).

Seite 200.

Zeile 5. Jean Baptiste de Mirabaud (1675—1769) ward nach kurzem ruhmreichem Dienst im französischen Heer Literat auf Anregung Lafontaines. Um sich gänzlich ungestört den Studien widmen zu können, trat er bei den Oratorianern ein, ward aber bald von der Herzogin von Orléans zum Sekretär und Erzieher ihrer Töchter ernannt. Seine Übersetzung des »Befreiten Jerusalem« erschien 1724 und hatte großen Erfolg, trug ihm aber auch böse Anwürfe ein und Kritiken, die er sich klug zunutze machte. Er wurde 1742 Mitglied der Académie. Eine Übersetzung des »Rasenden Roland« erschien von ihm in Paris (1758 in 12°), hatte aber nicht denselben Erfolg. Er war milde von Charakter, bescheiden und selbstlos. Die Lobrede auf ihn in der Académie hielt d'Alembert. (S. »Histoire des membres de l'Académie française«, Bd. 5.)

Zeile 35. Titus Lucretius Carus (98—44 v. Chr.) schrieb ein Lehrgedicht »De Rerum Natura« über Physik, Psychologie, Theologie und Ethik, dabei den Lehren Epikurs folgend. Das Werk ist in Hexametern und behandelt mit großer Kunst und Wärme den spröden Stoff. Eine Ausgabe mit gutem kritischen Kommentar veranstaltete Lachmann (Berlin 1851. 4. Aufl. 1871). Lukrez gab sich selbst den Tod, als er, wie es heißt infolge eines Liebestrankes, in Raserei verfiel.

Seite 201.

Zeile 7. Der »Roman de la Rose« ist ein altfranzösisches allegorisch-moralisches Liebesgedicht, als Traum erzählt. Die Verfasser sind Guillaume de Lorin und Jean de Meung im 13. Jahrh. Lafontaine ist der gewandeste Verserzähler des 17. Jahrhunderts.

Zeile 10. Francesco Petrarka (1304—1474). Das hier genannte Werk ist wohl der »Trionfo della Morte«. Die »Trionfi« entstanden zwischen 1357 und 1373 und sind Petrarkas letzte Dichtungen. Sie sind in 12 Gesängen in Terzinen geschrieben.

Zeile 17. Das Epos »Italia liberata dai Goti« erschien zuerst 1547—48 in Rom und Venedig. Sein Verfasser, Gian Giorgio Trissino (1478—1550), hatte den Ehrgeiz, eine italienische Ilias zu verfertigen. Er studierte dazu die gesamte klassische Literatur und auch die übrigen Künste und Wissenschaften. Die Fabel schließt sich eng an die Vorgänge in der Ilias an: Corsamonte, ein byzantinischer Heerführer, wird von Belisar in seiner Liebe zu Elpidia gekränkt und weigert sich, an Belisars Kämpfen teilzu-

nehmen. Belisar wird darauf besiegt. Als dann Corsamonte hört, Elpidia sei gefangen, stürzt er sich wie ein Rasender in den Kampf, besiegt die Feinde, wird aber von ihnen durch Verrat getötet. Belisar säubert nun Italien von den Goten. Voltaire war weniger entzückt von Trissinos Werk und behauptete, Trissino habe alles von Homer übernommen, außer das Genie.

Zeile 35. François de Malherbe »le tyran des mots et des syllabes«, lebte von 1555—1628. Er trat überall, auch am königlichen Hof, für die Reinheit der Sprache ein. Sein bärbeißiger und scharfer Witz zog ihm viele Feindschaften zu, doch lobten seine Freunde seine strenge Redlichkeit. Er hieß der Fürst der Dichter und der Dichter der Fürsten. Laharpe sagt von ihm, er habe als erster im großen Stil geschrieben und sei der Schöpfer der lyrischen Dichtung. Er schrieb Oden, Stanzen und Sonette. Auch seine Briefe sind herausgegeben.

Seite 202.

Zeile 10. Matteo Maria Bojardo, Graf v. Scandiano (1434—1494). Vom zwölften Jahr an lebte er in Ferrara, lernte auch das feine Hofleben kennen. Sein Onkel mütterlicherseits, Tito Vespasiano Strozzi, regte ihn zum literarischen Schaffen an. Er starb als hochgeschätzter Beamter der Este. Seine ersten Dichtungen sind in lateinischer Sprache geschrieben, erst eine unglückliche Liebe weckte den italienischen Dichter in ihm. Die ersten Bücher des »Orlando inamorato«, in Stanzen geschrieben, waren 1482 vollendet. Das Gedicht blieb durch die Kriegswirren Stückwerk: Der neunte Gesang ist unvollendet geblieben. Es ist ein Gedicht aus dem Sagenkreis Karls des Großen, und ist im Gegensatz zu Tasso humoristisch. Sein Nachfolger war Ariost im »Orlando furioso«.

Zeile 17. Hippogryph (griechisch) = Pferdegreif.

Seite 203.

Zeile 34. Übersetzt: »In dicker Luft geboren«.

Seite 204.

Zeile 4. Prinz von Palestrina s. Anm. zu S. 48. Kisler Aga oder Kyzlar Agassy ist der Aufseher der Mädchen im Palast, der nur ein verschnittener Negersklave sein kann.

Zeile 7. Alessandro Albani. S. Anm. zu S. 121.

Zeile 13. Capponi Marchese. S. Anm. zu S. 58.

Zeile 16. Simone Giuseppe Assemani war Syrer von Geburt (1687—1768). Er wurde später Präfekt der vatikanischen Bibliothek. Er hatte besonders Kenntnisse in den alten und neuen orientalischen Sprachen,

und gab u. a. einen Katalog der orientalischen Handschriften heraus (Bibliotheca Clementino — Vaticana recensens manuscriptos codices Syriacos, Arabicos usw. — — iussu et munificentia Clementis XI. Romae 1719—28. 2°.). Dann auch »Italicae historiae Scriptores ex Bibliotheca Vaticana usw. collegit praefat. notisque illustravit J. S. Assemanus«. Romae 1751—53 in 4°.

Giovanni Gaetano Bottari (1689—1775) war Florentiner von Geburt und einer der gelehrtesten Prälaten des 18. Jahrhunderts. Er studierte erst Philosophie und Theologie, dann auch Mathematik. 1716 ward er theologischer Doktor. Die Crusca übertrug ihm und mehreren Mitarbeitern die Neuherausgabe ihres Wörterbuchs, das 1738 erschien. Von 1730 an wohnte Bottari in Rom und erhielt einen Lehrstuhl an der Sapienza. Auch arbeitete er an einem geometrischen Werk zur Schiffbarmachung des Tibers mit. Der Papst ernannte ihn darauf zum Kustos der Vaticana. Benedikt XIV. hielt viel von ihm und zog ihn ganz in seine Umgebung. Er hat unter vielen anderen Werken geschrieben über das Kapitolinische Museum: »Del Museo Capitolino tomo primo contenente imagini di uomini illustri«, Rom 1741 in 2°. Bd. II lateinisch: »Musei Capitolini tomus secundus Augustorum et Augustarum hermas continens« etc. Rom 1750 in 2°. Dann: »Sculture e Pitture sacre da cimetery di Roma« — Rom 1757, Gr. Fol. Dann Bücher über Boccaccio, Livius, Dante, verschiedene Neuherausgaben älterer Schriftsteller und schließlich sein bekanntestes Werk: »Raccolta di lettere sulla pittura, scultura ed architettura, scritte da' più celebri professori che in dette arti fiorirono dal secolo 15 al 17«. Rom 1754—59 in 4°.

Zeile 21. Ficoroni. S. Anm. zu S. 76.

Zeile 23. Das von de Brosses hier erwähnte Werk ist von Ridolfino Venuti (1705—1763), einem der ersten Altertumskenner geistlichen Standes von damals. Es heißt: Collectanea antiquitatum romanarum centum tabulis incisarum et notis illustratarum Rom 1736 in Gr. Fol. Die Stiche sind von Antonio Borioni. Es sind drei Brüder Venuti: 1) Nicolo Marcello (1700—1755), der über Herculaneum schrieb: 2) Der oben genannte Ridolfino, 3) Philipp, Geistlicher und Altertumskenner (1709—1769). Seine Werke erschienen französisch. S. auch Bd. I., S. 468.

Seite 205.

Zeile 2. Querini, Kardinal. S. Anm. zu S. 63.

Zeile 16. Claude Louis Fourmont (1713—1780) studierte orientalische Sprachen, war auch selbst in der Levante. Nach Paris zurückgekehrt, war er dann Angestellter der königlichen Bibliothek. Später war er noch vier Jahre in Ägypten, veröffentlichte auch ein interessantes Werk darüber.

Zeile 33. Fulvius Ursinus ist ein römischer Philologe des 16. Jahrh., ein unehelicher Sproß der Orsini. Sein Vater, Kommandeur des Malteser-Ordens, ließ ihn erst gut erziehen, als er aber mit der Mutter sich überworfen, jagte er sie und die Kinder fort und sie mußten betteln. Des Jungen nahm sich bald ein Kanonikus Delfini an, der ihn unterrichtete. Fulvius ward dann geistlich, erhielt auf Verwendung Delfinis mehrere Pfründen und ward kurz nacheinander Bibliothekar bei den Brüdern Ranuccio und Alexander Farnese. Auf Empfehlung des Kardinals Caraffa erhielt er dann von Gregor XIII. Boncompagni ein Jahrgehalt von 2000 Dukaten und ward nun Sammler von Handschriften, Gemälden, Statuen und Medaillen. Er hat seine Handschriften nach Zedler der Vatikanischen Bibliothek vermacht. Er lebte von 1530—1600. Sein Testament ist erhalten. Er schrieb Werke meist zur alten Geschichte oder philologische Untersuchungen zu den altrömischen Dichtern, so auch »Notae ad Sallustium, Caesarem, Livium, Velleium, Tacitum, Suetonium, Spartianum ed alios«. Antwerpen 1595. In S. Giovanni in Laterano ist er begraben und hat eine ehrende Grabschrift.

Seite 206.

Zeile 1. Joseph Wasse, englischer Gelehrter (1672—1738). Er gab 1710 eine kritische Ausgabe des Sallust heraus, ward 1711 Rektor in Aynhoe, Northamptonshire, arbeitete an Samuel Jebbs »Bibliotheca Literaria« und ist auch Herausgeber eines Thukydides. In England gilt er als großer Gelehrter, ermüdet aber durch Weitschweifigkeit. Dict. of Nat. Biogr. Bd. 59.

Zeile 34. Das Werk ist eine Übersetzung des Terenz von Fortiguerra in versi sciolti, daneben das Lateinische. Herausgeber war Annibale Albani, der Kardinal. Es erschien 1731 in 2° zu Urbino. Sein Titel ist: Pub. Terentii Comoediae nunc primum Italicis versibus redditae Cum personarum figuris aeri accurate incisis ex MS. Codice Bibliothecae Vaticanae. Urbini Anno Domini MDCCXXXI.

Seite 207.

Zeile 3. Die Septuaginta ist die nur noch in christlicher Überlieferung erhaltene älteste Übersetzung des alten Testaments in die griechische Sprache. Der Legende nach wurden 72 Übersetzer im Auftrag des Ptolemäus Philadelphos mit einem Exemplar des Pentateuchs nach der Insel Pharus geschickt und übersetzten in wunderbarer Übereinstimmung alle gleich. Nach ihr zitieren die alten Schriftsteller die Bibel. — Massora (hebr.) = Überlieferung. Massoreten sind kritisch exegetische Kommentatoren der Bibel. Es existieren Hs. und Drucke der M.

Zeile 5. Heinrichs VIII. Schrift ist eine Abhandlung über die Sakramente und gegen Luther gerichtet. Sie heißt: De septem Sacramentis contra Martinum Lutherum haeresiarchon per illustrissimum principem Henricum VIII. Die Schrift ward dem Papst vor dem gesamten Konsistorium überreicht und ein päpstliches Breve ernannte 1521 den königlichen Verfasser zum Verteidiger des Glaubens (Defensor fidei).

Zeile 6. Die Briefe an Anna Boleyn sind Liebesbriefe Heinrichs VIII. an das Hoffräulein seiner ersten Frau und spätere Gemahlin. Sie war Mutter der Königin Elisabeth, ward dann von Heinrich, der sie einer neuen Liebe wegen los sein wollte, wegen angeblicher Untreue hingerichtet.

Zeile 8. Don Julio Clovio, gen. Macedo (1498—1578), stammte aus Kroatien. Er malte erst größere Bilder, widmete sich aber dann gänzlich der Miniaturmalerei. Sein Lehrer war Girolamo dei Libri. Clovio hat außer den von de Brosses genannten Hss. auch noch das berühmte »Breviarium Grimani« illuminiert, das sich in London befindet. Nach der Plünderung Roms 1527, wo er in spanische Gefangenschaft geriet, ward er nach dem Gelübde Mönch, durfte aber später eines Leidens wegen wieder austreten.

Zeile 18. André Duchesne (1584—1640), »Der Vater der französischen Geschichte«. Das hier erwähnte Buch ist: Historiae Francorum Scriptores. 1636—1641, 3 Bde. in 2°, über dem Duchesne starb. Sein Sohn vollendete die Ausgabe.

Zeile 19. Denis Petau (Petavius), Chronolog und kath. Theolog (1583—1652). Er versuchte, die verschiedenen Chronologien der Alten zu ordnen und zu analysieren. Außerdem ist er ein berühmter Dogmatist.

Zeile 31. Kardinal v. Montepulciano ist wahrscheinlich Kardinal Bichi, der Nuntius in Portugal war.

Seite 208.

Zeile 4. Über den Verbleib von Passioneis Bibliothek s. Anm. zu S. 63.

Zeile 30. Nach der Grande Encyclopédie (Art. Imprimerie) wurden zwei Gehilfen Gutenbergs, Conrad Sweynheym und Arnold Pannartz, von den Benediktinern 1462 nach Subiaco berufen, von da gingen sie nach Rom und wohnten im Hause des Pietro von Massimi. Eine Ausgabe der Briefe Ciceros vom Jahre 1467 trägt ihre Namen. Sie fanden bald Konkurrenten, die ihren Erfolg beeinträchtigten.

Zeile 32. W. Helbig in seinem »Führer durch die Sammlungen klassischer Altertümer in Rom« klassifiziert die Statue als Ares. Siehe dort auch die Literaturnachweise. H. nennt die Restauration schlecht. Die Statue galt als Pyrrhus wegen der ihr beigegebenen Elefantenköpfe.

Seite 210.

Zeile 1. Père Foucquet. S. Anm. zu S. 10.

Seite 212.

Zeile 30. Der Name des chinesischen Kaisers heißt Hwai-tsung (1628—44).

Seite 213.

Zeile 31. Kang-hi regierte von 1662—1722. Sein Sohn Jong-Tsching von 1722—35, Kien-Long von 1736—1796.

Seite 214.

Zeile 4. Die Insel Macao ist seit 1516 eine Niederlassung der Portugiesen.

Seite 215.

Zeile 26. Euklid ist ein griechischer Mathematiker (um 300 v. Chr.). Er fand und formulierte eine ganze Reihe mathematischer Lehrsätze, die heute noch gelten.

Seite 216.

Zeile 7 und 15. Philippe de la Hire (1640—1719) französischer Mathematiker, Astronom und Physiker. Fontenelle hat von ihm gesagt, er stelle allein mit seinen Kenntnissen eine ganze Akademie dar. Die hier erwähnte Maschine ist wohl die von ihm erfundene zur Festlegung der Eklipsen.

Seite 217.

Zeile 5. Carlo Ambrogio Mezzabarba war erst Patriarch von Alexandrien und reiste dann als Legat Clemens XI. 1720 nach China, um Streitigkeiten der Missionare wegen Beobachtung der katholischen Riten den chinesischen gegenüber zu prüfen und beizulegen. Der Kaiser Kang-hi empfing ihn nicht gnädig, Mezzabarba reiste ab und modifizierte einige seiner Forderungen. In Rom war man jedoch nicht einverstanden damit und Benedikt XIV. hob die Einschränkungen 1742 wieder auf. Der Bericht ist französisch und italienisch veröffentlicht worden, letzterer 1739. Er ist auch in den »Anecdotes de la Chine« Band 4 und 5. Diese werden teils auch Viani, teils Fabri zugeschrieben.

Seite 218.

Zeile 1. S. Anm. zu S. 217 »Mezzabarba«.

Zeile 16. Die Bulle Unigenitus verwarf verschiedene Lehrsätze, die sich in den Schriften des P. Jansen und anderer seiner Anhänger befanden und forderte ihre Aufgabe von den Jansenisten.

Seite 219.

Zeile 15. Fourmont. S. Anm. zu S. 205.

Zeile 28. Jean Baptiste du Halde (1674—1743), französischer Jesuit und zeitweilig Sekretär des Beichtvaters von Ludwig XIV. Le Tellier. Er war mit der Sichtung der Missionarsbriefe aus verschiedenen Ländern betraut und gab, durch die Lektüre angeregt, seine »Lettres édifiantes et curieuses écrites des Missions étrangères« heraus, ferner »Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'empire de la Chine et de la Tartarie chinoise«. Paris 1735 in 2°. Die 42 Karten sind nicht von du Halde selbst, sondern von d'Anville.

Seite 220.

Zeile 5. Übersetzt: Schrieb in den Sang ich Verse noch hinein,
Fürcht' ich, die Länge möchte lästig sein.

Zeile 13. Deutsch: »Schlendre ich grad' auf dem heiligen Weg,
wie zu tun mir Gewohnheit.«
Anfang einer Satire des Horaz.

Zeile 16. Die Meta sudans ist der letzte Rest eines Springbrunnens des Domitian.

Seite 221.

Zeile 1. Marcus Curtius. Nach einer alten Volkssage war auf dem Forum ein Abgrund entstanden, und eine Weissagung verkündete, er werde sich schließen, wenn Rom das, was seine größte Stärke ausmache, zum Opfer brächte. Marcus Curtius erkannte, daß Heldenmut und Waffen damit gemeint sein müßten und stürzte sich mit Pferd und Rüstung in den Schlund, der sich über ihm schloß.

Zeile 12. Giovan Francesco Bellori, Antiquar der Königin Christine v. Schweden, starb 1700. Seine Werke gab er zusammen mit Pietro Santi Bartoli heraus, der sie illustrierte. Das hier erwähnte Werk ist: »Fragmenta vestigii veteris Romae in lapidibus Farnesianis«, mit 20 Tafeln und Vignetten. Rom 1679 in fol.

Zeile 19. Bianchini. S. Anm. zu S. 56.

Seite 222.

Zeile 6. Der König aus dem Hause Frankreich ist Philipp V. von Spanien aus dem Hause Bourbon, der mit einer Farnese vermählt war.

Zeile 34. Poppäa ist die Gemahlin des Nero.

Zeile 35. Mark Anton hatte mit der Königin Kleopatra von Ägypten Zwillinge: Alexander und Kleopatra. Als beide Eltern sich nach der mißglückten Unternehmung gegen Octavian ums Leben brachten, wur-

den sie gefangen und im Triumphzug Octavians mitgeführt. Octavia, Mark Antons rechtmäßige Gemahlin, zog die Waisen mit ihren eigenen Kindern auf. Kleopatra heiratete später König Juba von Numidien.

Seite 223.

Zeile 2. Costes de la Calprenède, gest. 1663, französischer Romanschriftsteller und Theaterdichter. Die »Cléopâtre« erschien zu Paris 1648 und folgende Jahre (12 Bände in 8°).

Zeile 7 ff. Blainville erzählt die Geschichte etwas anders: Zwei hübsche junge Mädchen, die Töchter eines Landmanns nahe bei Syracusa, gerieten im Spazierengehen an der Landstraße miteinander in Streit, welche die hübschesten Hinterbacken hätte. Als ihnen nun ein junger Mensch, der Sohn eines der angesehensten Männer in der Stadt, begegnete, so wurden sie einig, ihm die Entscheidung aufzutragen, und ließen ihm die bestrittenen Schönheiten mit vieler Artigkeit sehen. Nach einer genauen Betrachtung von beiden erklärte er die älteste für die Besitzerin der schönsten und wurde in das Mädchen sterblich verliebt. Krank vor Liebe eilte er darauf in die Stadt zurück und erzählte seinem jüngeren Bruder, was ihm begegnet war. Dieser lief nun auch zur Stadt hinaus, und da er beide Schwestern zu Gesichte bekam, verliebte er sich in die jüngste. Ihr Vater, als er seiner Söhne Liebe erfuhr, suchte sie zwar zu bereden, allein als er nichts ausrichten konnte, so willigte er darein, ließ die Mädchen zu großer Freude ihres Vaters in die Stadt holen und verheiratete sie mit seinen Söhnen. Daher erhielten diese jungen Frauen unter ihren Mitbürgern den Namen Καλλιπύγοι (»Die hinten Schönen«), wie ein Jambischer Vers aus dem Cercidas von Megapolis lehret. Sie bauten auch in ihrem Glücke einen Tempel der Venus, die sie auch Καλλιπύγον nannten.« Nach Athenaeus Δειπνοσοφίσται. XII, 554.

Zeile 16. Nach der Sage kam Evander als Flüchtling aus Arkadien nach Rom und setzte sich auf dem Palatin fest. Als Herakles nach seinem Abenteuer mit Geryon nach Rom kam, nahm ihn Evander gastlich auf, prophezeite ihm die Unsterblichkeit und erwies ihm zuerst göttliche Ehren durch Errichtung eines Altars. S. Verg. Aen. VIII 268 f., Ovid fast. I 543 f. u. a., einzusehen in Paulys »Reallexikon des klassischen Altertums«.

Zeile 18. Ficus ruminalis ist der Feigenbaum, an welchen der Sage nach die Wanne mit den ausgesetzten Kindern Romulus und Remus angeschwemmt wurde, ebenso auch der Baum vor der Curie auf den Comitien. S. Pauly a. a. O.

Zeile 22. Das Velabrum ist eine beim Aventin gelegene Niederung, wo im alten Rom die feinsten Delikatessen feilgehalten wurden. Das »Gewölbe« ist, wie bei Janus Quadrifrons, eine alte Ehrenpforte.

Zeile 24. Janus Quadrifrons = der vierstirnige Janus. Janus ist der Gott der Pforten. In seinem Tempel blieb die Tür offen, sobald Rom Krieg führte.

Zeile 31. Caracalla ließ 211 seinen Bruder und Mitregenten Getus in den Armen ihrer gemeinsamen Mutter umbringen.

Zeile 33. Herkules mußte als eine seiner zwölf Arbeiten dem Riesen Geryon die Rinder entführen.

Seite 224.

Zeile 6. Tarquinius Priscus, der fünfte römische König (etwa 616 bis 579 v. Chr.).

Zeile 20. Baetuli oder baetyli sind eigentlich Meteorsteine, übertragen dann wohl alle ähnlich geformten Bildungen. Die Beträufelung mit Öl ist heute noch auf Haïti Brauch.

Zeile 23. Die Mater Matuta ist eine altitalische Göttin der Frühe, des Lichts und auch Geburtsgöttin. In Rom opferte man ihr kleine Kuchen und feierte ihr ein Fest, an dem nur die freien römischen Matronen, und zwar nur die univirae, d. h. einmal Vermählten, teilnehmen durften. Man betete dabei nicht für das Glück der eigenen Kinder, sondern für Neffen und Nichten. S. Roscher, Lexikon usw. und Pauly, Lexikon der klass. Altertumswissensch., wo auch Quellen genannt sind, besonders Ovids Fasten und Livius.

Zeile 25. Elagabal ist der Name eines syrischen Lokalgottes (Sonnengott) der Stadt Emesa, der als in einem großen schwarzen Steinkegel wohnend verehrt wurde. Die Gemahlin des Septimius Severus Julia Domna war Tochter des Opferpriesters für diesen Gott. Als ihr Sohn Caracalla ermordet worden war, gaben sie und ihre Schwester Julia Maesa ihren Großneffen Varius Avitus als Sohn Caracallas aus und brachten ihn nachher auf den Kaiserthron. Er erhielt den Beinamen Heliogabal und führte die Verehrung seines Patengottes mit den ganzen ausschweifenden syrischen Priesterkulten in Rom ein. S. Pauly a. a. O.

Die Insel Paphos galt als Lieblingsaufenthalt der Aphrodite oder Venus, sie hatte dort ein großes Heiligtum.

Seite 225.

Zeile 5. De Brosses hat seinen Vorsatz ausgeführt und später über diesen Gegenstand ein Büchlein geschrieben: Le culte des Dieux fétiches ou Parallèle de l'ancienne religion de l'Egypte avec la religion actuelle de Nigritie, 1760 in 12°.

Zeile 8. Der Neuplatoniker Jamblichos lebte bis etwa 330 n. Chr. Er war ein besonderer Verehrer des Pythagoras und gibt auch eine Er-

klärung von 39 pythagoräischen Sprüchen. Mathematik, Mystik und Symbolik gehen bei ihm Hand in Hand. Die Zahl wird der Weltseele gleichgesetzt.

Zeile 15. Clemens XI. Albani (1700—1721) ließ die Kirche der Maria Aegyptiaca erneuern und ausschmücken, ebenso das anstoßende Spital.

Zeile 25 f. Die älteste Quelle für die Geschichte des Horatius Cocles ist Polybios. Cocles kämpfte am rechten Tiberufer gegen die Etrusker so lange, bis die Brücke hinter ihm zerstört war, warf sich dann verwundet und in voller Rüstung in den Fluß und fand schwimmend den Tod. Porsena war König von Etrurien und zur Wiedereinsetzung der vertriebenen Tarquinier gegen Rom gezogen. (Etwa 510 v. Chr.)

Zeile 29. Ponte Sisto ist 1474 durch Meo del Caprina neu gebaut.

Seite 226.

Zeile 1. Der römische Architekt M. Vitruvius Pollio lebte zu Augustus' Zeit, das Theater stammt aber wahrscheinlich schon aus den Zeiten Cäsars. Der Palazzo Savelli ward von Baldassare Peruzzi in das halbzerstörte Theater hineingestellt.

Zeile 32. S. Band I. Briefe aus Venedig, S. 156ff.

Seite 232.

Zeile 23. Der Herzog von Burgund ist Louis-Henri de Bourbon-Condé, gestorben 27. Januar 1740. Sein Sohn war damals 4 Jahre alt.

Seite 233.

Zeile 1. Cazzo = ein italienischer Kraftausdruck mit phallischer Bedeutung.

Zeile 9. S. Anm. zu S. 66 (S. 425).

Seite 234.

Zeile 4. Henry Charles de Saulx Tavanes war erster Kommandant von Burgund. Er starb 1761. Über ihn siehe auch Bd. I. Vorrede.

Zeile 29. Die Mutter der Kinder Zebedäi, Salome, erbat sich für ihre Kinder, sie möchten im Himmel zur Rechten und Linken Christi sitzen (Matth. XX, 20). Hier = zu viel verlangt.

Seite 236.

Zeile 6ff. Übersetzt: Wir sahen den fahlen Tiber mit wirbelnder Welle von Etrurien daherschäumen. Der allzu weibische Fluß gleitet am Ufer entlang, da Jupiter es nicht hindert. Das Zitat stammt aus Horaz Oden I, 2, ist aber ungenau, da de Brosses die beiden ersten Zeilen von Strophe 4, die beiden letzten von Strophe 5 zusammenfügt.

Seite 237.

Zeile 1. Claude Vaugelas (1585—1650) französ. Sprachgelehrter und Verfasser von »Remarques sur la langue française«. Paris 1647 in 4°.

Seite 238.

Zeile 3. Deutsch: Die flink sind, sich zu wenden gleich dem Blitze.

Zeile 6. Der Renner läuft Galopp bald und wieder Trab
Und wirft dann bis zur Brust das Haupt herunter,
Mit freiem Rückenspiel, gibt wilde Tritte ab.
Aus Ariosto »Orlando Furioso«, Ges. II.

Seite 239.

Zeile 17. Palus Pomptina lat. = Der pontinische Sumpf.

Zeile 34. Nach heutigen Ausgrabungen lag Tusculum auf den Bergen über Frascati.

Zeile 35. Basilius der Große ist einer der bedeutendsten Heiligen und Ordensgründer der griechischen Kirche (330—379), der den Orden der Basilianer stiftete und ihm die Ordensregel gab, er schrieb theologische Bücher und Predigten und 366 Briefe sind von ihm erhalten. Er kämpfte gegen den Arianismus und setzte Valens gegenüber durch, daß er in Frieden gelassen wurde. Dabei lebte er so enthaltsam, daß er schon mit 46 Jahren keine Zähne mehr hatte, konnte aber auch dieser Askese wegen alle Drohungen leicht nehmen. Basilius ist einer der vier griechischen Kirchenväter.

Seite 240.

Zeile 1. Das Kloster Grottaferrata ist Ende des 10. Jahrhunderts durch den hl. Nilus gegründet. Es wurde 1484 durch Meo del Caprina befestigt. Die Kirche stammt teilweise noch aus dem 11. Jahrhundert und ist später restauriert.

Zeile 2. Der hl. Nilus war der erste Abt des Klosters. Die hier dargestellten Wunder sind: Nilus tut durch sein Wort dem Toben des Gewitters, das die Ernte bedroht, Einhalt, hält durch sein Gebet eine Säule, die beim Bau umstürzen will, in der Schwebe, und heilt einen besessenen Knaben durch Öl aus einer geweihten Lampe. Ferner hat Domenichino noch eine Begegnung des hl. Nilus mit Kaiser Otto III. dargestellt. Von Carracci ist das Altarbild.

Zeile 5. L. Licinius Lucullus (103—56 v. Chr.) war erst Feldherr im mithridatischen Krieg, dann bekannt als geschmackvoller Reichtumsverzehrer in Rom. Seine Tafel besonders war berühmt. Er machte auch den Kirschbaum in Italien heimisch.

Zeile 6. Die Villa Aldobrandini ist 1603 von Giacomo della Porta erbaut. Auftraggeber war Pietro Aldobrandini, Kardinal-Kämmerling. Sie gehört heute den Borghese.

Seite 242.

Zeile 23. Deutsch: es hilft nichts.

Seite 243.

Zeile 6. Nougat ist ein Zuckerwerk von geschmolzenem Honig, Zucker, Mandeln, manchmal auch Pistazien.

Zeile 11. Mondragone ist von Kardinal Altemps 1572 angelegt und unter Paul V. Borghese weitergebaut (1605—21), Entwürfe teilweise von Vignola, die Wasserwerke von Giovanni Fontana. Heute Erziehungsanstalt der Jesuiten.

Seite 244.

Zeile 6. Marcus Porcius Cato Censorius (234—149 v. Chr.), römischer Kriegs- und Staatsmann, dazu Schriftsteller, besonders bekannt wegen seiner gesetzgeberischen Strenge gegen reichlichen Prunk. Von seinen vielen Schriften ist nur die »de agri cultura« ganz erhalten. C. war in Tusculum geboren.

Nach Liv. I 53 ff., Dion. Hal. IV 43 ff. und Ovid Fast. II 690 soll ein Lucius Tarquinius Gabii seinem Vater durch List in die Hände gespielt haben.

Zeile 8. Am See Regillus siegten 496 v. Chr. die Römer über die Latiner.

Zeile 9. Castor und Pollux, die Dioskuren, hatten bei Tusculum ein Heiligtum. In der Schlacht am See Regillus sollen sie erst den Römern beigestanden haben und dann auf dem Forum erschienen sein, um den Sieg zu verkünden. Sie hatten dort auch ein Heiligtum, von dem noch einige Säulen stehen. Über die Sage vergl. Cic. nat. deor. 2, 2, 6 und 3, 5, 11, sowie Dion. Hal. 6, 13. (Roscher.)

Zeile 13. Der Tempel der Fortuna Praenestina war eine alte Orakelstätte, wo durch Loseziehen mit Eichenholzstäben, auf denen Buchstaben waren, das Schicksal prophezeit wurde.

Zeile 15. Camaldoli wurde 1611 von Paul V. Borghese erbaut. Die Einsiedelei, die Kardinal Passionei sich dort im Garten errichten ließ, schildert Ranft in der Biographie Passioneis: »Sein angenehmster Aufenthalt war zu Camaldoli in der Gegend von Frascati, wo er seine sogenannte Einsiedelei hatte. Dieses Lustgebäude hatte er mit vielen Kosten an der

Seite eines Berges bei Frascati angelegt, welches gegen Rom und nach dem Meere zu eine angenehme Aussicht hatte. Die Zimmer bestanden alle aus einzelnen Pavillons, welche in dem Gebüsche zerstreut lagen und durch krumme Fußsteige zusammenhingen. Diese Fußsteige endigten sich in der Hauptallee, welche ebenfalls nicht gerade war, sondern die Krümme des Berges hatte. Die Allee, die Fußsteige und das ganze Gebüsche war mit Denkmalen von Verstorbenen besetzt, welchen der grüne Boden, auf dem sie standen, ein lebhaftes Ansehen gab. Alle diese Denkmale bestanden aus alten Epitaphiis von verschiedener Größe, aus Urnen und Totenkrügen von allerlei Gestalt, wie auch alten griechischen und lateinischen Grabschriften, worunter das vorzüglichste Stück wegen seiner ungeheuren Größe das Epitaphium eines Kaisers aus den späteren Zeiten war, das ihm der Kardinal Albani geschenkt hatte. In dem Speisesaale wurde sonderlich der zierlich ausgearbeitete goldene Schwenkkessel, der aus den Ruinen der Villa Hadriani zu Tivoli hervorgezogen worden, bewundert. In dem Pavillon, den der Kardinal bewohnte, befand sich ein Kabinett von wenig aber ausgesuchten Büchern. Nach des Kardinals Tode wurde diese ganze Einsiedelei, weil sie auf dem Grund und Boden der Camaldulenser angelegt worden, wieder zerstört.« Passionei war damals wohl gerade zu einer besonderen Andachtsübung bei den Camaldulensern selbst und konnte darum die Herren nicht empfangen.

Zeile 18. Über diese Zusammenkunft berichten Livius I, 30, 5, Dion. Hal. 3, 32. Feronia war eine in Mittelitalien heimische Göttin.

(Roscher.)

Zeile 21. Die dem Juppiter Latiaris — nicht Latialis — geweihten feriae Latinae waren Feste, deren Abhaltung von den Konsuln zu beliebiger Zeit bestimmt wurde. Es geschahen Gebete, Opfer und ein Opfermahl, das Opfertier war ein weißer Stier. Nachher löste sich der Ernst in allgemeiner Festlichkeit. Die feriae Latinae waren ein Fest des Friedens und der Eintracht. Die letzten Reste des Tempels ließ Kardinal v. York, der letzte Stuart, in ein Kloster verbauen.

Zeile 25. Das Castel Gandolfo gehörte früher den Savelli. Urban VIII. Barberini kaufte es 1596 und ließ daraus durch Carlo Maderna, Breccioli und Castelli einen Sommerpalast bauen, in dem die römischen Päpste bis 1870 zeitweilig gewohnt haben.

Zeile 29. Den ganzen Hergang erzählt Cicero in seiner berühmten Verteidigungsrede »pro Milone«.

Seite 245.

Zeile 11. Speculum Dianae = Spiegel der Diana (lat.).

Zeile 12. Übersetzt:

Das ariciniſche Tal, von düſterem Walde umgürtet,
Iſt durch altheiligen Brauch längſt ein geweihter Ort.
Im verſchwiegenen Hain herrſcht hier die ſtrahlende Göttin
Cynthia genannt.

Cynthia hieß die Diana oder Luna als auf dem Kynthosberg geboren. Der Vers iſt wahrſcheinlich aus Ovid Faſt. III.

Zeile 25. Und von hoher Lanuviniſcher Triſt rennt gierig her die Wölfin. Horaz, Oden III, 27, 3.

Statt »alto« lies »agro«.

Zeile 29. Das Lager war für die 2. parthiſche Legion. Das Kloſter heißt Palazzuola.

Seite 246.

Zeile 2. Ad fossam Cluiliam wird es wohl heißen müſſen. Ein in der Nähe des Albanerlagers fließender Kanal ward von ihnen zu Ehren ihres Königs »foſſa Cluilia« genannt. Die Geſchichte des Kampfes ſteht bei Livius »ab urbe condita« I, 24.

Zeile 5. Turnus iſt der ſagenhafte König der Rutuler, mit dem Aneas um den Beſitz der Lavinia Krieg führte. Turnus ward verwundet und verzichtete ſterbend auf Lavinia. (Livius ab urbe condita I, 1.)

Latinus: König der Aboriginer und Bundesgenoſſe des Turnus.

Zeile 18 ff. Die Pindarſtelle, deren lateiniſche Übertragung nicht ſehr glücklich iſt, lautet griechiſch:

I, 28. ʾΥ θαύματα πολλά, καὶ πού τι καὶ βροτῶν φάτις ὑπὲρ τὸν ἀλαθῆ λόγον
δε δαιδαλμένοι ψεύδεσι ποικίλοις ἐξαπατῶντι μῦθοι
χάρις δ', ἅπερ ἅπαντα τεύ
χειτὰ μείλιχα θνατοῖς,
ἐπιφέροισα τι
μὰν καὶ ἄπιστον ἐμήσατο πιστὸν
ἔμμεναι το πολλάκις.

Deutſch:

Wohl gibt es der Wunder
Gar viele, wohl wird auch der Geiſt
Der Sterblichen oft ſchnöde berückt,
Wenn, von der Wahrheit abgleitend, die Sagen ſich
Schmücken mit bunter Lüge.
Anmut, welche mit holdem Reiz

Zauberisch alles umkleidet,
Alles mit Würde krönt,
Täuschte die Sterblichen oft und erweckte
Glauben an Unglaubliches.

Übers. von Donner mit einigen Änderungen.

Seite 247.

Zeile 10. Deutsch: »Sieh, wie im hohen Schnee
Weiß der Sorakte glänzt.«

Aus Horaz, Oden I, 9.

Zeile 16. Deutsch: Zum lieblichen Lucretilis
Hüpft oft von des Lycaeus Höhn
Der flinke Faun.

Horaz, Oden I, 17.

Zeile 20. Deutsch: O Bandusiaquell, klarer als Bergkristall!

Horaz, Oden III, 13.

Zeile 23. Schlacht an der Allia — 264 v. Chr.

Zeile 28. An der Villa d'Este ward von 1549 an von Pirro Ligorio gebaut. Auftraggeber ist Ippolito d'Este, der Kardinal.

Seite 248.

Zeile 15. Die Sibylla Albunea war jene Sibylle, deren Sprüche auf dem Kapitol aufbewahrt wurden. S. a. Lactantius I, 6.

Zeile 17. Zu ergänzen vorher:
Me nec tam patiens Lacedaemon
Nec tam Larissae usw.

Deutsch:

Mir hat das eiserne Sparta die Seele
Nicht so ergriffen, noch auch die gesegnete Flur von Larissa,
Wie der Albunea hallende Grotte,
Anios stürzende Flut, des Tiburnus Hain und das obstreich
Prangende brunnendurchrauschte Gelände.

Übers. v. Menge.

Zeile 31. Der »Tempietto« gilt heute als Werk Bramantes.

Seite 249.

Zeile 16. Herzog von Modena war damals Franz II. aus dem Hause Este.

Seite 250.

Zeile 14. Wahrscheinlich aus einem zeitgenössischen Märchen.

Zeile 25. Aus den Contes de fées der Mme. d'Aulnoy, ebenso in Straparola »Notte piacevoli«.

Zeile 30. Arethusa ist ein häufig vorkommender Quellname.

Zeile 32. Melicertes, in der Mythe der Sohn der Ino, mit dem sie ins Wasser sprang. Sie wurden beide in Götter verwandelt. S. Ovid Met.

Seite 251.

Zeile 11. Latona — Mutter des Apollo und der Artemis von Zeus.

Zeile 12. Enkelados ist einer der den Olymp stürmenden Giganten. Er ward beim Kampf von Zeus oder Athena besiegt.

S. Schwab, Sagen des klass. Altertums.

Seite 252.

Zeile 11. Lykaion — ein dem Zeus heiliger Berg in Arkadien mit einem Heiligtum darauf. Prytaneion — in vielen griechischen Städten ein heiliges Haus, wo Ehrengäste des Staates und die Prytanen bewirtet wurden.

Zeile 12. Poikile = Nachbildung der Gemäldehalle in Athen.

Zeile 14. Pirro Ligorio war Maler, Baumeister und Altertumskenner. Er ist z. B. Erbauer des Palazzo Lancellotti an der Piazza Navona. Das Buch heißt: Descriptio Villae Tiburtinae, Rom 1551 in fol. Sein Plan der Villa Hadriana erschien bei Contini.

Seite 253.

Zeile 5. Die »Quattro Fontane« sind ein Werk Domenico Fontanas unter Sixtus V.

Zeile 23. San Carlo oder Carlino, erbaut von Borromini um 1667. Der Erbauer von Santa Anna alle Quattro Fontane ist in dem Buch »Le Chiese di Roma« von Diego Angeli nicht genannt.

Zeile 26. Sant' Andrea ist 1678 von Bernini neu erbaut. Auftraggeber war der Kardinal Camillo Pamfili.

Seite 254.

Zeile 5. Giuseppe Bartolommeo Chiari (1656—1727), römischer Maler. Er war mit seinem Bruder Tommaso Schüler und Gehilfe von Carlo Maratta, ein sehr geschätzter Kirchenmaler und hat auch in verschiedenen Palästen Fresken gemalt. Th.-B. erwähnen das Bild nicht, doch nennt es Diego Angeli in »Le chiese di Roma« als sein Werk. Es gibt sonst noch einen Fabrizio Chiari, Maler und Kupferstecher in Rom (1615—1695). — Ferri Ciro (1634—89), einer der besten römischen Barockmaler. Th.-B. veröffentlichen eine große Liste seiner Werke.

Zeile 6. Brandi Giacinto, römischer Maler (1623—1691). Th.-B. nennen als sein Werk eine Pietà in Sant' Andrea del Noviziato dei Gesuiti. —

Zeile 19. Den damaligen Brunnen ließ Sixtus V. Peretti (1585—90) bauen und mit den Pferden zusammen aufstellen. Das heutige (antike) Becken nebst Springbrunnen steht seit 1818 hier.

Zeile 25. Der Palazzo del Quirinale ist das Werk mehrerer Architekten. Gregor XIII. Boncompagni (1572—85) ließ ihn beginnen. Baumeister war Flaminio Ponzio, dann Ottavio Mascherino. Sixtus V. Peretti (1585—90) ließ Domenico Fontana den Hof bauen, Carlo Maderna baute den großen Saal. Alexander VIII. Ottoboni (1689—91) beauftragte Bernini mit dem Weiterbau. Clemens XII. Corsini (1730—40) ließ von Fuga die letzten Bauten errichten.

Seite 255.

Zeile 13. Der berühmte Flötenspieler von Vaucanson ward 1738 in Paris vorgeführt. Er war ein Automat und spielte Lieder sehr gut, wozu er die Lippen bewegte. Außerdem machte V. später noch einen Trommelschläger, der zugleich Flöte blies. Jacques de Vaucanson hat von 1709 bis 1782 gelebt. Er hat auch eine Reihe von Maschinen zur Vereinfachung der Arbeit erfunden, was ihm von den Arbeitern sehr übelgenommen wurde. Seine Automaten sind aus Frankreich weg, die beiden oben genannten sollen in Deutschland sein.

Seite 256.

Zeile 1. Attika = niedrige Wand über einer Säulenreihe, meist mit Pilastern.

Zeile 12. Palazzo Rospigliosi ist 1603 durch Flaminio Ponzio erbaut und steht auf den Konstantinsthermen. Auftraggeber war Kardinal Scipione Borghese. Dann ließ ihn Mazarin durch Carlo Maderna und Venturi erweitern und schließlich kam er an die Rospigliosi.

Zeile 29. Paulus Emilius, besser Aemilius Paullus gibt es mehrere. Gemeint ist hier wohl der große Feldherr L. Aemilius Paullus, der im 2. Jahrh. v. Chr. lebte.

Zeile 34. Das Forum Palladium gilt heute als zum Nervaforum gehörig.

Seite 257.

Zeile 2. Auf den Reliefs ist Athena Ergane dargestellt, die Spinnen und Weben lehrt, und ihr Sieg über Arachne. (Siehe Ovids Metam.)

Zeile 6. Die Villa Aldobrandini ist von Carlo Lombardo erbaut.

Zeile 8. Die Aldobrandinische Hochzeit ist heute im Vatikan.

Zeile 21. Villa Patrizi steht noch, Villa Costaguti vielleicht jetzt Villa Torlonia?

Zeile 31. S. Bd. I Brief XXX.

Seite 258.

Zeile 6. S. Anm. zu S. 81.

Zeile 12. In S. Giovanni in Laterano als Sarg des Corsinipapstes, dessen Tod de Brosses hier miterlebte.

Zeile 18. Das Gewand ist antik, Kopf, Hände und Füße ergänzt in Bronze.

Zeile 21. Das Pallium ist ein Streifen aus weißer ungenähter Wolle mit sechs aus Seide gewebten schwarzen Kreuzen. Es wird als Symbol des Hirtenamts den Erzbischöfen vom Papst verliehen. Die Lämmer werden bei den »oblate di Tor de' Specchi«, Nonnen strenger Observanz, gepflegt.

Zeile 24. Die Nonnen von der Heimsuchung Mariä gehören zu den Salesianerinnen. Sie verkehren notlindernd mit der Welt, haben auch Pensionäre. Über den Papagei fand sich nichts.

Seite 259.

Zeile 8. Jakob Frey d. Ä. Kupferstecher (1681—1758), hat viele Bilder berühmter Maler gestochen. Er hat mit Grabstichel und Radiernadel vereint gearbeitet und galt für den besten Stecher seiner Zeit. Th.-B.

Zeile 21. „Als dieser König 1593 endlich die päpstliche Religion annahm, so verlangte Papst Clemens VIII., er sollte zum Gedächtnis seiner Bekehrung zu Rom eine Säule mit einem Kreuz darauf und der Aufschrift: »In Hoc Signo Vinces« errichten lassen. (Deutsch: »In diesem Zeichen wirst du siegen«.) König Heinrich ließ sich diesen Vertrag zum Schein gefallen, aber die Säule vollkommen in Gestalt einer Kanone gießen, auf welcher ein ganz kleines Kreuz stehet und obgedachte Worte rund um den Körper zu lesen sind. Blainville IV., 186. — Die Inschrift: »In hoc signo vinces« erschien nach der Legende Konstantin auf einem Kreuz während der Schlacht an der Milvischen Brücke. Ähnliches wird von Chlodwig aus der Schlacht bei Zülpich erzählt.

Seite 261.

Zeile 2. Der ferrajolo ist eine Art großer Mantel ohne Ärmel und Kragen.

Seite 262.

Zeile 3ff. Santa Maria Maggiore. Der Portikus stammt etwa von

1150, die Mosaiken sind von 1308, außer Gaddo Gaddi arbeitete daran Filippo Rusutti.

Zeile 21. Der Gallienusbogen wurde 262 n. Chr. dem Kaiser Gallienus und seiner Gemahlin zu Ehren errichtet.

Zeile 24. Die hl. Bibiana ward unter Julianus Apostata zu Tode gegeißelt.

Zeile 33. Nach heutigen Forschungen ein Wasserwerk.

Seite 263.

Zeile 4. Lucius Arruntius lebte zu Christi Zeit. Er war einer der angesehensten Männer im römischen Senat und 6 n. Chr. Konsul. Er gab sich 37 n. Chr. selbst den Tod, als er unter falscher Anklage stand. Die Inschriften des Grabes sind im Corpus inscriptionum Latinor. 5931—5960.

Zeile 9. Santa Croce in Gerusalemme ist auf dem sogen. Palatium Sessorianum erbaut, wahrscheinlich ein antikes Gerichtshaus.

Zeile 18. Die Malereien stammen etwa von 1500 und werden Pinturicchio oder Bonfiglio zugeschrieben. Die Rubensbilder sind heute nach England verkauft und durch Kopien ersetzt.

Zeile 28. Deutsch: »Hier ruht Franciscus Quarré, Edelmann von Dijon.« Die Zisterzienser sind ein besonders strenger Mönchsorden (erster Sitz in Cîteaux, daher der Name).

Seite 264.

Zeile 1. Die Vorhalle von S. Lorenzo stammt aus der Zeit von Honorius III. Savelli (1216—27).

Zeile 8. S. Giovanni in Laterano ist älter als S. Peter. Ursprünglich Privatkapelle der Laterani, ward sie von Konstantin reich dotiert und dem damaligen Papst Silvester (314—337) geschenkt. Sie ist die eigentliche Pontifikalkirche.

Zeile 13. Deutsch etwa:

Auf päpstliches und Kaisergeheiß ward ich errichtet.
Auf daß ich aller Mutter sei und Haupt der Kirchen.

Leoninische Verse sind Hexa- und Pentameter, bei denen Mitte und Ende reimen, wahrscheinlich nach Leo II. genannt (682—83) oder auch nach einem römischen Dichter des Namens.

Zeile 23. Die Fassade ward 1735 begonnen.

Seite 265.

Zeile 2. Die andere Fassade ward von Domenico Fontana 1586 mit einem Portikus versehen.

Zeile 4. Der Obelisk stammt von König Totmes IV. (1436—27 v. Chr.) und stand in Karnak. Konstantin ließ ihn herüberschaffen, Constantius ihn aufstellen. Er ward sechs Meter unter der Erde gefunden.

Zeile 24. Deutsch: »Aus dem Kote den Armen erhebend.« Psalm 113.

Zeile 26. Die Scala Santa ward 845 von Sergius II. hier aufgebaut. Sixtus V. ließ 1575 die Vorhalle durch Domenico Fontana errichten.

Zeile 28. San Giovanni in Fonte, ganz aus antikem Material gebaut.

Zeile 34. Die Schlacht an der Milvischen Brücke (313 n. Chr.), auch von Raffael gemalt. Die Malereien stammen aus dem 17. Jahrh.

Seite 268.

Zeile 11. Die Atellanen (dies die richtige Schreibweise) sind Volksstücke und nach der oskischen Stadt Atella, wo die Handlung gewöhnlich vor sich ging, genannt. Sie waren meist possenhaft und wurden in Masken aufgeführt. Die Sprache war gewöhnliche Sprechsprache, später rhythmisch gestaltet.

Zeile 18. Der Schauspieler Roscius lebte zwischen 133 und 61 v. Chr. Erst Sklave, erkaufte er später seine Freiheit. Seine wohlgebaute Gestalt und sein mimisches Talent steigerte er noch durch sorgfältige Übungen, schrieb auch ein leider verlorenes Werk über seine Kunst. Er ward so berühmt, daß sein Name zur Bezeichnung jeder ausgezeichneten Leistung in Kunst und Wissenschaft diente. Auch eine Schauspielschule hat er gegründet und war der hochgeschätzte Freund Sullas und Ciceros. In den letzten Jahren, als er reich geworden war, trat er umsonst auf.

Pauly.

Seite 269.

Zeile 9. Deutsch etwa: Der erste Erfinder der würdigen Bühnengestalt mit langem Gewand (palla) ist Aeschylus.

Seite 270.

Zeile 26. Deutsch: Die Ausstattung ergötzt zwar das Gemüt am wenigsten, immerhin hat sie etwelchen Anteil daran.

Seite 274.

Zeile 18. Artaxerxes, eine dreiaktige Oper mit Text von Metastasio, ist von Vinci komponiert 1730 im Teatro alle Dame zu Rom aufgeführt worden. Der Artaxerxes war damals auch noch von Giuseppe Antonio Paganelli komponiert und von Domingo Terradella. Doch wird de Brosses den von Metastasio und Vinci meinen. Spätere Kompositionen kommen nicht in Betracht.

Zeile 19. Die »Armida« ist von Lully mit Text von Quinault. Glucks Komposition ist später.

Seite 275.

Zeile 28. Das hier kritisierte Buch von Jacques Bonnet ist wahrscheinlich »Histoire de la musique et de ses effets, depuis son origine jusqu'à présent« (Paris 1715). Das Werk hatte großen Erfolg. Der Verfasser war eigentlich Zahlmeister (1644—1724). Er benutzte die Sammlungen seines Oheims Pierre Bourdelot, um zusammen mit seinem Bruder Pierre das Werk zusammenzustellen. Mendel, Encykl. der mus. Wissenschaften.

Seite 276.

Zeile 8 f. Deutsch: Ich fühle im Herzen
Süß brennende Schmerzen.

Zeile 24. Hasse s. Bd. I. Anm. S. 449.

Zeile 29. Giovanni Battista de Lully (richtiger Lulli) war Italiener (1633—87). Er stammte aus Florenz, die Familie war arm. Der Chevalier de Guise fand auf einer Italienreise an ihm Gefallen und brachte ihn der Schwester des Königs, Mlle. de Montpensier mit, der er einen kleinen Italiener als Mitbringsel versprochen hatte. Er wurde dort Küchenjunge, bis der Graf v. Nogent ihn einmal Geige spielen hörte, sein Talent erkannte und ihn besser stellte. Später ward er Hofmusiker der Prinzessin, bis ihn ein satirisches Gedicht auf sie, das er komponierte, seine Stelle kostete. Er studierte dann noch Klavier und Violine, wußte bei den Violinisten des Königs anzukommen und Ludwigs XIV. Aufmerksamkeit zu erregen. Ludwig machte den Neunzehnjährigen zum Generalinspektor seiner Violinisten und zum Haupt eines eigenen Streichorchesters, der »petits violons«. Lully ward dann der bevorzugte Komponist der am königlichen Hof aufgeführten Ballette und Schauspiele. Auch für Molière hat er komponiert und ist am Hof selbst als Schauspieler und Tänzer aufgetreten. Lully ward dann nacheinander Hofkomponist, Oberintendant der Kammer, naturalisiert mit Steuerfreiheit, Musiklehrer der königlichen Familie. Schließlich erhielt er das Privileg, in Paris eine Musikschule zu errichten.

Lully ist der Reformator des musikalischen Dramas. Er lebte sich in die Ideen des französischen Dramas (nach Corneille) ganz ein und war hierin den Italienern weit voraus. Unterstützt ward er in dem Bestreben, sich der antiken Form zu nähern, durch seinen bevorzugten Textdichter Quinault. Die Stoffe wurden stets dem König vorgelegt, Quinault machte eine Skizze, Lully sorgte für Tänze und Dekorationen. Dann erst kam der eigentliche Text. Die Orchestrierung, die sehr einfach war, besorgten

ſeine Schüler. Lullys Verdienſt iſt, mit Beherrſchung aller Bühnenmittel gleichmäßig ſeine Wirkungen zu erzielen, ganz entgegen der Bravourſtückmanier der Italiener. So hielt er ſehr auf deutliche Ausſprache und natürliches Spiel, eine Tradition, die heute noch an der Grande Opéra forterbt. Er ſtarb an einer kleinen Verletzung, die er ſich beim Takttreten zugezogen und hat in der Kirche der Petits-pères ein ſchönes Grabdenkmal.

André Campra (1660—1744), franzöſiſcher Opernkomponiſt. Er war erſt Kirchenkapellmeiſter und mußte ſeine erſten Opern deshalb unter ſeines Bruders Namen erſcheinen laſſen (»L'Europe galante« und »Le Carnaval de Venise«). Als er großen Erfolg damit hatte, gab er ſeine kirchliche Stellung auf und ſchrieb nur noch Opern, u. a. auch die unten erwähnten »fêtes vénitiennes«. 1722 ward er königlicher Kapellmeiſter. Er hat außerdem noch Kantaten, Motetten, Serenaden, Arien und Divertiſſements für den Hof komponiert.

André Cardinal Deſtouches (geb. 1672) trat nach Lullys Tod 1687 in deſſen Stelle als Oberkapellmeiſter. Er war beim König ſehr beliebt. Außer zahlreichen Opern ſchrieb er auch Kantaten.

Seite 277.

Zeile 5. Michel Richard de Lalande (1657—1726), Kirchenkomponiſt, dazu ausübender Violin-, Klavier- und Orgelſpieler. Als Lully ihn nicht als Geigenſpieler in ſein Orcheſter nehmen wollte, zerbrach Lalande ſein Inſtrument und ſpielte dann nie mehr Geige. Er war an vier Kirchen zugleich Organiſt, ſpäter Lehrer der kgl. Prinzeſſinnen. Seine Hochzeit mit der Sängerin Anna Rebel richtete der König ſelbſt aus und beſchenkte das Paar reichlich. Lalande war der beſte franzöſiſche Kirchenkomponiſt jener Zeit. Er ſchrieb allein 60 Motetten, außerdem die Muſik zu Molières »Melicertes«. Seine hinterlaſſenen Manuſkripte kaufte der König der Witwe um 40000 Livres ab.

Zeile 11. Tartini. S. Bd. I Anm. S. 449.

Zeile 24. Ariſtophanes iſt ein griechiſcher ſatiriſcher Theaterdichter. Er lebte 430 v. Chr.

William Congreve, engliſcher Dramatiker (1660—1729). Beſonders berühmt machte ihn ſein Luſtſpiel »Love for Love«. Er gab ſpäter das Dramendichten auf und ſtarb erblindet.

Seite 278.

Zeile 15. Nuits-sous-Beaune oder Nuits-Saint-George iſt eine Stadt im Dep. Côte d'Or mit gutem Weinbau. Beſonders gute Marken (rot) ſind Saint-Georges und Château-Latour.

Seite 279.

Zeile 8. Merope s. Anm. zu S. 40.

Zeile 27. Die Lustspiele von Ariost (1474—1533) sind: »La Cassaria« (1508), »I Suppositi« (1509), besonders von Plautus abhängig, dann »Il Negromante« (1520), »La Lena« (etwa 1529), und das unvollendete »Gli Studenti«, in reimlosen Elfsilblern (versi sdruccioli) geschrieben.

Zeile 32. Mandragora, zu deutsch Alraun, gilt heute auch noch als bestes Lustspiel des 16. Jahrhunderts. Machiavelli ist ein bedeutender florentinischer Staatsmann und Geschichtsschreiber (1469—1527). Sein best-umstrittenes Werk ist der »Principe«, Ratschläge zur Erlangung und Erhaltung politischer Macht. Außerdem ist er der Verfasser einer guten Geschichte der Stadt Florenz. Seine Werke sind von Ziegler übersetzt. (Karlsruhe 1832—41.)

Seite 280.

Zeile 30. Deutsch: »vom Lachen erbebten die Tische«.

Seite 282.

Zeile 9. George Dandin ist von Molière nach dem Italienischen bearbeitet.

Seite 283.

Zeile 8. Über Graf Alibert und die römischen Theater s. Chledowsky »Rom im Zeitalter des Rokoko«. München, Georg Müller.

Seite 285.

Zeile 24. Wohl »la libertà nociva« von Giovanni Barlocci. Musik von Rinaldo di Capua, zuerst aufgeführt am 17. Januar 1740 im Teatro della Valle zu Rom. Sonneck »Catalogue of Opera librettos«.

Seite 286.

Zeile 21. Leo Vincis »Artaserse« war seine letzte Oper. Er starb wahrscheinlich an Gift. S. auch Anm. S. 437. B.

Zeile 22. Francesco Bernardi (1685 bis etwa 1740), nach seiner Vaterstadt Siena »il Senesino« genannt, war ein berühmter Mezzosopranist. Er lebte erst in Dresden, dann in England, bis ihn ein Zwist mit Händel vertrieb, und kehrte dann nach Italien zurück. Überall hatte er den größten Erfolg. Er war stimmlich, technisch, im Rezitativ und in der Darstellung gleich gut. (Mendel.)

Seite 287.

Zeile 9 ff. Armida: Text von Quinault, Musik von Lully, Theseus Text von Quinault, Musik von Lully, Atys: Text von Quinault, Musik:

von Lully, Roland: Text von Quinault, Musik von Lully, Thétis: Text von Fontenelle, Musik von Colasse, Tancred: Text von M. Danchet, Musik von Campra, Iphigénie (auf Tauris): Text von Duché, Musik von Desmarets, Europe (La galante): Text von M. de la Mothe, Musik von Campra, Issé: Text von M. de la Mothe, Musik von M. Destouches, die Elemente, Ballett: Text von M. Roy, Musik von Lalande und Destouches, Fêtes venitiennes, Ballett: Text von Danchet, Musik von Campra.

Zeile 12. Jean Philippe Rameau, Komponist und Musiktheoretiker (1683—1764). Er ist als engerer Landsmann von de Brosses in Dijon geboren. Ausschließlich nur für Musik begabt, schickte ihn das Jesuitenkollegium seiner Vaterstadt nach einiger Zeit deshalb den Eltern zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt in Italien ging er wieder nach Frankreich, 1717 nach Paris. Dort lernte er bei Marchand, mußte dann um des Erwerbs willen Organistenstellen in Lille und Clermont annehmen und bildete sich hier durch fleißige Studien in Theorie und Harmonie der Musik aus. Auch komponierte er fleißig. 1721 kam er wieder nach Paris und begründete dort erst seinen Ruf als tüchtiger Theoretiker. Dann komponierte er mehrere Gesang- und Tanzstücke für die »foire St. Germain« (später Opéra comique). Seine Opern drangen erst nach heftigen Kämpfen mit den Schülern Lullys durch. Von Charakter war Rameau hart, abstoßend und geizig. Über seinen Opernstil urteilt J. J. Rousseau u. a., daß er einem größeren Stil in der Oper den Weg gebahnt und besonders die Kunst der Kontraste verstanden habe. Mendel.

Zeile 13. Antoine Houdart de Lamotte oder La Mothe, französischer Operntextdichter (1672—1731). Er war Mitglied der Akademie und hat sich in allen Dichtungsarten versucht. Seine »oeuvres« erschienen Paris 1754 in 10 Bänden.

Zeile 14. Campra s. Anm. zu S. 276.

Seite 288.

Zeile 14. Antonio Vivaldi, berühmter Violinist und Komponist, ist Venezianer und Kapellmeisterssohn. Er wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geboren. Nach einem Aufenthalt in Deutschland ward er Konservatoriumsdirektor in Venedig. Quanz sagt von ihm, er habe den sogenannten lombardischen Stil eingeführt und damit die Römer ganz bezaubert. Seine besonders gern angewandten Mittel waren der verschobene Akzent und das Tempo rubato. Er hat etwa 26 Opern geschrieben, dazu Violinkonzerte, die lange Zeit als Muster galten. Als sein Sterbejahr wird 1743 angegeben.

Seite 291.

Zeile 4. Faustina Hasse. S. Bd. I Anm. S. 449.

Vittoria Tesi-Tramontini, italienische Sängerin. Sie hatte einen besonders schönen Kontraalt und machte Kunstreisen durch ganz Europa. 1737 war sie in Neapel. Sie starb in Wien 1775.

Zeile 5. Baratti s. Bd. I. S. 308 und 321.

Senesino s. Anm. zu S. 286.

Laurenzino war nicht zu finden, ebenso Marianini. (Einen Sänger Paul Mariani erwähnt Fétis, Biographie des musiciens, als aus Urbino stammend und um 1710 lebend.)

Zeile 6. Joseph Appiani, gen. Appianino, berühmter Kontraalt (1712—1741), war Schüler Porporas. Er starb zu Bologna an der Pforte einer glänzenden Laufbahn. Fétis.

Egizietto — nicht auffindbar.

Zeile 7. Monticelli, Angelo Maria (1710—1764) s. Anm. zu S. 40.

Felice Salimbeni, berühmter Kastrat, wurde etwa 1712 geboren. Trotz geringer Schauspieltalente errang er nur durch seinen Gesang die größten Erfolge. Er war erst in Wien, dann in Italien, und ging 1743 nach Berlin. Nach einem Zwist mit dem König sang er in Dresden. 1751 starb er auf der Reise in sein Vaterland. Seine Stimme war wohlklingend, rein und besonders geeignet für Schwelltöne, die einem Trompetenton glichen.

Porporino (Anton Huber), einer der ausgezeichnetsten Alt-Kastraten im 18. Jahrhundert. Er wurde 1697 in Verona geboren. Die Eltern waren Deutsche. 1741 kam er nach Berlin und starb dort 1783. Er hatte ein besonders schönes Adagio und einen guten Vortrag. M.

Zeile 8. Porpora (1686—1766), neapolitanischer Opernkomponist, Kapellmeister und Musiklehrer. Er hat mehr als 50 Opern geschrieben und glänzenden Erfolg damit gehabt. Besonders geschätzt war sein Gesangsunterricht. M.

Zeile 24. Vanloo. S. Bd. I Anm. S. 436.

Seite 293.

Zeile 13. Prosper Jolyot de Crébillon, französischer Dramendichter (1674—1672).

Atreus schlachtet die Söhne seines Bruders Thyestes und setzt sie ihm zum Mahl vor.

Seite 298.

Zeile 17. Giovanni Battista Pergolese (1710—1736). Er studierte in Neapel auf dem Konservatorium »dei poveri di Gesù Cristo« Musik und fing dann an zu komponieren. Als seine Bühnenkompositionen nicht

gefielen, wandte er ſich der Kirchen- und Inſtrumentalmuſik zu, komponierte Meſſen und Trios. 1731 verſuchte er es wieder mit einem Intermezzo, und die »serva padrona« hatte diesmal großen Erfolg. Nun kamen in raſcher Folge Opern, Kirchenmuſik, Kantaten. Das »Stabat mater« war ſein letztes Werk. Er ſtarb 1736 an der Schwindſucht.

Zeile 22. Siroë. Der Text iſt von Metaſtaſio. Komponiert iſt ſie: von Vinci ‹erſchienen 1726›, Battiſta Borghi ‹1771›, Gioachino Cocchi ‹1750›, Gaetano Latilla ‹1753›, Gennaro Manna ‹1743›, Giuſeppe Sarti ‹1780›, Giuſeppe Scarlatti ‹1750›, Tommaſo Trajetta ‹1767›, Andrea Fiore ‹1730›, Haſſe ‹1733›, Porpora ‹1727›, Artino Coraſio Paſtore ‹1727›, Antonio Vivaldi ‹1727›.

Catalogue of Opera librettos.

Zeile 32. Deutſch etwa:

Hört die Tuba laut erdröhnen,
Heulend über Gräber tönen.

Seite 299.

Zeile 20. Adriano iſt komponiert von: Ciampi ‹1748›, Caldara ‹1731›, Felice Aleſſandri ‹1780›, Bernasconi ‹1755›, Broſchi ‹1737›, Bruſa ‹1757›, Nicola Matteis ‹1732›, Galuppi ‹1760›, Giacomelli ‹1733›, Giai ‹1740›, Guglielmi ‹1746›, Haſſe ‹1752›, Holzbauer ‹1769›, Mazzoni ‹1760›, Misliweczek ‹1777›, Monti ‹1775›, Naſolini ‹1790›, Rinaldo di Capua ‹1758›, Ruſt ‹1782›, Sacchini ‹1771›, Sarti ‹1779›, Scarlatti ‹1752›, Scolari ‹1754›.

Artaxerxes ſ. Anm. zu S. 274.

Titus, eigentlich la clemenza di Tito, komponiert von Arena ‹1739›, Caldara und Matteis ‹1734›, Ciochetti ‹1736›, Haſſe ‹1738›, Jomelli ‹1753›, Leo ‹1735›, Marchi ‹1738›, Mazzoni ‹1755›, Pampani ‹1748›, Mozart ‹1797›.

Achille riconosciuto, aufgeführt im Opernkatalog als Achille in Sciro von Metaſtaſio. Komponiert von: Caldara ‹1736›, Bernardini ‹1794›, Bertoni ‹1764›, Matteis ‹1736›, Chiarini ‹1736›, Pugnani ‹1784›, Runcker ‹1747›, Verocai ‹1746›.

Zeile 21. Hypſpyle ‹ital. Issipile›. komponiert: Namenlos und in Rom aufgeführt 1732. Conti ‹1732›. Galuppi ‹1738›, Marinelli ‹1796›. Mazzoni ‹1748›, Porta ‹1732›, Scarlatti ‹1760›.

Zeile 22. Semiramis, komponiert von: Vinci ‹1729›, Jommelli ‹1743›, und anderen.

Seite 300.

Zeile 21. Olimpiade, komponiert von Caldara ‹1733›, Brivio ‹1737›, Cimaroſa ‹1784›, Fiorillo ‹1745›, Haſſe ‹1756›, Latilla ‹1752›, Pergoleſe ‹1738›, Vivaldi ‹1734›.

Seite 301.

Zeile 28. Cato in Utica, komponiert von Vinci (1727), Latilla (1747), Hasse (1732), Leo (1729).

Seite 302.

Zeile 33. Michel Boyson genannt Baron, war ein Zeitgenosse Molières und berühmter Schauspieler (1652—1729). Racine sagte zu ihm, nach langen Anweisungen an die anderen Schauspieler: »Sie kann ich sich selbst überlassen, Ihr Herz lehrt Sie mehr, als alle meine Vorschriften!« Baron sagte einmal, für gewöhnlich dürfe bei keiner Geste die Hand über Augenhöhe gehoben werden: »aber«, fügte er dann hinzu, »wenn die Leidenschaft sie höher reißt, lassen Sie es geschehen, die Leidenschaft weiß besser Bescheid als alle Regelmacher.« Biogr. univ.

Adrienne Lecrouvreur (1690—1730), berühmte französische Schauspielerin. Sie spielte in Paris erst in Liebhabervorstellungen, war dann in Straßburg und kehrte 1717 nach Paris zurück. Sie wurde zur Hofschauspielerin ernannt und hat 13 Jahre lang die Gunst des Publikums nicht verloren. Sie spielte tragische und komische Rollen mit größter Natürlichkeit. Auch eine schöne Sprache hatte sie. Ihr berühmtester Anbeter war Moritz von Sachsen, dem sie einmal ihren ganzen Schmuck nebst dem Tafelsilber opferte. Sie starb 1730 an Darmblutungen.

Seite 303.

Zeile 21. Nicht sicher festzustellen. Ein Carlo Zuccari schrieb 1761 ein Violinkonzert, ein Zucherini war 1770 Vorspieler des Mailänder Orchesters.

Zeile 22. Jephté, Tragödie nach der Bibel von Simon Joseph de Pellegrin, Musik von Michel Montéclair. Paris 1738.

Seite 305.

Zeile 9. Theorbe = tiefe Laute mit einem Doppelhals.

Seite 307.

Zeile 4. Camargo, s. Bd. I Anm. S. 408.

Seite 308.

Zeile 15. Vincenz Bichi, geb 1668, Kardinal von 1731—1750. Warum ihn De Brosses »französisch« nennt, ist nicht klar, denn B. war Nuntius am portugiesischem Hof und hatte wegen seiner Parteilichkeit für Portugal heftige Händel mit dem Papst. Vielleicht gehörte er zur Partei Tencins.

Zeile 16. Jean Marie Leclair (geb. 1697), war erst Tänzer, dann Violinist. Er war einer der berühmtesten Solospieler Frankreichs. Uner-

müdlich hat er an seiner musikalischen Weiterbildung gearbeitet. Er hat viele Violinsonaten und -Konzerte komponiert. Seine Ermordung 1764 ist unaufgeklärt.

Zeile 28. Jean-Pièrre Guignon (1702—1775) ist ein Rivale Leclairs. 1733 ward er ebenfalls Hofkünstler und Lehrer des Dauphin. Er hat einen besonders schönen Ton und leichten Ansatz.

Zeile 31. Siehe Bd. I, S. 171 f.

Seite 309.

Zeile 1. Intermezzi = Zwischenspiele.

Zeile 26. Alessandro Scarlatti, einer der tüchtigsten Komponisten Italiens (1649—1725). Wo er studiert hat, ist nicht sicher. 1680 wurde im Palais der Königin Christine von Schweden zu Rom ein von Scarlatti in ihrem Auftrag komponiertes Singspiel »Onestà nell' amore« aufgeführt und Scarlatti ward bald darauf Hofkapellmeister Ihrer Majestät. Nach Christinens Tod 1688 ging Scarlatti nach Neapel, und von dort datieren seine weiteren Opern, »Pyrrhus« und »Demetrius« (1697), »Der unglückliche Gefangene« (1698) und »Laodicea« und »Berenice«. Im Jahre 1703 ward Sc. Kapellmeister an Santa Maria Maggiore zu Rom und auch bei den Aufführungen beim Kardinal Ottoboni. 1709 kehrte er nach Neapel zurück. Bis dahin hatte er 106 Opern geschrieben, außer den Kirchenkompositionen, deren noch mehr sind. 35 datierte Kantaten beweisen, daß er täglich eine geschrieben. Sc. war dabei ein sehr tüchtiger Lehrer an drei Konversatorien in Neapel. Auch Hasse gehört zu seinen Schülern. Er starb als Sechsundsiebzigjähriger. Im »Catalogue of Opera librettos« wird der »Maëstro di Musica« als Pergoleses Werk aufgeführt.

Zeile 27. Die »Serva padrona« erschien 1748 im Druck. Der Text ist von Gennaro Antonio Federico. — »Livietta e Tracollo la Contadina astuta« erschienen 1734. Der Text ist von Mariani.

Seite 310.

Zeile 3. Rinaldo da Capua nahm als namenloser Bastard eines großen Herrn den Namen seiner Vaterstadt an. Er war gut begabt für Musik und ließ fünfzehnjährig seine erste Oper aufführen. Er war gezwungen, für den Erwerb zu schreiben. Welches die hier erwähnte Komödie ist, konnte ich nicht feststellen, vielleicht la »libertà nociva«, von der de Brosses Seite 285 spricht, die Rinaldo komponiert hat. Sein Todesjahr fand ich nicht erwähnt.

Zeile 4. Leonardo Leo, einer der besten italienischen Meister damaliger Zeit (1694—1746). Er wirkte in Neapel, war Lehrer und königlicher, sowie kirchlicher Kapellmeister. Er ward nur von Scarlatti übertroffen.

Seine Opernkompositionen belaufen sich auf etwa 40, außerdem schrieb er viel Kirchenmusik. Auch Gesangsübungen schrieb er und Duos und Trios. Orgel und Cello meisterte er gleich gut. Wegen der Aufführung in Neapel s. Bd. I, Brief 30.

Zeile 7. Die »Fêtes vénitiennes« sind von Danchet gedichtet und von Campra komponiert. (1710.)

Zeile 12. Domenico Sarri (1648—?) ist Neapolitaner. Er komponierte religiöse und Opernmusik. — Giovanni Porta (1690—1755) war erst Dirigent bei Kardinal Ottoboni, dann in Venedig Lehrer an einem Konservatorium. Er starb 1740 in München als Kapellmeister des Kurfürsten.

Zeile 13. Gaetano Latilla. Opernkomponist (1733—1788) studierte in Neapel, war damals selbst in Rom und zweiter Kapellmeister an der Kirche der Santa Maria maggiore, mußte aber schon bald wegen Krankheit dieses Amt aufgeben. Er kehrte dann nach Neapel zurück und wirkte teils als Kapellmeister in Konzert und Kirche, teils als hochbesoldeter Kompositionslehrer. Er war ein besonders tüchtiger Kontrapunktist. Auch seine Oratorien und andere Kirchenmusik waren sehr geschätzt. M.

Zeile 21. Dominico Terradeglia oder Terradellas ist ein Spanier (1711—1747). In Barcelona geboren, genoß er erst Klostererziehung, faßte dann aber bald den glühenden Wunsch, nach Italien zu gehen und Musik zu studieren. Er kam nach Neapel und studierte am Konservatorium Sant' Onofrio. Gleich mit der ersten Oper »Astarte« begann sein Erfolg. Er ging 1746 nach London, blieb aber nur ein Jahr dort und lebte dann dauernd in Rom als Kapellmeister der spanischen Kirche. Er starb jung, nach einigen durch Meuchelmord. M.

Zeile 24. Die Buononcini sind eine berühmte Musikerfamilie. Giovanni Maria B. war Komponist und Theoretiker in Modena, war auch Kapellmeister des Herzogs dort (1640—78). Seine beiden Söhne Antonio und Giovanni Battista Buononcini machten ebenfalls den Namen berühmt, Antonio als Kammerkomponist in Berlin und Wien, später in Modena (1675—1726). Giovanni Battista kam weit herum, war erst in Wien und Berlin, dann in Italien. Von Rom aus ging er nach London. Dort verscherzte er sich die Gunst damit, daß er in einem Wettstreit gegen Händel eine fremde Komposition unterschob, was entdeckt wurde. Nach abenteuerlichen Zwischenjahren in Paris war er wieder in Wien, schließlich bis zu seinem Tode in Venedig. Er lebte von 1672 an und ward über achtzig Jahre. De Brosses meint hier wohl Antonio B.

Seite 311.

Zeile 10. Deutsch: Da bin ich endlich frei von meinem Schmerz.

Zeile 12. Deutsch: Bleich ist die Sonne.

Zeile 29. Andrea Bernasconi ist Franzose. Er lebte in Parma und mußte aus Not Musikstunden geben. Mit der ersten Oper hatte er gleich Erfolg und schrieb nun weitere für Italien und Wien. B. ist weniger genial als sauberer Arbeiter, der sich dem Geschmack der Zeit geschickt anzupassen wußte. Er lebte von 1712—1784. M.

Nicolò Jomelli, einer der ersten damaligen Komponisten der neapolitanischen Schule (1714—1774). Er besuchte verschiedene Konservatorien in Neapel, komponierte erst Kantaten, dann 1737 seine erste Oper, die viel Beifall fand. 1740 ward er nach Rom berufen und führte später in verschiedenen italienischen Städten seine Opern auf. Eine Berufung als Opernkapellmeister brachte ihn 1754—1768 nach Stuttgart. Später lebte er auf seinem Landgut in Aversa und ertrug es schwer, daß seine von der deutschen Musik etwas »abgefärbten« Opern den Beifall seiner Landsleute nicht mehr fanden. Seine Arien galten damals als unübertrefflich schön. M.

Seite 312.

Zeile 11. Der Herzog von Monteleone ist Didaco, Staatssekretär des Königs von Neapel und Grande von Spanien. Die Herzöge von Monteleone stammen aus dem Hause Pignatelli. Z.

Zeile 20. Giacomelli oder Jacomelli ist besonders Opernkomponist gewesen (1686—1741). Er lernte erst in Parma, war dann Schüler Scarlattis in Neapel. Seine Opern waren sehr beliebt. Eine Weile war G. auch in Wien, von 1730 an dauernd in Neapel. M.

Giovanni Battista Lampugnani, mailändischer Opernkomponist und Musiklehrer. Er lebte von 1743—1755 in London, dann wieder in Mailand. Seine Musik war leicht und angenehm, Rezitativ und Instrumentierung werden besonders gerühmt. Er lebte von 1706 bis etwa 1773. M.

Zeile 21. Über Antoine Gay konnte ich keine näheren Angaben finden.

Seite 313.

Zeile 26. Giovanni Girolamo Servandoni, italienischer Maler und Architekt aus Florenz, geboren 1695, gestorben 1766 zu Paris.

Seite 314.

Zeile 10 f. Deutsch: »Wenn es hier mit dem argen Raufen los geht, gibt es großen Lärm.«

Seite 315.

Zeile 12. Giacomo Carissimi (etwa 1604—1674) ist ein bedeutender Komponist, besonders für Kantaten und Motetten. Er war auch der

Lehrer Scarlattis und Buononcinis und hat vorwiegend Kirchenmusik komponiert.

Seite 318.

Zeile 11. Alberoni ist einer der abenteuerlichsten Kardinäle. Sein Leben liest sich wie ein Roman. Er war ein sehr geschickter Unterhändler.

Zeile 32. Rezzonico ist der spätere Clemens XIII. (1758—69).

Seite 319.

Zeile 3. Der Kardinalinfant ist Ludwig von Bourbon, Sohn König Philipps V. und der El. Farnese, Infant v. Spanien. Er war damals 13 Jahre alt und schon 3 Jahre Kardinal, was großen Anstoß erregte. Pasquino ließ ihn in einem Spottbild zwischen Kardinalshut und Zuckerwerk wählen. Der Knabe wählte letzteres. Als Mann legte er 1750 die Kardinalswürde wieder ab.

Zeile 20. Lambertini ist der in diesem Konklave gewählte Papst (Benedikt XIV. (1740—58).

Seite 320.

Zeile 30. Heinrich Oswald v. Auvergne nannte sich nicht »v. Bouillon«, wie sein Onkel, der Kardinal. Er lebte bis 1747. Der Onkel heißt Emanuel Theodosius, stand bei Ludwig XIV. in wechselnder Gunst, lebte von 1644—1715 und soll ein arger Spieler gewesen sein.

Seite 321.

Zeile 12. Rohan hatte damals das Veto des Königs von Frankreich für ihn zu überbringen.

Zeile 31. Deutsch: »Der Feind des Armen«.

Seite 322.

Zeile 2. Etwa: »er päpstelt«.

Seite 330.

Zeile 22. Der Pamfilipapst ist Innocenz X. (1644—55).

Seite 331.

Zeile 21. Deutsch: »Als nun diese Feierlichkeit zu Ende war«.

Zeile 22. Deutsch: »Komm Schöpfer, Geist, oder: Bringer des Geistes.« (»Spiritus« kann der Form nach Nominativ und Genitiv sein.)

Seite 333.

Zeile 16. Papabilis = hat Aussicht, zum Papst gewählt zu werden.

Seite 334.

Zeile 19. Zelanti von it. zelare = eifern.

Seite 344.

Zeile 7. Assisi ist die Geburtsstadt des mit den Wundmalen Christi begnadeten hl. Franziskus von Assisi.

Zeile 9. Deutsch: Es ist frisch!

Zeile 24. Das Tempelchen ist nach Blainville II. wahrscheinlich dem Flußgott Clitumnus geweiht gewesen.

Zeile 35. Deutsch etwa: »in dieser Hinsicht«.

Seite 345.

Zeile 12. Der heilige Nikolaus v. Tolentino war Augustiner-Eremit des 13. Jahrhunderts. Er kasteite sich besonders stark und hatte mancherlei Gesichte und Erscheinungen.

Seite 346.

Zeile 24. Raffaelino da Montelupo ist Schüler von Antonio da San Gallo. Er vollendete mit anderen die von Sansovino unvollendet gelassenen Arbeiten in Loretto. Er lebte später in Rom und ward vom Papst zum Architekten der Engelsburg ernannt. Er lebte (nach Singer) 1503 bis 1567 oder 1588.

Seite 347.

Zeile 22. Ludwig XIV. ward seinen Eltern erst nach 23jähriger Ehe geboren.

Seite 348.

Zeile 15. Es gibt zwei Pomarance, Lehrer und Schüler: 1) Antonio Ciocignano, nach seiner Vaterstadt bei Pisa Pomarance genannt (1560 bis 1620), war vorwiegend in römischen Kirchen als Maler tätig. 2) Christoforo Roncalli, gen. dalle Pomarance, malte in Rom u. a. Sto. Stefano Rotondo mit den Marterbildern aus, und die Kuppelfresken in Loretto.

Zeile 27. Der Ehrenbogen ward dem Trajan vom römischen Senat und Volk errichtet zum Dank für seine Hafenbauten (115 n. Chr.).

Seite 349.

Zeile 18. Der Ehrenbogen ward dem Augustus 27 v. Chr. gesetzt für die Herstellung der Via Flaminia.

Seite 351.

Zeile 4. Deutsch: die ganze vornehme Welt.

Zeile 14. Etwa: da werden sie einen schönen Kujon machen.

Zeile 19. Lodovico Antonio Muratori (1672—1750) ist einer der hervorragendsten Gelehrten und Forscher Italiens. Er wirkte nach rastlosen Studien erst in der Ambrosiana zu Mailand, wurde aber dann von seinem Landesherrn, dem Herzog von Modena, 1700 als Konservator und Bibliothekar in seine Geburtsstadt berufen. Er veröffentlichte von hier aus eine Fülle von Artikeln zur italienischen Geschichte des Mittelalters. Eines seiner Hauptwerke ist die Herausgabe der: »Rerum Italicarum scriptores praecipui ab anno 500 ad 1500«, 28 oder 29 Foliobände, ferner »Delle antichità estensi ed italiane«, Modena 1717—40, 2 Bde. in fol., und »Annali d'Italia dall'era volgare sino all'anno 1740«, Mailand 1744—49, 12 Bde in. 4°.

Zeile 32. Deutsch: als Mann gekleidet.

Seite 352.

Zeile 12. Marchese Rangoni war modenesischer Staatsmann und Minister des Unterrichts. Er starb 1744.

Seite 356.

Zeile 21. Ich glaube, daß es nicht Potta, sondern Cotta heißen muß. L. Aurelius Cotta führte 202 v. Chr. in Oberitalien Krieg gegen die Gallier.

Zeile 28. Alessandro Tassoni (1585—1635).

Seite 357.

Zeile 28. Deutsch: Einer muß fürs Vaterland sterben.

Zeile 29. Du Cange (Charles Dufresne, Sieur —), französ. Geschichtsschreiber (1610—1688). Eins seiner Hauptverdienste ist die Herausgabe des »Glossarium ad Scriptores mediae et infimae latinitatis.« Paris 1678. in fol.

Seite 358.

Zeile 25. Wahrscheinlich 1733. Villars war damals in Oberitalien, um den König von Sardinien zu unterstützen. Der damalige Herzog hieß Rinaldo (gestorben 1737), sein Sohn, der zu de Brosses Zeiten regierende Herzog, Francesco III. (gestorben 1780).

Seite 359.

Zeile 19. Giovanni Orazio Conte Guicciardi. Madama Cesi ist entweder die Prinzessin Maria Isabella Cesi, Witwe des Fürsten Francesco Maria di Ruspoli, gest. 1753, oder Maria Vittoria geb. Spada, Frau von Carlo Federico C. (gest. 1774).

Seite 361.

Zeile 5. Die modenesischen Prinzessinnen sind: Benedicta (geb. 1697, gest. 1777), Amalia (geb. 1700, gest. 1778), beide unvermählt.

Zeile 16. »Le carnaval et la Folie« ward 1704 von der Académie royale aufgeführt. Der Text ist von La Mothe, die Musik von M. Destouches.

Zeile 19. Ein Pietro Pulli wird zu dieser Zeit als Opernkomponist genannt. Der Opera Catalogue nennt 2 Opern von ihm, um 1740 aufgeführt.

Seite 362.

Zeile 14. Der jüngste modenesische Prinz ist: Benedikt (geb. 1736, gest. 1751).

Zeile 19. Ercole Rinaldo, geboren 1737 (nach der Grande Encyclopédie), gestorben 1803. Er ward aus seinem Land vertrieben. Seine Tochter, Maria Beatrice Ricarda, heiratete Ferdinand von Österreich und ward so die Stammutter des Hauses Österreich-Este. Die Prinzessin von Massa-Carrara hieß Maria Theresia.

Alderanus Cibo 1715 Herzog v. Massa und Fürst von Carrara durch Abtretung geworden. Tochter geboren 1725, vermählt 1741.

Seite 365.

Zeile 2. Karl Borromäus der Heilige. Siehe Bd. I S. 420 u. 431.

Zeile 32. Cicisbeo s. Bd. I Anm. S. 423.

Seite 366.

Zeile 23. Der Dom zu Parma stammt aus der romanischen Zeit (etwa Mitte des 11. Jahrh.), hat aber auch Teile aus späterer Zeit.

Zeile 32. S. Giovanni Evangelista ist Anfang des 16. Jahrh. erbaut.

Seite 367.

Zeile 12. Deutsch: Nicht jeder kann alles.

Seite 368.

Zeile 5. Das Bild, die sogen. Madonna di San Girolamo, ist heute im Correggio-Zimmer des »Palazzo della Pilotta«, wie der Farnese-Palast jetzt heißt. De Brosses sah das Bild in Sant' Antonio l'Abbate.

Zeile 8. Die Tochter des Herzogs Ranuccio II. Farnese (gest. 1694), Elisabeth, vermählte sich mit Philipp von Spanien-Bourbon. Von da an waren die Farnese im Mannesstamm erloschen. Der Sohn dieser Elisabeth ist Karl, zu de Brosses' Zeiten König von Neapel.

Zeile 11. Der Bau des Palazzo ward etwa 1597 begonnen. Das Theater baute der Palladioschüler Giambattista Aleotti um 1620.

Seite 369.

Zeile 9. Alessandro Farnese (1547—1592) war ein Kriegsherr zu Wasser und zu Land. Er focht für Spanien und das katholische Frankreich.

Ranuccio I. (1569—1622) ein finsterer Herr, der seine Macht durch Hinrichtung des Adels und Gütereinziehung zu festigen suchte.

Zeile 24. General Mercy war Oberbefehlshaber der österreichischen Armee im österreichischen Erbfolgekrieg. Er fiel bei Parma 1734.

Seite 370.

Zeile 11. Die Kathedrale ist ein Bau des 12. Jahrhunderts.

Zeile 18. S. Maria di Campagna?

Seite 371.

Zeile 35. Der Graf von Grammont ist wahrscheinlich Philibert Graf v. Gr. (gestorben 1707). Seine Memoiren gab Antoine Hamilton heraus, der sein Schwager war. Die Biogr. un. nennt einen Pierre Brinon Parlamentsrat. Doch ist es zweifelhaft, ob dieser hier gemeint.

Seite 372.

Zeile 26. Siehe Bd. I. Brief VIII—X.

Seite 373.

Zeile 2f. Trivulzi s. Bd. I, S. 76, 433, 437. — Bellinzoni s. Bd. I, S. 66. — Archinto. Filippo Archinto war hoher mailändischer Staatsbeamter und lebte äußerst prächtig. Seine Frau Giulia war eine Borromeo. S. auch Bd. I. S. 435.

Carlo Giorgio Clerici, Kaiserlicher General (1690—1717), vermählt mit Contessa Maria Archinto (1696—?). Seit 1717 verwitwet, heiratete sie in zweiter Ehe den Fürsten Antonio Ptolomeo Trivulzi.

Zeile 34. Felice Salimbeni (1712—1751) berühmter Sopransänger aus Mailand. Er sang besonders in den Opern Hasses. Kaiser Karl VI., ein leidenschaftlicher Musikfreund, rief ihn 1733 nach Wien, wo er vier Jahre blieb. Metastasio hat für ihn verschiedene Rollen geschrieben. Von 1743 an war er in Berlin und entzückte auch dort seine Hörer. Um 1750 kam er nach Dresden, doch ließ seine Stimme infolge wilden Lebens damals schon nach, und Salimbeni reiste zur Heilung ins Vaterland. Er kam aber nur bis Laibach, wo er starb. Er war einer der größten Sänger Italiens, im Spiel aber kalt. Fétis.

Seite 374.

Zeile 18. Die Senneterre oder St. Nectaire sind ein alter französischer Adel. Der hier erwähnte Botschafter ist Heinrich von St. Nectaire, Graf v. Brinon, der in verschiedenen Kriegen sich auszeichnete und 1718 Generalleutnant der französischen Armee wurde. Sein Sohn, Marquis

de S. war erst Obrist bei der Infanterie, verlor dann sein Augenlicht durch die Blattern.

Seite 376.

Zeile 2. Josephus ist ein jüdischer Schriftsteller des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Er hat in den letzten Aufständen der Juden gegen Rom eine zweideutige Rolle gespielt, einerseits den Widerstand gegen Rom organisiert, andrerseits sich den Römern als Freund hingestellt und sich vor Vespasian und Titus als Prophet ihres Kaisertums aufgespielt, was ihm reichen Lohn und Besitz in Rom eintrug. Das hier erwähnte Buch ist „Αἱ περὶ τοῦ 'Ιουδαϊκοῦ πολέμου βίβλοι“ eine jüdische Geschichte in 7 Büchern, von der nur noch Übersetzungen existieren. — Tyrannius Rufinus ist ein lateinischer Kirchenschriftsteller des 4. Jahrh., der viele griechisch geschriebene kirchliche Werke ins Lateinische übersetzt hat, z. B. auch die Werke des Kirchenvaters Eusebus. Doch ist er, wie ihm auch Hieronymus zum Vorwurf macht, bei den Übersetzungen sehr willkürlich verfahren. Die hier von de Brosses beanstandete Stelle wird heute nicht für echt gehalten. Siehe Wetzel u. Wette.

Seite 377.

Zeile 19. Deutsch: »Wie denn, Euer Gnaden? Ihr habt die Wechselpost, nicht die richtige Post.«

Zeile 22. Deutsch: »Oh, ihr Herren, nein! Ihr habt die Wechselpost, nicht die richtige Post.«

Seite 378.

Zeile 20. Vielleicht John Brown, englischer Schriftsteller (1715—1766).

Zeile 29. Armand von Soubise, Graf von Ventadour (1717—1756) ist der Großneffe des Kardinals v. Rohan. Er war 1739 auf Betreiben dieses Großonkels Rektor der Universität. Er wollte die Universität zu einem ihr nicht genehmen Schritt in bezug auf eine Appellation wegen der Bulle Unigenitus veranlassen, stieß aber auf heftigen Widerstand. Als die Gegenpartei brieflich protestierte, wurden die Anführer aus Paris verbannt. Darauf ward in Paris ein »Leichenzettel« angeschlagen: »Alle Herren und Damen werden hierdurch eingeladen, dem Leichengefolge und Begräbnisse der hohen und vornehmen Frau, Frau Universität zu Paris, ältesten Tochter des Königs von Frankreich, die am 11. May in ihrem Palaste der Wissenschaften gestorben, beizuwohnen. Ihr entseelter Körper soll in der Kapelle der ehrwürdigen Patrum der Gesellschaft Jesu eingesenkt werden, um allda die Auferstehung zu erwarten. Requiescat in pace! Der Abt von Ventadour, ihr einziger Erbe durch Konfiskation, wird ihr in dem Palaste von Soubise die letzte Ehrenrede halten.« We-

gen dieser Dinge mag der Herr Abt ganz gern die Gelegenheit wahrgenommen haben, aus Paris zu verschwinden. Er ward dann rasch nacheinander Kommandeur des hl. Geistordens, Großalmosenier von Frankreich, Kardinal und 1749 beim Tode des Kardinals v. Rohan, dessen Nachfolger als Bischof von Straßburg. Er starb 1756 im Alter von 39 Jahren.

Zeile 34. Vercelli ward 1704 von den Franzosen geschleift.

Seite 379.

Zeile 6. San Gaudenzio ist um 1570 von Pellegrino Tibaldi erbaut. Keyßler spricht von Bronzearbeiten und einer »Silberkapelle« in dieser Kirche.

Zeile 21. Die damaligen Hauptgemälde im Schloß sind von Veronese. Keyßler (1776) berichtet von dem Schloß als größtenteils ausgeräumt.

Zeile 29. Der Palazzo Madama ist in den verschiedensten Epochen gebaut. Der erste Bau, ein römisches Kastell, wurde im Mittelalter mehrmals stark erweitert und mit Türmen versehen. Auch Carl Emanuel II. (1638—75) fügte neue Bauten hinzu. Der Name »Madama« rührt von der Königin-Mutter Maria her, die eine geborene Savoyen-Nemours war. Von Fil. Juvara stammen aus ihrer Zeit Treppe und Westfassade des Doms.

Seite 380.

Zeile 5. Der damals regierende Herrscher ist Karl Emanuel III. (1730—73), der Kronprinz heißt Victor Amadeus, geboren 1726, als Herrscher der dritte seines Namens.

Zeile 7. S. Anm. zu Seite 374.

Zeile 20. Salvatore Lanzetti wurde Anfang des 18. Jahrh. in Neapel geboren. Er bildete sich auf dem dortigen Konservatorium »di Loreto« aus und trat dann in die Dienste des Königs von Sardinien. Er starb etwa 1780 in Turin. Fétis.

Zeile 22. Die beiden Berruzzi sind in keinem mir zugänglichen Musikerlexikon zu finden.

Zeile 29. Kardinal von Auvergne s. Anm. zu S. 320.

Zeile 32. Der Marquis von Courbon war nicht aufzufinden. Ein Herr v. Courbon nahm nach abenteuerlicher Jugend französische Kriegsdienste, mußte aber dann aus Frankreich fliehen, weil er seinen Hauptmann im Duell getötet, er nahm nun Dienste bei den Deutschen und starb schließlich in venezianischen Diensten. Auf ihn würde de Brosses Schilderung passen, wenn er nicht — schon 1688 gestorben wäre. Vermutlich ist dieser Marquis ein Nachkomme.

Seite 381.

Zeile 14. Brelan ist ein Kartenspiel, wobei die Mitspielenden stets nur drei Karten in der Hand haben. Es kann zu dritt, viert und fünft gespielt werden. Der Kardinal war eine große Spielratze.

Zeile 15. Die damalige Königin von Sardinien ist Elisabeth von Lothringen (1711—1741). Sie ist die dritte Gemahlin von Karl Emanuel III. (1701—1773) und älteste Tochter von Leopold Joseph Karl, Herzog von Lothringen (1679—1729). Karl Emanuel war in zweiter Ehe mit Polyxena von Hessen-Rheinfels vermählt. Sie starb 1735. Ob de Brosses einen Bruder von ihr oder der Königin Mutter meint, geht aus der Stelle nicht hervor.

Seite 382.

Zeile 17. Sonica heißt eine Karte, die beim Spiel zu Gewinn oder Verlust so früh herauskommt, als nur irgend möglich.

Zeile 34. Vielleicht Maurizio de Solari, Großprior des Maltheserordens für die Lombardei und Gesandter in Paris für Sardinien. Gest. 1765.

Seite 383.

Zeile 1. Claude Marie Graf v. Bellegarde, kursächsischer Generalleutnant und Gesandter in Turin (1705—1755).

Zeile 13. Somis, s. Bd. I. Anm. S. 436 und 449.

Zeile 27. Tartini, s. Bd. I. Anm. S. 449. — Veracini Francesco Maria, s. Bd. I. Anm. S. 456. — Pasqualini. De Brosses meint hier vielleicht Nicolo Pasquali, der bis 1743 in Italien wirkte, dann nach England ging, wo er 1757 starb. — San Martini ist wahrscheinlich Giovanni Battista S., ein bei Fétis angeführter Mailänder Komponist, der an mehreren Kirchen Kapellmeister war und Dirigent der Nonnenkapelle von Santa Maria Maddalena. Er hat außerordentlich viel für Instrumentalmusik komponiert. Er lebte von Anfang des 18. Jahrh. bis nach 1770.

Zeile 29. Vanloo Elisabeth geb. Somis, Tochter von Somis. S. Bd. I. Anm. S. 436.

Seite 384.

Zeile 4. Die Schlacht von Guastalla war 1734.

Zeile 5. François Marie, Herzog von Broglie (1671—1745) wurde 1734 Marschall von Frankreich. Seit etwa 1690 nahm er an allen Feldzügen Frankreichs Anteil. Sein Sohn Victor François (1718—1804) hat an der Schlacht von Guastalla ebenfalls teilgenommen.

Zeile 7. Der König war Victor Amadeus II. Herzog von Savoyen (1675—1730), König von Sizilien (1713—18), König von Sardinien

(1718—30), der Vater des damals regierenden Königs Carl Emanuel III., zu dessen Gunsten er 1730 die Regierung niederlegte.

Zeile 18. François de Franquetôt, Herzog v. Coigny (1670—1704), Marschall von Frankreich. Der achtzigjährige Marschall Villars hatte damals (1734) in Piemont den Oberbefehl über Franzosen, Spanier und Piemontesen gegen die kaiserlichen Truppen unter General Mercy. Er übertrug nach der Einnahme Mailands den Oberbefehl über das Heer auf Coigny. Die Verbündeten wurden erst bei Parma besiegt, trotzdem Mercy fiel, und die Feinde nach dem Übergang über die Secchia im Lager angegriffen. Dann aber stellte sich das Heer und die Verbündeten erfochten den Sieg bei Guastalla.

Zeile 26. Carlo Vincenzo I. Ferrero, Marchese von Ormea war sardinischer Staatsminister und Großkanzler. Er war erst einfacher Richter, der König Viktor Amadeus II. lernte ihn kennen und nahm ihn zu sich. Er leitete erst die Finanzen und zog dabei den Haß des piemontesischen Adels auf sich, den er zur Steuer heranzog. Er wußte klug mit Rom zu verhandeln und leitete auch die Verhandlungen bei der Abdankung des Viktor Amadeus II. Er starb 1745.

Seite 385.

Zeile 24. Pietro Giannone, neapolitanischer Historiker (1676—1748). Das Buch, das sein Verderben wurde, ist: Storia civile del regno di Napoli. Neapel 1723. 4 Bde. in 4°. Giannone war von Haus aus Jurist. Sein Buch enthält heftige Angriffe gegen Rom, und ein Kundiger sagte dem Verfasser, er habe sich damit eine Dornenkrone geflochten. Als Don Carlos in Neapel zur Regierung kam, verlor Giannone seine Pension und flüchtete dann nach Venedig. Als er dort der Regierung verdächtig wurde, ward er ausgehoben und über die Grenze ins Ferraresische geschafft. Er kam schließlich nach Genf, und von dort lockte ihn ein verräterischer Freund Ostern auf sardinisches Gebiet, wo er gefangengesetzt wurde. Er hat im Gefängnis 1738 seine Angriffe gegen den Papst zurückgezogen auf Rat der Geistlichkeit, seine Freiheit hat es ihm aber nicht gebracht. Er starb 1745 im Kerker.

Seite 386.

Zeile 15. Das »Castello del Valentino« liegt eine Meile von Turin am Po. Es ward für die Königinmutter Christine, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich 1650 erbaut, wie Baedeker angibt, von einem Schüler des Salomon de Brosses oder Debrosses. Die Namensübereinstimmung ist eigentümlich. Über De Brosses Vorfahren s. Foisset (Bd. I. Bücherverz.)

Zeile 18. Emanuel Philibert Amadeus Prinz v. Carignan (von etwa 1630—1705) war taubstumm.

Zeile 32 f. Die Kathedrale von Turin ⟨S. Giovanni Battista⟩ ist ein Bau von Meo del Caprina ⟨1491—98⟩ im Auftrag des Kardinals della Rovere erbaut. Die Kapelle del Santissimo Sudario ward 1694 von Guarini erbaut.

Seite 387.

Zeile 28. Pirro Ligorio lebte im 16. Jahrh. ⟨S. Anm. zu S. 252.⟩ Die hier erwähnten Manuskripte sind Berichte über seine Altertumsforschungen in ganz Italien, mit Zeichnungen von seiner Hand illustriert. Karl Emanuel I. von Savoyen kaufte sie für 18 000 Dukaten an. Später kamen sie nach Frankreich, mußten 1815 aber zurückgegeben werden.

Zeile 33. Die Tafel »mensa Isiaca« wurde unter Paul III. Farnese ⟨1534—49⟩ aufgefunden. Sie heißt auch heute noch Tabula Isiaca und ist im Turiner Museum. Sie wird in der Biogr. universelle folgendermaßen beschrieben: eine bronzene Tafel von 5 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite, deren Grund mit einer Art Email oder schwarzem Firnis bedeckt ist. In diesen Lack sind Bilder eingeritzt mit Konturen von Silberdraht. Kardinal Bembo soll sie in Rom erworben haben, aus seinen Händen kam sie an den Herzog v. Mantua und verschwand 1630 von dort. Erst spät ward sie in Turin wieder entdeckt. ⟨S. Caylus, Recueil des antiquités Bd. 4., S. 44.⟩ Das Werk des Pignoria ist 1605, 1608 und 1669 lateinisch unter verschiedenen Titeln erschienen. Der von 1669 heißt: Mensa Isiaca, qua sacrorum apud Aegyptios ratio et simulacra subjectis tabulis aeneis simul exhibentur et explicantur. Amsterdam 1669 in 4°. Über die Tafel haben vor P. Aneas Vico, nach ihm Pater Kircher, Montfaucon, Jablonski und Caylus gehandelt.

Seite 388.

Zeile 15. Pignoria oder Pignonius ⟨?⟩. Lorenzo Pignoria, Altertumsforscher ⟨1571—1631⟩ war Paduaner. Außer seinem geistlichen Beruf trieb er eifrig Altertumsstudien, auch in Rom, die ihn rasch als Kenner berühmt machten. Seine Schriften, deren Titel die Biogr. univ. mitteilt, sind fast alle auf Altertümer bezüglich. Pignoria starb in Treviso.

Zeile 24. Tournelle = Pariser Strafkammer.

Seite 390.

Zeile 6. Deutsch etwa: »Glauben schenket den Verkündern«.

Zeile 13. Kardinal de Bossu, bei Ranft genannt Thomas Philippe d'Alsace, Graf von Bossu ⟨geb. 1679, Kard. 1719, gest. 1759⟩ ist Niederländer. Er ward jung Kanonikus, studierte in Rom im Kollegium Romanum und machte dort seinen Doktor. 1716 ward er Erzbischof, trat in Mecheln eifrig gegen die Jansenisten auf und unterwarf sich der Bulla Unigenitus sofort. Er lebte bis 1739 in Mecheln, ging dann nach Rom bis 1741. Der franzö-

fische Hof, dem sein Eifern gegen die Jansenisten zu stark war, hatte sich 1719 seiner Erhebung zum Kardinal vergeblich widersetzt.

Zeile 27. Kardinal Pompejus Aldrovandi ist Bologneser (geb. 1668, Kard. 1734, † 1752. Er war mit Alberoni befreundet, hat mit diesem die Heirat Phil. V. mit Elis. Farnese zustande gebracht und war auf Alberonis Betreiben Nuntius in Spanien. Wegen des Briefes an den Pater Ravagli (so bei Ranft genannt) hat er sich in einem Brief an den Kardinal Corsini, der seine Wahl betrieb, zu rechtfertigen gesucht. Doch war dies vergeblich. Die Kardinäle hatten schon gegen seine Wahl protestiert, mit dem Einwand, er sei ihnen nicht heilig genug, nachdem Annibale Albani wegen seiner Verwaltung von Viterbo Unvorteilhaftes erkundet hatte.

Seite 391.

Zeile 7. Tommaso Ruffo (geb. 1663, Kard. 1706. † 1753) ist Neapolitaner. Er war erst im Collegium Romanum, dann Inquisitor in Malta, Nuntius in Florenz, Legat in der Romagna, hielt sich politisch zu Österreich, war dem Albani genehm, aber der Corsinipartei nicht.

Zeile 21. Domenico Riviera (geb. 1671, Kard. 1733, † 1752) stammt aus den Abruzzen. Nach Studien in Bologna machte er in Urbino seinen Doktor. Er war mit den Albani befreundet. Er hatte verschiedene Missionen an fremden Höfen, wie bei Prinz Eugen, in Parma und Modena, leitete von 1719 ab das päpstliche Archiv. Das »Arbeiten« der französischen Kardinäle für ihn im Konklave 1740 machte ihn der Corsini- und Albanipartei nicht genehm. Als er in seiner Zelle Zierate wegnehmen und Vorhänge anbringen ließ, fragte der Pasquino: »Warum versteckt sich der Kardinal Riviera hinter die Vorhänge?« worauf Marforio antwortete: »Damit die französische Sonne nicht in seine Zelle scheint.« Bei Benedikt XIV. genoß er großes Ansehen, war auch als Gelehrter und Jurist geschätzt.

Seite 392.

Zeile 4. Giovanni Baptista Altieri (geb. 1673, Kard. 1724, † 1740) wurde am 29. Februar von heftiger Ohnmacht befallen, die sich Anfang März wiederholte. Am 12. März ist er gestorben. Dagegen starb Corradini, obwohl 15 Jahre älter, erst 1743.

Zeile 8. Ranieri Delci, Neapolitaner (geb. 1670. Kard. 1738, † 1761) war länger Nuntius in Frankreich. Er wußte in den Jansenistenstreitigkeiten geschickt es mit keinem zu verderben. Er war von der Corsinipartei gestützt, aber der Albanipartei nicht genehm.

Zeile 15. Leander von Porzia (geb. 1673, Kard. 1728, † 1740) hat in Venedig studiert. Clemens X. ernannte ihn zum Abt in S. Paolo fuori

le mura. Er war ein guter Theolog und geschickter Unterhändler. In seinem Bistum Bergamo blieb er nicht lange, sondern kam wieder nach Rom und lebte dort sehr gut. Schon im Konklave 1730 hatte er wegen Steinschmerzen seine Zelle verlassen müssen, und dies alte Übel befiel ihn auch 1740 wieder. Er war Vorsteher der Bank von Sto. Spirito und Präfekt bei der Indexkonkregation. Nach Ranft starb er nicht im Konklave, sondern in seinem Haus an der Longara.

Zeile 33. Giovanni Battista Tolomei (geb. 1653. Kard. 1712. † 1726) ist aus Toscana. Er trieb besonders kirchengeschichtliche, dogmatische und Bibelstudien und war Lehrer der Philosophie im Collegium Romanum.

Seite 393.

Zeile 2. Francesco Roberto Bellarmin (geb. 1542. Kard. † 1621), großer Polemiker und Dogmatiker. Er lehrte 12 Jahre am Collegium Romanum mit größtem Zulauf. Seine Polemik ist frei von jeder Schärfe. Seine Wahl zum Papst lehnte er 1605 entschieden ab.

Seite 394.

Zeile 32. Nach Ranft hatte es für Firrao als ehemaligen Staatssekretär Schwierigkeiten, gewählt zu werden.

Zeile 33. Jarnacstoß = heimtückischer, unehrenhafter Stoß, genannt nach Guy Chabot, Sohn des Seigneur v. Jarnac, der nach St. Simon 352, 133 François de Vivonne im Zweikampf tötete. Littré.

Seite 400.

Zeile 33. Imam = arab. Vorsteher, Kultusbeamter und Vorbeter.

Seite 401.

Zeile 4. Der Marientag ist der 15. August. Mariä Himmelfahrt.

Zeile 22. Étienne le Camus (geb. 1632, Kard. 1686, † 1707) war als Abbé ein sehr lockerer Herr. Später trat er in den Kartäuserorden ein und lebte sehr streng, war aber kein Gegner der Jansenisten. Er war großer Sprachkenner und sehr beredt. Seine Lebensbeschreibung erschien 1720 in Paris.

---

# TITEL OFT ZITIERTER ODER ZU DEN ANMERKUNGEN BENUTZTER BÜCHER

Außer den in Band I genannten:

Biographie Universelle, Ancienne et Moderne. Paris und Leipzig ohne Jahreszahl.
La Grande Encyclopédie. Paris ohne Jahreszahl.
Ranft. Merkwürdige Lebensgeſchichten aller Kardinäle, die in dieſem jetzt laufenden Seculo das Zeitliche verlaſſen haben. Regensburg 1768.
Grove. A Dictionary of Music and Musicians. London 1904.
F. J. Fétis. Biographie des Musiciens. Paris 1860.
Hermann Mendel. Muſikaliſches Lexikon. Leipzig 1890—91.
Pauly. Realenzyklopädie der klaſſiſchen Wiſſenſchaften. Stuttgart 1893.
Edouard-Maria Öttinger. Moniteur des Dates. Dresden 1866.
Wilhelm Bahnſon, Stamm- und Regententafeln zur polit. Geſchichte. Berlin 1912.
Stadler u. Ginal. Vollſtändiges Heiligen-Lexikon. Augsburg 1858.
Catalogue of Opera Librettos. Waſhington 1914. Library of Congress.
Diego Angeli. Le Chiese di Roma. Rom ohne Jahreszahl. } (Modern.)
Luigi Callari. I Palazzi di Roma. Rom ohne Jahreszahl. }
Roſcher. Mythologiſches Lexikon.

# BERICHTIGUNGEN

S. 117, Z. 13: statt »Clemens VII.« lies »Clemens XII.«.
S. 127, Brief 42: Fehlende Überschrift: An Herrn von Quintin.
S. 191, Z. 35: statt »Salle« lies »Sale«.
S. 192, Z. 34: statt »è« lies »e«.
S. 193, Z. 28: statt »Porcia« lies »Portia«.
S. 194, Z. 24: statt »Sebastino« lies »Sebastiano«.
S. 284, Z. 28: statt »Case« lies »Casa«.
S. 284, Z. 28: zwischen »Borghese« und »in« ergänze »und«.
S. 319, Z. 25: statt »Janseismus« lies »Jansenismus«.
S. 333, Z. 19: statt »Innocenz III.« lies »Innocenz XIII.«
S. 433, Z. 27: statt »Casanata« lies »Cazanata«.
S. 433, Z. 28: statt »Alexandrin« lies »Alessandrin«.
S. 436, Z. 29: statt »Alttemps« lies »Altemps«.
S. 444, Z. 2: statt »Bonifaz VII.« lies »Bonifaz VIII.«.
S. 444, Z. 19: statt »Friedrich VI.« lies »Heinrich VI.«.
S. 446, Z. 2: statt »Paola« lies »Paolo«.
S. 493, Z. 6: zwischen »Karl« und «Emanuel« streiche »von«.
S. 496, letzte Z.: statt »Clemens X.« lies »Clemens XI.«.
Die zu S. 125 gedruckten Anmerkungen »Guadagni« und »Sulpicianer« gehören zu S. 126.

# NAMENVERZEICHNIS

(* = Anmerkung)

ABKÜRZUNGEN

P. = Papst, K. = Kardinal, Kais. = Kaiser, Kg. = König, A. = Architekt, B. = Bildhauer, Bildt. = Bild-Text, D. = Dichter, M. = Maler, Mus. = Musiker, Op. = Oper, Säng. = Sänger oder Sängerin.

## B

C

D

## E

F

## G

H

## I



## J

K

## L

## M

N

O

P

Q



R

S

T

U



V

W



X



Y



Z

# ZU DEN TEXTBILDERN UND IHREN SCHÖPFERN

1) Titelbild. Unterschrift. Ch. de Brosses Comte de Tournai et de Montfaucon, Premier président du Parlament de Dijon, de l'Ac. R. des Insc. et B. Lett. né en 1709. Das Bild stellt Charles de Brosses in reiferen Jahren dar und ist dem Werke: Histoire de la République Romaine, dans le Cours du VII^e Siècle, par Salluste: en partie traduite du latin, sur l'original, en partie rétablie et composée sur les fragments qui sont restées de ses livres perdus, remis en ordre dans leur place véritable ou la plus vraisemblable. — Deutsche Übersetzung von Schlüter: Römische Geschichte nach De Brosses, übersetzt von J. Christ. Schlüter. Osnabrück 1799—1803. Der Name des Stechers war nicht festzustellen.

2) Teil des Stadtplans von Rom mit der Porta del Popolo und den von der Piazza del Popolo ausgehenden Straßen. Aus: Veteris et modernae urbis Romae Iconographia et accurata designatio, cura et sumtibus Matthaei Senteri Chalcographi Augustani.

3) Bildnis des 1739 regierenden, 1740 verstorbenen Papstes. Unterschrift: Clemens XII. Corsinus Florentinus Pont. Max. Creatus Die XII Julii MDCCXXX Obijt die 5. Februarii 1740. Auf dem Pfosten links: Aug. Massuci pinxit. Auf dem Pfosten rechts: Rocus Pozzi sculp. Unten: Laurentius Pilippus de Rubeis Calcographus Vaticanus Filiusque Dominici Heredis Jo. Jacobi form. Romae ad T. S. M. de Pace cum Priv. S. P. Der Maler Massuci ist Schüler von Carlo Maratta und war bekannter Porträtmaler. Rochus Pozzi, Kupferstecher um 1750, de Rubeis = de Rossi.

4) Inneres von St. Peter. Links: Despres del. Rechts: Cav. Frnco Piranesi inc. 1787. Unterschrift: Prospetto interiore del Tempio Vaticano veduto nelle sere di Giovedì e del Venerdì santo al chiarore della gran Croce di metallo illuminata sospesa nella Nave principale dinanzi all' Altar Maggiore quando la Santità sua si porta alla venerazione del Volto Santo. Francesco Piranesi (1756—1810) ist der Neffe und Schüler des großen Piranesi (Giambattista P. 1720—78) Despres war nicht auffindbar.

5) Bild des Kardinals de Tencin. Unterschrift: Petrus Guerin de Tencin. Archiepiscopus Ebrodunensis Gallus, S. R. E. Presbyter cardinalis creatura S'. Sm̃o. D. N. Clemente Papa XII in Consistorio secreto

die 23 Februarii 1739. Links: Nicolaus Billy Sculp. Unten: Romae ex Calcographia iam de Rubeis, nunc R. C. A. apud Pedem Marmoreum. Nicolaus Billy. Zwei Stecher dieſes Namens wirkten in Rom.

6) Bild des Kardinals Paſſionei. Unterſchrift: Dominicus S. R. E. Presbyt. Card. Passioneus A Secretis Brevium ÆTAT. Suae. Annor. LXXIV. Ohne Stechernamen.

7) Jakob (III) Stuart »The old Pretender«. Links A. S. Helle p. Links Chereau sc. Unten: a Paris chez F. Chereau rue St. Jacques aux deux pilliers d'or. Helle ſ. Namenverz.

8) Carl Eduard, Sohn Jakobs III. Stuart. Umſchrift: Charles Eduard, Fils aîné de Jacques Stuard ne à Rome le 31 Décembre 1720. Gravé par J. Daullé 1744. Joh. Daullé, franz. Stecher des 18. Jahrh.

9) Kardinal Ottoboni. Unterſchrift: Petrus S. R. Episcopus Cardinalis Ottobonus Venetus eiusdem S. R. E. Vicecancellarius et Summista Basilicae Lateranensis Archipresbyter Creatus Die VII Novembris MDCLXXXIX. Links Franc. Trevisani pinx. Rechts: Gaspar Mossi oder Messi sculp. Franc Trevisani, ſ. Namenverz. Gasp. Mossi od. Messi war nicht zu finden.

10) Huldigungsbild für Frankreich und den Papst, wahrſcheinlich anläßlich des faſt gleichzeitigen Regierungsantritts (1723—24) von Benedikt XIII. Orſini und Ludwig XV. von Frankreich, die in den Medaillons abgebildet ſind. Das die Medaillons verbindende Spruchband trägt die Worte: »Constellatio felix«, das Band über der Mittelgruppe: »Justitia et Pax osculatae sunt.« Auf dem Poſtament ſteht: Coniunctio felix. Unter dem Stich rechts: »Hieronymus Sperling del. et sculps. Aug. Vind. Hieronymus Sperling: namhafter deutſcher Kupferſtecher (1695—1766), lernte in Augsburg und Nürnberg.

11) Bildnis Innocenz XIII. Conti (1721—24). Unterſchrift zum Bild: »Innocentius XIII. de Comitibus Romanus Pontifex Maximus Creatus die VIII. Maij MDCCXXI.« Rechts auf dem Bildpoſtament: »Hier. Rossi del. et inc.« Auf der unteren Randleiste: Dominicus de Rossi Haeres Jo Jacobi Ferocis Romae ad Templum S. M. de Pace cum Priuil. Summi Ponteficis. Hieronymus de Roſſi, Maler und Kupferſtecher zu Rom, Schüler von Cantarini und J. Baptiſta Buoncore. Um 1690.

12) Bildnis Clemens XI. Albani. Unterſchrift: Clemens XI Albanus Urbinas Pontifex Maximus Creatus die XXIII Novembris MDCC. Links: Petrus Nelli pinx. Rechts: Hieron. Rossi Incid. Romae ex officina Dom de Rubeis Heredis Jo. Jacobi ad Templum S. M. de

Pace cum Privil. Summi Pont. et sup. perm. Petrus Nelli, Maler in Rom, Schüler von J. Maria Morandi, guter Porträtist. Um 1730. Hieron. Rossi s. Bild 11.

13) Die Engelsburg (Castel St.' Angelo). Stich aus: Nouveau Voyage d'Italie v. Misson. Utrecht chez Guillaume van de Water et Jacques van Polsum MDCCXXII. Der Autor der Stiche ist nicht genannt. Über dem Bild steht: Chateau St' Ange. Stecher unbekannt.

14) Petersplatz und Peterskirche, ebenfalls aus Misson s. Bild 13. Überschrift: L'Eglise de St. Pierre.

15) Die Tiberinsel. Unterschrift: Insula instar Navis cum Templo Aesculapii etc. a Rome. Mit Erlaubnis der Münchener Staatsbibliothek. Aus: Nouveau Théatre d'Italie usw., s. Bild 27 u. 28.

16) Abbild des Biribi-Spiels im Besitz der Übersetzer. Überschrift: Il Nuovo et Piacevole Giuoco del Biribisse. Spielanweisung: Volendo giocare a questo gioco si prende questa carta et si tagliano li 42 bolettini piccolini che stanno a Casso et incartocciati uno per uno si mettino in un cappello, il quale terrà in mano quello che fa il gioco. Gli altri poi che giocaranno mettino un quatrino o più per uno nella carta grande sopra quella figura che li parerà e poi uno di loro cavi dal detto cappello un bolettino et spiegatolo che sarà si veda se confronta con alcuna di quelle figure sopra quella e quali e stato posto il denaro: et se non confronta con alcuni di quelle chi fará il gioco tirerà a se tutti li dinari posti. Ma se confronta con alcuna presi tutti li dinari del gioco pagherà a quello che si afrontò la figura 4 baiochi rimettendo il bolettino nel cappello. Avertendo che chi fa il gioco sempre lo deve tenere finche una volta perde, nel qual caso deve renunciare al compagno che li sta alla mano. Dimodo che tocchi a tutti una volta per uno a fare il gioco, et possano giocare quante persone vogliano. In Roma con licentia di Superiori. Si stampano appresso Gio. Giacomo Rossi alla Pace. Deutsch etwa: Wer spielen will, schneide die 42 kleinen Spielblättchen unten am Blatt voneinander, klebe jedes einzeln auf und lege sie in einen Hut, den der in der Hand halten muß, der das Spiel hält. Die anderen Spielenden setzen einen Quatrino oder mehr auf irgendein Bild des Spielplanes und dann zieht einer aus besagtem Hut ein Bildchen, rufe es aus und vergleiche, ob es mit irgendeinem der Bilder übereinstimmt, auf die Geld gesetzt ist. Kommt kein solches Bild heraus, zieht der Spielhalter das ganze Geld an sich. Stimmt es jedoch mit irgendeinem, auf das gewettet ist, überein, so zieht er das Geld ein, gibt jedem, der auf die Karte gesetzt, vier Baiochi heraus und legt das Zettelchen in den Hut zurück. Zu bemerken ist, daß der Spielhalter derselbe bleibt, bis er verliert, in

diesem Falle muß er es an den Nachbarn zur Rechten abgeben. So kommt jeder einmal daran, das Spiel zu halten und es können beliebig viele Personen mitspielen. Rom, mit Erlaubnis der Behörden gedruckt bei J. Jac Rossi. Die Namen der einzelnen Felder sind: 1. Sole = Sonne, 2. Zanni = dummer August, 3. Libro = Buch, 4. Bufala = Büffel, 5. Tavoliere = Dambrett, 6. Matacino = Hanswurst, 7. Luna = Mond, 8. Spazzacamino = Schornsteinfeger, 9. Caldara = Kessel, 10. Fontana = Springbrunnen, 11. Mondo = Weltkugel, 12. Leone = Löwe, 13. Sofietto = Blasebalg, 14. Pignatta = Topf, 15. Occhiali = Brille, 16. Todesco = Deutscher (Landsknecht), 17. Trappola = Falle, 18. Lenterna = Laterne, 19. Bracchiere = Bruchband, 20. Carciofo = Artischocke, 21. Candeliero = Leuchter, 22. Serena = Sirene, 23. Fiasco = Fiasco, 24. Ostaria = Wirtshaus, 25. Stella = Stern, 26. Galera = Galeere, 27. Buzzico = Tonkrug, 28. L'orbo = der Blinde, 29. Calamaro = Tintenfaß, 30. Astrologo, 31. Bicchiere = Becher, 32. Cupido, 33. Core = Herz, 34. Rufiane = Kupplerin, 35. Botte = Faß, 36. Ciovetta = Eule, 37. Campana = Glocke, 38. Ponte = Brücke, 39. Fortuna = Glück, 40. Torre = Turm, 41. Lucerna = Lampe, 42. Barbaro = Hunne.

17) Der Kardinal Aquaviva von Aragon. Unterschrift: Eminentiss[imo] e Reverendiss[imo] Principe — D. Troiano D'ACQuaviva D'Aragona — Arcivescovo Di Monreale — Ministro Reale Della Maestà Cattolica — e del Re delle Due Sicilie — e Protettore Dei Loro Regi. Stecher nicht genannt.

18) Stich von Ghezzi, einen alten Herrn mit Perücke und Tasse darstellend. Mit Erlaubnis des Kupferstichkabinetts in München. Ghezzi Pietro Leone (1674—1755).

19) Bildnis von François de Troy. Unterschrift: François de Troy-Peintre ordinaire du Roy, Ancien Directeur de l'Académie Royale de Peinture et Sculpture. Links von dieser Schrift: Peint par lui même en 1714. Rechts: Finte de Detrechers. Schrift im unteren Feld:

> De Troy dans son grand art avait tres peu d'égaux
> Et ses portraits avaient tant de force et de vie,
> Que tous ceux qu'il peignait semblaient de ses tableaux
> N'être que la foible copie. M. Meraine.

Deutsch etwa:

> De Troy in seiner Kunst hat wenig seinesgleichen
> Und seinen Werken eignete solch Feu'r und Leben,
> Daß alle, die er malt, den Bildern nur so gleichen,
> Als wohl ein schwaches Nachbild könnte geben.

Detrechers war nicht zu finden. De Troy s. Anm. S. 451.

20) Bildnis des Pasquino. Aus Misson. Unterschrift:

Vivere qui sancte cupitis, discedite Româ:
Omnia, cum liceant, non licet esse bonus.

Deutsch:

Wollt Ihr leben in Zucht, so fliehet eilends von Rom weg:
Dort, wo alles erlaubt, frommt es nicht gut zu sein.

Aus: Les Délices de l'Italie von Rogissart. Paris 1707.

Überschrift:

Che guardi tu che lo — Babbuino
Non vedi tu che io son mastr. Pasquino.

Deutsch:

Was schaust du mich wie einen Pavian an,
Den Herrn Pasquino man doch kennen kann.

Die Seitenfelder (von oben) heißen: 1) Paggia — Sapienza. (Narrheit, Weisheit.) 2) Io dico, altri sanno. (Ich rede, andere wissen.) 3) Ne Diis quidem parco. (Nicht einmal die Götter verschone ich.) 4) Non dir mai mal se voi viver in corte. (Rede nie schlecht, wenn du ein Höfling sein willst. 5) Ve comio sto per dire un poco il vero. (Schau her, wie es mir geht, weil ein wenig die Wahrheit ich sagte.

21) Stich von Ghezzi. Schrift: Links: XXIV. Rechts: O M: sculpsit Dresdae 1750 di 7 Obre. Links: Eques P. L. Ghezzi delin. Rechts: Matheus Oesterreich Sculps. In der Mitte: Petruccella Servitore Nell Gabinetto di S. M. il Re di Pol. Elect. di Sassonia — Mit Genehmigung des Kupferstichkabinetts in München. — Ghezzi s. Bild 18.

22) Stich von Ghezzi. Schrift: Links: IX M. A. Sabattini. Rechts O M. sculpt. 1750. Unterschrift: Annoso ne crede sem. nam sola vetustas Ludere credentes edocuit Juvenes. Petrus Leo Eques Ghezzi faciebat Romae. 1722 13. Ibris Matthaeus Oesterreich Sculpsit Dresde. Nell Gabinetto di. S. M. il Re di Pol. Elet. di Sassonia. — Ghezzi s. Bild 18.

23) Sibyllentempel zu Tivoli. Auf dem oberen Säulengesims die Schrift: W. Gellio. Aus: Some observations in travelling through France, Italy etc. in the years 1720, 1721 and 1722. By Edward Wright Esq. Mit Genehmigung der Münchener Staatsbibliothek.

24 u. 25) Bildnisse des Komponisten Hasse und einer Frau Faustina. Reproduktionen der photographischen Ges. zu Berlin nach Ölbildern von Liotard in Dresden. Jean Ét. Liotard, Schweiz. Mal. (1702—89).

26) Bildnis des Kardinals Annibale Albani. Unterſchrift: Annibal S. R. E. Diaconus Cardinalis Albanus Urbinas Archipresbytes Basilicae Vaticanae et Congregationis Fabricae Praefectus Creatus Die XXIII. Decembris MDCCXI. Links unten: Petrus Nelli pinxit. Rechts unten: Hieronymus Rossi inc. Nelli ſ. Bild 12, Roſſi ſ. Bild 11.

27 u. 28) Stiche zur Illuſtration des Konklaves. Aus Jean Blaeu: Nouveau Théatre d'Italie. 4 Bände in gr. Folio. Haag 1724. Mit Genehmigung der Staatsbibliothek in München. Unterſchriften der einzelnen Bilder: 27. 1) Après la Mort du Pape on fait rompre son cachet = Nach dem Tode des Papſtes wird ſein Siegel zerbrochen. 2) Désordre après la Mort du Pape à Rome = Unruhen beim Tode des Papſtes in Rom. 3) L'Entrée des Cardinaux au Conclave = Einzug der Kardinäle ins Konklave. Bild 28: Chambre ou cellule pour un Cardinal = Kammer oder Zelle für einen Kardinal. 2) Les Cardinaux assemblés pour l'Election du Pape = Die Kardinäle zur Papſtwahl verſammelt. 3) On apporte les Viandes aux Cardinaux = Die Speiſen für die Kardinäle werden gebracht.

29) Der Erbprinz (ſpät. Herzog) von Modena. Unterſchrift: Franciscus Maria Erbprinz von Modena. Links unten: Susany (Susanij?) sc. (ulpsit). Mit Genehmigung des Kupferſtichkabinetts zu München. Susany war nicht aufzufinden.

30) Bildnis von Muratori. Unterſchrift: Ludovicus Antonius Muratorius, Praepositus Ecclesiae Parochialis S. Mariae de Pomposia, Bibliothecae et Tabulario Serenissimi Ducis Mutinensis Praefectus, Societatum Literariarum Londinensis et Italicarum plaerarumque membrum. Nat(us) Ao MDCLXXII d. XXI. Octobr. Rechts W. J. Haid excud. Ang. Vind. Joh. Lorenz Haid (1702—1750) deutſcher Kupferſtecher und Schüler von Rugendas.

31) Muſizierende Geſellſchaft nach einem Bilde Vanloos. Unterſchrift: Links — Filiponi del et sculp. Rechts: Venezia appo Wagner con privil. (Das letzte unlesbar). Unterſchrift:

A rilevar in poche note accolto —
Musico spirto un Giovanetto attende
E l'armonia d'Amor intanto apprende —
Di Donzella genti nel roseo volte.

Deutſch etwa:

Aufmerkſam harrt der junge Muſikant
Des Geiſtes, will alsbald ſein Spiel beginnen —
Und ſieh! Der Liebe Harmonie er fand
In eines Mägdleins roſig holden Mienen.

32) Bildnis des Papstes Benedikt XIV. Lambertini. Unterschrift: Benedictus P. P. XIV. Ganz unten: Jo: Bapta Sinte S. Sculp. Romae. Das Originalgemälde ist im Vatikan. J. B. Sintes, röm. Stecher um 1730.

33) Landschaft mit Flußübergang und Reisewagen. Unterschrift: A. Canal. Mit Genehmigung des Münchener Kupferstichkabinetts. A. Canal ist Ant. Canaletto, berühmter Vedutenmaler (1697—1768).

# INHALT

---

## Anhang

Dieſes Werk wurde im Auftrage des Verlages Georg Müller in München in der Buchdruckerei Mänicke und Jahn in Rudolſtadt gedruckt. 100 Exemplare wurden auf Bütten abgezogen und in der Preſſe numeriert.


L 006 831 940 9

DG
424
B79 1G
v.2

Brosses -
Vertrauliche briefe aus Italien an seine freunde in Dijon 1739-40

DG
424
B79 1G
v.2